





Deutsch-Amerikanische

Monatshefte

für

Politik, Wissenschaft und Literatur

unter Mitwirkung von

J. B. Stallo, Theodor Olshausen, Friedrich Kapp, Carl Göpp, Emil Preetorius, Dr. C. Hering, R. Solger, E. Dorsch, Adolf Douai, Carl Schurz, Friedr. Hecker, Dr. H. Tiedemann und Anderen,

herausgegeben von

Caspar Butz.

Erster Band. — Januar-Heft, 1864.

Chicago, Ill.,

Druckerei des „Hausfreunds," 38 und 40 Lasalle-Straße,

1864.

Wir wollen gern bekennen, daß es unser höchster Ehrgeiz ist, die „Monatshefte" zu einer Art internationalem Journale zu machen. Wir werden eine entsprechende Anzahl Exemplare nach Deutschland senden und wir erwarten bereits für die nächsten Nummern Beiträge von namhaften deutschen Schriftstellern. Es scheint uns endlich an der Zeit, daß unsere Freunde jenseits der Oceans etwas über das „mythische Deutsch-Amerikanerthum," von welchem Humboldt spricht, aufgeklärt werden. Man hat uns zu sehr vergessen drüben im alten Vaterlande und nimmt zu wenig Antheil an unseren Bestrebungen. Wir aber glauben, daß die gewaltigen Anstrengungen der Deutschen in Amerika in den letzten Jahren, im Felde, in der Presse, wie auch auf der Rednerbühne, endlich auch von Seiten unserer Freunde in der alten Heimath einige Beachtung verdienen. Wir wollen nach unseren schwachen Kräften, mit Eifer versuchen, eine Verbindung mit ihnen anzuknüpfen.

Für das erste Heft erlaubt sich der Herausgeber, die Nachsicht seiner Leser in Anspruch zu nehmen. Es war noch nicht möglich, die wissenschaftliche und literarische Uebersicht zu schreiben; die Materialien, die aus Deutschland kommen müssen, fehlten noch. Das zweite Heft wird bereits diesem Mangel abhelfen.

Und so möge denn dies erste Heft in die Oeffentlichkeit treten. Wir hoffen, das Publikum wird, wenn auch streng, doch gerecht darüber urtheilen.

Missouri.

Von Emil Preetorius.

„Ein kleines Volk wird die Freiheit retten."
Alte Weissagung.

Die Entwicklungsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts spielt sich wohl auf keinem andern Boden in interessanterer Weise ab, als auf dem der amerikanischen Union; und von den diese Union bildenden Staaten ist wiederum keiner eine so interessante Wahlstätte für den Geister- wie für den Schwerdterkampf gewesen, als eben Missouri. In der That dieser Staat ist der Mikrokosmos im Makrokosmos der diese Vereinigten Staaten, nein, sagen wir lieber der die ganze heutige civilisirte Welt bewegenden Kämpfe. In der That Missouri ist, um mit unserem B. Gratz Brown zu reden „typical, symptomatic, exponential", und wenn dieser tiefe Denker die Frage behandelt, ob und wann sich aus den chaotischen Verwicklungen der Tagespolitik eine neue, geläuterte Weltanschauung mit ihr homogenen Staatseinrichtungen erheben, ob und wann dem Chaos ein Kosmos folgen werde — dann begleitet ihn unser gespanntestes Interesse, und mit

Brown schweifen unsere Blicke weit, weit hinaus über Missouri's enge Grenzen, hinweg über Land und Meer und über alle Kampfplätze hin, auf denen der freie Geist sich tummelt gegen ausgelebte Formen. Kosmopoliten im vollsten Sinn des Wortes sind die Führer im Streite, den das radikale Volk von Missouri nicht nur für sich selber ausficht, sondern zugleich für alle die, die nur in einer consequenten Durchführung allgemein freiheitlicher Prinzipien (wie sie unserer Unabhängigkeitserklärung und Constitution nach ächt demokratischer Interpretation zu Grunde liegen), Garantie dafür sehen, daß die neue Zeit auch eine freie, eine glückliche, eine menschenwürdige werde. Darin liegt die tiefe, philosophische, darin liegt die erhabene, welthistorische Bedeutung unseres Kampfes.

Ein Kampf von altem Datum ist es, der auf Missouri's Boden geführt wird, und ein Kampf mit wunderbarem Wechsel der Aussichten für die Kämpfer. Ist unser Boden noch heute Sklavenboden und war vor vier Jahrzehnten das nur mit Fesseln in den Bund zugelassene Missouri das erste gewaltige Opfer, das dem Moloch der Sklaverei dargebracht wurde, so ist es selbstredend wie schüchtern vor drei Jahrzehnten mit der ersten intelligenten deutschen Einwanderung sich die erste Opposition nur vernehmen lassen konnte. Aber sie hat sich doch vernehmen lassen, und wenn das Deutschthum in andern südlichen Staaten moralisch versank, so haben wir hier in dem grauen Haupte Far West's eine stolze Erinnerung an Kämpfe, die lang und unermüdlich im Interesse der Humanität gegen Barbarei geführt wurden. Als dann vor drei Lüstren die Männer von 48 sich vorzugsweise und in stets steigender Anzahl hierher zu wenden begannen, da konnte naturgemäß allen freiheitlichen Bestrebungen ein frischer und kräftiger Impuls nicht fehlen. Aber auf welches Minimum sahen sich doch auch diese Männer durch die zwingende Gewalt der damals bestehenden Verhältnisse in ihren Forderungen beschränkt! Die Benton- oder s. g. freie Demokratie wagte noch im Wahlkampfe von 56 nicht den Namen und Candidaten der mit ihr identischen republikanischen Partei zu acceptiren, und als dies im Jahr 60 zögernd geschah, da mußte erst ein Versuch vorangehen die neue Partei unter die Schlafmütze eines damals schon fossilen Politikers von Missouri zu bringen, der heute der traurigste ist von den Rittern der traurigen Gestalt in Washington. Und daß selbst wohlmeinende deutsche Männer dafür eingingen und gewiß bona fide dafür eingingen, das beweißt eben aufs Schlagendste, in wie gedrückter politischer Atmosphäre wir vor so kurzer Zeit noch athmeten.

So traf uns die Rebellion, und gesegnet seien die Blitze, die in Folge dieses Gewitters die Luft auf's Wohlthätigste reinigten, wie feindlich und zerstörend sie auch hier und dort niederfahren mochten. O, es war eine große, stolze Zeit, diese ersten Wochen und Monate nach dem Fall von Sumter. Jauchzend griffen die Deutschen zu den gewohnten Waffen, und die Volkssturmcolonnen, die sich damals durch die Straßen von St. Louis wälzten, haben an noblem Enthusiasmus, an herzinniger Verbrüderung zwischen Hoch und Nieder nicht viel ihres Gleichen in der Geschichte. Ein braves Volk fand brave Führer, und dann, als Er erschien, dessen Name den Deutschen vor allen theuer war, als der des kühnen Pfadfinders zum

fernen Meere, des unerschrockenen Führers in einem eben so glänzenden, wie ungleichen politischen Kampfe, als aus dem mythischen Schimmer, den Sage und Geschichte bereits um seinen Namen gewoben, John C. Fremont selber und in Wirklichkeit unter uns trat und am 30. August 1861 das große Befreiungswort sprach — da, ja da erst war der Bann und Zauber gebrochen, und jubelnd begrüßten die Streiter für unveräußerliche Menschenrechte die Morgenröthe eines neuen Tages, von dem sich vor Kurzem selbst die Kühnsten noch durch eine jahrzehntelange Nacht geschieden glaubten.

Die nun einmal gewonnene und fest genommene Position der ganzen und vollen Freiheit sollte von jetzt an nimmer in Missouri verlassen werden. Zwar der muthigen That, der staatsweisen Action folgte bald genug die Reaction, und ein zweiter Siegfried, hinterrücks vom Speer getroffen, fiel der Mann, dem keiner obgesiegt hätte im offenen und ehrlichen Kampfe. Aber wer immer dem geliebten Führer einmal gefolgt war auf seiner kühnen Bahn, der dachte an kein Zurückweichen mehr, und während Judas Ischariot Blair den „Fluch der bösen That" durchkostete und von Stufe zu Stufe bis zu den Füßen seiner alten Todtfeindin, der Sklavokratie, herabsank, schritt die geläuterte Freibodenpartei von Triumph zu Triumph. Des neuen wie des alten Führers gleichmäßig beraubt, ohne alle und jede Organisation, von den staatlichen wie von den nationalen Gewalten angefeindet, Corruption, Gunst, Macht, kurz Wind und Sonne und Alles gegen sich — so erfocht schon im ersten Entscheidungskampfe im Herbst 1862 die junge Partei den Wahlsieg, Herkules gleich in der Wiege schon die Schlangen würgend. Und Schlag auf Schlag folgten dann im Frühjahr dieses Jahres die Mayorswahl in St. Louis, sowie die Nachwahlen zur alten Convention, die in Stadt und Land radikal ausfielen, so lau auch in den letzteren Kampf, der bezweifelten Competenz dieser Körperschaft, wegen unsere Partei gegangen war.

Die Zeit war und ist eben im Bund mit unseren Ideen, und ans Wunderbare grenzt der Umschwung in der Stimmung dieses weiland nationaldemokratischsten der Staaten. Wie drüben in der 48er Revolution grade das am hermetischsten gegen die Zeitideen abgeschlossene österreichische Volk es war, das nachdem einmal das Licht der Erkenntniß über es gekommen am kräftigsten in das Rad der Ereignisse eingriff, und uns in der Wiener Aula ein ewig leuchtendes Vorbild stolzen Opfermuthes gab; so scheinen jetzt auch hier grade die so lange zurückgebliebenen Sklavenstaaten vom Geschicke dazu ausersehen zu sein, die großen Gegensätze dieses weltgeschichtlichen Kampfes in ihrer vollen Reinheit zur Anschauung zu bringen. Hie Waiblinger, hie Welfen! schallt der Schlachtruf der scharf geschiedenen Parteien, und wer einmal das Heerlager derer verließ, die die Union der Sklaverei unterordnen, den führte der zweite Schritt sofort ins radikale Lager. Missouri steht durchaus nicht allein in dieser Richtung, wenn auch als weitvorgeschobener Posten an deren Spitze. Schon regt sich's in gleicher Weise in Maryland, Tennessee und Kentucky, schon regt sich's in Arkansas und Texas, und die auf den nächsten 8. Januar nach Louisville ausgeschriebene Versammlung von Freibodenmännern aus den Sklavenstaaten kann in ihrer Art zu so

wichtigen Resultaten führen, wie solche bereits unsere eigene radikale Staatsconvention, die am 1. und 2. September d. J. in Jefferson City tagte, gehabt hat.

Von dieser denkwürdigen Versammlung sei es uns jetzt erlaubt ein Wort zu sprechen. Sie ist bedeutungsvoll nach zwei Seiten hin, und die historische Entwickelung sowohl, wie die philosophisch-politische Abklärung der bis dahin immer noch mehr oder weniger vagen Parteiaxiome nimmt das vollste Interesse des Denkers und Staatsmanns in Anspruch, der ein Auge hat für einen organischen Fortbildungsprozeß und ein Herz, in dem die gelungene oder auch nur versuchte Lösung tiefer Probleme einen sympathetischen Anklang findet.

Der politische Status von Missouri war ein in vielfacher Beziehung verwickelter geworden, aber ein Alexander wollte sich nirgends finden zur Lösung des gordischen Knotens. Der constitutionelle Gouverneur Jackson war unter seinen südlichen Freunden verdorben, gestorben. Der mit Nichtachtung der constitutionellen Formen zu seinem Nachfolger gewählte provisorische Gouverneur Gamble fand als Nothbehelf anfänglich wenig Opposition, zumal man mit dem Zusammentreten der verfassungsmäßig gewählten Legislatur neugeordnete Zustände erwarten konnte. Diese Hoffnung sollte sich aber als eine trügerische erweisen, trotz der entschiedenen Majorität der Emanzipationisten in beiden Häusern. Es war nämlich den Freunden Blairs, die zugleich die Freunde Lincoln's sind, gelungen, während der persönlichen Kämpfe in der versuchten Senatorenwahl den Erisapfel in die Reihen der Antisklavereimänner selber zu schleudern, indem sie mit der ihnen gleichzeitig zu Gebot stehenden Patronage der Staats- und Föderalregierung die s. g. Claybanks, die schwächer Gefärbten unter den Schwarzrepublikanern, von den Charcoals, den Tiefschwarzen, weglockten und damit die erwählte Majorität wieder völlig illusorisch machten. Diesen Umstand benutzte Gamble nach Vertagung der Legislatur zu einem Belebungsversuch der s. g. alten Convention, die noch von Jackson lediglich für Sezessionszwecke einberufen war und wohl sicher keine Competenz beanspruchen konnte zur Entscheidung der jetzt brennenden Fragen. Ein wie klägliches Ende dieser Versuch letzten Sommer nahm, ist noch in Aller Erinnerung. Ein todtgeborenes Kind, euphemistisch Emanzipationsordonnanz genannt als lucus a non lucendo, kam zur Welt, deren Licht es nicht zu erblicken vermochte, und aus der es auch sofort ziemlich spurlos wieder verschwand. Daß sich der gährende Geist der neuen Zeit in solche Formen bannen lasse, konnte keinem Verständigen im Traume einfallen. Aber was nun thun, um endlich die rasch veralteten Staatsformen in Einklang zu bringen mit dem mächtig vorangeschrittenen Volksbewußtsein?

Aus dieser und ähnlichen Fragen entsprang bei einigen Männern, die sich des Vertrauens der radikalen Partei erfreuten, die Idee zu der mehrerwähnten Massenconvention. Die von derselben entworfene Platform ist nicht, gleich den meisten ihrer Schwestern, eine Eintagsfliege, sondern ein historisch-philosophisches Document, das dazu bestimmt scheint die Grundlage zu bilden zu einer verständnißvollen Vereinigung aller freiheitlichen Elemente dieser Nation. In dieser Richtung ist die östliche Reise der Missouri Delegation bereits ein glänzender Er-

folg gewesen, und wenn ihr direkter Zweck bei dem Präsidenten nicht erreicht worden ist, so mag Missouri reichen Trost und Ersatz dafür darin finden, daß es, ein anderes Schleswig-Holstein, das Schmerzenskind der Nation, daß unser Leid ein nationales Leid geworden ist, wie unsere Grundsätze nationale Grundsätze. Doch lassen wir dieselben hier für sich selber sprechen:

Platform,

angenommen in der Convention vom 1. September 1863 zu Jefferson City.

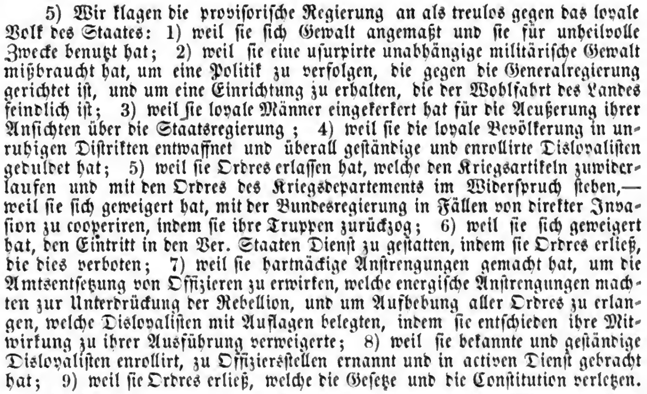
Wir, das loyale Volk des Staates Missouri, in Massenconvention versammelt in der Stadt Jefferson, um unsere Ansichten über jene Lebensfragen auszusprechen, welche durch die gegenwärtige Lage unseres Staates und der Nation in den Vordergrund gedrängt werden—um jene unveräußerlichen Rechte und Privilegien zu vertheidigen, welche einem freien Volke von Rechtswegen gehören—um uns die wechselseitige Hilfe und Ermuthigung zu gewähren, die wir einander während des gegenwärtigen Kampfes schulden—und um die Grundsätze zu verkünden, welche uns leiten werden, denen anzuhängen und für die zu kämpfen wir nöthig halten, während wir vordringen zu einem vollständigen und triumphirenden Abschluß des großen Kampfes für die Erhaltung der Republik und die Sicherung der großen Prinzipien der Freiheit, des Fortschrittes und der Gerechtegkeit—verkünden und erklären hiermit:

1) Wir wollen die Regierung unterstützen in der kräftigen Fortführung des Krieges bis zur gänzlichen und vollständigen Unterdrückung der Rebellion, und hiefür verpfänden wir all' unsere Energie und Kraft.

2) Wir tadeln und verdammen die militärische Politik, die in diesem Staate verfolgt wird, sowie die Uebertragung militärischer Gewalt von Seiten der Bundesregierung an eine provisorische Staatsorganisation, deren ganze Tendenz darauf gerichtet ist, unser Volk unter die Controlle von Prosklaverei- und reaktionären Einflüssen zurückzuwerfen, die Macht der Föderalregierung bei Unterdrückung der Rebellion zu lähmen, eine Schreckensherrschaft in vielen Theilen des Staates zu verlängern und denen Hilfe und Beistand zu leisten, welche auf Feindseligkeiten gegen die Nationalregierung in unserm Staate sinnen.

3) Wir unterschreiben von Herzen die Grundsätze, welche General Fremont zuerst in seiner Freiheitsproklamation vom 31. August 1861 aussprach und die nachher in den beiden Proklamationen vom 22. September 1862 und vom 1. Januar 1863 aufgenommen und sanktionirt wurden. Die Rettung der Nation erheischt die prompte Ausführung besagter Proklamationen ihrem Geist und ihrem Buchstaben nach. In allen bevorstehenden Kämpfen werden wir keinen Mann als unsern Bannerträger anerkennen, der sich nicht ganz entschieden für diese Grundsätze und dahin ausspricht, daß diejenigen, welche durch jene Proklamation frei erklärt sind, nicht wieder zu Sklaven gemacht werden können. Wir werden für keine neue Organisirung des Landes sein, welche nicht die Freiheitsprinzipien, welche in jenen Proklamationen enthalten sind, umfaßt.

4) Diese Nation kann nicht mit Gleichgültigkeit auf die Versuche europäischer Mächte blicken, auf diesem Continent eine ausländische Controlle und Einflüsse zu schaffen, die gefährlich sind für die Unabhängigkeit seines Volkes und die Entwicklung und Ausdehnung freier Prinzipien, und es ist die Pflicht unserer Regierung, allen derartigen Neuerungen Widerstand entgegenzusetzen.



5) Wir klagen die provisorische Regierung an als treulos gegen das loyale Volk des Staates: 1) weil sie sich Gewalt angemaßt und sie für unheilvolle Zwecke benutzt hat; 2) weil sie eine usurpirte unabhängige militärische Gewalt mißbraucht hat, um eine Politik zu verfolgen, die gegen die Generalregierung gerichtet ist, und um eine Einrichtung zu erhalten, die der Wohlfahrt des Landes feindlich ist; 3) weil sie loyale Männer eingekerkert hat für die Aeußerung ihrer Ansichten über die Staatsregierung; 4) weil sie die loyale Bevölkerung in unruhigen Distrikten entwaffnet und überall geständige und enrollirte Disloyalisten geduldet hat; 5) weil sie Ordres erlassen hat, welche den Kriegsartikeln zuwiderlaufen und mit den Ordres des Kriegsdepartements im Widerspruch stehen,— weil sie sich geweigert hat, mit der Bundesregierung in Fällen von direkter Invasion zu cooperiren, indem sie ihre Truppen zurückzog; 6) weil sie sich geweigert hat, den Eintritt in den Ver. Staaten Dienst zu gestatten, indem sie Ordres erließ, die dies verboten; 7) weil sie hartnäckige Anstrengungen gemacht hat, um die Amtsentsetzung von Offizieren zu erwirken, welche energische Anstrengungen machten zur Unterdrückung der Rebellion, und um Aufhebung aller Ordres zu erlangen, welche Disloyalisten mit Auflagen belegten, indem sie entschieden ihre Mitwirkung zu ihrer Ausführung verweigerte; 8) weil sie bekannte und geständige Disloyalisten enrollirt, zu Offiziersstellen ernannt und in activen Dienst gebracht hat; 9) weil sie Ordres erließ, welche die Gesetze und die Constitution verletzen.

6) Wir verlangen eine Politik sofortiger Emanzipation in Missouri, weil sie nöthig ist, nicht nur für die finanzielle Lage des Staates und die Förderung seines industriellen Unternehmungsgeistes und seiner inneren Verbesserungen, sondern besonders noch für die Sicherung des Lebens unserer Mitbürger, des Friedens unserer Heimstätten und die Ruhe unserer Gemeinwesen.

7) Wir sind für eine constitutionelle Verordnung, wodurch alle diejenigen des Stimmrechtes beraubt werden, die gegen die Regierung zu den Waffen gegriffen oder gegen sie gerüstet haben, oder die in der gegenwärtigen Rebellion den Feinden angehängt haben. Ihnen die freie und unbeschränkte Benutzung der Stimmurne zu gestatten, hieße sie nur noch gefährlicher machen, als sie im Felde waren, und würde direkt zum Umsturz und zur Zerstörung der Regierung führen.

8) Wir verlangen von der Legislatur die Berufung einer Volks-Convention, um die Uebel, unter denen der Staat jetzt leidet, in Erwägung zu ziehen, und um den Unbilden, die ihm durch die usurpirte Gewalt angethan worden sind, abzuhelfen. Wenn unsere Legislatur sich weigert, dies zu thun, so werden wir Maßregeln ergreifen, um die Gesinnung des Volkes in Erfahrung zu bringen und ihr Folge zu geben (to elicit the voice and action of the people of the State.)

9) Conventionen haben die Natur souveräner Hilfsmittel, welche das Volk zur Heilung von Uebeln anwendet; sie sind außerconstitutionell, und während es Gebrauch gewesen ist, den Willen des Volkes zu ihrer Berufung durch seine Legislatur auszudrücken, so kann doch, im Falle die Legislatur zu handeln versäumt oder im Falle sie sich weigert, Instructionen zu gehorchen, Nichts dem Volke das Recht beeinträchtigen, in seiner Souveränität zu handeln.

Einen weiläufigen Commentar haben wir diesem Glaubensbekenntniß nicht beizufügen. Groß in seiner Einfachheit, wie in seiner Schärfe und Entschiedenheit muß es sich von selbst allen denen empfehlen, die nicht daran glauben, daß man einen Streit, wo 2 mal 2 gleich 6 behauptet wird gegen 2 mal 2 gleich 4, mit dem Compromiß 2 mal 2 gleich 5 schlichten könne. Und wie diese Platform in den nationalen Angelegenheiten auf das Columbus-Ei und i h n, der es zuerst mit fester Hand auf die Spitze gestellt, hindeutet, so giebt sie auch den Ariadnefaden

aus dem Labyrinth unserer staatlichen Wirren. Das Zurückgehen auf die originalen Gewalten, die unwiderruflichen Rechte des Volkes, neu oder gar revolutionär, wie es Manchen erscheinen mag, ist doch ganz im Einklang mit dem Geist, vielleicht sogar mit dem Buchstaben unserer Institutionen. Der Ausgang des Dorr-Falles in Rhode Island beweist dagegen nichts, besonders wenn man berücksichtigt, daß wir in Missouri eine constitutionelle Executive gar nicht haben, und also eine quoad formam et materiam gleichmäßig unberechtigte Usurpation gegenübersteht. Außerdem dürfte aber auch seit jenem berühmten Falle in Rhode Island das Rechtsbewußtsein der Nation in den Stürmen, die an den Grundsäulen unseres Staatsbaues rütteln, zu einem freieren, reineren und klareren gereift sein, und kann das Volk von Missouri seine gerechte Sache ebenso getrost vor den Richterstuhl der ganzen Nation legen, als es in seinen eigenen Grenzen mit Zuversicht von den jetzt eben neu zu wählenden obersten Richtern Abhilfe seiner Beschwerden erwartet.

Von den gewählten Richtern hätten wir in diesem Augenblicke, wo die glorreichen Berichte über die neueste Novemberwahl nach und nach bekannt werden, vielleicht getrost schreiben können, wären nicht aus einer Reihe finsterer, versklavter Counties noch Majoritäten zu fürchten, die möglicherweise das Resultat wieder zweifelhaft machen. Aber glorreich wird dieses Resultat nichts desto weniger bleiben, glorreich für den Radikalismus, für den alle entschieden unionistisch gesinnten und so bewährten Distrikte mit den Hauptcentren der Intelligenz, wie vor allen unser St. Louis, dann St. Joseph, Hannibal, die Hauptstadt Jefferson City u. s. w. in überwältigender Stimmenzahl gingen, und für den die gewichtige Stimme derer, die unsere Schlachten schlagen, in einem compakten radikalen Soldatenvotum laut wurde; während die andere Partei nur da Scheintriumphe feiern konnte, wo auch Claiborne Fox Jackson und Jefferson Davis Favoriten waren und sind.

So standen wir uns, wie die Nation weiß, hier in Missouri in diesem Kampf gegenüber. Aber weiß die Nation auch, daß Präsident Lincoln mit der ganzen Macht offizieller Patronage und Einschüchterung auf der Seite unserer Gegner kämpfte? Weiß die Nation, daß er mit Gouverneur Gamble in Verfolgung und Absetzung radikaler Männer wetteiferte, und die in Ohio und sonst überall als Anti-Administrationspartei geschlagenen conservativ-demokratischen Copperheads hier in Missouri als seine, als die Administrationspartei anerkannte? Weiß die Nation, daß die Einschüchterungen längst vom Volke gerichteter Demagogen, die ihm die Wiederwahl durch Vereinigung von zwei verwandten Flügeln der republikanischen und demokratischen Partei vorspiegeln, bei ihm mehr gelten, als Blut und Leben treuer Unionskämpfer, mehr als das Prinzip, um deßwillen er gewählt, mehr als die Ehre der Nation und seine eigene? Alles dies wird und muß die Nation, so weit sie es nicht bereits weiß, erfahren, und Herrn Lincoln wird dann die Schandsäule nicht fehlen, die er um Missouri reichlich verdient hat. Er hat sie verdient, mehr als Pierce und Buchanan um Kansas, denn es waren nicht die eigenen Freunde, es waren kühne Gegner, die

dort einer orthodoxen Parteianhänglichkeit geopfert wurden. Er hat sie verdient, mehr als John Tyler, der doch wenigstens bei seinem Uebertritt gleich ganz ausverkaufte, und nicht was er im Osten pries, im Westen verdammte.

Doch lassen wir diesen kläglichsten der Präsidenten. Unsere Partei ist fertig mit ihm, fertig für immer! In Kampf und Sieg groß geworden, schreitet sie groß und kühn ihrem Ziele entgegen, der Fahnenflüchtigen nicht achtend, die so wenig ihrem stolzen Laufe Einhalt thun können, als irgend ein noch so mächtig ihr entgegentretender Feind solches vermag. Strahlend flattern ihre Banner, ein Schrecken allen Denen, deren Augen den Glanz der Wahrheit nicht ertragen können, einer lichten Zukunft entgegen, und wo immer ihre Parole: Freiheit für Alle! gegeben wird, da erschallt auch ihre muthige Losung: Vorwärts! [Nov. 1863.

Abraham Lincoln.

Vom Herausgeber.

Tel brille au second rang, qui s'eclipse au premier.
VOLTAIRE „Henriade."

Es war im Januar des Jahres 1859, als wir im Capitole zu Springfield zuerst die Bekanntschaft des Herrn Abraham Lincoln machten. Wir hatten, als Mitglied des Repräsentantenhauses, seine Candidatur für den Ver. Staaten Senat unterstützt, ohne ihn vorher persönlich kennen gelernt zu haben. Als wir ihm unser Bedauern über die Niederlage bei der Wahl ausdrückten, antwortete er rasch: „Never mind, Herr ——, es hat mir diese Wahl jedenfalls das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft verschafft. Da fällt mir grade eine Geschichte ein, die ich Ihnen erzählen muß. Nach dem mexikanischen Kriege trafen sich einmal zwei Offiziere, die sich gegenseitig sehr bekannt vorkamen. Sagt der Eine zum Andern: Sind wir nicht bei ———, wo wir geschlagen wurden, zusammen davon gelaufen? Sehen Sie, wenn wir uns einmal wieder begegnen, so können wir das auch Einer zum Andern sagen."

Mit dieser „story" begann und endete unsere Bekanntschaft mit Herrn Abraham Lincoln. Zwei Jahre später war dieser Mann Präsident der Ver. Staaten und das Land hat seitdem mehr als eine „story" von ihm zu hören bekommen.

Es ist nicht unsere Absicht, eine Biographie Lincolns zu schreiben, noch maßen wir uns ein endgültiges Urtheil über ihn an. Sein Name gehört, weder durch sein Verdienst, noch durch seine Schuld, der Geschichte und diese wird ihm einst das Urtheil sprechen. Aber wir glauben, daß auch die Zeitgenossen schon über ihn urtheilen dürfen und daß besonders die unabhängige Presse nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht hat, den Mann, den der Zufall an die Spitze unseres

großen Volkes im großartigsten Augenblicke unserer nationalen Geschichte stellte, unbefangen und unbeirrt von allen Einflüssen zu beurtheilen — und zwar in einer Weise, wie jeder öffentliche Charakter beurtheilt werden sollte, ohne Haß und Vorliebe.

Abraham Lincoln ist, wie selten ein Anderer, der wahre Typus des Amerikaners des Westens. Geboren in einem Sklavenstaate, ohne jene Vortheile der sorgfältigen Erziehung, die in Europa sowohl, wie meist im östlichen Theile der Ver. Staaten die meisten unserer öffentlichen Charaktere genießen, hat er in der That und Wahrheit sich seinen Lebensweg, wie Freiligrath von Blum sagte, „mit starker Hand bis in die Hallen des Congresses gehauen." Seine letzte und glänzendste Erhebung war weder sein Verdienst noch sein Werk; ob es für das amerikanische Volk besser gewesen wäre, wenn er nie die große Bühne der Welt betreten, darüber wird erst die Nachwelt endgültig entscheiden. Wir neigen uns der Ansicht zu, welche das Motto an der Spitze dieses Artikels ausdrückt und sagen — seine Erhebung zur Präsidentschaft war ein politischer Fehler.

Es ist bekannt genug, daß in Folge unseres Conventionswesens seit den letzten 25 Jahren kein wirklich hervorragender Mann mehr zum Präsidenten gewählt werden konnte. Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten und die großen Lichter verdunkeln die kleinen so sehr, die Schwächen und Fehler der Großen treten so grell hervor im brennenden Lichte des Tages, daß eine Combination aller kleinen Größen gegen einen wirklich hervorragenden Mann bis jetzt noch stets erfolgreich war. Will man der Ansicht Heines beipflichten, der jenen Griechen, welcher den Namen des Aristides auf die Scherbe schreiben ließ, weil er es satt war, ihn stets den Gerechten nennen zu hören, für den besten Republikaner erklärt, so haben wir in Amerika gewiß keinen Mangel an Republikanern. Ob die Nation dabei auf der Bahn des Fortschrittes bleibt, ob das Land sich dabei naturgemäß entwickelt, ob die große Aufgabe unserer Republik dabei ihrer endlichen Lösung näher rückt — das ist freilich eine andere Frage.

Lincoln wurde nominirt; wir wollen hier nicht untersuchen, wie und auf welche Weise. Wir erinnern uns noch lebhaft des Jubels der massenhaft vertretenen Pennsylvanier und ihres Tanzes um die Freudenfeuer auf den Straßen, als der Donner der Böller das „große Ereigniß" der Stadt Chicago verkündete. Wir erinnern uns auch noch der Entmuthigung und Niedergeschlagenheit der deutschen Delegaten aus der Nähe und Ferne und der allgemeinen Enttäuschung, welche dieser Nomination folgte. Da war im Augenblick keine Spur von Enthusiasmus zu sehen; überall düstre Gesichter und sorgenvolle Stirnen. So gingen wenigstens die Deutschen in den großen Zungenstreit; sie konnten sich nun und nimmermehr für die Person des Erkorenen begeistern, aber sie begeisterten sich für ein Prinzip — das Prinzip der freiheitlichen Entwicklung der Nation und fochten mit Energie in dem gewaltigen Wahlkampf. — Lincoln wurde gewählt; die deutschen Stimmen gaben den Ausschlag.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, von den Wallfahrten nach Springfield zu sprechen, die jetzt stattfanden. So viel nur, daß der Kampf um die Zusammen-

setzung des Cabinets ein heißer war und Lincoln den ersten und vielleicht den größten Fehler beging. Um alle Fraktionen zu versöhnen, nahm er alle seine Rivalen um die Präsidentschaft in sein Cabinet auf; doch vor allen Dingen war der Kampf um die Ernennung von Cameron der heißeste von allen. Lincoln war genug gewarnt in Betreff Camerons, des „gewiegten" Politikers, der allerdings mit Mephisto der Meinung war: „nur, was er wägt, hat für ihn ein Gewicht" und deshalb ungestüm das Finanzministerium in Anspruch nahm. Lincoln machte das erste Compromiß und gab ihm das Kriegsministerium, das damals noch, unbegreiflicherweise, für eins der weniger wichtigen Departements angesehen wurde. Da der Staat Indiana, der sich zum ersten Male für die republikanische Partei erklärt hatte, auf eine Vertretung im Cabinet Anspruch machte, so mußte ein Minister aus diesem Staate ernannt werden. Der fähigste wäre ohne Zweifel Colfax gewesen, allein Colfax war zu radikal, er war Abolitionist und Lincoln hatte sich ja stets mit tugendhafter Entrüstung gegen den Verdacht des Abolitionismus verwahrt! So wurde Caleb Smith ernannt, der in dieser Beziehung keinen Vorwurf zu fürchten brauchte.

Mittlerweile fingen die südlichen Staaten an, durch ihre Conventionsfarcen ihre Losreißung von der Union zu proklamiren. Fort nach Fort, Arsenal nach Arsenal fiel in ihre Hände und Buchanan sah ruhig zu. In diese Zeit fällt die Triumphreise Lincolns nach Washington; mit liebenswürdiger Bonhommie hielt er seine Tafelreden; da war „nobody hurt"; er ging, um als erwählter Präsident sein Amt anzutreten, keine Rechte unter der Constitution sollten verletzt werden; in den schwarz heranziehenden Sturm warf er die alten Phrasen der republikanischen Partei, als ob sich derselbe dadurch noch könne beschwören lassen. Wir wollen ihm hieraus keinen zu großen Vorwurf machen; die Idee eines bevorstehenden blutigen Bürgerkrieges tauchte noch in den wenigsten Köpfen auf; man hielt die Drohungen des Südens für eitel Rodomontaden und selbst die Wegnahme der Forts und Arsenale, ja das Feuern auf den „Star of the West" vermochte in der Masse der Nation noch immer nicht den Glauben an die Unfehlbarkeit der Constitution, an die „universal Yankee Nation" und ihre stolze Bestimmung zu erschüttern. Lincoln, in dieser Schule erzogen und aufgewachsen, sah eben nicht weiter, als die Masse seiner Landsleute.

So kam Lincoln nach Washington. Er hatte sein Compendium der Staaten- und Bundesrechte vorzüglich gelernt; der Douglas'schen Politik des laissez faire, laissez aller setzte er, dem Glaubensbekenntnisse der republikanischen Partei gemäß, die Intervention von Seiten des Congresses in gewissen Fällen entgegen. Seine berühmte Rede im Cooper Institut war sicher ein ausgezeichnetes Advokaten-Plaidoyer für die Rechte der Bundesregierung und so reich an angeführten Präcedenzfällen, wie selten eine juristische Deduktion. Allein die Wellen der Bewegung gingen hoch; aus dem Traum des Rechtsstaates sah sich die Nation plötzlich in einen revolutionären Zustand versetzt, den so Viele und unter ihnen Lincoln, mit aller Macht noch zu läugnen sich bemühten. Die Bewegung ging weiter, Lincoln blieb starr auf seinem Standpunkte stehen, bis er zuletzt sich mit seinen

Ansichten weit in den Hintergrund gedrängt sah und dann, zu spät, sich entschloß, die nöthigen Concessionen zu machen. An dieser Klippe scheiterte seine Administration.

In den ersten Wochen nach dem 4. März schien Lincoln ganz in die Sorge versunken zu sein, die Aemter unter seine Getreuen zu vertheilen. Das Gerücht, daß Sumter geräumt werden solle, verbreitete sich im ganzen Lande. Die Patrioten knirschten, als sie sahen, mit welcher vollkommenen Ruhe man in Washington dem nahenden Gewitter entgegen sah und die Controversen über die Besetzung dieses oder jenes Gesandtschaftspostens für wichtiger hielt, als ein Frontmachen gegen die immer mehr um sich greifende südliche Rebellion. Die Stadt St. Louis, die sich noch ein Jahr vorher für die Freibodenpartei erklärt hatte, wählte eine reaktionäre städtische Verwaltung; aus Ueberdruß über das Treiben in Washington gingen die meisten Anhänger der progressiven Richtung nicht an die Wahlurne. Es war das erste Mißtrauensvotum gegen Herrn Lincoln; von jenem Staate aus sollten noch mehrere nachfolgen!

Da erschütterte die Nachricht vom Falle Fort Sumter's das Land. Es giebt kaum in der Geschichte ein ähnliches Bild, um jene Apriltage 1861 zu beschreiben. Wir Europäer können nur die Februar- und März-Tage 1848 damit vergleichen. Der ganze Norden rief nach Waffen, um die Beleidigung der nationalen Flagge zu rächen; wie eine Lawine, wie ein zweites Kreuzheer wäre die mannhafte Bevölkerung der nördlichen Staaten auf den Süden gestürzt und hätte die Rebellion im Keime erstickt, wenn—der rechte Führer da gewesen wäre. Aber Herr Lincoln erließ eine, im gewöhnlichen Kanzleistile abgefaßte, Proklamation und — rief auf d r e i Monate 75,000 Mann unter die Waffen! Die Welt wird einst erstaunen über die Kurzsichtigkeit der Männer, denen damals das Geschick der Republik anvertraut war. Freilich, Herr Seward fing schon an, die Rolle von Lincolns politischer Egeria zu spielen; er fing schon an, von seinem untrüglichen Dreifuß aus, zu wahrsagen und gab seine 60 und 90 Tage Promessen über das Ende der Rebellion, die er stets wieder zu verläugnen hatte, und die heute noch nicht eingelöst sind.

Die Wahrheit war, daß Lincoln sich plötzlich auf eine Höhe gehoben sah, auf welcher er sich nicht zurecht finden konnte. Er sah vor sich ein unbekanntes Land; alle seine althergebrachten politischen Schlüsse paßten nicht mehr, die Zukunft war für ihn in Nebel gehüllt; er schauderte zurück vor dem Gedanken des Bürgerkriegs und sah nicht ein, daß das einzige Mittel, denselben zu verkürzen, die rücksichtloseste Energie und ein gewaltiges Aufgebot der Massen war; er glaubte immer noch, daß die 40jährigen parlamentarischen Kämpfe zwischen Nord und Süd das Unionsgefühl im Süden nicht hatten zerstören können, er erkannte immer noch nicht, daß zwei Prinzipien, einander feindlich von Anbeginn der Welt, hier einander auf Tod und Leben bekämpften, er glaubte, — das Land hat es schwer büßen müssen — immer noch an eine Politik der Schonung und Versöhnung. — Gewiß theilten Manche mit ihm diese Ansichten, allein e r war l e i d e r Präsident der Ver. Staaten!

So gingen die Sachen eine Zeitlang fort; der West-Point-Zopf fing an, sich mehr und mehr breit zu machen. Immer noch hielt man die südliche Rebellion für eine Bagatelle; das Volk sah indeß nach und nach die Bedeutung derselben ein. Die Werbetrommel erscholl auf allen öffentlichen Plätzen, allein es war eine schwierige Aufgabe und kostete Reisen nach Washington und Empfehlungsbriefe von allen Seiten, um nur die Regierung zu bewegen, die Regimenter anzunehmen. Nie ward der Enthusiasmus eines großen opferbereiten Volkes auf eine schnödere unverantwortlichere Weise gedämpft; es schien zuweilen, als ob ein System in diesen fortgesetzten Beleidigungen der Volksbegeisterung liege und der Verdacht des Verraths wurde öfters offen ausgesprochen. Man kannte die Verwandtschaft von Frau Lincoln, die sich in der Sonne der Gnade von Jefferson Davis sonnte; man wußte, daß die Hälfte der Regierungsbeamten in Washington Sezessionisten und Spione waren, die jede wichtige Nachricht sofort dem Feinde zugehen ließen. Kein Wunder, daß die Nation sich über Verrath beklagte. Es ist der schönste Beweis, in welcher Achtung Lincoln's persönlicher Charakter beim Volke steht, daß dieser Verdacht nie gegen seine Person ausgesprochen wurde. Allein schon damals bildete sich die Ansicht aus, daß Lincoln nicht der eigentliche Präsident sei, daß eine „Macht hinter dem Throne" da sei, die mächtiger wirke, als Abraham Lincoln. Von dieser Zeit an fing das Volk an, das Vertrauen auf ihn zu verlieren.

Wir übergehen die Zeit der Schlacht von Bull Run und wenden uns zu dem Moment, wo zuerst der wahre Charakter des Krieges aufgefaßt und öffentlich ausgesprochen wurde, zu jenen Tagen, wo die beiden verschiedenen Richtungen, die der Versöhnung und die der Ueberwältigung durch alle Mittel, zuerst in Conflikt gerathen. Wir meinen natürlich Fremont's Auftreten in Missouri. — Als genialer Mann von umfassender wissenschaftlicher Bildung, mit einem Namen, der weit über die Grenzen der Ver. Staaten hinausreichte, begabt mit einem Geiste, der „nach der Dinge Tiefe strebt," erkannte Fremont sofort, was Noth that. In eine der schwierigsten Lagen gestellt, von den militärischen Zöpfen in Washington mit Widerwillen unterstützt und meist ganz im Stich gelassen, von einer Verantwortlichkeit belastet, wie sie nie ein Führer in diesem Kriege zu tragen hatte, begriff Fremont von vorn herein, daß nur die energischsten Maßregeln Missouri und den ganzen Südwesten retten konnten. Von Verräthern in allen Theilen des Staates umgeben, eine schwache schwankende Administration hinter sich, bei welcher seine militärischen Feinde den größten Einfluß hatten, die geheimen Intriguen eines politischen Demagogen gegen sich, wagte er es, das große Wort auszusprechen, das jetzt längst die Logik der Ereignisse gerechtfertigt hat und das schon seit Jahr und Tag das Schiboleth der Administration des Herrn Abraham Lincoln geworden ist—er erklärte die Sklaven der Rebellen für frei.—Der Eindruck war im ganzen Lande ein ungeheurer. Im ersten Augenblick, so mächtig war der Donner dieser Worte, wagte Niemand zu protestiren; im Gegentheile, die Volksstimme, die nur für kurze Zeit verfälscht werden kann, jubelte den ungetheiltesten Beifall. Jeder Unbefangene fühlte, daß hier der richtige Weg gezeigt worden sei, der nur allein

zum Ziele, zur schleunigen Beendigung des Krieges und zu einer, für alle Zeiten, freien Union führen konnte. Der Pfadfinder in den Felsengebirgen hatte dem Volke den Pfad des Heils angedeutet.

Selbst die sogenannte demokratische Partei wagte im Augenblick nicht, ernstlich zu opponiren. Voll Groll gegen die südlichen Dictatoren der demokratischen Conventionen, welche in Charleston bereits die demokratische Partei vernichtet und ihren talentvollen Führer Douglas zurückgestoßen hatten, empfanden die Demokraten kaum noch irgend eine Sympathie für ihre „südlichen Brüder." — Ein unumwundenes Eingehen auf die Ideen Fremonts, ein energisches Vorwärtsstürmen gegen den Süden auf Grund seiner Proclamation hätte damals noch den ganzen Norden mit fortgerissen. Es war wieder die Aufgabe Lincolns, den Enthusiasmus zu dämpfen und die kühne, aber richtige, Politik Fremonts zu desavouiren.

Man erinnert sich des Aufschreies, der durch's ganze Land ging, als Lincoln die Proclamation Fremonts verstümmelte und den gefeierten Führer kurz nachher abberief. Besonders die Deutschen fühlten tief die Schmach, die durch diese Desavouirung dem Geiste des Jahrhunderts angethan wurde. Die Ovationen, die Fremont von seinem Heere zu Theil wurden, die antike Ruhe, mit welcher er den Schlag hinnahm, der von Washington aus gegen ihn geführt wurde, die Indignationsversammlungen in vielen Städten, in welchen der Administration derbe und ungeschminkte Wahrheiten gesagt wurden, — das Alles ist noch in Jedermanns Gedächtniß. Es war vor Allem die deutsche Presse, welche kräftig für die großen Ideen Fremonts in die Schranken trat und dies zum größten Theil heute noch thut. Die Wenigen, welche abfielen, zählen nicht in der Menge.

Anders war es mit der amerikanischen Presse. Die Zeit der Absetzung Fremonts bildet überhaupt einen Wendepunkt in der Geschichte des Krieges. Sie schließt jene Periode der reinen Vaterlandsbegeisterung, die bei dem Falle von Sumter erwacht war, ab und eröffnet die Zeit der diplomatischen Kriegsführung, hie und da, in Perioden der Gefahr, noch von vorübergehenden Aufwallungen des Enthusiasmus unterbrochen. Man kann sagen, von diesem Zeitpunkte fängt Lincoln an zu regieren. Es hat sich nach und nach eine Art Regierungspresse ausgebildet, welche ihr mot d'ordre von Washington empfängt und dann, gehorsam dem Befehle, in das im weißen Hause oder in den Departements vorher gestimmte Horn bläst.—Jeder erinnert sich der Regierungsmeute, die nach der Absetzung Fremonts ihr Geheul erhob. Dem vermeintlich todten Löwen glaubte jeder Esel noch einen Tritt versetzen zu dürfen. Bei der Absetzung von Rosenkranz wiederholte sich das widrige und eckelhafte Schauspiel. — Fremont wurde von diesen tapfern Rittern aus der Mancha secundum artem todtgeschlagen, vernichtet, für immer beseitigt und in die ewige Vergessenheit geworfen!

Fürwahr, wenn man den Bildungszustand eines Volkes nach seiner Presse beurtheilen soll, so war das Schauspiel, welches sich uns damals darbot und auch heute sich uns noch darbietet, nicht nur ein beschämendes, sondern ein wahrhaft ekelregendes. Eine große Anzahl Zeitungen verwandelte sich förmlich in eine Art Hoforgane; was sie heute verdammten, mußten sie morgen, sobald die Beruhi-

gungs- und Beschönigungs-Depeschen von Washington ankamen, wieder aufrichten und loben, und ihre eigenen Schlachtopfer von gestern in der öffentlichen Meinung am Morgen wieder rehabilitiren. Doch, wie schon erwähnt, von jener Zeit an war das System fertig und Herr Lincoln oder "any other man" (und letzteres das Wahrscheinlichste) fing an zu regieren.

Wir kennen das Resultat. Zwei Jahre eines blutigen, mörderischen Krieges; Halleck, der Nie-Sieger, aber oft in der Person seiner Generale Besiegte, an der Spitze der Armee, Seward, — dessen Sündenregister noch zu schreiben ist—als alter ego des Präsidenten im Cabinet. Und Lincoln, bei allem unnütz vergossenen Blute, während die Nation, das heißt, das eigentliche Volk, das seine Söhne in den Krieg sandte, in Trauerkleidern geht und nur Contractoren, Speculanten und gewisse Classen von Geschäftsleuten Reichthümer aufhäufen,—Lincoln erzählt uns seine Geschichten und wünscht vom Schauspieler Hackett einmal den Falstaff zu sehen!

Es ist nie unsere Absicht gewesen, Herrn Lincoln persönlich verantwortlich zu machen für alle begangenen Irrthümer und Fehler. Der Hauptfehler liegt in seinem Mangel der Erkenntniß der wahren Sachlage von Beginn des Kampfes und alle nachfolgenden Irrthümer entspringen daraus. Wir möchten nur, wenn wir könnten, die Nation fragen, wie viel Menschenleben erhalten, wie viel Blut hätte gespart werden können, wenn diese richtige Einsicht, gepaart mit der nöthigen Energie, von vornherein da gewesen wäre?—Das amerikanische Volk—wir meinen stets das opferfreudige begeisterte Volk, nicht die Shoddy-Contractoren und ähnliches Gesindel—hat sich der Freiheit würdig bewiesen; es hat der Regierung Millionen Arme und Millionen an Schätzen zur Verfügung gestellt. Trotzdem der Krieg noch nicht zu Ende ist und auf die Gefahr hin, um mit den Hofjournalen zu reden, die Regierung nicht kräftig genug zu unterstützen, mag die bescheidene Frage doch vielleicht erlaubt sein: Hätte mit diesen Mitteln nicht mehr geschehen können, als in der That geschehen ist?

Doch verfolgen wir den Faden unserer Kritik und betrachten wir das, für die künftige amerikanische Geschichtschreibung so wichtige und interessante Ereigniß: wie Herr Lincoln ein Abolitionist ward. Nach der Absetzung Fremonts hatte Lincoln das Vertrauen eines großen Theiles des nördlichen Volkes verloren. Die immer stärker an den Tag tretenden Defraudationen im Kriegsministerium, der langsam und sieglos sich hinschleppende Krieg, das Walten der Prosklaverei-Generäle, wie Don Carlos Buell, hatten das Volk tief entmuthigt. Die Einnahme von Fort Donelson hob das sinkende Vertrauen auf den endlichen Sieg wieder; der blutige, theilweise unfruchtbare, Sieg bei Shiloh, die Einnahme Norfolks und die Zerstörung des Merrimac ließen ein herannahendes Ende der Rebellion hoffen. Da kam die siebentägige verlorene Schlacht vor Richmond unter McClellan, Gold und Silber verschwanden aus dem Verkehr und endlich schien auch Herr Lincoln einzusehen, daß die südliche Rebellion nicht mehr durch eine Politik der Schonung und Versöhnung bezwungen werden könne. Die blutige Niederlage, welche im August Pope erlitt und welche die Armee in die Verschanzungen von Washington

zurückwarf, gab das Signal zu einem neuen massenhaften Erheben des Volkes. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden die Rekrutirungszelte wieder aufgeschlagen; in großartigen Massenversammlungen strömte das Volk zusammen; man fühlte, daß nur eine energische Politik das Land noch retten könne.

Die verlangten 300,000 Mann wurden gestellt; es bedurfte kaum eines Monats, um diese Armee aus der Erde zu stampfen. Aber laut und energisch war überall die Verdammung der bisherigen Politik der Administration. Am Rande des Abgrundes sahen auch die Massen ein, daß bis jetzt eine falsche Richtung eingeschlagen war; von den besten Freunden Lincolns wurde die Idee angeregt, durch eine Massenpetition nach Washington ihn zur Abdankung zu bewegen und Hamlin an seine Stelle zu setzen. Mancher, der damals sehr laut für dieses Projekt sprach und agitirte, möchte allerdings heute gern seine Theilnahme daran ableugnen. Die Kirche sogar rührte sich! Von Chicago aus ging eine Deputation Geistlicher nach Washington, um Herrn Lincoln für eine Emancipations-Politik zu stimmen. Seine ablehnende Antwort ist bekannt; er hielt eine Emancipations-Akte für eine päpstliche Bulle gegen den Kometen und unverrichteter Sache kehrten die weißbehalstuchten Herren vom Regierungssitze zurück. Man hatte fast die Hoffnung aufgegeben, den Präsidenten zu einer entschiedenen Politik zu bewegen.

Da erschien urplötzlich, das Land überraschend, die Emancipations-Proklamation; immer noch mit der Gnadenfrist von 100 Tagen. Das Erstaunen war allgemein. Sämmtliche Hoforgane in der Presse konnten im Augenblick den Stimmschlüssel nicht rasch genug wechseln. Sie hatten noch wenige Tage vorher die Antwort an die Chicago Deputation mit Beifall und als ein Zeichen der großen Weisheit des großen Präsidenten begrüßt—und nun auf einmal das identische Aktenstück als Gesetz des Landes! Sie fanden sich indeß bald in die Lage hinein und erfanden die „Kriegsmaßregel", um doch einen Standpunkt zu haben, von welchem aus sie die Proklamation rechtfertigen konnten. Wäre die Proklamation ein Jahr früher erlassen oder wäre die Befreiungs-Ordre Frements aufrecht erhalten worden, der bei weitem größere Theil des Nordens würde der Maßregel Beifall zugejauchzt haben. Allein mittlerweile hatte die Reaction an Kraft gewonnen, die Partei der um jeden Preis Ruhe Wollenden war gewachsen, die mitunter erbärmliche Kriegsführung hatte den ursprünglichen Enthusiasmus gedämpft, die glühende Lava der Begeisterung war in's Erkalten gerathen und hatte eine Menge Schlacken abgesetzt—für eine schleunige Beendigung des Krieges kam die Proklamation zu spät.

Nichtsdestweniger ergoß sich die „gesinnungstüchtige" Presse in Lobpsalmen des „Befreiers Lincoln."—Es war ein widriges Schauspiel, denn jedem Unbefangenen mußte klar werden, daß der größere Theil der amerikanischen Presse nicht die Collectiv-Meinung des Kernes des Volkes vertritt, sondern, von äußeren Einflüssen abhängig, im Interesse von Cliquen und Personen die öffentliche Meinung durch die niedrigsten Mittel der Schmeichelei, so wie des Vertuschens und Verschweigens, irre zu führen sucht. Lincoln ließ sich den Weihrauch gerne gefallen und suchte sich in seine Rolle zurecht zu finden. Er sah endlich ein, daß

die Emancipation das nothwendige Resultat des Krieges sein müsse und obschon das allgemeine Mißtrauen in ihn so groß war, daß man immer noch zweifelte, er werde am 1. Januar 1863 die Proklamation ausführen, so galt er doch von dieser Zeit bei allen Denkfaulen und „Gesinnungstüchtigen" für den „Befreier Amerika's." Noch nie wohl hat ein Mann aus seiner zufälligen Stellung so viel unverdiente Anerkennung gezogen, wie Abraham Lincoln. Die Freiheit verdankt ihm Nichts; statt ihr die leuchtende Fackel voran zu tragen und ihr den Weg zu bahnen, mußte die Gewalt der Ereignisse ihm erst aus den widerstrebenden Händen das Dekret entwinden, welches seinen Namen trägt. Wer das jetzt schon vergessen hat, der ist fürwahr mit einem kurzen Gedächtniß begabt. Wir gehören nicht zu Denen, welche jene August- und September-Tage 1862 so schnell vergessen haben; wir erinnern uns noch der Verzweiflung über seine Unentschiedenheit, seine Hinneigung zum Temporisiren, die Versöhnungs-Daselei, die Angesichts der größesten, von den Rebellen verübten Morde, noch immer nicht der nöthigen Energie Platz machen wollte.

Natürlich nahm Herr Lincoln den Pään, den die „Gesinnungstüchtigen" ihm sangen, mit Vergnügen auf und geruhte freundlichst die Lobsprüche entgegenzunehmen, die man ihm zollte. Wenn Garibaldi, die englischen Arbeiter und die Demokraten von Barcelona ihn als Befreier begrüßen, so ist das diesen wackeren Leuten, welche die Verhältnisse nicht so genau kennen, zu verzeihen; wenn aber Herr Lincoln glaubt, daß dieser Beiname ihm einst von der Geschichte beigelegt werden wird, so erlauben wir uns unsern bescheidensten Zweifel. Alles, was den Händen eines Machthabers durch die öffentliche Meinung abgerungen wird, windet keinen Lorbeerkranz um die Stirne dessen, der gezwungen wird, es zu geben. Nur was große, in die Zukunft schauende Menschen, die vom schaffenden Geiste der Zeit durchdrungen sind, in ihre Zeit hineinwerfen, bildet ein unvergängliches Verdienst. Herr Lincoln muß sich mit dem Ruhme trösten, den seine Zeitungen für ihn fabriciren; im Volke wurzelt sein Ruhm nicht. Und doch ist er nicht unempfänglich für den Ruhm! Wenn er heute den Radikalen sagt, er wünsche, daß die verschiedenen Fractionen mit den Köpfen gegen einander rennen möchten, so erklärt er morgen wieder die Radicalen für seine besten Freunde; er liebt den Ruhm, der ihm unverdient zufällt; ihn selbst zu verdienen, hat er noch nicht gelernt. Auf ihn paßt, mit einer kleinen Variante, das Wort Herwegh's auf den verstorbenen König von Preußen:

„Zu schen, der neuen Zeit in's Aug' zu seh'n,
Zu beifallslüstern, um sie zu verachten,
Zu unerzogen, um sie zu versteh'n."

Dieser Mann ist wieder Candidat für die nächste Präsidentschaft und der bisherige Erfolg unserer Waffen, die Erschöpfung, die nach den gewaltigen Anstrengungen der letzten drei Jahre unfehlbar im Volke eintreten muß, machen ihn zu einem gefährlichen Candidaten, dessen Chancen des Erfolgs durchaus nicht die schlechtesten sind. Will das amerikanische Volk noch einmal vier Jahre der Angst und Besorgniß durchmachen, noch einmal vier Jahre im Dunkeln tappen und sei-

nen obersten Beamten nur durch die energischsten Proteste auf der graden Bahn erhalten? Ein in sich zerrissenes Cabinet, in welchem der Premier die Nachbarrepublik opfert, um mit den Diplomaten der alten Welt in gutem Vernehmen zu bleiben, in welchem Montgomery Blair offen die Reaktion predigt, und in Maryland einen „Copperhead"-Candidaten erwählen hilft, ein Cabinet, in welchem, Chase vielleicht ausgenommen, kein Mann sitzt, der das unbedingte Vertrauen der Nation hat, — ein Präsident, der nur den Eingebungen des Momentes folgt, und das unmögliche Experiment versucht, Feuer und Wasser zu vereinen, der steuerlos sich treiben läßt von der Flut der Ereignisse, — soll das als Resultat des großartigsten Kampfes, als die Erndte der großen Blutsaat für die nächsten vier Jahre unser Theil werden?

Die Nation hat im Jahre 1864 wieder darüber zu entscheiden, ob die Stimme des Volks oder die Machinationen der Politiker den nächsten Präsidenten designiren sollen. Von Seiten der Freunde des Herrn Lincoln werden keine Mittel unversucht gelassen werden, um ihm die Nomination zu verschaffen. Ein Heer von Beamten, eine sich auf Millionen belaufende Patronage auf der einen Seite; auf der andern das im Volke schlummernde Bewußtsein, daß nicht Alles war, wie es hätte sein sollen, daß große Fehler begangen wurden, daß Lincoln nicht der Mann für die Situation war, daß durch seine und seiner Rathgeber Schuld viel Blut unnöthig und zwecklos vergossen wurde — das ist die Lage der Dinge am Anfange des Jahres 1864. Ob das Volk es sich gefallen lassen wird, wieder durch die Politiker betrogen zu werden, bleibt zu sehen. Viel mag von der Haltung des loyalen Theils der demokratischen Partei abhängen; allein die sogenannte Kriegsdemokratie muß sich zuerst für unbedingte Abschaffung der Sklaverei erklären, ehe ihr Einfluß auf die Wahl des Präsidenten von irgend einer Bedeutung sein kann.

Wir haben den schwärzesten Fleck in der Geschichte der Administration Lincoln's, sein Benehmen gegen die Emanzipationisten in Missouri absichtlich nicht erwähnt, da ein talentvoller Freund und Mitarbeiter den Klagen unserer dortigen Freunde in dem diesem vorhergehenden Artikel Worte geliehen hat. Alle Lobhudeleien des Herrn Lincoln, wie wir sie zum Uebermaß in der Regierungspresse finden, können diesen Fleck nicht wieder abwaschen. Ein Lincoln-begeisterter Geistlicher brachte vor Kurzem bei einer öffentlichen Gelegenheit einen Toast auf den Präsidenten, diesen „ungeschliffenen Diamanten" aus. Wer die Geschichte der jetzigen Administration kennt, der wird bis jetzt wenig von dem „Diamanten", wohl aber zuweilen, besonders in dem Benehmen des Herrn Präsidenten gegen die Missourier, ziemlich viel „Ungeschliffenheit" bemerkt haben.

Die Deutschen haben bei der nächsten Präsidentenwahl ein gewichtiges, ja das entscheidende Wort zu reden. Wenn die Amerikaner Herrn Lincoln gegenüber zum großen Theile immer mehr zeigen, daß auch sie sich nöthigenfalls zu guten Unterthanen qualifiziren, so sollte es der Stolz der Deutschen sein, zu beweisen, daß es auch noch freie Männer giebt, die in den letzten vier Jahren viel gelernt, und nichts vergessen haben. Wir hoffen, daß die in Cleveland angebahnte deut-

sche Organisation, die wir freudig begrüßen, nach dieser Richtung hin ein Feld für ihre Thätigkeit finden wird.

Als Herr Lincoln vor Kurzem von einem Freunde über seine guten Aussichten zur Wiederwahl beglückwünscht wurde, antwortete er, nach seiner Gewohnheit, mit einer Anecdote von einem Illinois Farmer, dem beim Felsensprengen das Pulver versagte und der deshalb den weisen Ausspruch that, dieses Pulver sei schon einmal gebraucht worden. Wir hoffen, daß das Pulver von 1860 sich im Jahre 1864 ebenfalls nicht mehr gebrauchen läßt und wünschen, daß in dem Augenblicke, als er jene „story" erzählte, der Geist der Weissagung über Herrn Lincoln gekommen sein möge.

Die englische Sprache.

Von J. B. Stallo.

G. P. Marsh, Lectures on the English language. New York, C. Scribner.
Schele De Vere, Outlines of Comparative Philology. N. Y., G. P. Putnam & Co.

Unter den cisatlantischen Lesern der „Monatshefte" sind gewiß Wenige, die sich nicht mehr oder minder mit dem Gegenstande der nachstehenden Betrachtungen beschäftigt haben. Jeder Deutsch-Amerikaner ist, in größerem oder geringerem Maße, auf die Arbeit angewiesen, wo nicht in den Geist der englischen Sprache einzudringen, so doch ihre Formen beherrschen zu lernen. Die Sprache der Engländer ist in Nordamerika, für den Augenblick wenigstens, die Sprache des staatlichen Lebens, des geschäftlichen Verkehrs, und zu großem Theil des geselligen Umgangs, — die Sprache der Tribüne, des Markts und des Empfangzimmers. Wer in der hiesigen Welt handelnd auftreten, in dem Strom des amerikanischen Lebens eine bemerkbare Welle bilden will, muß sich den herrschenden Ausdrucksformen des Landes anbequemen. Die englische Sprache ist hierlands das allgemeine Circulationsmittel der Ideen, die Münze, in welche unsere Begriffe umzuprägen sind, um auf den großen Markt gebracht zu werden, das geistige Geld, wodurch wir den Austausch unserer Gefühle und Anschauungen unter der Menge vermitteln. Wir mögen auf den Sprachinseln der Studirkneipe oder Familienstube deutschen Gedanken nachhängen und unsere Regungen in vaterländischer Rede Ausdruck geben; wir mögen in engen Kreisen Deutsche sein: so wie wir hinausgehen in die Welt, brauchen wir eine englische Zunge und ein englisches Ohr. Was auch der Metallgehalt unserer Gedanken sein mag, wir sind gezwungen, sie dadurch zur Geltung zu bringen, daß wir dem edlen Gold oder schlechten Topfmetall unsers Geistes die Signatur und Randumschrift der englischen Sprache geben.

Die Arbeit, in dieser Weise das ganze Buch unserer Persönlichkeit förmlich zu übersetzen, ist eine keineswegs leichte oder erquickliche. Jede fremde, nicht angeborene, Form ist eine Fessel. Man fühlt sich (um ein anderes Bild zu gebrauchen) immer unbehaglich, wenn man seinen gewohnten alten Flaus ausziehen, und ein neues, für fremde Glieder zugeschnittenes Gewand anlegen soll. Das Kleid der englischen Sprache aber kommt uns, wenn es uns zuerst geboten wird, vollends vor, wie eine Narrenjacke; es ist, verglichen mit dem in einem Stück gewirkten vaterländischen Kaftan, aus so vielen und vielfarbigen Lappen zusammengeflickt, es zeigt eine so große Anzahl schiefer, nach allen Richtungen verworren durcheinander laufender Nähte, es hat einen so barocken, theils alterthümlichen, theils modernen Schnitt, daß wir uns nur mit Widerstreben herbeilassen, unsern innern Menschen in dieser Umhüllung zur Schau zu tragen. Ohne Bild, in dürren Worten gesagt: die englische Sprache ist eine Mischung von so vielen fremden und einheimischen Elementen, sie erscheint auf den ersten Blick so regellos in ihren Lautformen und Bildungsgesetzen, so voll Willkür in Accent, Schreibweise und Aussprache, daß es uns eben so schwer wird, ihr Geschmack abzugewinnen, wie sie uns anzueignen.

Solcher und ähnlicher Art sind die Eindrücke, welche die englische Sprache auf uns macht während der ersten Versuche, uns mit ihr auseinanderzusetzen. Wenn wir indeß bedenken, daß diese Sprache das Ausdrucksmittel zweier mächtiger, gebildeter und freier Nationen ist, die Sprache außerdem des Weltmarkts und der großen Industrie, die Sprache ferner, worin die Dichtungen eines Shakspeare und Milton, wie die Gedanken eines Hobbes und Hume entstanden und aufbewahrt sind, so können wir uns der Ahnung nicht erwehren, daß bei tieferer Einsicht manche dieser Eindrücke sich als Vorurtheile erweisen werden. Es giebt nun kein anderes Mittel, über diese Vorurtheile hinauszukommen, als zu untersuchen, wie diese Sprache entstanden ist. „Tout comprendre, c'est tout pardonner", sagt die Französin Mad. de Stael, — ähnlich, wie der Engländer Pope: „whatever is, is right" und der Deutsche Hegel: „was da ist, ist vernünftig", und (können wir hinzusetzen) darum auch schön. Wenn wir eingesehen haben, aus welchen Ur- und Uebergangsformen die englische Sprache sich zu ihren gegenwärtigen Gestaltungen hervorgearbeitet hat, werden wir uns mit Vielem versöhnen, was uns Anfangs unschön und wunderlich erschien. Es ist mit der Sprache, wie mit allen andern Dingen, in deren Natur und Wesen man erst dann Einsicht bekommt, wenn man sie in ihrem Werden, in ihrem Ursprung und ihrer Entwicklung erfaßt hat. Jede Sprache ist in ihren Eigenthümlichkeiten der Ausdruck, nicht nur des Lebens und Charakters, sondern auch der innern und äußern Geschichte des Volks, welches sich ihrer bedient, dessen geistige und gemüthliche Innerlichkeit sich darin verkörpert. Noch mehr: die Sprache ist der Reflex, der Widerschein und Widerhall der geographischen, namentlich der klimatischen Besonderheiten des Landes, worin sie ihren Ursprung hat; durch die Laute jeder Sprache weht die Luft des Festlandes oder der Insel, worauf sie sich gebildet. Wollten wir daher über das Wesen, die Berechtigung und den Werth der englischen Sprachbildung vollständige

Rechenschaft geben, so müßten wir nicht nur die Gesetze der Sprachbildung überhaupt entwickeln, sondern auch eine Reihe von geographischen, ethnologischen und geschichtlichen Studien vornehmen. Das ist jedoch nicht unsere Aufgabe. Wir sind Laie in der Sprach- wie in der Geschichtsforschung. Wir wollen nur in aller Bescheidenheit auf einige Epochen der englischen Geschichte, auf einige Züge des englischen Charakters, auf einige Nebel des englischen Himmels flüchtige Streiflichter werfen, um zu sehen, in wie weit sich die Eigenheiten der Sprache damit in Zusammenhang bringen und daraus erklären lassen. Was wir zu bieten haben, sind eigentlich nur Excurse über einige Kapitel der oben citirten Werke von Marsh und De Vere, von deren Inhalt wir uns den freiesten Gebrauch zu erlauben gedenken.

Die Wiege der englischen Sprache ist bekanntlich eine Insel im Norden Europa's, deren Haupttheil noch jetzt England heißt. Ueber die Urbewohner dieser Insel haben wir sehr unsichere Kunde; wir wissen blos im Allgemeinen, daß sie zu dem einst weit verbreiteten Stamme der Kelten* gehörten. Von der Sprache dieser Urbewohner finden sich in dem jetzigen Englisch nur noch wenige erkennbare Elemente vor, wie die Namen einiger Provinzen und Flüsse, z. B. Kent, die Thames und einige vereinzelte Ausdrücke, wie flannel, basket, crook, mattock, bran, mop, rail, darn etc.** Die erste Mischung, wovon die Sprache uns Zeugniß giebt, erlitt dieses keltische Urvolk um's Jahr 55 v. C. in Folge des Einfalls der Römer unter Cäsar. Obwohl die Römer mehrere Jahrhunderte blieben, so sind dennoch sehr wenige sprachliche Spuren ihrer damaligen Anwesenheit auf uns gekommen. Das Wort Colonia kommt in einigen Zusammensetzungen vor, wie in dem Worte Lincoln—Lindi colonia; ähnlich das Wort Castra, Lager, in der Form Chester oder Cester, Gloucester, Winchester, Leicester [Glevae castra etc]. Auch das englische Wort street rührt wahrscheinlich aus der alten Römerzeit,—strata [via]. Von diesen Ueberbleibseln der römischen Eroberungszeit sind diejenigen lateinischen Vokabeln wohl zu unterscheiden, welche später durch die christlichen Missionaire in England eingeführt, oder indirekt durch die Normannen, Gelehrten u. s. w. verschleppt wurden. Wir kommen darauf später zurück.

Die wichtigste und für die Sprache folgenschwerste Epoche in der Geschichte England's beginnt um die Mitte des 5ten Jahrhunderts. Damals erschienen nämlich an den Ufern der britischen Insel die ersten Horden jener grobknochigen, vollblütigen, blondhaarigen und blauäugigen Gesellen, welche mit ihren Nachkom-

* Wir reden natürlich salvo jure der Ethnologen, die in neuerer Zeit im Interesse des Weltfriedens beflissen sind, die Kelten zur Menschengeschichte hinauszudemonstriren, d. h. sie in andere Stämme aufgeben zu lassen. Ueberhaupt bezeugen wir hier ein für allemal den Herren Ethnologen und Philologen unsere devoteste Reverenz; was wir sagen, wird vorbehaltlich ihrer tiefern Einsicht gesagt.

** Garnett (philological essays p. 161 seq.) zählt über 300 englische Wörter auf, denen er eine keltische Abstammung zuschreibt; sie sind aber größtentheils Provinzialismen, und bei vielen andern ist der keltische Ursprung sehr zweifelhaft.

men, obschon wahrscheinlich Sendlinge verschiedener, an der Küste der Nordsee hausender Stämme, später unter dem gemeinschaftlichen Namen Angelsachsen bekannt geworden sind, einem Namen, der noch jetzt für Alles, was rüstige, verwegene Thatkraft bedeutet, bezeichnend ist. Die Sage erzählt, daß zuerst im Jahre 449 die Jüten unter den Recken Hengist und Horsa herüber kamen, und sich in Kent wie auf der kleinen Insel Wight festsetzten; daß dann 491 die Sachsen, aus der Gegend des jetzigen Holstein, folgten, und Sussex, Essex, Wessex und Middlesex, d. h. Südsachsen, Ostsachsen, Westsachsen und Mittelsachsen gründeten; daß um 527 ein Trupp Angeln, aus dem heutigen Schleswig, den Nachzug bildete, und in Norfolk und Suffolk, Nordvolk und Südvolk, Wohnsitze nahm; und daß hinterher zu verschiedenen Zeiten noch Skandinaven, Friesen, Deutsche u. s. f. gelandet seien. Diese Einzelnheiten sind indeß Nichts weniger als geschichtlich erwiesen, und für das Urkundliche, was wir darüber besitzen, ist wieder der Wortschatz der angelsächsischen Sprache das einzige Archiv. Unter der angelsächsischen Sprache verstehen wir diejenige Sprache, welche von den Bewohnern der englischen Insel vom 6. bis zum 11. Jahrhundert gesprochen wurde, — natürlich in wechselnden Formen. Diese Sprache hat, in ihren Wurzeln sowohl wie in ihren Endungen, die auffallendste Aehnlichkeit mit den nördlichen Dialekten der deutschen Sprache: daraus folgt, daß das Volk, welches sie einführte, deutschen oder sächsischen Ursprungs, wenigstens deutscher oder sächsischer Familie, war. Bei alledem aber unterscheidet das angelsächsische Idiom sich von den deutschen Urdialekten durch seine vielfach dunkle Etymologie — d. h. dadurch, daß vielen seiner Wurzelwörter die Familienähnlichkeit und der Stammbaum fehlt —, durch verstümmelte Beugungen, durch verworrene und systemlose Wortfolge u. s. w.: daraus schließen wir, daß es eine Mischsprache, und aus dem Durcheinander mehrerer Stämme hervorgegangen war. Die deutschen oder sächsischen Elemente endlich herrschen über die skandinavischen vor: daraus ist zu entnehmen, daß die Sachsen den Jüten, Friesen, Angeln u. s. w. an Zahl, oder an Intelligenz, oder an beiden, überlegen waren.

Auf die Eigenheiten des Angelsächsischen können wir nicht näher eingehen. Es verräth in seinen Stammformen die genaueste Verwandtschaft mit dem Deutschen. Es hatte eine eigentliche Flexion mit Wandlung der Stammlaute wie der Endungen, sowohl in den Haupt- und Beiwörtern, wie in den Zeitwörtern, und zeichnete sich dadurch vor dem modernen Englisch aus. Es hatte einen Pluralis in en, wovon sich im heutigen Englisch nur wenige Spuren [wie z. B. oxen] erhalten haben. Wie sich von selbst versteht, erlitt es im Laufe der Zeit, noch vor dem Einfall der Normannen, mehrfache Veränderungen.

Für die Angelsachsen und ihre Sprache war es schlimm, daß sie auf ihrer Insel von allem Verkehr mit dem europäischen Festland abgeschlossen waren. Sie kamen als rohe, heidnische, abergläubische Barbaren herüber, und ihre erste Beschäftigung, Kelten todt zu schlagen, war eben nicht geeignet, sie zu entwildern und zu humanisiren. Außerdem waren sie von Haus aus ein Räubervolk, und verstanden Nichts besser, als sich aus den Schädeln ihrer Feinde an deren Blut,

und aus großen Humpen an Meth und Bier zu bezechen, und dabei sich weidlich unter einander herumzuraufen, wenn sie mit ihren Feinden fertig waren. Von staatlicher Ordnung und nationaler Einheit konnte dabei keine Rede sein. Mit der eigentlichen süd-europäischen Cultur kamen sie in keine unmittelbare Berührung. Die Missionäre brachten ihnen freilich das Christenthum und mit ihm einige Keime der Civilisation; aber ehe diese Keime zur Entfaltung kamen, ehe der Angelsachse seiner rohen, zerfahrenen Kraft die Stärke der Intelligenz und darum der nationalen Einheit zugesellen konnte, brachen die Normannen in's Land. Diese Normannen waren, wie schon ihr Name „Nordmänner" besagt, auch aus dem Norden Europa's, wie die Angelsachsen selbst, und, wie diese, ein urwildes und eroberungssüchtiges Volk. Sie waren indeß früh nach dem Süden hingerathen, hatten dort die gebildetern, aber verluderten Gallier unterjocht, aber [wie es in solchen Fällen immer geht, wenn die nervige Kraft über die entnervte Intelligenz obsiegt] ihre Sprache angenommen. Diese von den Galliern an ihre nordischen Eroberer übergegangene Sprache war und ist, wie bekannt, ein Zweig des romanischen Sprachastes, d. h. einer von den vielen durch allerlei Verhunzungen modernisirten Abkömmlinge der alten markigen Sprache der Römer. Jene Sprache hatten die Normannen weiter ausgebildet, hatten sie schreiben gelernt und so fixirt, hatten sich eine ziemlich reiche Literatur geschaffen, und nebenher ein geordnetes und gegliedertes Staatswesen mit festen Rechtsformen gegründet. Es war dasselbe Geschlecht, welches in den Kreuzzügen unter Gottfried von Bouillon und Tankred nach dem Orient abenteuerte, und in Sicilien die bekannte normännische Dynastie gründete.

Diese Normannen kamen im Jahre 1066 unter Wilhelm, der seitdem der Eroberer heißt, nach England. In der Schlacht von Hastings wurden die Angelsachsen geschlagen, und die Normannen bemächtigten sich des Landes. Wir haben diese geschichtlichen Einzelnheiten im Fluge berührt, weil es für das Verständniß der englischen Sprachentwickelung von der größten Wichtigkeit ist, das Verhältniß der Normannen zu den Angelsachsen scharf in's Auge zu fassen. Als die herrschende und an Bildung hoch über den Angelsachsen stehende Klasse bildeten die Normannen in England natürlich den Hof, den höhern Adel und die Beamtenwelt; sie führten den Krieg, gaben und handhabten die Gesetze, kurz, verwalteten das Reich. Die Angelsachsen, als das unterjochte Volk, trugen die Ketten und Lasten, bauten das Feld, hüteten die Rinder, Schweine und Schafe, und zahlten die Steuern. In Folge dessen nun wurde das Normännisch-Französische die Sprache des Hofs, des Palastes, der Burg, des Gerichtssaals, des Kriegszelts und Heerlagers. Angelsächsisch hingegen blieb die Sprache des stillen, häuslichen Heerds, des Landlebens, des Ackerbau's und der Viehzucht, der gemeinen bürgerlichen Gewerbe, der gewöhnlichen Pflichten und Sorgen, Leiden und Freuden des allgemein menschlichen Lebens. Es bedarf nur einer oberflächlichen Untersuchung, um das Alles an den jetzt noch bestehenden englischen Sprachformen nachzuweisen. Das Reich heißt Englisch realm [alt-französisch royaulme], die Regierung government, die Verwaltung administration, die Verfassung constitution, der

Adel nobility, der Herrscher sovereign, der Unterthan subject, die Unterthanentreue fealty u. s. w. — Alles romanische, französische Ausdrücke. Die höchsten Würdenträger des Reichs führen die französischen Namen duke, marquis, count, viscount, baron u. s. f.; die sächsischen Titel earl und lord bezeichnen ursprünglich den niedern Adel. Nur der König heißt nach wie vor King, weil der normännische Usurpator, wie alle Eindringlinge, darauf Anspruch machte, der legitime Nachfolger des von ihm verdrängten Vorgängers zu sein. Das englische Wort für Beamte ist officers—französisch officiers. Der Herr nennt sich master und seinen Diener servant; man sieht, daß der die Sprache diktirende Herr ein Franzose war. Die Mitglieder der Landstände heißen members of parliament; die Parlamentsvertagung heißt adjournment, die Verhandlung proceeding, ein Erlaß act, ein Beschluß resolution, ein Antrag motion, der Ordnung haltende Weibel sergeant-at-arms; wieder Alles französisch, denn, wie gesagt, es sind die Normannen, welche den Angelsachsen die Gesetze geben, und auch sie sind es, die über das angelsächsische Volk zu Gericht sitzen. Unmittelbar nach der normännischen Eroberung [bis zum 25. Regierungsjahre Eduards I., 1297] war die Gesetzessprache England's ein schlechtes Latein. Vom Jahre 1297 ab bis zum dritten Jahre nach dem Antritt Heinrich's VII., 1487, bildete Normännisch-Französisch das Juristenkauderwelsch und die Sprache des Gesetzes. Erst nach dieser Zeit wurde Englisch die offizielle Sprache der Gesetzgebung und Gerichtsverwaltung. Daher hat noch jetzt Alles, was sich auf den Gerichtshof und das Rechtswesen bezieht, einen lateinischen oder französischen Klang. Das Rechtswesen der Ver. Staaten [Louisiana und Texas in gewissem Sinne ausgenommen] gründet sich, wie bekannt, auf das englische sog. Gemeinrecht; und man kann unsere gerichtlichen Apparate und Prozeduren gar nicht in englischer Sprache beschreiben, ohne Phrasen zu machen, worin fast jedes Wort französisch ist. In court or at chambers, judges, chancellors, surrogates preside; attorneys, counsellors, advocates, solicitors, barristers, appear, argue, plead; juries render verdicts for damages; judgments are recorded, decrees entered, executions issued, levies made etc, — da ist Alles auf den Nagel französisch. Wer das Glück gehabt hat, sich in der Geschäftsstube eines Advokaten oder im Gerichtszimmer einige praktische Unterweisungen im hiesigen Recht geben zu lassen, dem sind sicherlich schon die Haare zu Berge gestanden bei der Aufzählung der vielen Formen des common law, in denen der plaintiff dem defendant (Beides französische Ausdrücke) auf's Kollet steigen kann. Actions sounding in contract or tort, assumpsit, account, trover, detinue, replevin, ejectment etc, — da ist kein ehrlich sächsisch Wort darunter. Die vielen sonstigen verballhornisirten halbfranzösischen und lateinischen Redensarten, womit der englische lawyer seinen Redestrom zu kräuseln versteht, hier zur Erläuterung anzuziehen, wäre überflüssige Mühe.

Sehr bezeichnend ist es, daß das Angelsächsische in dem Juristenwörterbuch in zwei Namen — John Doe und Richard Roe — vertreten ist, welche in den Klagen wegen Liegenschaften als fingirte Kläger und Beklagte stehende Figuran-

ten sind, und seit Jahrhunderten in den englischen Repliken und Dupliken sich dieselben stereotypen Grobheiten sagen. Man ersieht daraus, daß der Normanne den Angelsachsen das glorreiche Privilegium einräumte, nach dem bekannten Bilde als Parteien die Hörner und den Schwanz der Kuh zu halten, welche eben von den Gerichtsbeamten und Advokaten gemolken wurde.

Hätten wir Zeit, jetzt noch die Burg oder den Palast des englischen d. h. normännischen Adels zu durchwandern, so würden wir finden, daß wieder Alles — Waffen, Kleidung, Möbeln, Koch- und Tischgeräthe, der Inhalt des Kellers wie die Last der Tafel — mit französischen Namen belegt wurde, deren man sich bis auf den heutigen Tag bedient.

Ganz andere Laute dagegen schlagen an unser Ohr, wenn wir uns in die bescheidene Behausung des Volks, an die Stätten der Arbeit, auf das Feld oder in den Wald begeben. House ist ganz unser deutsches „Haus"; field unser Feld, wood (wold) unser Wald, home unser heim, hearth der deutsche Heerd, kitchen die Küche. Wenn ein norddeutscher Bauer nach England käme, und hörte von summer and winter, spring and harvest, sunshine and rain, green grass, yellow hay, ripe corn, rye and wheat, hemp and flax, mowing and sowing, ploughing and thrashing, hauling and loading, spade and harrow, waggon and cart, earth, water, stone, straw, u. s. w., u. s. w., er würde glauben, sich in einer benachbarten Provinz seines Vaterlandes zu befinden. Die Erzeugnisse des Ackerbau's, das Wild des Waldes, die Früchte des Gewerbfleißes, Alles das hat in England einen deutschen Namen. Merkwürdig ist dabei, wie in England gewisse Dinge sich in ihren Bezeichnungen häuten oder mausern, — wie angelsächsische Namen sich im Munde desselben Volks in französische Ausdrücke übertragen. Unsern Lesern ist ohne Zweifel Scott's Ivanhoe bekannt, und sie erinnern sich aus dem ersten Kapitel des Buchs einer Unterredung, worin sich zwei angelsächsische Sklaven über solche Dinge ergehen. Wamba, ein Hausnarr des angelsächsischen Junkers Cedrick, der unter seiner Schellenkappe einen philosophischen und patriotischen Schädel birgt, hält im Rodewald dem Schweinehirten Gurth einen tiefsinnigen Vortrag über Sprachkunde. „Hör' einmal, Gurth", sagt er, „wie nennst Du das grunzende Vieh, welches da vor Dir auf vier Beinen herumläuft?"

„Swine, Du Narr, swine," antwortet Gurth; „das weiß doch jeder Narr."

„Schön", erwiedert Wamba; „und swine, denk' ich, ist gut sächsisch. Wie nennst Du aber die Sau, wenn sie abgebrüht, geviertheilt, und an den Fersen aufgehangen ist, wie ein Landesverräther?"

„Pork", entgegnet der Schweinehirt.

„Es ist doch sehr brav", meint Wamba darauf, „daß es auch Narren giebt, die das wissen. Pork aber ist ächt normännisch - französisch; so lange also das Thier lebt, und von einem sächsischen Sklaven, wie Du, gehütet wird, geht es unter einem sächsischen Namen, aber es wird allsofort normännisch, wenn es in die Burg getragen, und vor den Edelmann auf den Tisch gesetzt wird. Was denkst Du denn davon, Freund Gurth, eh?"



„Es ist leider zu wahr," gesteht Gurth kopfschüttelnd, „wie es auch immer in deinen verrückten Schädel hineingekommen sein mag."

„Ich will Dir aber noch mehr sagen", fährt Wamba fort; „da ist der alte rathsherrlich dicke Ochs, der führt einen ehrlichen, sächsischen Namen, so lange er unter eurer Obhut ist; aber er spreizt sich alsbald als beef — boeuf —, als ein flotter Franzose, wenn er den edlen Kauwerkzeugen vorgestellt wird, von denen er die Ehre haben soll, verspeist zu werden. Eben so wird das Herrchen Kalb, calf, zu veal — Monsieur le veau — aufgestutzt, sobald es nicht mehr von euch sächsischen Knechten gefüttert, sondern von den normännischen Herren großmüthig verzehrt wird."

Soweit unser Philosoph mit der Schellenkappe. Er hätte indeß fortphilosophiren, und an weitern Beispielen dasselbe nachweisen können. Das Schaf hat den klassisch sächsischen Namen sheep; so wie es aber dem Küchenmeister (den die Normannen sicherlich aus Frankreich mitbrachten, denn in der Kochkunst haben die Franzosen von jeher Großes geleistet) in die Hände fällt, wird es mutton (mouton). Aehnlich heißt das Rothwild sächsisch deer; als Braten aber auf der Tafel, als solide Unterlage für eine Flasche Burgunder, venison. In gleicher Weise verhält sich fowl zu pullet, steer und cow zu beef, und so fort.

Die englischen Namen für künstliche oder seltene Leckerbissen sind in der Regel französischen Ursprungs. Pasteten und Confekt heißen pastry und candy. Salmon, sturgeon, lamprey, trout etc. sind französische Wörter. Das Brod aber, der Kuchen und das Fleisch—bread, cake, meat, flesh — bleiben sächsisch; natürlich auch der Nationaltrank der Angelsachsen, das Bier. Beiläufig gesagt, ist es charakteristisch, daß die Sprache auch von der nationalen Virtuosität der Engländer im Fleischessen Zeugniß ablegt; der Engländer sagt nämlich meat and drink, wo wir von Essen und Trinken sprechen. Wenn der Engländer von den festen Bestandtheilen seiner Nahrung redet, so denkt er vor allen Dingen an das Ochsenfleisch.

Kehren wir indeß zu unserm eigentlichen Thema zurück. Wie der Hirt und der Feldbauer, so war natürlich auch der gewöhnliche Handwerker in England zu den normännischen Zeiten ein Sachse, und die englischen Namen der meisten Gewerbe, so wie die Ausdrücke des gewerblichen Lebens sind durchgehends sächsisch. Der Müller, Bäcker, Weber, Küfer, Sattler, Schmied heißen englisch miller, baker, weaver, cooper, saddler, smith; und wie die Geräthe des Bauern, plough, harrow, waggon, shovel, spade, flail u. s. w., so haben auch die Werkzeuge hammer, bellows, tongs, saw, ax, last, awl etc. sächsische Bezeichnungen. Der Schneider macht eine Ausnahme, — wahrscheinlich, weil damals, wie jetzt, die Franzosen die Mode beherrschten; er heißt tailor (tailleur); aber seine Nadel und sein Zwirn sind wieder sächsisch, — needle and thread.

Auch der englische Seefahrer war und blieb ein Angelsachse; das Schiff heißt jetzt noch ship; eben so sind boat, mast, sail, helm, rudder, cable u. s. w. beinahe gleichbedeutend mit den entsprechenden deutschen Ausdrücken. In ähnlicher Weise lehrt die Sprache, daß auch in England wie überall, der Bauer und Schäfer die

ersten Meteorologen waren; der hierher einwandernde Sachse oder Schwabe bedarf keines Wörterbuchs, um zu wissen, woran er ist, wenn er hört von wind, weather, storm, frost, ice, snow, thaw, heat, cold, day, night, summer, winter, harvest, spring etc.

Die englischen Namen der gewöhnlichen Verwandtschaftsgrade haben alle sächsischen Klang: father, mother, husband, bride, bridegroom, wife, son, daughter, brother, sister etc. Diese Namen umfassen alle diejenigen Verwandten, welche bei einfachen Naturvölkern zu derselben Familie gezählt werden, und gemeiniglich unter demselben Dache wohnen. Die entfernteren Verwandtschaftsgrade hingegen, welche von den Naturvölkern entweder gar nicht oder nur unsicher unterschieden werden, deren Anerkennung und Unterscheidung also schon einige Verfeinerung voraussetzt, werden im Englischen mit französischen oder halbfranzösischen Wörtern benamſt, wie z. B. uncle, aunt, cousin, nephew, niece etc.

Alles Vornehme hat in dem englischen Wortschatz einen französischen Typus. Ueberhaupt geht durch die englische Sprache der Zug, daß die gesuchten, pretentieusen, aber darum auch weniger anschaulichen Ausdrücke französisch, die einfachen, derben, anspruchslosen dagegen sächsisch sind. Feeling ist sächsisch, sentiment französisch, — anger sächsisch, ire romanisch, — wish sächsisch, desire französisch. Ebenso verhalten sich mild und gentle, luck und fortune, sweat und perspiration, heal und cure, love und charity.

Der Umstand, daß die Normannen den Angelsachsen in Wissen und Intelligenz überlegen waren, sowie, daß die Latein redenden Mönche und Priester lange Zeit als Hüter der Wissenschaft dienten, erklärt die Thatsache, daß die Bezeichnungen für Alles, was in der Wissenschaft eine Rolle spielt, oder auf wissenschaftlicher Forschung beruht, französischen oder lateinischen Ursprungs sind. Damit hängt zusammen, daß im Englischen das konkrete Wort, die Bezeichnung der besondern Wirklichkeit, angelsächsisch, das Ergebniß der gedanklichen Verallgemeinerung, die Abstraktion, romanisch ist. Die einzelnen Farben, red, yellow, green, blue, gray ꝛc. verrathen sofort ihre Verwandtschaft mit dem deutschen roth, gelb, grün, blau, grau u. s. w.: aber die begriffliche Zusammenfassung dieser Einzelnheiten, d i e F a r b e heißt color, von dem französischen couleur oder lateinischen color. Einzelne Verbrechen, theft, murder, manslaughter, robbery, sind sächsisch, aber das abstrakte V e r b r e c h e n als solches heißt crime, franz. crime, lat. crimen. Auffallend ist hierbei, daß viele Verbrechen, sofern sie bloß als sociale Unordnungen oder moralische Vergehen betrachtet werden, sächsische Namen haben, als Verletzung des Gesetzes aber französische. Theft, Diebstahl, sobald er Gegenstand gerichtlicher Untersuchung wird, heißt larceny. Der Meineid, false oath, wenn er der gesetzlichen Ahndung verfällt, wird perjury genannt. Der Straßenkrawall, row, heißt im Munde des Staatsprokurators riot.

Wir können uns bei diesen Einzelnheiten, die in's endlose Weite führen, und die der Leser selbst nach Belieben vervollständigen kann, nicht länger aufhalten. Ueber den Charakter der Mischung germanischer und romanischer Elemente in der

englischen Sprache ist zu bemerken, daß das Germanische wenigstens ⅔, das Romanische kaum ⅓ des englischen Sprachsatzes ausmacht; sodann, daß das Romanische zwar als Material in die englische Sprachbildung eingegangen, daß aber die Bildungsform wesentlich germanisch geblieben ist. Das plastische Princip, das innere Leben, der Geist der Sprache hat seine angelsächsische Eigennatur aufrecht erhalten. Die Endungen, Beugungsformen, Partikeln — Bindewörter, Vor- und Fürwörter — sind vorwiegend angelsächsisch. Latein und Französisch sind zwar als Knochen in dem Körper der englischen Sprache vorhanden; aber Muskeln und Bänder, Sehnen und Nerven, — vor allen Dingen das flüssige Blut — sind angelsächsisch. Oder, wie Marsh sich ausdrückt: in dem englischen Sprachgebäude finden sich viele romanische Balken und Steine; aber Nägel und Angeln, der Mörtel und der Plan des Baues rühren von den Angelsachsen her.

Es wird sich bei diesen Erörterungen dem Leser längst die Frage aufgedrängt haben, wie es komme, daß die Normannen, welche doch die Angelsachsen an geistiger, geselliger und politischer Bildung so sehr überflügelt hatten, dennoch mit ihrer Sprache nicht durchdringen konnten, und daß jetzt offenbar das Angelsächsische im Englischen von Tag zu Tag mehr die Oberhand gewinnt. Die Antwort liegt erstens darin, daß jede Sprache mit einer wunderbaren Zähigkeit an dem Boden haftet, dem sie entsprungen ist, oder in dem sie einmal feste Wurzel gefaßt hat, daß sie glebae adscripta, an die Scholle gebunden ist, darauf wuchert, wie Unkraut, und sich nur mit der absoluten Vertilgung des Geschlechtes der Menschen, welche sie reden, ausrotten läßt; dann aber darin, daß die Normannen eben wegen ihrer feinern Bildung und Sitte und des daraus erwachsenden Hochmuths den Angelsachsen so fern standen, daß eine Vermittlung mit ihnen nicht möglich war. Die normännischen Adeligen standen über dem angelsächsischen Volke, und verschmähten es, zu diesem herabzusteigen oder es zu sich heraufzuziehen,—sich mit ihm zu vermählen, zu verschmelzen oder zu verständigen. Wer aber nicht, wie Antäus, von Zeit zu Zeit wieder mit dem Boden in Berührung kommt, verliert seine Stärke und Lebensfähigkeit. Die drängende Kraft, somit die Zukunft der Nationen, ruht immer im Schooße des Volkes. Dazu kommt noch, daß den armen, bedrückten Angelsachsen, die sonst von allen Würden und Ehren des Landes ausgeschlossen waren, e i n Platz in den Domänen der Bildung offen blieb: das Kloster nämlich und damit die Schule. Die Klostergeistlichen (und überhaupt der Klerus), welche zum großen Theil aus der Mitte des Volkes hervorgegangen waren, wurden glühende Verfechter alles ursprünglich Vaterländischen, und pflegten und nährten den angelsächsischen Geist und die angelsächsische Sprache.

Natürlich sind die angelsächsischen und normännischen Elemente nur die H a u p t bestandtheile der englischen Sprache; es finden sich darin auch Spuren des Spanischen, Portugiesischen, Italienischen, sogar des Hebräischen (überhaupt Orientalischen) vor, wie es denn bei dem so vielseitigen Verkehr eines Handelsvolkes nicht anders sein kann—abgesehen von der Urverwandschaft aller semitischen und indo-europäischen Sprachstämme. Es ist mit den Nachforschungen in der Vergangenheit der englischen Sprache, wie mit den Nachgrabungen der Geognosten

in unserer Erdrinde; hier findet man französisches Alluvium, dort angelsächsischen Flötzkalk, weiter hinab lateinischen Granit, dazwischen spanische, italienische und portugiesische Wanderblöcke, ganz von unten herauf keltischen Trachyt; einmal begegnen wir einem römischen Dinotherium, dann einem normännischen gepanzerten Saurier oder einem modern französisch glatten Lurch- oder Schlangentypus, zwischendurch allerlei wunderlichen Schnabel- und Beutelthieren: überall aber einer zahllosen Menge angelsächsischer Schalen-, Krusten- und Weichthiere. Die Etymologie der englischen Sprache ist nur zu buchstäblich eine Art philologischer Petrefaktenkunde.

In dem Vorhergehenden haben wir versucht zu zeigen, daß die Sprache der Engländer ein treues Denkmal ihrer Geschichte ist. Es bleibt uns noch übrig, nachzuweisen, wie in dieser Sprache sich auch der allgemeine Charakter des englischen Volkes und Landes ausprägt.

England ist eine vielbuchtige, der Schifffahrt wunderbar zugängliche Insel im Norden Europa's, des Hauptheerdes der Culturthätigkeit während des letzten Jahrtausends, und somit seiner Lage nach der natürliche Hauptmarkt der Welt. Diese Insel ist dabei reich an natürlichen Quellen der Macht und des Wohlstands, z. B. an Kohlen und Mineralien. Es ist nun nicht nöthig, nach diesen Prämissen weitläufig auszuführen, warum die von Haus aus starkleibigen und markleibigen Bewohner dieser Insel mit der Zeit ein rühriges, in's Weite strebendes, Handel und Gewerbe treibendes, seefahrendes Volk werden mußten. Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, daß die Engländer seit Jahrhunderten die thatkräftigste, unternehmendste, rastloseste und dabei trotzigste Nation der Erde sind. Sie segeln in allen Wassern, handeln nach allen Weltgegenden, machen Eroberungen in allen Ländern, gründen Kolonien aller Orten, bauen Staaten im Osten und Westen, in Indien, wie in Amerika, senden zu Zwecken der Unterjochung ihre bullies wie ihre Missionaire, und machen Propaganda für die Baumwolle wie für das Christenthum. Der oberste Grundsatz ihrer Moral ist, daß der höchste Zweck allen menschlichen Strebens in der Macht und dem Reichthum der Engländer besteht und daß dieser Zweck alle Mittel heiligt; das erste Axiom ihrer Philosophie, daß Nichts reale oder ideale Geltung hat, was sich nicht als saldirender Posten in ihr geschäftliches Hauptbuch eintragen läßt. Ein solches Volk hat weder Lust noch Muße, den Mysterien der Schöpfung und dem Urgrund der Dinge nachzugrübeln; es hält sich an die handgreiflichen Thatsachen, und beschäftigt sich nicht mit Flausen und Quisquilien. Es hat sehr wenig Zeit und sehr viel zu thun. Alle diese Züge spiegeln sich auf's Genaueste in der englischen Sprache. Das englische Wörterbuch und die englische Grammatik beweisen, daß der Engländer so wenig die Gesetze oder das Leben einer fremden Sprache schont, deren Wörter er sich aneignet, wie die Gesetze und das Leben einer Nation, die er sich unterwirft. Die englischen Sprachformen sind kurz, gedrängt, prägnant. Auf eine Verstümmelung mehr, auf ein paar weggestutzte Sylben weniger, kommt es dem Engländer nicht an. Die Sprache ist ihm nur das mechanische Mittel zu dem äußern Zweck der Verständigung und Mittheilung; er will mit einem möglichst kleinen Aufwand von

Sprachkräften möglichst viel leisten. Man sehe sich einmal die englischen Zeitwörter an; das deutsche haben, kommen, sehen, hören, gehen, heißt englisch have, come, see, hear, go, — die Endsylbe fällt weg und das Wort wird einsylbig. Der Deutsche sagt gewinnen, gebieten, gebären, sein englischer Vetter win, bid, bear; statt dreier Sylben hat dieser nur eine. Nicht anders ist es mit den Wörtern romanischer Ableitung; hier macht sich namentlich ein Accentverlust oder vielmehr ein Zusammenziehen der Accente bemerkbar, was sehr oft das Verschwinden der tonlos gewordenen Sylbe nach sich zieht. Jugement, (franz.) mit zwei Accenten, wird judgment, mit einem Accent, wobei jedoch die letzte Sylbe noch schwach vorhanden ist, acquerir, conquerir, recevoir haben im Englischen die Form acquire, conquer, receive — die letzte Sylbe ist zugleich mit dem Accent flöten gegangen. Voltaire hatte Recht, indem er meinte, daß die Engländer an ihrer Sprache täglich zwei Stunden sparten, indem sie die Hälfte der Sylben verschluckten. Die englische Sprache aber neigt sich nicht nur zur Einsylbigkeit hin in ihren Wörtern, sondern auch in der ganzen Redeweise. Sie wimmelt von Auslassungen und Abkürzungen, Elisionen und Ellipsen. Der Engländer sagt nicht: "return to me the money which I lent to you", sondern "return the money I lent you." Hier bilden sechs Wörter einen Doppelsatz, und es fehlen vier Partikeln, ohne daß die Grammatik ihre Schulbakel erhöbe. Lange Sätze sind den Engländern ein Gräuel. Ebenso lieben sie keine Involutionen in der Wort- und Satzfolge, die auch wegen des Mangels an Beugungsendungen, an denen das Zusammengehörige erkennbar wird, nicht wohl möglich sind. Die Wortfolge ist rein mechanisch; Subjekt und Prädikat stoßen hart aneinander. Parenthesen werden vermieden; Einige, wie Samuel Johnson, wollen sie ganz verbannt wissen. Das ist der Deutlichkeit und Reinlichkeit der Darstellung sehr förderlich, beeinträchtigt aber auch nicht selten die begriffliche Tragweite.

Die Engländer sind keine Metaphysiker. Einzelne Denker haben unter ihnen als Anachoreten gelebt, aber zum Leben und zur Literatur des englischen Volkes haben sie keine rechte Beziehung. Tiefgehende philosophische Spekulationen erscheinen den Engländern als Windbeuteleien, und werden von ihnen ebenso verhöhnt, wie von den Franzosen, welche die Philosophie (nach einem Wort des Helvetius) definiren als l'art de s'egarer avec methode," die Kunst, mit Methode auf Holzwege zu gerathen. Die Ansicht des „Punch" über die Philosophеme Betreffs des Wesens der Materie und des Geistes ist im Grunde die Nationalansicht des John Bull. "What is mind?" fragt Punch. "No matter. What is matter? Never mind."

Vor mehreren Jahren trafen wir einen anglo-amerikanischen Professor, der sich, wie er uns erzählte, lange vergebens bemüht hatte, sich in die deutsche Philosophie hineinzubohren. „Hören Sie," sagte er, „ich finde einen wesentlichen Unterschied zwischen den deutschen und englischen Methoden, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Nehmen Sie einen Engländer und einen Deutschen, und stellen Sie Beiden die Aufgabe, die genaue Definition eines Brunnenlochs zu

geben. Der Engländer wird einfach seinen Maßstab zur Hand nehmen, die Tiefe des Lochs und seinen Durchmesser ermitteln, und daraus den Kubikinhalt berechnen; dann ist er fertig. Der Deutsche hingegen wird damit anfangen, daß er die Erde rings um das Loch weggräbt und beseitigt, um das abstrakte Brunnenloch an und für sich vor sich zu haben; dann wird er sehr tiefsinnig über das absolut und relativ Leere, über die Löcher überhaupt und die Brunnenlöcher insbesondere spekuliren, und ein dickes Buch darüber schreiben, wovon der Engländer aber keine Sylbe versteht." — In der That sind sehr viele unserer deutschen Philosophen abstrakt begrifflich entwickelte Brunnenlöcher — ohne Wasser.

Der Sinn des Engländers geht auf's Praktische; er wird nie, wie Euler den Ritter Gluck, nach dem Vortrag einer Ouvertüre, fragen: „Was soll denn das beweisen?" sondern: „wozu dient das, wozu ist das gut?" Wenn man ihm in der rechten Hand eine große philosophische Wahrheit, und in der linken eine neuentdeckte Guanosorte böte, und ihn aufforderte zu wählen, er fiele uns gewiß mit Inbrunst in die Linke, und bäte sich den Guano aus. Es ist daher selbstredend, daß die englische Sprache ein sehr mittelmäßiges Organ der Philosophie ist. Die tiefgreifende Gedankenentwicklung bedarf einer quellenreinen, in sich flüssigen Sprache, deren Wortbildungen die Entstehung der Begriffe treu wiederspiegeln. Etymologische Lauterkeit und Gediegenheit, eine Fülle lebendiger, sich in der steten Schöpfung neuer Gebilde bewährender Sproßkraft, daher elastische Biegsamkeit der Formen sind die Grundbedingungen einer philosophischen Sprache. Diesen Bedingungen entspricht die deutsche Sprache in sehr hohem Maße, die englische dagegen äußerst unvollkommen. Ihre Quellen sind trübe, ihre Formen versteift und verstümmelt, und der begriffliche Gehalt ihrer Ausdrücke ist nur dann bestimmt, wenn er durch die unmittelbare Anschauung gegeben wird; sie fängt aber erst an, durch Zurückgehen auf das Angelsächsische wieder flüssig zu werden und sich abzuklären.

Dagegen liegt in der englischen Sprache etwas Bündiges, Markiges, Mannhaftes; das ist ihr edelster Zug. Man sieht es ihr an, daß sie das Ausdrucksmittel eines freien, starken Volkes ist. Der Engländer nennt seinen Vorgesetzten wie seinen Untergebenen "you"; wie er den Thatsachen direkt auf den Leib geht, wie er die Dinge duzt, so steht er mit den Personen auf dem Fuße der geradesten Unmittelbarkeit. Er schleicht nicht hinten herum, wie der Deutsche, und sagt „Er" oder „Sie", wenn er „Du" meint. Wir Deutsche sehen uns in der Unterhaltung förmlich mit dem Rücken an; es ist, als könnten wir die angesichtliche Gegenwart eines Menschen nicht aushalten, sondern müßten ihn erst in einen Dritten übersetzen, um uns unbefangen zu ihm verhalten zu können. Die sprachlichen Ausdrücke sind in dieser Beziehung sehr lehrreich. Wenn wir in den zu Wien oder Madrid üblichen Formen der zweiten Person Singularis das „Eure Gnaden" immer demüthiger variiren hören, so ist das ein sehr lehrreiches Collegium über österreichische und spanische Geschichte. Wenn einem Engländer, namentlich einem Amerikaner, in unsern Tagen einer von den vielen deutschen, italienischen oder spanischen Pleonasmen der Unterwürfigkeit zu Ohren kommt, so richtet er sich

stolz auf in dem Bewußtsein, daß in seiner Sprache einmal geschrieben wurde: 'We hold this truth to be self-evident, that all men are born free and equal!'"

Auffallend ist nichtsdestoweniger in der englischen Aussprache ein gewisser gepreßter dumpfer Ton, ein Vorherrschen tiefer Vokale, wie das a in call, und sanfter, wolliger Zischlaute. "Ouvrez les levres, serrez les dents, et vous parlerez Anglais," sagte einmal Humboldt. Sogar die englischen Damen brummen in den Bart. Das Alles ist ohne Zweifel eine Folge der nebligen Luft und überhaupt des unwirthlichen Klima's der englischen Insel. Ein Bekannter, der eben von einer europäischen Reise, die ihn auch durch England und Schottland führte, zurückgekehrt war, erzählte uns, er habe während seines vierzehntägigen Sommeraufenthalts in England kaum zweimal die Sonne gesehen, und ohne Staubregen wenigstens sei es nie abgegangen. Durch die Nässe und den Nebel watend sei er eines Tages im Norden England's auf einen Jungen gestoßen, und habe ihn gefragt: „ist denn bei Euch das Wetter immer so? regnet's hier alle Tage im Jahre?" „O no," habe der Junge geantwortet in seinem breiten northumbrischen Dialekt, "sometimes it snaws (snows)." Selbst die englischen Dichter preisen ihr merry England im Gegensatz zu seinem weinerlichen Klima.

Cowper singt:

"........though thy clime
Be fickle, and thy year most part deform'd
With dripping rains, or wither'd by a frost,
I would not yet exchange thy sullen skies
For warmer France, with all her vines."

So resolut und sicher daher der Engländer in seiner Ausdrucksweise ist, er macht in der rauhen Luft sehr ungern den Mund auf. Die englischen Vokale sind alle heiser belegt; die Laute haben einen Schnupfen. Die Konsonanten werden bei halbverschlossenem Munde in rascher Folge herausgezischt oder gehüstelt; daher das Vorherrschen der Zischlaute, namentlich am Schluß der Wörter. Um die starken deutschen Kehllaute, wie das ch in Licht, Nacht u. s. w. auszusprechen, müßte man die britische Luft hinten in der Kehle zulassen; um dies zu vermeiden, spricht der Engländer die Kehllaute nicht. Er schreibt zwar light, spricht aber leit. Ebenso mit night, Nacht, right, recht, might, Macht, plough, Pflug, enough, genug, weight, Gewicht, straight, gestreckt u. s. w. u. s. w., die ihrer Schreibweise und ihrem Ursprunge nach ohne Zweifel alle ausgesprochen werden sollten, wie die entsprechenden deutschen Wörter. In diesem Punkte bildet die englische Sprache den stärksten Kontrast zu den Idiomen derjenigen Völker, welche im Süden, unter heiterem Himmel, ihre Wohnsitze haben. In Italien z. B. sind die Vokale grell wie der Sonnenschein; der Mund öffnet sich bereitwillig der reinen Luft, und die Laute klingen wie Glockentöne durch die nebellose Atmosphäre. Der lichte Glanz des Südens sättigt die Töne sowohl wie die Farben. Daher ist auch der Süden, im Gegensatz zum Norden, die natürliche Heimath der Musik. In dem mildern Klima Amerika's wird die englische Sprache sonder Zweifel

(abgesehen von sonstigen Einflüssen) volltönender und wohlklingender werden; an dem hiesigen Englisch ließe sich das jetzt schon nachweisen. Die Einwirkung, welche Klima und die Gestaltung der Erdoberfläche — überhaupt die Naturbedingungen — auf die Sprache haben, ist kaum zu hoch anzuschlagen. In der Sprache der Gebirgsbewohner z. B. hört man breite, gedehnte, in Diphtonge übergehende Vokale und starke, harte Kehllaute. Die Schweizer, welche sich über Gießbäche oder weite Thäler durch die scharfe Alpenluft ihre Grüße zurufen, sagen luagen, sprechen, Chilchgang, Chaib, chüal (kühl), Chriesi (Kirschen), haim cho (heim kommen). Man sagt, daß die modernen Winkelriede im Sonderbundskrieg dem Gefühle ihrer Tapferkeit dem Feinde gegenüber in folgendem mannhaften Gelöbniß Luft zu machen pflegten: „Wann sie chömma, so göm' mer, und wann sie nüet chömma, so bliebe mer, wemmer zu Chrut und Fäze verbockt wärre." In Westphalen und den Niederlanden dagegen haben wir dünne Vokale und scharfe, wenigstens vorn mit den Lippen gebildete Konsonanten; man sagt gliek (gleich), smieten (schmeißen) u. s. f. Aehnlich verhält sich das kehlenhauchige Italienisch der Abruzzen zu dem übermäßig vokalen, singenden Idiom der sicilianischen Ebene, und das harte, grobe Dorische des alten, gebirgigen Sparta zu den sanften, geschniegelten Lauten der Jonier. In England selbst ist der Dialekt der Northumberländer und Newcastleaner viel härter, als das englische Platt, welches in der südlichen Ebene gesprochen wird.

Es wäre sehr lehrreich, die englische Sprache im Einzelnen mit den romanischen und germanischen Idiomen, denen sie verwandt ist, zu vergleichen; wir müssen aber darauf verzichten. Nur eine kurze Parallele mit unserer deutschen Muttersprache sei hier zum Schluß gestattet, wobei sich zugleich das Gesagte zum Theil zusammenfassen wird.

Die englische Sprache ist, wie wir gesehen haben, gemischt und zusammengesetzt, wie das englische Volk; sie ist in diesem Sinne reich, wie ein englisches Waarenlager, worin sich die Erzeugnisse aller Welttheile aufgestapelt finden, und mannigfaltig, wie ein Markt, worauf sich Leute aller Herren Länder begegnen. Sie ist daher gefräßig, bereit, Alles, auch das Verschiedenartigste, in sich aufzunehmen, und in der rücksichtslosesten Weise zu verarbeiten; sie hat einen guten Magen wie der Engländer selbst. Die Sprache des Engländers ist praktisch, realistisch, auf's Thatsächlichste gerichtet, wie sein Sinn, dabei einsylbig, verschlossen, wie seine Laune. Ihre Wort- und Satzbildung ist mechanisch; den Beugungen ist sie abhold; was in andern, namentlich älteren Sprachen, durch einen Wechsel der Laute oder eine Abwandlung der Endungen, durch Umlaut, Ablaut und Suffixe, erreicht wird, bewerkstelligt der Engländer durch ein mechanisches Vorsetzen oder Einfügen einer Partikel, eines Vorworts, Fürworts, Geschlechtsworts oder Hülfszeitworts. Hier ist zu bemerken, daß diese Eigenthümlichkeit, die Flexionen durch Hülfszeitwörter, Vorwörter 2c. zu ersetzen, die Entwickelung fast aller Sprachen kennzeichnet, indem sie, wie man das nennt, von der analytischen zur synthetischen Form übergehen. Wo der Lateiner mit einem Worte sagt: amabo, sagt der Deutsche, wie der Engländer mit drei Worten: ich

werde lieben, I shall love. In der englischen Sprache ist dieser Entwicklungsprozeß aber zur Krankheit geworden. Da sind fast alle Endungen abgestoßen, alle Hülsen zerfetzt, alle Gliederungen verunstaltet; was jedoch das Schlimmste ist: vom Geschehen zum Geschehenen, von dem Thun zur That, von dem flüssigen Zeitwort zu dem festen Hauptwort ist kein sprachlicher Uebergang; man kann weder das Zeitwort als Hauptwort gebrauchen, wie im Deutschen (das Werden, das Handeln), noch immer das Hauptwort in die Verbalform zurückbilden. Außer dem, daß die englische Sprache an vielen Gliedern gelähmt und verkrüppelt ist, hat sie einen halben Starrkrampf; sie liegt in den Banden einer steifen, willkürlichen Betonung. Der Accent hat sich, oft ohne die mindeste Rücksicht auf Sinn, Gestalt oder Wurzelbedeutung der Bestandtheile des Worts auf bestimmte Sylben festgesetzt. Daher ist der rhythmische Gang der englischen Sprache unnatürlich und gliederpuppenartig.

Die Sprache der Deutschen dagegen ist im Wesentlichen rein, unverfälscht, ursprünglich und gediegen, wie der Gehalt ihrer Gedanken. Sie zeichnet sich nicht blos aus durch Reichhaltigkeit der Formen, sondern mehr noch durch die strotzende Fülle innerer, schöpferischer Triebkraft. Sie ist kein großartiges Plagiat, wie die englische; das deutsche Wort klingt naturkräftig, ursprünglich, wie der erste Lebensschrei einer neugeborenen Wahrheit. Das deutsche Volk hat seinen Sprachreichthum nicht aus allen Gegenden der Erde zusammengetragen, sondern aus den Tiefen seines eigenen Geistes hervorgearbeitet. An der deutschen Sprache ist Nichts mumienartig, abgestorben, verknöchert; in Wurzeln und Zweigen, in Stamm und Blättern kreis't überall der frische Saft des Lebens, und treibt Sproßen und Blüthen ohne Unterlaß. Das Deutsche ist daher nicht mechanisch, wie das Englische. Es setzt keine Schichten an, wie ein Krystall, sondern hat einen organischen Zellenwuchs. Der deutsche Ausdruck ist innig und sinnig, wie das deutsche Gemüth, und die Subjektivität unserer Sprache sticht in grellster Weise ab gegen die realistische Objektivität der englischen. Der Accent, die Betonung, ist bei uns nirgends knechtisch an eine Sylbe gebunden, sondern legt sich in wechselndem Rhythmus auf diejenige Sylbe, worin sich die Bedeutung des Worts oder der Nachdruck des Gedankens ausspricht.

Engländer und Franzosen haben sich oft beklagt, es liege in der deutschen Sprache, wie in der deutschen Literatur, etwas Dunkles, abgesehen von dem schlechten und verhaspelten Styl, den viele Stockgermanen sich angeeignet haben. Dieser Vorwurf ist nicht ganz grundlos. Nur das, was sich mechanisch auseinander legen, in seinen Theilen einzeln betrachten, vergleichen und Stück für Stück benennen läßt, erscheint uns deutlich. Aber schon in der Sprache der Römer heißt es: "Omne ens ineffabile," was Goethe, ohne wohl zu wissen, daß er ein Plagiat beging, so ausdrückt: „In allem Individuellen ist etwas Anonymes." Es ist in den Dingen dieser Welt Etwas, was sich weder mit der Lanzette spießen und unter der Lupe begucken, noch in Retorten herausdestilliren und auf Flaschen ziehen läßt. Wie beim Wein, nachdem wir ihn in Alkohol, Wasser, Gasstoff, Weinstein u. s. w. chemisch zerlegt haben, noch Etwas übrig bleibt, was der

Chemiker nicht fassen kann, — wie an jedem Menschen, nachdem wir aus ihm den Philister, den Advokaten oder Kaufmann, das zweibeinige Lokomotiv, den spazierengehenden Verdauungsapparat, den erdenwallenden Blasebalg, und was sonst noch Alles in ihm steckt, herausanatomisirt haben, nach solcher Analyse noch ein Rückstand sich findet, der mit allen unsern Ellen nicht gemessen und mit allen unsern Pfunden nicht gewogen werden kann, der mit all' unsern äußern Maßstäben inkommensurabel ist: so ist auch in Allem dem, worauf, als ihren Inhalt, die Sprache sich bezieht, Etwas, woraus sich die arithmetische Wurzel nicht ziehen läßt, und welches bei dem Versuche einer solchen Zahlenoperation auf eine unendliche Reihe führt. Wenn eine Sprache dieses Etwas vernachlässigt oder umgeht, so wird sie allerdings den scheinbaren Vorzug der Deutlichkeit haben, aber auch nur den scheinbaren; denn wahrhafte Deutlichkeit herrscht nur da, wo die bedeutsamen Worte derer vernehmbar werden, die im Rath der Götter sitzen. Die Deutschen haben nun von jeher die Gewohnheit gehabt, an den Schlüssellöchern des Olymps herumzuhorchen, und das leise Murmeln und Flüstern, welches da an ihr Ohr drang, spielt wie ein tonschattenhaftes, fernher zitterndes Echo durch die Worte ihrer Lippen. Darum hat die deutsche Sprache, selbst in den lichtvollen Schöpfungen eines Goethe, etwas Dämmeriges; allein es ist die Dämmerung eines werdenden Tages. So sind freilich die Schriften unserer Denker selten so präcis, wie eine englische Faktur, oder so klar wie eine französische Abhandlung über den Kultus der Trüffeln.

Wir Deutschen in Amerika wollen, neben andern deutschen Dingen, auch unsere Muttersprache schätzen und wahren. Auf den breiten, staubigen Heerstraßen der Welt, auf den lärmerfüllten Messen der Industrie und des Handels, mag die englische Zunge immerhin als Werkzeug der Verständigung dienen; da jedoch, „wo die Gedanken thronen," wo die ewigen Mutterformen der Ideenwelt nach Verkörperung ringen, wo das tiefe Weh und die helle Lust der Menschennatur sich äußern, und die geheime Gesetzlichkeit, der wahre Gehalt der Dinge, sich offenbaren will: da wird das schöne wie das rechte Wort sich im Schatz unserer deutschen Sprache finden.

Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika.

Von

Friedrich Kapp. *)

Zehntes Kapitel.

Die Miethstruppen und die öffentliche Meinung.

Es ist unmöglich, die genaue Zahl der von jedem der betheiligten Fürsten gelieferten Soldaten festzustellen, so lange die deutschen Archive dem Forscher verschlossen bleiben. Die englischen Quellen, so zuverlässig sie sich sonst auch in den unbedeutendsten, die deutschen Miethstruppen betreffenden Einzelheiten erweisen, reichen deßhalb nicht überall aus, weil in ihnen sehr häufig die Contingente der einzelnen Staaten unter der allgemeinen Bezeichnung „deutsche Rekruten" oder „deutsche Verstärkungen" zusammengefaßt werden.

So weit ich im Stande gewesen bin, die zuerst von Schlözer in seinem „Staatsanzeiger" veröffentlichte Berechnung mit meinen Quellen (bis Ende 1778) zu vergleichen, finde ich sie im Ganzen zuverlässig und richtig. Einmal ist Schlözer's Gewissenhaftigkeit in allen seinen statistischen Mittheilungen unbestreitbar, dann aber stützt sich seine unmittelbar nach der Rückkehr der Truppen aufgestellte Tabelle, wie mir bei einer Vergleichung mit den englischen Angaben klar geworden ist, überall auf officielle deutsche Mittheilungen. Sie weicht nur da von den englischen Berechnungen ab, wo sich ein Unterschied zwischen den von den Fürsten gelieferten und zwischen den von den englischen Commissarien Faucitt oder Rainsford angenommenen Rekruten ergiebt. Diese Unterschiede sind indessen sehr gering und belaufen sich im Ganzen auf kaum 50—60 Mann.

Nach Schlözers Tabelle haben im Ganzen geliefert:

Braunschweig	5,723	Mann,	davon	kehrten	zurück	2,708	Mann.
Hessen-Cassel	16,992	„	„	„	„	10,492	„
Hessen-Hanau	2,422	„	„	„	„	1,183	„
Waldeck	1,225	„	„	„	„	505	„
Anspach	1,664	„	„	„	„	461	„
Anhalt-Zerbst	1,160	„	„	„	„	984	„

Es sind also im Ganzen 2[illegible]166 „ nach Amerika geschickt und dort 11,853 Mann verloren gegangen.

Leichter sind die für jene Zeiten kolossalen Geldzahlungen festzustellen, welche England für diese Soldaten-Lieferungen an die deutschen Fürsten leisten mußte.

*) Das obige, von dem Verfasser so eben beendigte und uns für die „Monatshefte" eingesandte Kapitel bildet den Schluß eines demnächst erscheinenden größern Werkes über den „Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika." Die verdienstvollen Arbeiten unseres Freundes und Landsmannes, längst von der wissenschaftlichen Welt in ihrer ganzen Bedeutung anerkannt, haben bis jetzt bei dem größern Publikum noch nicht die Beachtung gefunden, welche dieselben in so eminenter Weise verdienen. Wir hoffen, daß das Publikum der „Monatshefte" sich für das obige Werk, das in Bezug auf

Es liegen mir in dieser Beziehung in den „Journals of the House of Commons" die genau spezifizirten Aufstellungen vor, welche das Kriegsministerium jährlich dem Parlament zur Genehmigung einreichen mußte. Während sich nun ganz bestimmt feststellen läßt, wie viel England im Ganzen an die deutschen Fürsten zu zahlen hatte, kann dagegen nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden, wie viel von den gezahlten Summen in deren Taschen floß. Ich habe in der hier folgenden Aufstellung den Fürsten daher nur diejenigen Beträge berechnet, die auf Grund der betreffenden Verträge ihnen rechtlich zukamen. Das sind die jährlichen Subsidien und die Werbegelder. Von den letzteren mußten sie allerdings ihre Rekrutirungskosten bestreiten; allein wenn man andererseits die englischen Zahlungen nicht in Anschlag bringt, welche für Todte und Verwundete entrichtet wurden [je ein Todter brachte 51 Thlr. 21 Sgr. 6 Pf. preuß. ein,, und drei Verwundete galten gleich einem Todten], wenn man somit bei Hessen-Cassel die Selbstständigkeit in der Aufstellung seines Etats in Erwägung zieht, die es dem französische Namen hier jeder Zeit geehrt und gefeiert dastehen werden. Die Landgrafen möglich machte, die ausgedehntesten Betrügereien mit Erfolg zu betreiben, und wenn man endlich die hohe englische Löhnung nicht vergißt, die in manchem Falle zwei Monate vor erfolgtem Abmarsch gezahlt werden mußte, so erhalten nach meiner Aufstellung die deutschen Fürsten eher viel zu wenig als zu viel.

England zahlte von 1776 bis 1785, da einzelne Subsidien noch zwei Jahre nach Rückkehr der Truppen fortdauerten, an

	für die Soldaten.	an den	
1. Braunschweig	£ 658,153 9 7	Herzog	£ 164,887 3 0½
2. Hessen-Kassel	2,107,220 6 4¾	Landgrafen	1,168,751 7 11¼
3. Hessen-Hanau	245,921 3 1¼	Erbprinzen	146,357 6 10¾
4. Waldeck	90,063 4 3½	Fürsten	56,662 11 10½
5. Anspach	211,024 9 7½	Markgrafen	104,334 13 6½
6. Anhalt-Zerbst	79,271 6 7½	Fürsten	43,052 14 9½
Im Ganzen	£3,391,653 3 7½		£1,684,048 2 1

oder Löhnung, Subsidien und Werbegeld zusammen £5,075,701 5 8½, dazu kommen noch etwa £50,000 per Jahr für Verpflegung, ferner die Transportkosten, Jahrgehalte, Geschenke und Reisekosten der englischen Commissare, so daß im Ganzen fünf Millionen Pfund ($25,000,000) als Gesammtbetrag der englischen Kosten für die deutsche Hülfe nicht zu hoch gegriffen sind.

Der Gesammtverlust der deutschen Truppen während eines beinahe achtjährigen Krieges stellt sich auf etwas mehr als vierzig Prozent der gesammten Mannschaft; von bloß militärischem Gesichtspunkte aus betrachtet ein durchaus

---

gründliches Quellenstudium in Betreff jenes weißen Sklavenhandels des 18. Jahrhunderts wohl unbestritten das als erste und einzige dasteht, lebhaft interessiren wird.—Das Werk wird binnen Kurzem bei Franz Duncker in Berlin erscheinen, mit den, höchst interessanten, Documenten circa 20 Bogen stark werden, und voraussichtlich in Deutschland 1—1½ Thaler kosten.—Bestellungen für Chicago besorgt Hr. Karl Kappmeier.

günstiges Verhältniß, wenn man damit die früheren oder späteren europäischen Kriege vergleicht. Es war aber England's Interesse, den deutschen Soldaten dieselbe gute Verpflegung angedeihen und dieselbe hohe Löhnung zahlen zu lassen, welche seine eigenen Angehörigen erhielten. Wenn trotzdem z. B. 300 hessische Grenadiere in einem einzigen Winter vom Faulfieber dahingerafft wurden, so war dieses Unglück eine Folge des Mangels an Reinlichkeit und guter Pflege, dessen sich die hessischen Grenadiere und Offiziere schuldig machten. Im Gefechte sind verhältnißmäßig wenige Leute gefallen, wie denn überhaupt alle damals gelieferten Schlachten heutzutage nur als ernstliche Plänkeleien gelten würden; die Meisten kamen durch klimatische Krankheiten, angestrengte Märsche, übermäßige Strapazen, und Entbehrungen und ungewohnte Lebensweise um. In der Schlacht bei Monmouth starben z. B. 28 hessische Grenadiere am Sonnenstich. Nach geschlossenem Frieden blieben mehrere hundert Braunschweiger und Hessen mit Genehmigung ihrer Vorgesetzten in Amerika. Ein Theil ging auch durch Desertion verloren. Amerikanische und ihnen gläubig nachschreibende deutsche Schriftsteller haben vielfach die Ansicht verbreitet, als sei der deutsche Soldat, wo sich nur eine Gelegenheit dazu geboten habe, eiligst desertirt. Wenn je eine Angabe irrig war, so ist es diese. Selbst in der Gefangenschaft blieben die Leute mit, einer bessern Sache würdigen, Treue bei ihren Fahnen; ja, sie wiesen die lockendsten Anerbietungen und Verheißungen zurück und wollten lieber bei ihren Kameraden bleiben, als sie verlassen. So desertirten von den bei Saratoga gefangen genommenen und zuerst in Cambridge bei Boston in Haft gehaltenen Braunschweigern kaum 80 Mann — und doch hätten sie durch die Flucht mitten im Winter ihrem Elend ein Ende gemacht. Die nach der Uebergabe von Yorktown in Frederick in Maryland internirten Anspacher verloren kaum den achten Theil durch Desertion, obgleich sie fast zwei Jahre lang in Gefangenschaft schmachteten und sehr schlecht gehalten wurden. Es ist ein hoher Beweis für die Tüchtigkeit und Disciplin der hessischen Regimenter, daß die Soldaten, trotzdem, daß ihre Reihen in den letzten Jahren des Krieges mit allem möglichen Gesindel aufgefüllt wurden, in verhältnißmäßig geringer Zahl desertirten und standhaft bis an's Ende aushielten. Bei den kleineren Contingenten kamen allerdings mehr Desertionen vor, allein gleichwohl waren sie klein im Verhältniß zu den sich bietenden Gelegenheiten, zur Unmöglichkeit der Habhaftwerdung der Deserteurs und überhaupt zum Charakter der damaligen Heeresorganisation. Diese meine Angabe stützt sich auf etwa vierzig Tagebücher von Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen. Amerikanische Novellisten, a la Cooper, und deutsche Tendenz-Bären werden zwar nicht müde, diese unglücklichen, fremden Interessen geopferten Miethlinge als einen verächtlichen, kaum des Widerstandes fähigen Haufen zu schildern; allein diese Phantasien werden von den Thatsachen auf Schritt und Tritt Lügen gestraft. Die hessische Infanterie jener Zeit war jedenfalls ebenso gut, wenn nicht besser, als die preußische, die beste des Jahrhunderts. Sie hatte gemeinschaftlich mit dieser die Schlachten des siebenjährigen Krieges gewonnen und sich im vorigen Jahrhundert in allen Theilen Europa's durch ihre Tapferkeit, Disciplin und

Unverwüstlichkeit ausgezeichnet. Kaum in Amerika gelandet, entscheidet sie hauptsächlich durch ihre Bravour den Feldzug des Jahres 1776 zu Gunsten der Engländer. Die amerikanische Landbevölkerung hatte einen solchen Schrecken vor den Hessen mit ihren Bärenmützen und Zuckerhüten, daß sie dieselben als eine Art Menschenfresser fürchtete, und daß Washington, um diese Vorurtheile zu brechen, einen Theil der bei Trenton gefangenen Hessen durch die Straßen Philadelphia's führen und dem Volke zeigen ließ. Auch die kleineren Contingente, namentlich die Waldecker und Anspacher, schlugen sich sehr gut. Wo aber die Mannschaften nicht viel taugten und lediglich zum Festungsdienst, wie z. B. die Zerbster, verwendet wurden, waren die Offiziere desto tüchtiger und durchgreifender.

Wenn die englischen Waffen gleichwohl unterlagen, so war es wahrlich nicht die Schuld der deutschen Soldaten, sondern die Unfähigkeit der verantwortlichen Offiziere und die Kurzsichtigkeit der englischen Politik. So erfreulich es nun auch im Interesse der freiheitlichen Entwicklung der Menschheit ist, daß unsere Landsleute in jenem Kriege gemeinschaftlich mit den Engländern geschlagen wurden, und so verdient und heilsam diese Niederlage auch war, so brauchte diese Genugthuung den unbefangenen Beobachter nicht zu verhindern, die militärische Tüchtigkeit und bei allen Gelegenheiten bewiesene Tapferkeit der deutschen Soldaten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Uebrigens fühlten weder Gemeine, noch Offiziere das Schiefe und Demüthigende ihrer Stellung. Diese, meist dem niedern Adel angehörend, der wenig mehr gelernt hat, als was er nothwendig für's Lieutenants-Examen braucht, und der seit Jahrhunderten für Kost und Logis damals so gut seine Haut zum Markte trug, wie noch heute, kannten, wie alle schlecht bezahlten und halb gebildeten Leute, gar nicht das Gefühl persönlicher Würde und Verantwortlichkeit. Sie waren stolz darauf zu dienen, Landsknechte zu sein, die sich auf das Geheiß Serenissimi, ohne nach irgend einem Grunde zu fragen, an's andere Ende der Welt schaffen lassen und ebenso gleichgültig für die schlechteste, wie für die beste Sache kämpfen. Die Lieutenants und die Subalternoffiziere jubelten, daß sie aus ihren langweiligen Garnisonen ausrücken durften, daß sie von ihren Gläubigern vorläufig nicht weiter gequält werden konnten, und malten sich das ferne Land in den glänzendsten Farben aus, wo ihre Phantasie Alles zu finden hoffte, was sie zu Hause nicht hatten. Nichts ist erklärlicher als diese freudige Stimmung, wenn man sich die Verhältnisse dieser kleinstaatlichen Truppen im Friedensstande vergegenwärtigt. Zu Hause überall Kleinlichkeit und Armseligkeit, karge Besoldung, kümmerliche Verpflegung, schlechte Behausung und langweiliger Dienst; in der Fremde dagegen ein bewegtes Kriegsleben mit seinem steten Wechsel, seinen Anregungen und Anspannungen, ja ein unbekannter Continent mit tausend neuen, Auge und Geist gleichmäßig einnehmenden Erscheinungen und Vorkommnissen, endlich ein großer, lange nicht mehr gekannter Armee-Verband, doppelte Löhnung und reichliche, ja verschwenderische Verpflegung und Aussicht auf schnelle Beförderung! Welcher junge Offizier hätte da nicht mit Freuden zugegriffen und sich

nicht glücklich gepriesen, den Krieg in Amerika mitmachen zu dürfen? Natürlich hatte keiner dieser Offiziere eine Ahnung von der Macht des Volkes, von der Existenz einer Nationalkraft und ihrer Erhebung. Mit dem Augenblick, wo sie von England übernommen wurden, fingen sie auch pflichtmäßig an, über das amerikanische Rebellengesindel zu schimpfen. In Amerika angekommen, wunderten sie sich über die Wohlhabenheit und den Reichthum des Farmers und berichteten ganz naiv nach Hause, daß eine Neu-Engländerin oder Staaten Isländerin bessere Kleider, ja selbst ein feineres Benehmen habe, als selbst manche junge adelige Dame in Deutschland. Unter diesen Umständen schrieben sie die Revolution nur dem Uebermuthe des „frechen Packs" zu, dem es unter englischer Herrschaft zu gut gegangen sei. Auch die höheren Offiziere zeigen nirgends ein Verständniß für die politischen Fragen, die sich im amerikanischen Kriege zur Entscheidung drängten. Es sind manche interessante militärische Denkschriften von ihnen erhalten; aber nirgend wird die Politik selbst nur als untergeordneter oder beiläufiger Faktor der Ereignisse erwähnt. Das Volk hat rebellirt, also muß es zur Raison mit der "ultima ratio regis" gebracht werden — in diesen paar Worten erschöpft sich die ganze politische Anschauung der damaligen deutschen Offiziere. Da geht, unmittelbar nach der Schlacht, die das Geschick eines ganzen Continents entscheidet, ein deutscher Oberst am Meeresstrand spazieren, sucht Muscheln und preis't die „Allmacht des Schöpfers." Ein Anderer sieht von den Höhen von Brooklyn aus, wie die ganze englische Flotte vor Anker geht und sich anschickt, die Stadt zu bombardiren. Das große ungewohnte Schauspiel hat wenig oder gar keinen Reiz für ihn, aber er vergleicht New York, das Europa zugekehrte Auge Amerika's, mit Preußisch-Minden, das ungefähr von derselben Größe und Ausdehnung sei. Es klingt heutzutage wie Märchen aus alten Zeiten, wenn man diese Parallele zwischen der größten und der reichsten Stadt der neuen Welt und zwischen dem verschuldetsten rotten borough preußischer Fähndriche liest. Ein Dritter endlich erzählt den Seinigen daheim, daß der bei Brooklyn gefangen genommene General Sullivan dem Metzgermeister Fischer in Rinteln auf's Haar gleiche und schimpft über die Mosquitos, die ihm die geträumten Freuden in der neuen Welt gleich anfangs verleiden.

Dieses Kleben an Nebendingen, welches nur den engen Kreis der nächsten Interessen kennt, erinnert unwillkürlich an die alten Chronisten des Mittelalters, wie den Mönch Gregor im Kloster Tarfa bei Rom, welcher die Geschichte dieses seines Klosters beschrieben und die allerwichtigsten Begebenheiten in dem Kampfe zwischen Kaiser Heinrich und dem Papste Gregor in der Nähe gesehen hat. Allein er beschäftigt sich ausschließlich damit, die seinem Kloster gemachten Schenkungen zu verzeichnen oder die Grenzstreitigkeiten mit den Nachbarn zu berichten; von dem großen weltgeschichtlichen Kampfe zwischen Kaiser und Papst hören wir dagegen kein Wort. Da schreibt ein anderer Mönch im Hubertus Kloster am Fuß der Ardennen eine Chronik, nur wenige Stunden vom Schlosse Bouillon entfernt. Er hat Gottfried von Bouillon gekannt; aber der kleine Zwist seines Abtes mit dem Lütticher Bischof interessirt ihn viel zu sehr, als daß er der gewal-

tigen Bewegung des Jahres 1096, wo Gottfried mit 700,000 Mann nach dem Orient zieht, anders als nur beiläufig Erwähnung thun könnte. So geht es uns auch, kaum mit zwei oder drei nennenswerthen Ausnahmen, mit den Aufzeichnungen der deutschen Offiziere über den amerikanischen Krieg; der werthvolle Aufschluß, den wir über einzelne Ereignisse und Personen erhalten, findet sich gelegentlich und meistens unter einem Haufen von gleichgültigen Notizen versteckt. Politisches Urtheil hat Keiner der Tagebuchschreiber.

Hie und da klagen sich denn die deutschen Generale und Obersten wohl ihre Noth über die Anmaßungen der Engländer, die ihnen und den deutschen Soldaten oft etwas zu viel zumuthen; Einzelne verfluchen den Dienst, welcher ihnen so manche Entbehrung auferlegt und kaum einen Vortheil dagegen bietet, ja in einem unbewachten Augenblicke malt sich sogar der hessische General Loos das „philosophische Vergnügen" aus, einem undankbaren, fühllosen Fürsten und hochmüthigen Minister trotzend, sagen zu können: „Ich will Euch nicht länger dienen!" Zu der höheren Anschauung jedoch, daß dieser Dienst ein verächtlicher Schergendienst und mit dem Selbstgefühl eines freien Mannes unverträglich war, können und wagen sich diese Herren nicht zu erheben; sie sind nur hie und da, innerhalb der gegebenen und von ihnen gehorsam anerkannten Dienstverhältnisse, mit der ihnen zu Theil werdenden Behandlung nicht zufrieden.

Persönlich waren übrigens diese höheren Offiziere Ehrenmänner. Das Englische Ministerium ließ es ihnen gegenüber an Versprechungen und Versuchen, sie in sein Interesse zu ziehen, nicht fehlen; allein sie waren unbestechlich und ehrlich. „Da sehr viel von der herzlichen Mitwirkung und der guten Stimmung der deutschen Offiziere abhängt — schrieb der Staatssekretär Suffolk bereits am 12. Februar 1776 an seinen Agenten Faucitt — und da dieser Zweck am besten durch Mittheilungen über ihren Charakter und ihre Fähigkeiten erreicht werden kann, so verschaffen Sie sich darüber möglichst viel Einzelheiten. Ein anderer nicht minder wichtiger Punkt ist der, daß die Offiziere auf die Freigebigkeit des Königs verwiesen werden, wenn sie unseren Erwartungen entsprechen und weder durch parteiische und unzulässige Rücksicht auf die Erhaltung der von ihnen befehligten Truppen, noch durch Eifersüchteleien unter einander oder gegen die englischen Offiziere den Dienst stören oder unterbrechen. Ich bevollmächtige Sie also, den betreffenden Offizieren die Freigebigkeit und Gunst des Königs für den Fall der glücklichen Beendigung des Krieges in Aussicht zu stellen und sie über ihre Ansprüche genau auszuforschen." Faucitt verfehlte natürlich nicht, von dieser Vollmacht den weitgehendsten Gebrauch zu machen und fragte bei Einzelnen, z. B. Riedesel, Heister und Knyphausen an, in welcher Art sie die Englische Gunstbezeugung wünschten; allein er erhielt von ihnen die kühle, einstimmige Antwort, daß sie in Amerika aus eigenem Antriebe als gute Soldaten ihre Pflicht thun würden, und daß es ihrer Ehre zuwider laufe, mit England über außerordentliche Belohnungen zu unterhandeln.

Der General Heister, ein tapferer alter Haudegen, aber auf seine Würde eifersüchtiger Corpsführer, bat nur für den Fall, daß er vor dem Feinde bleiben

sollte, um Berücksichtigung seiner Familie. Er wurde aber auf Veranlassung des englischen Ministeriums schon zu Anfang 1777 zurückberufen, angeblich wegen der Niederlage bei Trenton, woran übrigens Heister ganz unschuldig war, in der That aber, weil er nicht zugeben wollte, daß seine Hessen immer und überall die gefährlichsten, exponirtesten Stellungen einnehmen und zu den blutigsten Angriffen verwandt werden sollten. Suffolk nannte das im Sinne seines oben mitgetheilten Schreibens unpraktisch und unzuläßig. Er erklärte deshalb dem Landgrafen von Hessen, daß die Operationen des Heeres leiden würden, wenn Heister an der Spitze der Hessen bliebe, und versprach Schlieffen, dem Minister und Unterhändler des Landgrafen, mehr als einen bloßen Dank in Worten, wenn er ihm in dieser Angelegenheit seine Hülfe zusagen wollte. Der „Weise von Windhausen" ging sofort auf Suffolk's Wunsch ein und ließ sich seine Mitwirkung zur Enthebung Heister's von England baar bezahlen, wofür er am 17. Februar 1777 dankend quittirte. Der brave alte General kehrte im Sommer 1777 nach Europa zurück, starb aber schon am 19. November 1777 in Cassel aus Gram über die ihm zu Theil gewordene ungerechte Behandlung. Der König von England ließ seiner Wittwe, die mit ihren acht unversorgten, in Armuth zurückgelassenen Kindern vom Landgrafen nur 600 Thlr. jährliche Pension erhielt, einen Jahrgehalt von 200 Pfund Sterling auszahlen. Knyphausen wurde Heisters Nachfolger und machte sich bei seinen Vorgesetzten sehr beliebt, vielleicht weil er weder Deutsche noch Engländer schonte. Er war einer der besten Divisionsgenerale auf englischer Seite. Bekanntlich wurde das von seinen Leuten erstürmte Fort Washington auf der Insel New York ihm zu Ehren Fort Knyphausen benannt. Von seinen Soldaten konnte er jede Leistung verlangen, weil er überall selbst mit dabei war und weder Gefahr noch Strapatzen scheute. Gegen Ende des Krieges wurde General Loßberg der Nachfolger Knyphausen's. Der Braunschweigische General Riedesel ist durch die von seiner tapfern Frau und Begleiterin geschriebene sog. „Berufsreise" und die Biographie von Elking als ein tüchtiger und umsichtiger Offizier, humaner Vorgesetzter und edler Charakter allgemein bekannt geworden. Die übrigen Contingente hatten keine Generale, sondern nur Obersten an ihrer Spitze.

Eine Unart dieser Männer, die zugleich durch die Mode der Zeit bedingt war, bestand in dem Gebrauch des Französischen als ihrer Geschäftssprache; dabei schrieben sie es durchaus schlecht und inkorrekt. Das Küchenlatein der Mönche ist klassisches Latein im Verhältniß zum Französischen der deutschen Generale und Obersten. So schreibt, um hier nur ein Beispiel herauszugreifen, u. A. einmal Riedesel an den Earl von Suffolk: „Le courier, qui prendra cette lettre avec etc." Und Riedesel war sogar noch der kleinste Verbrecher am Genius der französischen Sprache!

Während somit keiner der nach Amerika gesandten deutschen Offiziere einen pekuniären Vortheil von England zog — der doppelte Sold ging mehr als ein Mal bei den theuren Preisen der nothwendigen Bedürfnisse darauf — erhielt mit Ausnahme der bei derartigen Verhandlungen üblichen Kanzleigeschenke nur

Schlieffen in Gestalt einer Pension von 300 Pfund eine Belohnung von England. Diese wurde ihm angeblich dafür bewilligt, daß er einige Zeit vor der Schlacht bei Minden in Osnabrück mehrere wichtige, der verbündeten Armee gehörige Magazine gerettet hatte, in der That aber ward sie für seine bei Abschluß und Ausführung des Truppen-Lieferungs-Vertrages geleistete Hülfe ausgeworfen. Schlieffen selbst wunderte sich anfangs über das plötzlich so gut gewordene Gedächtniß und eine so lebhaft, wenn auch spät, zu Tage tretende Dankbarkeit des Englischen Ministeriums, begriff aber sehr schnell, daß dieses nur unter einem so unschuldigen Titel die Genehmigung des Parlaments erlangen könne. Er erinnerte sich also bald sehr genau seiner wichtigen Dienste, ohne welche der Sieg in der Schlacht bei Minden gar nicht möglich gewesen sein würde und bezog die Pension länger als vierzig Jahre bis zu seinem erst 1825 erfolgten Tode.

Uebrigens verhielt sich die öffentliche Meinung Europa's diesem Menschenhandel gegenüber im Ganzen ziemlich gleichgültig. Es waren nur die hervorragendsten Geister Englands, Frankreichs und Deutschlands, welche das Verbrechen in seiner ganzen Tragweite erkannten und an den Pranger stellten. Während die Worte der Englischen Opposition kaum gehört verhallten oder in den Parlamentsberichten begraben wurden, nahm ein zu jener Zeit in Holland lebender, kaum bekannter französischer Flüchtling, der zwölf Jahre später Europa's größter Volkstribun wurde, im Namen der Menschlichkeit und der Ideen des Jahrhunderts das Wort gegen England und die es bedienenden deutschen Fürsten. Dieser Mann war kein geringerer als Mirabeau, der revolutionäre Titan, der mit der alten Ordnung der Dinge rang und sie endlich glücklich über den Haufen werfen half, damals noch nicht der vom Kampfe ermüdete, von Lebensgenuß erschöpfte Ringer, der mit dem unterliegenden Königthum ein Compromiß eingehen wollte. Seine der öffentlichen Meinung des denkenden Europa vorgelegte Anklage hatte gerade deshalb einen so unermeßlichen Erfolg, weil ihre begeisterten unwilligen Worte in der Sprache Rousseau's gedacht waren, weil ihre ganze Anschauung in der Philosophie jener Zeit wurzelte; sie wirkte deshalb so drastisch und unmittelbar, weil sie unbekümmert um Herkommen, Ueberlieferung und Geschichte die schlummernde Thatkraft in den Unterdrückten zu wecken suchte. Was uns jetzt als Phrase erscheint, war im Munde Mirabeau's und seiner Zeitgenossen das höchste Pathos. Der Titel dieser vom Landgrafen von Hessen eiligst aufgekauften und darum höchst selten gewordenen Flugschrift heißt: „R a t h an die Hessen und die übrigen von ihren Fürsten an England verkauften Völker Deutschlands." Ihr Inhalt folgt hier unverkürzt; er lautet: *

Der Landgraf von Hessen, nicht zufrieden mit dem Aufkauf der Mirabeau-

* Wir können leider bei unserem ohnehin schon beschränkten Raum diesen Inhalt hier nicht unverkürzt mittheilen und würden es für eine Versündigung an Mirabeau halten, wenn wir ihn nur auszugsweise gäben. Wir verweisen deshalb den Leser auf das Kapp'sche Buch selbst. Uebrigens wird der Geist des Ganzen auch aus den weiteren Ausführungen des Verfassers klar. A n m e r k u n g d e r R e d a k t i o n.

schen Schrift, suchte diese sogar durch eine Antwort zu widerlegen, welche den Titel führte: „Vernünftiger Rath an die Hessen“ und sich selbstredend auf die feudalen Legitimitätslehren stützte. Mirabeau entgegnete ihm aber in einer „Erwiderung auf den vernünftigen Rath“, worin er, durch die Beweisführung des Gegners genöthigt, mehr auf die leitenden Grundsätze eingeht. „Wenn die Gewalt,“ sagt er dort, „willkürlich und unterdrückend wird, wenn sie das Eigenthum angreift, zu dessen Schutz sie eingesetzt ist, wenn sie den Vertrag bricht, welcher ihr ihre Rechte sicherte und beschränkte, dann wird der Widerstand Pflicht und kann nicht Empörung heißen. Wenn das nicht wahr ist, dann sind die Holländer sammt und sonders Verbrecher und Empörer. Wer sich bemüht, seine Freiheit wieder zu erlangen und für dieselbe kämpft, der übt ein gesetzliches Recht aus; die Empörung dagegen ist eine durchaus gesetzliche Handlung. Das Verbrechen gegen die Freiheit der Völker ist die größte Unthat.“

Gegen diese und ähnliche Ausführungen ließ der Landgraf durch seinen Minister Schlieffen Artikel in die holländischen Zeitungen rücken, welche damals die gelesensten, weil einzig censurfreien, waren. Auf Seiten Mirabeau's kämpfte noch der bekannte Abt Raynal, gegen den sich bald die ganze Wuth des Angriffs richtete, weil seine historischen Arbeiten ihm einen weitern Leserkreis sicherten und er damals der Bekanntere von Beiden war.

Größere Aufmerksamkeit als diese Zeitungsartikel und Abhandlungen erregte jedoch der kleine Pamphletkrieg, der von den französischen Feinden Englands und der deutschen Fürsten von Holland aus geführt wurde und sich die Aufgabe stellte, die Amerikaner immer wieder siegen zu lassen oder die Fürsten in den Augen des gebildeten Europa lächerlich und verächtlich zu machen. Selbst Franklin schöpfte in seinen Briefen in die Heimath oft, ohne es nur zu wissen, aus dieser keineswegs reinen Quelle, wenn er z. B. als neueste erfreuliche Thatsache meldet, daß Friedrich der Große von den Minden passirenden Hessen den Viehzoll erhoben habe, weil sie ja als Vieh verkauft seien, wie man es allen Ernstes glaubt, daß der Markgraf von Anspach in Holland vom Pöbel verfolgt und verhöhnt worden sei. Die englischen Oppositionszeitungen machten sich ein besonderes Geschäft daraus, diese vom Parteiinteresse erfundenen Anekdoten weiter zu verbreiten, und natürlich fanden sie in der damaligen amerikanischen Presse stets ihr getreues Echo.

Unter diesen zahllosen Tendenzlügen hat besonders ein Brief unverdientes Aufsehen gemacht und sich bis auf den heutigen Tag erhalten, den der Graf Schaumburg, Prinz von Hessen-Cassel am 8. Februar 1777 aus Rom an den Oberbefehlshaber der hessischen Truppen in Amerika, von Hohendorff, geschrieben haben soll; er hat der Kritik- und gedankenlosen Geschichtsschreibung so viel Kopfzerbrechen verursacht, daß die Frage ob seiner Aechtheit der Gegenstand verschiedener Artikel und Ausführungen geworden ist. Dieser Brief, der durch Franz Löher zuerst in Deutschland bekannt geworden ist, lautet:

„Baron Hohendorff! Ich erhielt zu Rom bei meiner Zurückkunft aus Neapel Ihren Brief vom 27. Dez. v. J. Ich ersah daraus mit unaussprechlichem Vergnügen, welchen Muth meine Truppen bei Trenton entfalteten, und Sie

können sich meine Freude denken, als ich las, daß von 1950 Hessen, die im Gefechte waren, nur 300 entflohen. Da wären dann gerade 1650 erschlagen, und ich kann nicht genug Ihrer Klugheit anempfehlen, eine genaue Liste an meine Bevollmächtigten in London zu senden. Diese Vorsicht würde um so mehr nöthig sein, als die dem englischen Minister zugesendete Liste aufweist, daß nur 1455 gefallen seien. Auf diesem Wege sollte ich 160,050 fl. verlieren. Nach der Rechnung des Lords von der Schatzkammer würde ich blos 483,450 fl. bekommen, statt 643,000 fl. Sie sehen wohl ein, daß ich in meiner Forderung durch einen Rechnungsfehler gekränkt werden soll, und Sie werden sich daher die äußerste Mühe geben, zu beweisen, daß Ihre Liste genau ist und seine unrichtig. Der britische Hof wendet ein, daß da 100 verwundet seien, für welche sie nicht den Preis von todten Leuten zu bezahlen brauchten.... Erinnern Sie daran, daß von den 300 Lacedämoniern, welche den Paß bei Thermopylä vertheidigen, nicht Einer zurück kam. Ich wäre glücklich, wenn ich dasselbe von meinen braven Hessen sagen könnte. Sagen Sie Major Mindorf, daß ich außerordentlich unzufrieden bin mit seinem Benehmen, weil er die 300 Mann gerettet habe, welche von Trenton entflohen. Während des ganzen Feldzugs sind nicht 10 von seinen Leuten gefallen." — — —

Wenn nur einer der Abschreiber sich die Mühe gegeben hätte, den Hessen-Casselschen Truppenlieferungs-Vertrag vom 31. Januar 1776 nachzulesen, so würde er sofort den schlagendsten Beweis für die Unächtheit des obigen Briefes gefunden haben. Der Landgraf von Hessen hatte es nämlich für vortheilhafter gehalten, den englischen Vorschlag, sich die Gefallenen und Todten baar vergüten zu lassen, nicht anzunehmen, weil er ohne Controle sein wollte und weil er dadurch, daß er die nicht mehr vorhandenen Soldaten auf der Präsenzliste noch eine Zeit lang fortführte, mehr Geld in seine Tasche spielen konnte. Abgesehen von diesem im Wesen der Sache liegenden Grund, sind die äußeren Unwahrscheinlichkeiten nicht minder groß. Einmal gab es keinen Grafen von Schaumburg, Prinzen von Hessen-Cassel, dann aber gab es weder einen Herrn von Hohendorff, noch einen Major Mindorf, endlich aber war es zu jener Zeit unmöglich, daß ein Brief vom 27. Dezember schon am 8. Februar in Rom sein konnte. In England selbst traf die Hiobspost von der Niederlage bei Trenton erst gegen Mitte Februar ein; eine direktere Verbindung mit Europa gab es damals aber nicht.

Dieser Brief ist nichts als eine amerikanische Verballhornung eines französischen, 1777 veröffentlichten Pamphlets, welches offenbar aus den Mirabeauschen Kreisen hervorgegangen ist; er erschien in den vierziger Jahren zur Blüthezeit der nativistischen Bewegung als ein „Campagnepaper" gegen die Fremden, besonders uns Deutsche, und Herr Löher hat ihn auf Treu und Glauben als ächt angenommen und aus einer St. Louiser Zeitung abgeschrieben.

Uebrigens ist nichts ungerechtfertigter und unwahrer, als die weinerliche Sentimentalität, mit welcher kleinstaatliche deutsche Offiziere für den Landgrafen von Hessen gerade wegen dieses Briefes in die Schranken getreten sind, als ob ein deutscher Fürst einer so cynischen Offenheit gar nicht fähig gewesen wäre. Zu

welchem Zwecke stiehlt er denn Tausend und aber Tausend Unglückliche, als um Geld aus ihnen herauszuschlagen? Zu welchem Ende bittet der Herzog von Braunschweig den englischen Minister, die bei Saratoga geschlagenen Braunschweiger ja nicht in die Heimath zurückzuschicken? Aus keinem andern Grund, als um sich durch die wahre Schilderung, welche die Zurückgekehrten voraussichtlich von ihren Leiden in Amerika machen würden, die Fortsetzung des gewinnreichen Geschäfts nicht zu verderben. Warum reist der Markgraf von Anspach so eilig aus der Residenz ab, daß er sogar seine Uhr auf dem Tisch liegen läßt und nicht einmal ein frisches Hemd mitnimmt, ja warum begleitet er im rauhen Winter seine Truppen bis Holland? Einfach weil er eine neue Meuterei und den Verlust seiner Subsidien befürchtet und weil er nicht beabsichtigt, einen in Aussicht stehenden reichen Gewinn fahren zu lassen. Die sittliche Entrüstung über den Verfasser dieses „monströsen" Briefes ist also gar nicht am Platze, dagegen ist sie den Fürsten gegenüber, die Anlaß zu seiner Erfindung gegeben haben, vollkommen gerechtfertigt. Der Pamphletist hat nichts weiter gethan, als die logischen Folgerungen aus den fürstlichen Prämissen gezogen. Wer in Fleisch und Blut handelt, will natürlich auch seine Waare bezahlt haben; je mehr er erhält, desto besser! Das ist einfaches Rechnungsexempel. Aufstellungen und Berechnungen, welche den Gegenstand des fraglichen Briefes bilden, wurden von den bei der Seelenverkäuferei betheiligten Fürsten fast täglich beim englischen Ministerium eingereicht; sie stritten sich Jahrein, Jahraus mit diesem um Pfennige, Groschen und Thaler herum und einem einzigen Todten wurde lediglich aus finanziellen Gründen mehr Aufmerksamkeit erwiesen, als fünfzig Lebendigen. Der Pamphletist hat also nichts gethan, als den gegebenen Fall in seinen haarsträubenden Konsequenzen ausgeführt und dadurch das Treiben der deutschen Fürsten in seiner ganzen Verächtlichkeit gezeigt.

In derselben vernichtenden Weise wie Mirabeau und seine politischen Freunde spricht sich auf deutscher Seite Schiller in „Kabale und Liebe" gegen den Soldatenhandel aus. Er hatte wie Mirabeau persönlich, wenn auch nicht so lange Zeit, den Despotismus kennen gelernt und zeichnete also nach der Natur. Die grausige Darstellung eines Zustandes, in welchem der Privilegirte Alles wagen konnte, der Unglückliche Alles leiden mußte, bildet den Vorwurf dieses Stückes, dessen zweiter Akt speziell auf die Unglücklichen zurückkommt, welche von ihren Fürsten nach Amerika verkauft waren. Es geschieht dies an der Stelle, wo die gutherzige Lady Milford — es ist charakteristisch für die Zeit, daß eine fremde Hure die edelste Person an einem deutschen Hofe ist — voll Verachtung und Entsetzen die Diamanten zurückweist, als sie erfährt, daß sie mit dem für die verkauften Soldaten gewonnenen Geld beschafft sind. „Gestern" — sagt der Kammerdiener — „sind 7000 Landeskinder nach Amerika fort — die zahlen Alles; ich habe auch ein paar Söhne darunter." Doch keine gezwungene? fragt die Lady. „O Gott nein, (fährt der Kammerdiener fort) lauter Freiwillige! Es traten wohl etliche vorlaute Burschen vor die Front und fragten den Obersten, wie theuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? Aber unser gnädigster Landesherr ließ

alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschiren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf's Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe nach Amerika! Die Herrlichkeit hättet Ihr nicht versäumen sollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es ist Zeit, und heulende Waisen dort einen lebendigen Vater verfolgten und hier eine wüthende Mutter lief, ihr säugendes Kind am Bajonette zu spießen, und wie man Braut und Bräutigam mit Säbelhieben auseinander riß, und wie Graubärte verzweiflungsvoll dastanden und den Burschen noch zuletzt die Krücken nachwarfen in die neue Welt! O! und mitunter das polternde Wirbelschlagen, damit der Allwissende uns nicht sollte beten hören! — — Noch am Stadtthore drehten sie sich um und schrieen: Gott mit Euch Weib und Kinder! Es lebe unser Landesvater, am jüngsten Gerichte sind wir wieder da!"

Als Model des hier gezeichneten Landesvaters hat dem Dichter offenbar der Markgraf von Anspach gedient, während Lady Milford, dessen damalige Maitresse, und spätere Frau, Lady Craven geschildert wird. Es waren bekanntlich die Anspachischen Truppen, die sich beim Ausmarsch empörten.

Wenn Schiller auch die Stimmungen und Gefühle eines großen Theils der gebildeten deutschen Jugend ausspricht, so verhielt sich Deutschland im Ganzen doch gleichgültig gegen diese erzwungene Betheiligung seiner Söhne am amerikanischen Kriege. Eine eigentliche politische Ueberzeugung und selbstständige politische Interessen, folglich politische Parteien, gab es vor 1789 in Deutschland nicht. Politische Fragen im heutigen Sinne des Wortes kannten damals selbst die bedeutendsten Geister der Nation kaum. Es ist eine in dieser Beziehung höchst charakteristische Erscheinung, daß unser größter deutscher Dichter, der im ersten Jahre des amerikanischen Krieges seinen Triumpheinzug in Weimar hielt und gerade während desselben seinen Ruhm in Deutschland fest begründete, daß Goethe so wenig von den Ereignissen jenseits des Oceans berührt wurde, daß er sie nicht einmal vorübergehend erwähnt. Die Tonangebenden Klassen in Deutschland betrachteten diesen Soldatenhandel einfach als ein fürstliches Hoheitsrecht und fanden es nicht einmal der Mühe werth, ein Wort darüber zu verlieren. Das Volk selbst aber war so gedrückt, arm, unwissend und an blinden Gehorsam gewöhnt, daß es die Willkür seiner Herrscher als eine Fügung des Schicksals geduldig hinnahm.

Den schlagendsten Beweis für diese beklagenswerthe Erscheinung lieferte der Mann, der persönlich mehr als ein Anderer unter dieser Seelenverkäuferei gelitten, der bekannte deutsche Dichter Joh. Gottfried Seume. Derselbe war als Student der Theologie zwischen dem kirchlichen Dogma und seinem Gewissen in Widerspruch gerathen, und verließ, 19 Jahre alt, Leipzig, um in Paris Mathematik zu studiren. Auf dem Wege dahin wurde er von Landgräflich Hessischen Werbern aufgefangen und ohne Weiteres den nach Amerika verkauften Rekruten einverleibt. Seume's Erzählung seiner Pressung und erzwungenen Reise nach Amerika ist einer der werthvollsten und interessantesten Beiträge zur Geschichte des fürstlichen Menschenhandels. Zeigt sie auf der einen Seite, wie kein junger gut

gewachsener Reisender, mochte er nun Student oder Handwerker, Künstler oder Kaufmann sein, seiner Freiheit sicher war, und befürchten mußte, in die Hände der Menschendiebe zu fallen, so beweist auf der andern Seite die Ruhe und fast objektive Gleichgültigkeit, mit welcher Seume von diesem frechen, gewaltsamen Eingriff in sein Leben spricht, wie wenig Werth das Individuum seinem Ich beilegte, wie wenig selbst von den gebildeteren Geistern der Zeit eine solche kannibalische Rohheit empfunden wurde. Man glaubt sich fast nach dem Königreich Dahomey versetzt, wenn man diese Diebsstückchen des hessischen Landgrafen liest. Man vergegenwärtige sich nur die Thatsachen! Ein sächsischer Student, der den hessischen Landesvater kaum dem Namen nach kennt und ihm jedenfalls nichts zu Leide gethan hat, wandert arglos auf der Landstraße nach Fulda. Dort wird er überfallen, überwältigt und als Arrestant des Landgrafen nach dessen Festung Ziegenhayn gebracht. Warum? Weil er die erforderliche Größe für einen Soldaten hat, weil also Geld aus ihm herauszuschlagen ist, und weil er die Frechheit besitzt, sich seiner Haut zu wehren, seine persönliche Freiheit, das Einzige, was er auf der Welt sein nennt, zu vertheidigen. Ein ähnliches Schicksal mit Seume theilten hundert Andere Unglückliche. Als sie den an ihnen begangenen Gewaltakt durch ihre Selbstbefreiung wieder sühnen wollten, erlagen sie und wurden beim Gassenlaufen halb todt geprügelt — „es war eine grelle Fleischerei“, bemerkt Seume — zum Galgen verurtheilt oder aus Gnade von demselben Landgrafen, der sie schamlos gestohlen hatte, in Cassel in die Eisen geschmiedet. Wer nicht an den Mißhandlungen zu Grunde ging, ward dann wie ein Häring ins Schiff eingepöckelt und in dieser Lage zu keinem andern Zweck, als um den Beutel des hessischen Menschendiebes zu füllen, bis an's und über's Meer geschafft.

Die schrecklichen Einzelnheiten möge der Leser selbst in Seume's Autobiographie nachlesen, und dann seine Schlüsse aus der Erzählung ziehen. Die Theilnahmlosigkeit, die resignirte Ruhe, mit welcher Seume von sich spricht und mit welcher er sein furchtbares Loos als eine humoristische Schicksalstücke auffaßt, zeigt uns die empörende Wirkung dieser kleinstaatlichen Willkür und Gewaltthätigkeit auf die Anschauung des durch sie verwilderten deutschen Volkes. „Ich ergab mich,“ sagt Seume, „in mein Schicksal und suchte das Beste daraus zu machen, so schlecht es auch war. Mir zerriß man meine akademische Inskription, als das einzige Instrument meiner Legitimirung. Am Ende ärgerte ich mich weiter nicht; leben muß man überall; wo so Viele durchkommen, wirst Du auch. Ueber den Ocean zu schwimmen, war für einen jungen Kerl einladend genug, und zu sehen gab es jenseits noch etwas. So dachte ich.“

In diesem Tone geht's fort. Für eine so harmlose, idyllische Existenz gibt es keinen Haß und keine Erbitterung, keinen Racheplan gegen den Seelenverkäufer und seine Henkersknechte, ja kaum eine Hoffnung auf Erlösung. Seume begreift gar nicht das an ihm begangene Verbrechen, und mit dem leichtsinnigen Troste, daß das menschliche Leben kaum mehr als ein schlechter Witz sei, hilft er sich über eine Situation weg, die sich in jedem individueller ausgeprägten Charakter zum tragischen Konflikte auf Leben und Tod zugespitzt haben würde. Folgerichtig

bildet sich dann später in dem von den Gewalthabern der Heimath verfolgten und unter harten Kämpfen zum Manne herangereiften Seume der ohnmächtige Grimm gegen die schlechte Wirklichkeit zur kulturfeindlichen Schwärmerei für wilde Natur und Freiheit aus. Er malt sich das Glück des Daseins unter unverdorbenen, ursprünglichen Umgebungen in glänzenden Farben, macht, um möglichst Naturmensch zu sein, Fußreisen nach Schweden oder einen „Spaziergang nach Syracus" oder flüchtet sich in die Wildniß zu den canadischen Indianern, die eben, „weil sie Europa's übertünchte Höflichkeit nicht kennen, doch bessere Menschen sind, als die Weißen." Diese schiefen Anschauungen a la Rousseau waren wahrer Balsam für die Zeitgenossen Seume's, welche eben angefangen hatten, den Widerspruch zwischen ihren gedrückten bürgerlichen Verhältnissen und himmelstürmenden Idealen zu erkennen, und vorläufig beim ersten Stadium dieses geistigen Konfliktes, bei einer schwächlichen Sentimentalität angekommen waren.

Fern sei es, deßhalb einen Stein auf den wackern Seume zu werfen. Er hat redlich gestrebt und trotz aller persönlichen trüben Erfahrungen und Widerwärtigkeiten den Glauben an die Menschheit nicht aufgegeben; allein unser berechtigter Fluch treffe die Menschen und die Zeit, welche energisch angelegte Naturen zu bloßen Spielbällen des Schicksals erniedrigten und selbst in der Brust der edleren Geister das Gefühl der persönlichen Würde und den Glauben an den Beruf ihrer Nation so gründlich zu ersticken wußten, daß sie ihre Ideale bei den Wilden suchen mußten.

Es ist eine in dieser Verbindung noch zu erwähnende interessante, wenn auch wenig bekannte Thatsache, daß der Reichthum und die Weltstellung der Familie Rothschild in ihrem Ursprunge indirekt auf diesen Handel in Menschenfleisch zurückzuführen ist. * Der alte Landgraf und spätere Kurfürst von Hessen-Kassel hatte nämlich den Begründer des Hauses Rothschild, Mayer Amschel, schon lange vor der französischen Revolution durch Geschäfte in alten Münzen kennen gelernt und benutzte denselben als Agenten, um seine Zinsen aus der Londoner Bank zu erheben, welche dort von den in Folge der Menschenfleischlieferungen von England gezahlten Kapitalien fällig wurden. M. A. Rothschild zog für die Summe Wechsel auf das englische Bankierhaus van Notten, welches Vollmacht des Landgrafen zur Erhebung der Zinsen hatte. Beim Jahresschluß berechnete sich Rothschild mit dem Landgrafen und hatte, abgesehen von der nicht unbedeutenden Provision, auch noch den Nutzen, fortwährend mit den Geldern des Landgrafen speculiren zu können, was er auch in seiner unermüdlichen, scharfsinnigen und dabei doch durchaus rechtlichen Weise mit dem glücklichsten Erfolge that. Die Erwerbung ungeheurer Summen wurde dem M. A. Rothschild später dadurch möglich, daß es ihm gelang, den Landgrafen dazu zu bewegen, daß er die Vollmacht dem Hause van Notten entzog, der dieselbe dem zweiten Sohne Rothschild's, Nathan, übertrug, der auf Grund derselben Kapital und Zinsen einzog. Als nun die englische Regierung ihre Armee in Spanien zu unterhalten hatte und kein christlicher

* Das Haus Rothschild. Seine Geschichte und seine Geschäfte, I, 112. Prag und Leipzig, J. L. Kober, 1857.

Bankier die Lieferung des Geldes von England nach Spanien übernehmen wollte, da übernahm M. A. Rothschild diese Lieferung gegen hohe Provision und leistete mit den unter Einwilligung des Eigenthümers erhobenen landgräflichen Fonds die geforderte Caution, bei der Niemand sein eigenes Vermögen wagen wollte. Das Glück begünstigte Rothschild's Unternehmen, die Geldsendungen kamen unversehrt an. Auf diese Weise verdiente Rothschild während der Dauer des spanischen Feldzuges, also während acht Jahren, jährlich drei bis vier Millionen. Die Möglichkeit, eine so hohe Kaution zu leisten und die pünktliche Geschäftsbesorgung veranlaßten hierauf die englische Regierung, den europäischen Fürsten die enormen Subsidien während des Continentalkrieges durch das Haus Rothschild zu übermitteln, wodurch dessen Ansehen und Reichthum zusehends wuchsen. Von dieser Zeit an, namentlich seit dem Wiener Frieden, nahmen die Rothschilds Theil an allen großen Geldoperationen und Anleihen der wieder eingesetzten Dynastien und wurden von Tag zu Tage mächtiger.

Auch Frankreich betheiligte sich am amerikanischen Kriege, allein mit weniger Opfern an Menschen und auf der den kleinen deutschen Fürsten entgegengesetzten Seite. Während diese lediglich aus Rücksicht auf ihren Beutel als gefügige und willenlose Werkzeuge einer an sich schlechten und unglücklichen Politik keine politischen Zwecke und Interessen kannten, eroberte dagegen Frankreich mit den 6000 Mann, die es der jungen Republik zu Hülfe schickte, seine durch den siebenjährigen Krieg erschütterte Weltmachtstellung wieder. Frankreich ließ es sich zwar Millionen über Millionen kosten, es gewann dafür aber Ansehen, Ehre und Macht. Deutschland nahm Millionen und Millionen ein; es verlor aber dadurch den letzten Rest von politischer Bedeutung und sank zum Spott von Freund und Feind herab. Die paar Tausend Franzosen, die unter Rochambeau die Taufpathen eines mächtigen Freistaates wurden, haben bewirkt, daß, so lange es Vereinigte Staaten von Amerika geben wird, die französischen Waffen und der französische Name hier jeder Zeit geehrt und gefeiert dastehen werden. Die 30,000 Deutschen dagegen haben als die bezahlten Schergen englischer Anmaßungen nicht allein sich den Haß zugezogen, der in erster Linie das Mutterland traf, sondern zu diesem Haß noch die Verachtung auf sich geladen, welcher sich Jeder aussetzt, der sich um ein schnödes Trinkgeld zur Unterdrückung der Freiheit mißbrauchen läßt. Noch heute ist im Munde eines Amerikaners der Name H e s s e eines der verächtlichsten Schimpfworte, welches einen feilen verkäuflichen Menschen bezeichnet, und noch heute leidet unser Volk unter dem Fluche jenes nichtswürdigen Handels. Denn in dem internationalen Verkehr handelt es sich nicht um die Ansichten, Wünsche und Bestrebungen der ein Volk bildenden Individuen, sondern um den Ausdruck, den sein inneres nationales Leben in der Politik thatsächlich gewinnt. Darum können auch im vorliegenden Falle nicht Schiller, Lessing, noch Friedrich der Große unsere Vertheidigung übernehmen und unsere Nation von aller Schuld rein waschen, denn das Ausland wiegt uns nach dem, was die kleinen Fürsten gesündigt haben.

Bleibt es unter diesen Umständen ein Trost, sich sagen zu können, daß wenig-

stens die also verkauften Soldaten tüchtig und tapfer waren und dem alten militärischen Rufe der Heimath in Amerika alle Ehre machten? Wohl schwerlich! Jede tapfere That, die sie verrichteten, jeder Erfolg, den sie mit dem Einsatz ihres Lebens erkämpften, war für das Vaterland verloren oder wenigstens nicht errungen. Wohl hat der amerikanische Krieg herrliche Thaten der Einzelnen gesehen, die, für eine bessere Sache vollbracht, den Namen ihres Urhebers in Lied und Sage verherrlicht und für alle Zeiten als volksthümliche Gestalten verewigt hätten; aber das gerade war der Fluch der bösen That der Fürsten, daß selbst die Heldengestalten unter den verkauften Truppen ungenannt und ungekannt in ein ruhmloses Grab sanken. Wer, außer dem engen Kreise kriegsgeschichtlicher Fachschriftsteller, kennt heute noch die tapferen Jägerstückchen des Hauptmanns Emmerich in Amerika, wer meldet den Ruhm des umsichtigen und kühnen Ewald, wer weiß vom heldenmüthigen Hauptmann Schaller, der mit dreißig Mann einen Posten gegen einen ihm fünfzigfach überlegenen Feind glücklich vertheidigte, oder vom tapfern Waldecker Obersten Hankleben, der an der Spitze seiner Truppen gegen die Spanier in Florida fiel? Wer endlich hat vom braven Sergeanten Rübenkönig gehört, der gleich dem Capitain d'Arras vom französischen Regiment d'Auvergne, in der Gewalt des Feindes und von diesem mit augenblicklichem Tode bedroht, trotzdem seine Pflicht höher achtete als sein Leben und sein Regiment durch seinen Zuruf rettete? Den Franzosen rühmte Geschichte und Gedicht; sein dankbares Vaterland nahm sich sogar in der Revolution seiner Wittwe und Kinder an; den Namen des braven hessischen Unteroffiziers dagegen meldet kein Lied, kein Heldenbuch.

Ja, selbst Donop ist vergessen, der tapfere hessische Oberst, der uns den tragischen Schmerz des Helden über seinen frühen Tod und über seine Hinopferung für fremde Zwecke ergreifend vor Augen führt. Er hatte an der Spitze seiner Brigade, zu Fuß und mit dem Degen in der Hand, den Sturm gegen Fort Redbank am Delaware unternommen, wurde aber zurückgeschlagen und von einer Kugel zu Boden gestreckt. Hilflos lag er unter einem Haufen von Leichen, als der Vertheidiger des Forts, der französische Ingenieur, Hauptmann Mauduit de Duplessis, ihn fand und in das benachbarte Haus eines Quäkers schaffen ließ, wo der Sterbende noch drei Tage mit dem Tode rang. Dort, auf dem Schmerzenslager in der einfachen Quäkerwohnung und im Frieden des amerikanischen Waldes, fern von dem Flitter und Tand der Welt, schwebten zum letzten Male die Bilder der Vergangenheit, der Glanz seiner Jugend, die Pracht des europäischen Hoflebens und die stolzen Ziele seines Ehrgeizes vor dem Geiste des tapfern, erst siebenunddreißigjährigen Soldaten vorüber. Sein Blick klärte sich, und sein Verstand unterschied zwischen dem Wesen und dem Schein seiner Vergangenheit. „Ich bin zufrieden," sprach er zu dem ihn sorgsam pflegenden Duplessis in dessen Muttersprache, „ich sterbe in den Armen der Ehre selbst. Das ist ein jähes Ende für eine schöne Laufbahn; aber ich falle als das Opfer meines Ehrgeizes und der Habsucht meines Fürsten!"

Doch so trostlos als diese Reflexion eines Sterbenden, ist das letzte Wort unserer Geschichte nicht!

Wenden wir uns von den Opfern, welche für eine, ihnen aufgedrungene, Sache fern von der Heimath gestorben oder ohne Gewinn für sich und Andere in's Vaterland zurückgekehrt sind, zu einem jungen Soldaten, der, unter Tausenden der einzige selbstständige und denkende Kopf, den amerikanischen Krieg in seiner ganzen Tragweite als einen Sieg des bewaffneten Volkes gegen ein durch Gewalt, List und Betrug geworbenes Heer erkannte, und welcher in Amerika zuerst aus eigener Anschauung lernte, ein wie mächtiger Verbündeter die Begeisterung zu werden vermag, wenn die rechten Mittel ergriffen werden, sie zu wecken, und wenn ein zündender Gedanke da ist, für welchen die Masse sich erwärmen läßt. Jahrzehnte mußten vergehen, bis ihm im Verlaufe der deutschen Geschichte die Gelegenheit reifte, den Krieg nach amerikanischen Grundsätzen zu organisiren; aber dieser Krieg wurde durch diese Grundsätze und den Geist ihrer Ausführung, trotzdem daß die Fürsten sich hemmend und störend an ihn hingen, zum größten und edelsten, welchen die neuere Geschichte kennt.

In dem damals kaum dreiundzwanzigjährigen anspach'schen Lieutenant Neithard von Gneisenau ahnte der englische General, der ihn zur Rückkehr einschiffte, wohl nicht den genialen Schlachtenlenker, der kaum ein Menschenalter später in Gemeinschaft mit Wellington und Blücher das französische Kaiserreich bei Waterloo stürzen und die Geschicke Europa's bestimmen half. Von den amerikanischen Milizen ausgehend hatte Gneisenau dieser Volksbewaffnung in der preußischen Landwehr den seit jener Zeit vollendetsten Ausdruck geschaffen.

Und heute, durch einen neuen Rückschlag der Geschichte, stehen mehr als 100,000 wehrhafte Söhne Deutschlands wieder für dieselbe Republik in Waffen, von welcher der erste große Volkskrieg des achtzehnten Jahrhunderts ausgegangen war, und tragen jene alte Schuld der Fürsten ab.

In dieser schlagenden Thatsache gewinnt die Idee der Völkersolidarität, welche die Welt fester als Eisenbahn und Telegraph umspannt, Kraft, Ausdruck und Gestalt.

New York, 1. Dezember 1863.

Moos und Muskiten.

Aus den Unterhaltungen am offenen Feuer.

Von Constantin Hering.

Denken wir uns einen Alten, der behaglich am offenen Feuer sitzt. So wie die Flammen um die Holzblöcke herum lecken und nach oben hinschlagen, so flackern auch bei ihm die Erinnerungen auf an vergangene Zeiten. Der Baum der diese Scheite lieferte, stand vor einem halben Jahrhunderte auch frisch und jugendlich im Walde, und nun giebt er die eingesogenen Sonnenstrahlen, die alljährlich empfangene Sonnenwärme wieder von sich und wärmt von Außen den, dem auch innere Wärmequellen fließen; die vielen Jahresringe brennen alle nun gleichzeitig, und so ist's auch mit seinen Erlebnissen; sie steigen auf nach ihrer Aehnlichkeit untereinander, die früheren und die späteren treten zur selben Zeit im traulichen Nebeneinander in's Helle hervor.

Seine Hausordnung ist: Jeder lese, alt und jung, so viel sein Beruf ihm gestattet, auch ist gesorgt für Altes und Neues in Fülle. Aber Jeder soll auch Rechenschaft ablegen an die Hausgenossen über das was er gelesen; besprochen muß es werden. Ihr sollt nicht — wie die Hühner, wie die Hunde ihre Beute auf die Seite schleppen und für sich verzehren, — nur verschlucken und verschlingen, Ihr sollt es bedenken lernen, Andern sagen können was Ihr gelesen, sollt lernen Bericht erstatten, daß es Andern auch zu Gute komme.

Bei solchen Bücherbesprechungen erzählt nun der Alte Mancherlei, und schiebt, wie's kommt, Kinder-, Jugend- und Mannesjahre aneinander; er hat seine Lebensgeschichte noch niemals hintereinander erzählt, sondern geht immer quer durch, wie sich's zusammenschickt und zu Passe kommt.

Denken wir uns nun Einen, der das aufschreibt und einschickt, und die Leser wissen was sie etwa zu erwarten haben. So viel ist sicher: es ist nichts Ausgedachtes was er erzählt; denn darin ist der Alte streng, nur was er wirklich erlebte, darüber spricht er. Wer sich etwas ausdenkt, sagt er, unternimmt es ein Dichter zu sein, deren haben wir eine große Menge, was auch recht schön ist, aber getreue, wahrhaftige Berichte über wirkliche Thatsachen, deren haben wir wenige. Zwischen den beiden ist ein großer, ein wesentlicher Unterschied.

Einen Vortheil haben die Leser noch außerdem; die Hausgenossen müssen mitunter gegen Willen und Dank dieselbe Geschichte mehr als einmal mit anhören, aber kein Leser braucht es zweimal zu lesen; und für den, der's umkehrt, ist's auch wieder ein Vortheil. „Roßmäßlers Flora im Winterkleide," eines der Bücher, welche das Uebergewicht unserer deutschen Literatur entschieden darthun, war gelesen worden, und es wurde besprochen: die große Bedeutung der Moose, wie sie sich innig aneinanderschmiegen mit ihren zarten Blättchen, und wo man sie nur nicht gar zu arg stört, weit und breit ganze Strecken im Gebirge über-

ziehen; wenn Regenströme vom Himmel stürzen, wie sie die Fluthen mit ihren vielen kleinen Händchen auffangen, deren Gewalt brechen und das Wasser allmälig an die Quellen abgeben, an die Bäche, an die Ströme, an die Welt. Wo die Moose fehlen, stürzen die Regengüsse steil ab hinunter, und reißen den guten Boden mit in die Tiefe, verschlammen die Thäler, versanden die Bäche, stauen sich und überschwemmen und zerstören „das Gebild aus Menschenhand.“ Das hat mir, meint der Alte, schon ein Bauer gesagt, als ich noch ein dummer Junge war; das Moos erhält den Wald und der Wald erhält die Welt. Nun kommt es endlich von den „Gelehrten“ herunter zu den „Gebildeten.“

Ja! das Kleine hat eine große Macht, und zwar durch seine Menge. Darum sollt Ihr das Moos achten lernen, und sollt nicht, wie Ihr heute hier vorhabt, beim Einpacken der Weinschnittlinge Ungebrauchtes an's Feuer schütten und über Nacht mit verbrennen. Hebt auf, was ein andermal gebraucht werden kann; was zu Nichts mehr taugt, bringt in den Stall, da kommt es doch wenigstens dem Acker zu Gute. Es ist mehr des Gedankens als des Nutzens wegen; denn Ihr seht es doch ein, daß, was im Raume gilt, wo das Kleine eine große Macht erlangt, weil es in der Menge wirkt und Großes vollbringt, auch das Nämliche in der Zeit gelten muß? Die Gedanken, die Ansichten, die Handlungen der Menschen wirken auch so; die vielen Kleinen vollbringen gleichfalls Großes durch ihre Menge.

Ein ächter Deutscher achtet jedes Körnlein Salz, weil es unseren Vorfahren blutige Kämpfe kostete, und unseren Gelehrten heutzutage noch eben so viele Tinte und Berechnungen, den dummen Regierungen zu beweisen, daß es allgemein schädlich ist, Salz zu besteuern; ein ächter Deutscher achtet jedes Krümchen Brod: „Laß' es die Vögel wenigstens fressen,“ sagt er, es hängt an jedem der Bauern schwere Arbeit; ein ächter Deutscher, wenn er Wein trinkt, wenn eine Flasche des edlen Saftes geleert ist, legt er sie um, läßt sie liegen und gießt auch die letzten Tröpflein aus und spricht: Wir können keinen Tropfen machen, jeder Tropfen Wein hat zwei Tropfen Schweiß gekostet! Diese Hochachtung der Arbeit, ja diese Huldigung dem Arbeiterstande, bei jeder Gelegenheit dargebracht, ist ein dem Deutschen vor allen Völkern zukommender Charakterzug. Und solche unendlich viele kleine Handlungen, machen eben so gut Weltgeschichte im Großen, wie die kleinen Dinge der Schöpfung ihre großen Folgen haben. Darüber wollen wir aber einmal einen ganzen Abend sprechen, wenn ich mit meinem Buche fertig bin, eines der allerbesten Bücher der letzten Jahre, ein wahres Kleinod: Riehl's deutsche Arbeit.*

Heute wollte ich Euch etwas erzählen über die große Macht kleiner Dinge. Ihr sollt mir das Moos achten lernen, aber auch — die Muskiten. Aber wie über diese Worte des erzählenden Alten Weiber und Mädchen zurückprallten! Er jedoch fuhr ganz ruhig fort: Ich muß Euch erst erzählen, wie ich darauf gekommen bin.

Als ich das erste Mal zur See ging, hatten wir in den Tropen eine Windstille. Das war nun allen Reisenden eine große Qual. Das Schiff knarrte

---

* Stuttgart 1862. 8. 330 S.

herüber, und nach einer Weile zur Abwechselung wieder hinüber, Tag und Nacht. Kaum rührte sich die Feder am Fädchen. Meine Reisegefährten vergingen vor Langeweile, nur ich nicht. Denn da sahen meine Augen zum ersten Mal, was ich bisher nur aus Bilderbüchern kannte, die schön gestalteten Quallen, diese lebenden Gallertscheiben; ich sah sie an der Oberfläche des Meeres hinschwimmen, leuchten bei der Nacht, funkeln bei Tag. Da holte ich mir einen Eimer voll Wasser, und setzte welche hinein, und beobachtete ihr eigenthümliches Leben. Es gelang mir ein Fischchen zu erbeuten, und ich konnte sehen, wie die langen Fadenärme der Qualle es umstrickten, hinaufschoben in die hohle Mitte der glasdurchsichtigen Halbkugel hinein, und konnte das erste Mal in meinem Leben eine Verdauung mit ansehen. Das Zappeln hatte schon aufgehört bei der ersten Umarmung, durch den ätzenden Saft an den Enden der Langarme. Oben in der Höhle krümmte sich das Thier nach seinem gläsernen Sarge, und nun verschwanden die weichen Theile zuerst, und nachher immer mehr die härteren, ein Stückchen nach dem andern wurde blässer und blässer, bis es unsichtbar geworden war; endlich war vom Köpfchen nur ein paar der größten Schuppen, nur ein kleines Flöckchen noch übrig, da kam unsere Essenszeit, die man an Bord nicht zu versäumen pflegt. Nachher war das Flöckchen verschwunden. Ich anatomirte nun, zeichnete und wollte allerlei wissen, was dazumal noch in keinem Buche stand. Es blieben so viele Fragen offen, auch brennende, daß ich, in Surinam angelandet, sehr bald ein Marine aquarium anzulegen versuchte. Ich bekam in Fässern Quallen genug, auch bei der Futh hinreichend Salzwasser; aber das Wasser war zu trübe; die Flüsse dort führen fortwährend Massen Schlamms in's Meer. Ich mußte es filtriren, wenn ich darin etwas beobachten wollte. Meine Quallen saßen, wie helle große Kristalle in einer grauen Gebirgsart, ruderten aber in den großen Glasflaschen, die drei Fuß hoch waren und einen Fuß Weite hatten, flink umher. Meerwasser filtrirt sich langsam; als ich mit einer kleineren Flasche hellen Wassers zu dem großen Behälter kam, siehe da war das trübe klar geworden, heller als mein filtrirtes. Ich setzte nun eine lebende Qualle in ganz trübes und sah zu. Die Quallen sind also flache Halbkugeln — holt mir Ofen her, sagte der Alte — und haben nach unten eine Menge Troddelfäden, das Behänge, in dessen Mitte der Mund ist. Ihre Bewegung ist ein Zusammenziehen von der Mitte nach dem Rande, von oben nach unten zu, der biegsame Rand legt sich um, die ganze gebogene Scheibe zieht sich zusammen, treibt als ein gekrümmtes Ruder alles zwischen den Armen hinaus und hinunter, und zwar schief, weil sich die Qualle beim Weiterstreben schief legt, sich dahinwärts neigend, wohin sie will. Die Arme und Anhängsel fluthen hin und fluthen her, wie sich das gläserne Fleisch oben zusammenzieht. Dieses besteht aus lauter prismatischen Lagen, die sich dabei verschieben, man kann die Urbewegung der Muskelfiber dadurch kennen lernen. Nun findet aber bei keinem Thiergeschlechte ein so lebhafter Stoffwechsel statt; gerade so wie Eiszapfen an der Sonne, schmelzen die Quallen an ihrer ganzen Oberfläche; Hut, Rand, Arme und Fängerbehänge, alles schmilzt fortwährend ab. Und bei jedem Ruck, bei jedem Zuck sieht man es vor Augen, wie ganze Wellen abge-

stoßen werden, man sieht es aber nur im trüben Wasser. Alle die kleinen Schlamm- und Modertheilchen, die das Wasser trüben, hängen sich nämlich sofort an diese dünnen Abströmungen an, die dadurch sichtbar werden. Hat man eine solche Qualle in einer großen hohen Glasröhre, so sieht man, wie diese schwimmenden fasrigen Fäden sich ablösen durch den Wellenschlag nach unten hin, fortgetrieben werden, anfangen zu sinken und so bis auf den Boden herabkommen. Bald bedeckt sich dieser, und mit was? Thierischen Abgängen, thierischen Stoffen, vereint mit der Zufuhr aus der vermoderten Pflanzenwelt, wo die Flüsse sich ihren Schlamm holten. So wird also dort unten auf dem Grunde des Meeres, jener Unzahl thierischer lebender Wesen, die in der Tiefe hausen, ihr Tisch gedeckt. Oben aber wird filtrirt und jenes spiegelhelle, diamantenklare blaue Meerwasser wiederhergestellt, was die Flüsse an den Küsten trüben und verdüstern. So filtriren die Quallen das Weltmeer.

Ihr müßt vor allen Dingen wissen, daß die Quallen nicht etwa nur so bei Tausenden in der See umherschwimmen, sondern Ihr müßt wissen, was Quallenzüge sind. Wer die Taubenzüge im Westen gesehen hat, der denke sich etwas Aehnliches. Wie die Tauben in der Länge ziehen, so bewegen sich die Quallenzüge der Quere nach. Etwa wie einst jene Hunnen und Vandalen sich, um nicht Hungers zu sterben, in Europa, so weit sie konnten, der Breite nach ergossen, wie die aus Rußland flüchtenden Franzosen sich fächerartig nach Nord und Süd begaben, sobald sie fanden, daß die Deutschen, edelmüthig genug, die „von Gott Geschlagenen" nicht Stück für Stück todtschlugen, so entstehen bei den Quallen Querzüge, die zwar mehrere Seemeilen währen, wenn man sie quer durchsegelt, aber in einer noch ganz ungekannten Länge; Schiffe, die hundert Meilen von einander diese Quallenzüge kreuzten, fanden dieselben Arten in derselben Menge. Erst wenn jedes Schiff auch die Quallenzüge in seinen Tagebüchern mit anführt, werden wir Gewisses darüber erfahren. Wenn man da von Millionen spricht, ist es ein Wort, wobei sich ein Jeder zwar eine große Menge denkt, aber da man Millionen in ein paar Augenblicken auf einem Schiffe sieht, so will das Wort wenig bedeuten.

Das Filtriren des Meerwassers durch solche Mengen hat aber wirklich etwas zu bedeuten im großen Ganzen. Wer hat nicht das Erquickliche gefühlt, wenn es geschneit hat und hell wird, wie dann die Luft so lieblich ist, und unsere Lungen bis in die allerkleinsten Zellen hinein sich daran laben. Das ist auch ein Filtriren, wo aber wie Wasser durch den Stein, so die Luft filtrirt wird, und wo statt Wasser durch den Filter hin, sich der Filter durch die Luft bewegt.

Nun werdet Ihr mich verstehen, wenn ich sage: so sind die Mücken die großen Filtrirer und Reiniger der giftigen Sumpfwasser. Also Achtung vor den Muskiten! Kein Thier ist so verschimpfirt worden! Todtgeschlagen, sogar wenn sie sich schon vollgesogen haben, und sich auf ihre große Mission vorbereiten, todtgeschlagen werden diese ehrenwerthen Geschöpfe! Das ist eine Schande für denkende Menschen!

Alles schwieg hier, die Zuhörer dachten sich aber das Ihre, und wahrschein-

lich meinten die meisten: das ist wieder eine von seinen Schrullen. Lassen wir ihn ruhig ausreden, sonst wird er grimmig.

Ich will's Euch beweisen, sagte der Alte, der das Schweigen sich auszulegen wußte, aber todtschweigen ließ er sich nicht. Ich will Euch beweisen, daß diese Vereinigten Staaten von Amerika gar nicht möglich gewesen wären ohne die Muskiten. Nun paßt auf!

Ich kann's nicht leiden, wenn Ihr mit dem Lichte hinfahrt, an den Wänden herum, wo diese Retter der menschlichen Gesellschaft sitzen; ja lacht nur! Diese Retter! und Ihr macht's wie der Calvin dem Servet! Die Weiber können's nicht leiden, wenn Ihr die blutaufgeschwollenen Ungeheuer des Morgens todtschlagt, aber nur weil es einen häßlichen Fleck macht. Ich sage Euch, es ist ein häßlicherer Flecken Eurer Seele, eine vollgesogene Mücke umzubringen.

Nun, der Beweis ist sehr kurz! Als ich im Lande der Muskiten war, da bemerkte ich, daß die Stubenfliegen — sie sind ganz dieselben wie hier, und gerade so unverschämt, und die Muskiten auch dieselben wie hier — eine sonderbare Wahl treffen. Hängt man einen schwarzen Hut an die Wand, und einen weißen daneben, so setzen sich die Muskiten an den schwarzen Hut, die Fliegen aber an den weißen; die letzten sind also Lichtfreunde, und stören uns daher in unserem Mittagsschläfchen, die andern sind Gefährtinnen der Nacht. Nun wollte ich wissen, weil ich dem Gegensatz in den Dingen der Schöpfung nachforschte, der sich z. B. bei den Raupen in der Farbe zeigt, wo die Gegenfarbe sehr oft zum Vorschein kommt, das Roth bei der Raupe wird sehr oft — grün bei den Faltern, und ebenso umgekehrt; aber sehr oft ist noch keine Regel — doch darüber ein andermal. Also weil die Stubenfliegen Lichtfreunde sind, ihre Maden aber, wenn man sie beobachten will und untersuchen und hat halbüberschattete Gefäße, mit großem Eifer sich immer ins Finstere hineinarbeiten, das Licht scheuen wie ächte Dunkelmänner, weil also die Fliegenmaden das Finstere lieben, und die fertigen Fliegen das Helle, so wollte ich wissen, ob das auch bei den Mücken sich umkehre, und ob da die Maden sich nach dem Lichte ziehen. So war's denn auch. Ich stellte eine Reihe halb von oben verdunkelter Gläser auf den Tisch in die Sonne, die Gläser waren mit Wasser aus stehenden Lachen gefüllt und jedes Glas enthielt eine Menge Mückenwürmchen oder Schnackenlarven, oder Wassermaden, aus denen sich die Muskiten entwickeln. Alle ruderten eifrig nach dem sonnigen Lichte.

Als ich nun eine halbe Stunde darauf wieder zu den Gläsern kam, bemerkte ich zu meinem Erstaunen: das unreine Wasser war hell und klar und rein geworden, eben so durchsichtig wie früher das oben erwähnte Meerwasser durch die Quallen. Das konnte nun aber nicht geschehen durch Abschmelzen und Verbinden des Abgeschmolzenen mit je dem Wasser beigemengten Theilen, denn diese Maden sind wie die Raupen, sie haben eine geronnene erstarrte Hautoberfläche; wenn ihnen diese durch das Wachsen zu enge wird, so zersprengen sie dieselbe, und kriechen mit einer neuen, weichen, zarten, ausdehnsamen Haut versehen heraus — wär's nicht eine hübsche Einrichtung, wenn unsere Mädchen auch so mit neuen seidenen Kleidern aus den alten herauskröchen? — Die Mückenmaden ringen und

strecken sich wie die Kinder beim Aufwachen, und fressen dann wieder desto eifriger fort. Meine kleinen Maden mußten also das, was das Wasser unrein machte, verzehren, etwa wie die Raupen die Blätter. So wie diese den unbrauchbaren Abgang von den Zweigen hinabrollen lassen, sank ihr Abgang im Wasser und blieb auf dem Boden liegen. Nun machte ich noch eine Menge Versuche und überzeugte mich bald: zersetzte Pflanzenstoffe waren ihre angewiesene Nahrung. Die kleinen grünen, schleimigen, zasrigen Pflanzen, vielleicht mit sammt jenen kleinen darin sich bildenden Urthierchen, kurzum das, was uns das Wasser der Sümpfe untrinkbar macht, eben das verzehren sie; und man muß nur nicht etwa meinen, das wäre wenig. Ein einziges thätiges Würmchen reinigt in etwa einer Stunde mindestens eine halbe Pint Wasser. Jeder Arzt weiß, daß thierische faulende Stoffe, so sehr sie auch die Nase kränken und so sehr sich die Lungen darüber entsetzen, doch nicht so wesentlich der Gesundheit schaden, wie man aus dem Widerwillen vor dergleichen schließen könnte. Zwar, daß ein solcher Gestank ersticken kann, wenn er gar zu dick wird, versteht sich; gesund ist er keineswegs, aber man weiß, daß die Anatomen gewöhnlich alt werden, ebenso wie die Lohgerber und Leimsieder. Dagegen ist bekannt, wo Pflanzen faulen und besonders nachher, wenn dergleichen durch die Sonne beschienen wird, und zu trocknen anfängt, was da sich der Luft mittheilt. Was dann aus dem Zeuge für Gase kommen mögen, ist auch eine große Rücksicht. Allerdings wissen wir es noch nicht hinreichend mit der Wissenschaft zu erreichen, aber desto sicherer durch die allgemeine Erfahrung. Aus den Sümpfen kommen die Seuchen. Das stehende Wasser in Pfuhlen und Lachen ist es, mit seinen faulenden, sich zersetzenden Pflanzen, was die Lüfte verpestet; obendrein durch die Sinne nicht wahrnehmbar, steigt es alle Nächte tückisch aus dem Boden auf und bildet Luftschichten, die sich mit großer Zähigkeit an alle Pflanzen anhängen und an alle sich darbietenden Oberflächen, den mehrsten Thieren verderblich, den Menschen aber am allerärgsten.

Wie sehr die Thiere faule Pflanzen hassen, das beweisen die abscheulichen Flachsrösten, wo der Flachs in Bündeln in die Bäche gelegt wird zum Faulen, und alles was Leben hat, flieht oder verbirgt sich den ganzen Bach hinab, sogar die Krebse. Ich habe davon einmal eine Nutzanwendung gemacht. Als ich auf einer frisch umgegrabenen Wiese einen Garten anlegte, — der Grund wimmelte von Ungeziefer, Regenwürmern und Engerlingen und allerlei Geschmeiß, ließ nichts aufkommen, und die Maulwürfe hatten die dummen Menschen todt gemacht — wollte ich einige feine Kohlarten ziehen und machte mir ein Beet zurecht. Die Pflanzen wurden mir zu groß unterm Glase, das Frühjahr war noch kalt, da dachte ich, du willst von unten einheizen, und ließ ein paar Schiebkarren voll Unkraut in einer Grube das Beet entlang einstampfen. Das gährt und macht warm, dachte ich; die Erde wieder darauf geworfen, pflanzte ich auf der Höhe des Beetes meinen Kohl und deckte über Nacht Blumentöpfe darüber. So prächtig habe ich lange keinen Kohl gesehen. Als ich nach etwa zehn Tagen das neue Mistbeet ohne Mist, fortsetzen wollte und an der Seite abgrub, war es mir auffallend, so frei war der Grund von allem Ungeziefer. Nebenan aber wimmelte es. Die fau-

lenden Pflanzen machten also den Grund warm, locker für die Wurzeln und frei von allen Wurzelfeinden.

So merken die Thiere dergleichen Gefahren durch ihre Sinne. Der Mensch findet es erst durch die Erfahrung und seinen daran sich aufrankenden Verstand. Hier in Amerika haben wir nun so viele Sümpfe und kaum getrockneten Sumpfboden, daß wir beim Ansiedeln entweder wie jenes Geschmeiß uns auf und davon machen müssen, oder mit Verstand zu Werke gehen. Wir wollen aber dieses Land besiedeln, trotz alledem. Das ist eine geschichtliche Aufgabe. Wir müssen lernen diesen Feind zu überwinden. Bis wir dies aber lernen, ja damit wir es lernen können, sollten wir diese kleinen Thiere als unsere treuesten Verbündeten achten und nicht verfolgen. Unermüdlich zerstören sie das Faulende im Sumpfwasser. Nehmen wir das Allergeringste als Maaßstab: eine halbe Pint in der Stunde für ein Würmchen; ein Jeder kann sich davon überzeugen, daß ein solches Thier jeden Tag, auch wenn wir ihm acht Stunden Ruhe zugestehen, eine Gallone reinigt. Das macht in seinem kurzen Leben, was etwa drei Wochen währt, schon 21 Gallonen für jedes. Daß es Millionen Muskiten gibt, räumt Jeder ein, den sie nur einmal im Schlafe störten. Die Hauptsache aber, die wißt Ihr nicht und solltet es doch wissen. Alle die Muskiten, die Euch nächtliche Besuche machen, sind junge ganz unschuldige Mädchen. Darum sind sie auch so artig und singen. Da kommen sie denn miteinander und wollen jedes nur etwas Oel auf ihre Lampen, ein so winziges Tröpfchen, daß ihrer ein ganzes Dutzend miteinander Euch noch keinen ganzen Tropfen Blut rauben. Und nur einmal in ihrem ganzen Leben thun sie's! Haben sie ihr Theil, so setzt sich eine jede still und bescheiden irgendwo hin an die Wand. Sie hat als Made 21 Gallonen Sumpfwasser unschädlich gemacht. Vergeßt es nicht, Ihr Undankbaren, sie hat sich Verdienste erworben! Wenn sie still und ruhig ihre winzige Mahlzeit verdaut hat, fliegt sie fort, im Abendsonnenschein wird sodann Hochzeit gehalten, hernach fliegt sie weiter, bis ihr zartes Näschen Sumpfluft wittert. Dort entledigt sie sich ihrer anwachsenden Bürde mit einer Kunst und einer Vorsicht, wie sie die Menschen bewundern sollten, und legt Euch dreihundert Eier und — stirbt. Aus diesen Eiern schlüpfen aber dreihundert Maden. Diese reinigen an der giftigen Quelle der Sumpfluft in ihrem Lebenslaufe 6000 Gallonen. Das ist es, wozu das 1/12 Tröpfchen Blut, ja kaum die Hälfte ist's, dieselben befähigte. Nun rechnet Euch das Weitere aus.

Eine einzige erschlagene Jungfrau an der Wand würde, wenn es nicht noch andere Hindernisse gäbe, möglicherweise, da sie jeden Sommer 6, ja 7 mal ihren Beruf erfüllen und Geschlechter auf Geschlechter sich drängen, 6000 Billionen Gallonen Wasser durch ihre Nachkommen unschädlich haben machen können. Freilich ist nur die Möglichkeit gegeben; aber das ist's gerade, was Ihr zerstört! Zerstört mit einem Schlage eine solche Möglichkeit, und warum? Barbarische Rachsucht ist's! und Unwissenheit! Eine einmal vollgesogene Mücke thut Euch nichts mehr zu Leide. Darum laßt sie ruhig verdauen und nachher davon fliegen und ihren Beruf erfüllen. Ihr aber, erfüllet Euren! Mehr kann der Mensch doch nicht.

Das ist es, was zu erweisen war, sagte der Alte und wünschte uns allen eine gute Nacht. Wenn das abscheuliche Singen nur nicht wäre! meinten die Mädchen. Der Schreiber dieses fügt hinzu: „so sind die Weiber, die zurück nur kommen auf ihr erstes Wort, wenn man Vernunft gepredigt stundenlang."

Außerdem fügt er hinzu: Es ist nichts Neues! In Oken's Naturgeschichte steht schon 1835: „Nutzen schaffen (die ganze Ordnung der Mücken) wenig, außer daß die Larven das faule Wasser durch ihre beständige Bewegung und vielleicht durch ihre Nahrung klar machen, und daher die schädliche Ausdünstung verhindern." Der gemeine Mann aber sagt: Würmer waschen das Wasser.

Lieder eines Auswanderers.

Aus einem größeren Cyklus von Ed. Dorsch.

I.

Goldlockige Tochter des grünen Rhein,
Noch eine Flasche von deinem Wein,
Noch eine Flasche vom Besten!
Ich will im Spiegel des Römers schau'n
Die rebenreichen rheinischen Gaun
Mit Städten, Dörfern und Vesten.

Wer weiß, ob ich wieder sie sehen kann?
Ich bin ein armer vertriebener Mann
Und muß aus Deutschland fahren;
Drum will ich der Heimat schönstes Bild
In meinem Gedächtniß, ernst und mild,
Für künftige Zeiten bewahren.

Ich will dir auch sagen, was mich vertrieb:
Ich hatte die Heimat so lieb, so lieb,
Und wollte sie glücklich sehen;
Ich hatte geschrieben manch' ernstes Wort,
Ich sprach: Jagt eure Drohnen fort!
Da war es um mich geschehen.

Die Pfaffen sagten, ich hätte geglaubt,
Was nach der Bibel nicht erlaubt,
Ich sei ein Ketzer vor allen;
Das wurmt mich auch am grünen Rhein,
Daß unaufhörliche Litanein
Mir in die Ohren schallen.

Sieh, meines Bleibens ist nicht mehr;
Rings um mich spähend ein Heuchlerheer
Verdirbt mir die Welt, die süße, —
Reich' mir zum Abschied die Lippen doch,
Wer weiß, ob ich im Leben noch
Ein deutsches Mädchen küsse!

II.

Da schnarrt und schaufelt das Dampfschiff her,
Das mich soll weiter bringen,
Weit, weit hinweg über's blaue Meer
Auf dunklen Riesenschwingen;
Ich schau' es mit thränendem Auge an,
Weil ich's noch immer nicht glauben kann.

Nun laden sie Kohlen und singen froh,
Und jauchzen hinein in die Lüfte;
Ich jauchze mit: Hoiho! Hoiho!
Und gürte zum Abschied die Hüfte;
Ich jauchze und möchte weinen dabei,
Daß ich jetzt so frei, so vogelfrei!

Da hebt sich der Anker, die Esse raucht,
Es dreh'n sich die Räder geschäftig,
Zum erstenmale das Bugspriet taucht
Sich in die Wogen kräftig.
Ein Stöhnen durchbebt die schwimmende Welt,
Das schwer, o wie schwer, auf das Herz mir fällt.

Schon schwindet im Nebel das feste Land,
Um's Schiff hoch stieben die Schäume, —
Ade, Ade! Du verschwimmender Strand,
Ade, ihr vernichteten Träume!
Vergangenes Leben, Ade, Ade!
Mich taufet zu neuem die schäumende See!

Unsere Todten.

Vom Herausgeber.

Geschrieben auf dem Friedhofe zu Monroe, Michigan,
im Sommer 1863.

Das waren and're Zeiten
Und anders war die Welt,
Als wir nach diesen Breiten
Die Segel einst gestellt.
Ein Kampfplatz blieb dahinten,
Vor uns ein neuer lag;
Des Morgens rothe Tinten
Verkündeten den Tag.

Des Hauptes braune Locken
Durchstrich der Wind der See;
Uns aber im Frohlocken
Zerfloß das alte Weh.
Wir sprangen in den Nachen,
Das Ufer schien so klar
Nach letztem nächt'gen Wachen —
— Das ist jetzt manches Jahr!

Wie Mancher an's Gestade
Trat hellen frohen Blicks,
Und maß die neuen Pfade
Des neuen Erdgeschicks.
Die Stirne hoch und heiter,
Das Herz voll Thatendrang
Beschritt die Schaar der Streiter
Den neuen Lebensgang.

Und nun? wie Viele stehen
Noch aufrecht, fest und stark,
Wie Eichen an den Seen,
Gesund bis tief in's Mark?
O! wer, o! wer blieb Sieger
In dieser Lebensschlacht!
O! wer der Sternerflieger
Fliegt noch mit alter Macht!

Es ist so still geworden
In unsrer lauten Schaar;
Zersprengt in West' und Norden
Ist sie seit manchem Jahr.
Sie schafft und gräbt im Sande
Der unfruchtbaren Zeit,
Baut im Gedankenlande
Den Dom der Herrlichkeit.

Die Kuppel sieht sie strahlen
Schon hell im Morgenroth,
Doch in den Nebelthalen
Würgt grimmig noch der Tod.
Ob je der Bau sich hebet
In seiner Riesenpracht?
— Sie zweifelt nicht und bebet
In Wetter nicht und Schlacht.

O! mühevolles Schaffen,
O! ungewisser Lohn!
Wir sah'n den Tod entraffen
Manch' treues Herz uns schon.
Schon über manchen Hügel
Weht rauh des Herbstes Wind;
Die Zeit hat rasche Flügel,
Stets ritt der Tod geschwind.

Wer zählt sie, die Genossen,
Die schon der Rasen deckt,
Die jäh' von den Geschossen
Des Gottes hingestreckt?—
Als ihre Stirne glühte
Noch im Gedankenschwung,
Da dämpfte, was da sprühte,
Des Todes Dämmerung.

So traf auch Dich der Bote,
Der uns die Besten raubt,
Als prächtig wild noch lohte
Die Flamme Dir im Haupt.
O! Essellen, mein Bruder,
Wirr in Gedankenglut
Kühn steuernd brach Dein Ruder,
Und Dich verschlang die Fluth!

Du wandernder Rhapsode,
So weit die Seen blau'n,
O! daß ich Dir im Tode
Nicht konnt' in's Antlitz schau'n!
Daß nicht auf Deiner Stirne
Geruht die Freundeshand,
Als, wie auf hoher Firne,
Erlosch der letzte Brand!

Und Du, von dessen Hügel
Mein nasses Aug' erspäht
Des Erie blauen Spiegel,
Deß Sturmwind ihn umweht,
Du wilder Bursch im Leben,
Wie ruhig bist Du nun!
Auch Du warst treu ergeben
Und darfst in Frieden ruh'n.

An solchen Gräbern stehet
Kein Denkmal hoch und hehr,
Durch's Gras der Hügel wehet
Der freie Wind einher.
Und setzt Euch treue Liebe
Den schlichten Leichenstein,
Die kalte Welt gern hiebe:
„Verfehltes Leben!" ein.

Laßt so vorbei nur gehen
Die messen nach dem Schein;
Noch leben wir und stehen
Für uns're Todten ein!
Verfehltes Leben! Buben,
Geht nur nicht in's Gericht!
Bricht nicht in Eure Stuben
Die Flamme grell und licht?

Der Funke ist's, der prächtig
In ihnen einst geglüht,
Der nun als Weltbrand mächtig
Durch diese Lande zieht;
Sie schürten an, sie bliesen
Noch mit dem letzten Hauch,
Durch Eure Steppenwiesen
Wälzt sich des Brandes Rauch.

Und züngelnd leckt die Flamme,
Ein wilder Brand fürwahr!
Wie ihn am Ackerdamme
Anschürt in jedem Jahr
Der Pflüger; an den Wegen
Die Dornen brennen licht;
Doch reicher Erntesegen
Aus solchem Acker bricht!

Es waren and're Zeiten,
Und anders war die Welt,
Als wir nach diesen Breiten
Die Segel einst gestellt.
Ihr Schläfer tief im Grunde,
Ihr, die Ihr fest noch steht,
Es schlug die große Stunde,
Die ahnend wir erfleht!

Aus:

Florian Geyer.

Vaterländisches Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Vom Herausgeber.

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Lager der Bündischen.

Georg, Truchseß von Waldburg.—Bischof Conrad von Würzburg.—Markgraf Casimir von Anspach.—Graf Wilhelm von Henneberg und andere Führer des verbündeten Heeres.

Truchseß.

Das war ein Wagestück, Herr Bischof; nie
Hätt' ich gedacht, daß so viel Frömmigkeit
Und (auf seine Corpulenz deutend) Würde je sich eines Strickes Stärke
Vertrauen würden; wär' das Seil gerissen?

Bischof.

Dann freilich säht Ihr heute mich nicht hier;
Denn unter mir des Maines klare Fluth
Hätt' all' mein Irdisches umfangen, wenn
Die Klippen vorher mich nicht ganz zerschmettert.
Ich rief in meiner Noth zu uns'rer Frau'n,
Sie war mir gnädig!

Markgraf.

Einen neuen Orden
Vom Stricke solltet füglich Ihr jetzt stiften.
Es giebt so viele wack're Leut' im Bisthum,
Die längst den Strick verdient; da könntet Ihr
Die Edlen gleich belohnen!

Henneberg.

Wenn nur nicht
Zu groß die Zahl der Ritter werden möchte!

Bischof.

Dürft' ich vielleicht bei Euch den Anfang machen,
Graf Henneberg? Ihr seid mein ält'ster Lehnsmann,
Und Eure jüngste Treue hat verdient,
Daß fürstlich ich sie lohne!

Markgraf.

Henneberg!
Das war ein Hieb für Euch!

Henneberg.

Der hohe Herr
Ist gut gelaunt, seit ihm die Flucht geglückt,
Und ihm der Seiltanz gar so gut gelungen.

Truchseß.

Vergeßt die Reis' am Strick, Herr Bischof; nehmt
Den Spott nur hin; es ist so der Gebrauch,
Den zu verhöhnen, der zu Schaden kam!

Bischof.

Ich wollt', Ihr wär't an meiner Statt gewesen!
Doch laßt uns dies vergessen; Euch, Herr Truchseß,
Sind alle Fürsten tief zu Dank verpflichtet,
Daß dieses Aufstands fürchterliche Gluth
So bald Ihr dämpftet!

Truchseß.

Ich that meine Pflicht.
Von meinen Vätern ward mir schon das Erbe,
Das Reich zu schützen in Gefahren; Conradin,
Der letzte Staufe, warf vom Blutgerüst
Den Siegelring einst einem Waldburg zu;
Er blieb ein theures Pfand in unserm Hause;
Wir setzen eine Ehre drein, der Ruhe
Des deutschen Reiches Schirmer stets zu heißen.
Die alte Satzung hab' ich hergestellt
In Schwaben, an der Donau, und mit Gott
Führ' ich auch Euch in Euren Sitz zurück,
Eh' sich des Mondes Hörner wieder runden.

Bischof.

Das walte Gott!

Markgraf.

Daß sich der Bauer je
Vergessen konnte bis zum Aufstand; nie
Konnt' ich es recht begreifen!

Truchseß.

Muß ihm der Kamm
Nicht wachsen, wenn des Reiches ält'ste Fürsten,
Wie Markgraf Casimir, so leicht und schnell
In seine Einung treten? Herr, Ihr habt
Ein Beispiel künft'gen Zeiten jüngst gegeben,
Das sich einst rächen wird an Euren Enkeln!
Wo war denn Euer Fürstenstolz, als Ihr
Als christlicher Bruder aus dem Becher trankt,
Den Euch der Bruder Bauer erst kredenzte?

Markgraf.

Ihr redet, Herr, wie Ihr's versteht; wär't Ihr,
Wie ich, entblößt von Kriegsvolk, da gestanden,
Ihr hättet eine Tugend aus der Noth
Gemacht wie ich; hier galt es, schlau und klug
Des Augenblick's Gefahr sich zu entwinden.

Henneberg.

Ja wohl! Euch saß noch niemals an der Gurgel
Der Spieß des Bauern!



Truchseß.

Es ist Eure Sache
Ihr Herren, nicht die meine; nur mein Schwert
Hat mir den Weg gebahnt durch ihre Haufen.
Verzagtes Volk! Ja, eine Jagd war's mehr
Durch Schwaben, als ein Kriegszug.

Markgraf.

Anders ist
Es hier; der Ritter Geyer hat das Heer
In guter Schule hier geübt, er wird
Euch mehr zu schaffen machen.

Truchseß.

Glaubt Ihr?
So wäre endlich doch noch etwas Ehre
In diesem Kriege zu gewinnen.

(Ein Page tritt auf.)

Page.

Drei Herren warten draußen, Ew. Gnaden!

Truchseß.

Woher des Wegs?

Page.

Von Würzburg, wie sie sagen.

Truchseß.

Sie mögen kommen, Knabe!

(Page ab.)

Bischof.

Wer mag's sein?
Die Stadt ist in der Bauern Hand, das Schloß
Ist eng belagert.

Zweite Scene.

Vorige. Saaleck. Rotenhan und Grumbach.

Bischof.

Wie? Ist's möglich? Saaleck,
Und Rotenhan und Grumbach! Kommt auch Ihr
Den Weg, den ich nahm?

Rotenhan.

Nein, hochwürd'ger Herr!
Wir ritten durch das große Thor; der Ritter
Hat heut' gestürmt und die Besatzung hat
Den Sturm zurückgeschlagen.

Bischof.

Gute Nachricht!
Sprecht! O, erzählt mir Alles!

Saaleck.

Ihr Geschütz,
Das in den letztvergangnen Tagen sie
Weit besser stets, denn je zuvor gerichtet,
Hatt' einen Theil der Mauer eingeworfen;
Im ersten Tagesgrauen rückt der Haufen
Bis an den Graben vor; ich ließ die Mannschaft
Sich sammeln am zerschossnen Wall; lang wogt

Das Treffen wild, und ihre Hakenschützen
Versenden keck ihr Blei in unsr'e Reihen;
Doch wagten nicht den tiefen Graben sie
Zu überschreiten; und als endlich doch
Sie Haufen Reisig nun hinunter werfen,
Da tönt mit einem Mal' in unserm Rücken
Ein lautes Siegsgeschrei; ich wende mich
Mit einer Schaar, da von der andern Seite
Stürmt Ritter Geyer; schon erklommen war
Mit Leitern an des Flusses Seit' die Mauer;
Schon bis zum Schloßhof war er vorgedrungen,
Doch wenig Leute mit ihm; ungestüm
Drängt sich entgegen ihm mein tapfres Häuflein,
Und Brust an Brust wogt jetzt der grimme Kampf;
Stets sucht' mein Schwert den Knaben auf im Streit,
Doch er vermied mich stets; die Ueberzahl
Auf unsrer Seite zwingt sie endlich, sich
Zurückzuzieh'n; des Schlosses Ausfallpforte,
Die sie mit schweren Balken eingestoßen,
Begünstigt ihren Abzug; es wäre sonst
Kein Mann entkommen; ihrer Hauptleut' Einer,
Der Brauer Lenk aus Würzburg, biß in's Gras;
Doch wehrt' er sich verzweifelt, bis er fiel.

Truchseß.

Ein wackrer Strauß, Graf!

Rotenhan.

Am zerschoss'nen Wall
Wogt unterdessen immer fort der Kampf.
Mit langen Haken, die sie vorgestreckt,
Zieh'n sie mir manchen Tapfern in den Graben.
Doch wie des Ritters Siegsruf sie gehört,
Da stürmen sie; schon dringen in die Bresche
Die Vordersten; von oben rollen Steine
Auf ihre Köpfe, doch vorwärts stürmen sie;
Schon will die Kraft in meiner Schaar erlahmen,
Da raff' ich mich zu einem letzten Anlauf,
Und es gelingt, das Stürmen abzuschlagen.
Wer nicht erstochen auf der Mauer lag,
Der nahm den Sprung zurück; das Schloß,
Herr Bischof, war gerettet!

Markgraf.

Nun, Herr Truchseß,
Dünkt Euch die Jagd so leicht noch?

Truchseß.

Traun, s'ist wahr,
Der Ritter schlägt sich, wie ein Ritter soll;
Wär's nur für eine bess're Sache!

Henneberg.

Was
That Geyer, als den Sturm Ihr abgeschlagen?

Grumbach.

Es soll Verrath in seinem Lager sein.
Gleich nach dem Sturm hob die Belagerung
Er auf, und, wie es heißt, verließ ein Theil

Des Haufens sein Panier; der Tauber zu
Hat Metzler sich mit seinem Heer gewendet;
Er aber mit der tapfern schwarzen Schaar
Folgt langsam nach, den Rückzug ihm zu decken.

Bischof.

Ihr Freunde, laßt der Mutter Gottes uns
Den Dank darbringen für die frohe Kunde!

Truchseß.

Das fällt in Euer Fach, Herr Bischof, seit
Die Kirchenfürsten nicht mehr Krieger sind;
Wir haben and're Dinge heut' zu thun;
Herr Markgraf, Euren Bruder Metzler geb' ich
In Eure Hand; den Ritter hab' ich mir
Selbst vorbehalten!

Grumbach.

Laßt an Eurer Seite
Mich fechten!

Truchseß.

Seid Ihr nicht des Ritters Schwager?

Grumbach.

Und darum eben! Mich am meisten trifft
Ja seines Abfalls Schmach; mein sei die Rache!

Rotenhan.

O gräßliche Verblendung dieser Zeit!

Truchseß.

Zu Roß, ihr Herren, und an Eure Posten!

(Ab mit Markgraf Casimir und Grumbach.)

Bischof.

Graf Saaleck, Rotenhan, ihr treuen Mannen,
Der Aufruhr ist besiegt nun; streng Gericht
Muß jetzt gehalten werden in dem Bisthum;
Auf Euch will ich mich stützen, edle Herren,
Daß nicht die Schuldigen entgehn der Strafe!

Saaleck.

Sagt Eurem Meister, sich bereit zu halten;
Sein Richterschwert wird Arbeit finden!

Rotenhan.

Besser,
Herr Bischof, Ihr vergesset bald den Aufstand;
Versucht, was Milde thut; das arme Volk
Ward nie gewöhnt an dieses Mittel noch.

Bischof.

Denkt Ihr nicht mehr der Schmach, die wir getragen?

Rotenhan.

Ihr seid ein Priester; könnt Ihr nicht verzeih'n?

Bischof.

Ich bin ein Fürst und kenne meine Pflicht!
Genug davon; ich wende mich nach Würzburg,
Dort trefft Ihr mich, sobald der Kampf beendet.

(Bischof ab.)



Dritte Scene.

Saaleck. Rotenhan.

Rotenhan.

Der Sieg senkt sich auf unsre Fahnen, Graf,
Die Schweinshatz geht zu Ende; doch Ihr seid
Derselbe Mann nicht mehr, der vor zwei Monden
So lustig sie begonnen.

Saaleck.

Bin ich's nicht mehr?
Du irrest Dich, Freund Bastian; ich bin
Derselbe noch, als wie ich auszog jüngst;
Ich stehe unerschüttert, wie ich stand.
Doch eine finst're Ahnung lagert mir
Schwer auf der Seele.

Rotenhan.

Ist vielleicht Euch bange
Um Frau und Kind?

Saaleck.

Sie sind aus Schwarzach fort,
Wie ich vernahm. 's sind and're Sorgen, die
Mich so verdüstern, Freund; ich fürchte, daß
Der Sieg uns nimmer frommen wird.

Rotenhan.

Nur klein
Sind unsre Opfer; blutig war kein Treffen,
Das wir gefochten.

Saaleck.

Das ist's nicht, mein Freund!
Und wenn des deutschen Adels Blüthe auch
Das Schlachtfeld deckte; haben wir doch oft
In schwerern Kämpfen mit dem Feind gerungen!
Doch Eines ist in diesem Kampf zerstört,
Was keine Zukunft wieder bringen kann:
Der Glaube an des Adels Macht ist hin!
Mit jeder Mauer, die sie eingeworfen,
Mit jeder Burg, die sie gebrochen, sank
Ein Stück der alten Macht und Herrlichkeit,
Und keine Siegesfahne überdeckt
Den Riß im altergrauen Staatsgebäude,
Das unsrer Väter Weisheit einst gefügt:
Es barst der Grund, auf dem die Mauer ruht,
Der unsres Standes Macht so lang' getragen!
Denn nicht die That ist's, die mich je erschreckt;
Daß sie die That gewagt, das ist's, was niemals
Wir löschen können in dem Buch der Zeiten.
Das steht als ewig unvergess'ne Wahrheit
Und richtet ernst und immer dräuend sich
Noch unsern späten Enkeln einst entgegen.
Die Burgen, die sie brachen, können leicht
Aus Schutt und Asche prächtiger erstehen;
Der Mantel heil'ger Scheu, der wie ein Schild
Von Erz um die gezackten Zinnen hing,

Der ist zerrissen nun auf immerdar,
Den webt kein Weber je uns mehr zusammen!

Rotenhan.

So spüret endlich Ihr in diesem Kampfe
Des Geistes Wehen, das Ihr stets geleugnet?

Saaleck.

Des Geistes? Geh' du alter Graubart, geh'!
Es ist der finst're Geist des Abgrunds, den
Der Väter Weisheit klüglich angeschmiedet,
Der seine Fesseln jetzt gebrochen; o!
Auch Du bist so ein blöd weichherz'ger Thor,
Der leicht sich fangen läßt vom Schall der Worte
Und Briefe preißt, die ihm ein Hutten schreibt;
Du magst's erleben noch, wie Dich die Zeit
Bald selbst beim Worte nimmt; ich aber will
Der sein und bleiben, der ich war, und das,
Was uns die Ahnen unverletzt vermacht,
Des Standes alte Ehre, treu bewahren,
Bis über meinem Sarge man zerschlägt
Mein Ritterschild und meines Hauses Güter,
Als Kunkellehen weiter sich vererben;
Der Deckel meiner Gruft soll einst sich senken
Auf einen Freiherrn einer alten Zeit!

Rotenhan.

Dafür wird einst die Nachwelt Euch erkennen;
Sie wird auch richten zwischen Euch und mir!
Kommt! Unsre Fähnlein sind bereit zum Aufbruch! (Ab)

Vierte Scene.

Vor Kloster Schwarzach.

Wolf Gerber, Jörg, Hans, Peter und andere Bauern. — Der Abt von Schwarzach, Pater Franz und andere Mönche.

Gerber.

Bekenne, Pfaff', wo hast Du Deine Schätze
Verscharrt? Du bist des Todes, wenn Dein Mund
Uns nicht die Wahrheit spricht!

Abt.

Im Himmel sind
Des Priesters Schätze, die kein Rost anfrißt,
Darnach die Diebe nimmer graben; and're
Besitz' ich nicht!

Gerber.

Du lügst! Wo hast Du die
Monstranz, das Altarhäuschen, das aus Gold
Ihr Euch gefertigt, das aus unserm Schweiße
Ihr ausgemünzt.

Abt.

Nicht mein ist dieser Schatz;
Der Klosterkirche ward in bessern Tagen
Er einst durch fromme Schenkung; was dem Himmel
Geweiht in kindlich heil'gem, reinem Glauben
Einst Eure Vorfahr'n, sollt Ihr nicht zerstören.

Die Kirchenschätze sind in Sicherheit
Gebracht vor Euren räuberischen Händen;
Die Todessünde hab' ich Euch erspart,
An solch' geweiht' Geräth die Hand zu legen!

Gerber.

Besinn' Dich, Pfaff! gieb eine andre Antwort;
Wir sind nicht hier zur Kurzweil; sag' uns an,
Wo Du den Schatz vergraben; so gewiß
Als dort die Sonne sinkt, stirbst Du noch heute,
Wenn so in Deinem Leugnen Du beharrst!

Abt.

So werd' ich heute noch bei Dir, o Herr,
Im Paradiese sein! Nehmt mir das Leben;
Sein Werth ist hin, seitdem ich diese Zeiten
Noch sehen mußte, wo der kleine Mensch
So frech am Heiligsten gerüttelt; nie
Wird dieser Schatz in Eure Hände fallen!

[Pater Franz spricht heimlich mit Gerber, der einige Bauern mit ihm abschickt.]

Jörg.

He! Pfäfflein! siehst Du jetzt, wie's Rädlein sich gedreht hat? Jetzt liegst Du unten und wir Bauern sind oben.

Hans.

Weißt Du noch Pfaff, wie Du mich peitschen ließest, es mögen jetzt drei Jahre her sein? Für das Bündel Reisig, das ich mir im Walde gesammelt, ließest Du mich blutig schlagen. Aber jetzt ist die Reih' an uns und den dicken Wanst will ich Dir eintreten; meine Bundschuh sind seit acht Tagen nicht geschmiert, und von Deinem Fett kann ich sie ein Jahr lang weich halten.

Peter.

Hast Du mich nicht im Thurm' blöcken lassen, Du Hund, weil ich ein paar Krebse im Bache fing, als mein Weib ein Gebreste hatte, und nach Krebsen verlangte? Jetzt sollst Du's büßen; ich brauche ein paar neue Peitschenriemen und Deine Haut ist dick genug, daß ich sie mir daraus schneiden kann.

Jörg.

Guten Wein Pfaff, hast Du, (trinkt) Du verstehst Dich auf die Trauben!

Hans.

Ein Pfaff und schlechter Wein! wo wäre denn das erhört in der Christenheit! Muß doch der Rebmann die besten Trauben für ihn zuerst pressen — das giebt den Pfaffenwein.

Peter.

(trinkt.)

Ja! Dein Wein ist gut, Pfaff! Jetzt gieb mir die Kutte her Abt; ich will auch mal Pfaff sein; Du hast einen warmen Rock, der meine ist so kahl, weil Du alle Wolle davon schorst. Gieb her!

Abt.

O Herr! vergieb den Blinden, denn sie wissen
Nicht, was sie thun!

Jörg.

Will uns der Pfaff' noch höhnen?

Hans.

Preßt ihm die Gurgel zu!

Peter.

Her mit der Kutte!

Gerber.

Ei, nicht so ungestüm! der feiste Herr
Entwischt uns nicht; er soll uns erst noch sagen,
Wo seines Klosters Gültenbriefe sind.

Jörg.

Recht, Hauptmann! und ich will Zehn gegen Eins wetten, daß sie in seinem Altarhäuschen versteckt sind!

Hans.

Ja, ja! das ist gerade so die Art unserer Pfaffen, daß sie jede Schande und Ungerechtigkeit gar zu gerne hinter ihrem Gott verstecken!

Gerber.

Wart' nur,
Es wird sich finden. Sieh', da kommen sie!
Der junge Pater Franz und unsere Brüder!

[Pater Franz und die Bauern bringen das Altarhäuschen und andere Schätze des Klosters.]

Jörg.

Potz Velten! haben sie's gefunden!

Hans.

Ha! ha! Da ist ja die Beute endlich! Siehst Du, Peter?

Abt.

O Gräuel des Bösen! Herr, laß seine Zunge
Verdorren, die das Heiligste verrathen!

Pater Franz.

Spart Euch die Müh' des Fluchens nur, Herr Abt;
Ich zieh' noch heut' die Kutte aus, will wieder
Ein Mensch sein unter Menschen!

Gerber.

Siehst Du, Pfaff',
Mit Eurer Herrlichkeit ist's bald am Ende!
Ihr alten Graubärt' mögt Euch noch so sehr
Die dünnen Haar' ausraufen, so Euch die
Tonsur gelassen, alles junge Volk
Der Klöster wirft die Kutte weg, geht lieber
Den schmucken Mädeln auf der Kirchweih nach.
Es ist vorbei mit Euch; ja, alle Klöster,
Sie müssen abgethan von jetzt an sein!
Doch laßt uns seh'n, was in dem Kasten steckt!

[Zieht einen Bündel Pergamente aus dem Altarhäuschen.]

Sieh da! schau', Jörgel, hast doch Recht gehabt!
Da ist der ganze Kram, mit dem sie uns
An ihre Klostermauern ha'n geschmiedet.
Laßt uns ein Feuer jetzt damit entzünden!

Jörg.

O! das habt ihr nahe genug; Da ist schon eins! Das Kloster brennt schon an allen Ecken.

Abt.

O Tag des Zornes! Dies irae!

Gerber.

Wer
That das?

Hans.

Der Mullenmichel warf den ersten Brand hinein.

Peter.

Ei, wie so schön das leuchtet!

Abt.

O, was habt Ihr gethan! o, helft! im Kloster
Das kranke Fräulein!

Gerber.

Welches Fräulein, Pfaff?

Abt.

Des Grafen Saaleck Tochter, Eures Hauptmanns
Verlobte Braut!

Jörg.

Des Ritter Geyer Braut? Kommt Bursche! kommt! und wenn's zwanzig Bauern-Leben gilt, des Ritters Braut muß gerettet werden; kommt!

[Ab nach dem Kloster.]

Gerber.

Des Saaleck Tochter? eine stolze Brut!
Sie würden keinen Tropfen Wasser haben
Für unsere Qualen.

Abt.

Unmensch! halte ein!

Gerber.

Habt Ihr je eingehalten, wenn die Marter
Dem armen Mann den Jammerschrei erpreßt
In Euren Folterkammern, Pfaff, sag an?

Abt.

Herr, hör' ihn nicht, er lästert!

Gerber.

Schweig, Du Mönch!
Was Ihr thut, das ist immer rein und edel!
Wenn unsereins in Eure Spuren tritt,
Dann schreit Ihr auf, als ging die Welt zu Grunde,
Und schreibt's in Eure Pergamente, um
Noch unsern Enkeln Lügen zu erzählen.
Jedoch, wir rechnen diesmal mit einander
Und schreiben Eure Schuld mit Feuerzeichen
Am dunklen Himmel auf; ein prächtig Kerbholz!

Abt.

O, hör' ihn nicht, Erlöser!

(Bauern bringen Bertha auf einer Bahre; Gräfin Beatrix und Margaret gehen zur Seite.)

Gräfin.

Erbarmt Euch meiner Tochter! Habt ein Herz
Für einer Mutter Leiden!

Gerber.

Ruhig, Gräfin;
Es soll Euch nichts zu Leid geschehn!

Fünfte Scene.

Vorige. Geyer (zu Pferde), Eisenhut, Anselm, von Knechten geführt; Lienhard.

Geyer.

Wer hat
Das Kloster angezündet? Auf, ihr Leute
Zum Löschen! Schnell, eh' Alles noch in Flammen!
Ha! Gerber! Ihr! so folgt Ihr dem Befehl?

Gerber.

Ich that es nicht; ich weiß nicht, wie der Brand
Entstanden; unre Leute suchten emsig
Nach ihren Rentenbriefen; 's kann wohl sein,
Daß ihre Fackeln allzuhell da schienen!

Geyer.

Bist Du ihr Hauptmann nicht, und duldest so
Die frevelhafte That!

Gerber.

Bin selbst ein Bauer,
Und über Pfaffenklöster wachen war
Mir nie noch nach dem Sinn!

Geyer.

[erblickt die Gräfin.]

O, Himmel!
Wer naht denn dort? Ist's möglich Mutter, Ihr?

Gräfin.

Du kommst zur rechten Stunde! Kannst Du auch
Mein Kind nicht retten, leichter wird sie doch
In Deinem Arm verscheiden.

Geyer.

Ras't Ihr, Mutter!
Und Bertha? Wär' es möglich?

Gräfin.

[führt ihn an die Bahre.]

Hier ist sie!

[Geyer steht wie vernichtet, stürzt auf Bertha zu und umfaßt sie knieend.]

Abt.

Das sind die Folgen Eurer Thaten, Ritter!

Geyer.

[aufstehend.]

Es sind die Folgen Eurer Sünden, Abt!
Wälzt nicht auf meinen Scheitel dies Verbrechen,
Das an mir selbst begangen, o, an dem,
Das mir das Theuerste im Erdenleben!
I h r habt die Rache kühn herausgefordert,
Durch lange Jahre habt Ihr sie genährt;
Und nun sie endlich losbricht, schmettert sie
Mein Liebstes hin, das ich im Leben hatte!
O Wahnsinn, Wahnsinn dieser Menschenbrut,
Für die ich Alles hingab, — nur daß sie
Mich desto sichrer tief im Herzen träfe;
O meine Bertha! (sinkt bei ihr nieder.)

Anselm.

[nähert sich.]

Was jammerst Du, mein Sohn; was ist's, das Dich
Hier so bewegt?

Gräfin.

Erlöser! welche Stimme!
Ist es denn möglich, daß die Gräber reden?
Kann es denn sein?

Anselm.

Es schlägt mir an das Ohr
Ein Laut vergang'ner Zeiten; wer ist es, der
So mit mir redet?

Gräfin.

Gräfin Saaleck heißt
Das arme Weib, die ärmste aller Mütter!

Anselm.

Beatrix!

Gräfin.

Ja! Du bist's! 'S ist Sebald
Von Nürenberg! O welch' ein Wiederfinden!

Anselm.

So ist denn ganz bei Dir noch nicht erloschen
Der Jugend kurzer Lebenstraum; Du hast
In Deiner Seele einen kleinen Raum
Dir noch bewahret für Erinnerungen?

Gräfin.

O, ich vergessen! Doch, Du weißt ja nicht,
Was ich um Dich gelitten!

Anselm.

Wie, gelitten?
Und um mich? So war der arme Sebald
In seiner Nacht doch nicht so ganz vergessen?
Spät find' ich diesen Trost, doch früh' genug,
Um lächelnd von der Erde nun zu scheiden;
So hast Du mich geliebt, Beatrix?

Gräfin.

Sebald!

Lienhard.

Das Fräulein schlägt die Augen auf! macht Luft!
Steht nicht zu nah' herbei!

Margaret.

Mein theures Fräulein!

(Gräfin und Geyer unterstützen Bertha und bringen sie in eine sitzende Stellung.)

Anselm.

Geliebt! Und ich hab' ihr den Sohn erzogen,
Daß dieses Ende kommen mußte! Herr!
Wie wunderbar sind Deine Wege; doch
Du hast 's gewollt, daß es so enden sollte!

Gräfin.

Wie ist Dir, meine Tochter?

Bertha.

Leicht und wohl!
Ich war in einen düstern Traum gesunken
Und ich erwach' an seinem Herzen; o!
Wie leicht läßt's da sich sterben!

Geyer.

Sterben! Nein!
Du darfst nicht sterben, du geliebtes Weib!

Bertha.

Ich fühle, daß die Stunde kommt, wo wir

Uns trennen müssen; nicht erst heute sterb ich;
Ich trug den Tod im Herzen, als Du Dich
Auf immer von mir schiedest; Sterben ist
Ja nur der Augenblick, wo in der Brust
Die Quelle unsrer Leiden schnell versiegt;
Des Sterbens Qualen sind die langen Tage,
Wo ohne Hoffnung jeder Schlag des Herzens
In fürchterlichem Einerlei uns mahnt,
Daß er vergebens in der Welt geschlagen;
Wo Alles uns verloren, o Geliebter!
Wie süß ist da das Sterben!

Geyer.

Du bohrst ein Eisen tief mir in das Herz!
O, einen Engel hab' ich hingeopfert!
War's Recht, o Herr, durft' ich das Opfer bringen?
Grausamer Zweifel! o grausames Geschick!
War denn der Funken nicht von oben, der
In meiner Brust die große That entflammt?
Bin ich ein Spielwerk nur des Abgrund's, der
Die bösen Geister mir heraufgesendet?
Doch nein, und ob das Herz mir brechen will,
Es mußte sein und meinen Pfad erhellte
Das Licht des Herrn! (Sinkt bei Bertha nieder.)

Bertha.

(schwächer.)

Ja! Du bist rein von Schuld;
Es ist die Zeit, die uns zum Opfer nimmt,
Du hast zu früh gelebt für Dein Jahrhundert,
Das rauh Dein freies, großes Herz zertritt;
Es werden mild're Zeiten kommen, Freund,
Wo sanft der Friede seinen Oelzweig schwingt;
Wo Menschen, glücklicher als wir, mit Grauen
Einst dieser Tage blut'ge Kunde hören!
Dann wird man Dein gedenken; nein! Du hast
Vergebens nicht gerungen und geblutet!
Mir dämmert's um die Augen; laß die Hand
Nicht los mir; eine Glorie strahlt
Dir um das Haupt; wie bist Du groß, und mich
Hast Du geliebt! Jetzt wird es Nacht um mich;
Dein Bild nur strahlt mir noch in ew'ger Schöne;
Bleib' bei mir steh'n! Ich fühle mich so leicht,
Du schwebst mit mir empor; es öffnet sich
Der Himmel mir; geliebt! ja, ja! ich war geliebt!
Hinüber schweb' ich! — wo die Liebe ewig! (Stirbt)

Geyer.

[nach einer Pause.]

Was steht Ihr hier und starrt mich an? Habt Ihr
Verloren denn, was ich verlor? Könnt Ihr
Nur eine Ahnung haben von dem Schmerz,
Der meine Brust zerreißt? M e i n war sie, mein
Durch alle jene Bande, so die Liebe
Um Menschenherzen schlingt; zerrissen hab' ich

Das Band, zerstört mit eig'ner Hand den Traum,
Den ich einst träumte; doch das Herz, o Herr,
Es blutet nach, — still! bald ist's überwunden;
Nur kurz ja ist die Trennung; schlafe wohl,
Du Engel meines Lebens; harre, edler Geist,
Ich komme! (küßt die Leiche.)
Tragt die Leiche nun von hinnen!
O Mutter! In der Stunde meiner Qual
Senkt Euer Auge sanft auf mich herab;
Viel Kummer hab ich Euch bereitet — Ihr
Verzeiht; denn nur des Weibes großes Herz
Kann solchen Schmerz vergeben.

Gräfin.

Hab' ich denn
Dir zürnen je gekonnt? Bald wird auch mir
Die Stunde der Erlösung winken; in mein Leid
Trag' einen Trost ich still hinein (Anselms Hand ergreifend), daß Er,
Der so viel litt um meinetwillen, mir
Verziehen!

Anselm.

Sprich das Wort nicht aus: Verzeihn!
Denn mehr als Du muß ich zum Himmel fleh'n,
Daß meine Schuld er mir vergebe; doch!
Ich that, was thun ich mußte, — lebe wohl!
Du hast das Sterben leichter mir gemacht!

Gräfin.

Finden — und wieder scheiden! o was wär'
Das Leben, wenn nicht eine Ruhestatt
Bereitet, wo kein Wechsel mehr; sie ist
Der beste Trost für jedes Herz, das hier,
Wie ich, ach! Alles hat verloren! (ab mit der Leiche.)

Sechste Scene.

Vorige; außer Gräfin Saaleck und Margaret.

Lienhard.

(zu dem ein Bauer gesprochen.)
Ein Reitertrupp, so meldet Velten Seidel,
Zeigt auf dem Wege sich von Würzburg her!

Gerber.

Das ist der Truchseß! rette sich, wer kann!

Geyer.

So bald verfliegt Dein kecker Muth, Wolf Gerber?
Steh' Deinen Mann jetzt! Zeige, wer Du bist,
Und kröne Deiner Heldenthaten Reihe
Zum Wenigsten mit einem guten Ende!

Gerber.

Laßt mich mein Fähnlein sammeln erst.

Geyer.

Laß schnell
Sich Deine Leute ordnen; bring' den Abt
Zurück in's Kloster! (Gerber ab.)
Lienhard, weißt Du, wer
Die Reiter anführt?

Lienhard.

Wie es scheint, so tragen
Sie bündsche Farben; Velten meint, es sei
Des Grumbach Schaar.

Geyer.

Will der armsel'ge Rauser
An mir die Sporen sich verdienen? Laß
Ihn kommen; o! wär's doch der Truchseß selber,
Er käm mir recht in diesem Augenblicke!
Vorwärts, Herr Eisenhut, und laßt uns zeigen,
Daß unser braver Lenk der Einz'ge nicht,
Der sterben konnte wie ein Mann, ob auch
Der Sieg sich andern Fahnen zugewendet!
Wo bleibt Wolf Gerber?

Lienhard.

(herbeieilend.)

Verrath, Herr Ritter!
Der feige Schurke hat sich links gewendet
Mit seiner Schaar; im Doppelschritte eilen
Sie schon dem Walde zu!

Geyer.

So laß ihn fahren!
Dem Tod' entgehet Niemand; nun ihr Freunde,
Laßt theuer noch das Leben uns verkaufen!
Schließt Eure Reihen fest zusammen; Ihr
(zu den Bauern)
Rückt vor, wie eine grade Mauer; wenn
Ansprengen sie, so haltet festgestreckt
Die Spieße vor; Ihr, meine tapfern Freunde,
(zu den Reitern)
Folgt mir; es halte Jeder mit der Linken
Fest seines Pferdes Zaum; horcht auf den Befehl,
Und dann mit Gott wie eine Wetterwolke
Stürzt auf den Feind! Wir sind die letzte Schaar
Des großen Heeres; obgesiegt hat wieder
Die Tyrannei; so laßt der Welt uns zeigen,
Daß uns zu Häupten noch die Fahnen weh'n,
Die wir in freud'gem Jugendmuth erhoben;
Denn nicht zum letzten Male wehen heut'
Des Reiches alte Farben im Gefechte!
Hinüber in die Zukunft laßt den Ruf
Erschallen, der die spätgeborne Nachwelt
Einst wieder wecken wird! Du heil'ge Freiheit!
Es grüßen Dich, die für Dich sterben sollen!
Schon küßt Dein Strahl der Berge hohe Firnen,
Einst steigst Du in die Thäler und bestrahlst
Auch unsre Gräber! Laßt die Fahnen wehen!
Laßt unser Blut die deutsche Erde netzen;
Es rollt die Welt nach ewigen Gesetzen,
Und Deutschland's Sache kann nicht untergehen!
Vorwärts! Gott und die Freiheit!

Alle.

Gott und die Freiheit! (ab.)

Siebente Scene.

Freier Platz an einem Walde.

Georg, Truchseß von Waldburg; Saaleck, Rotenhan, Castell und andere Führer des bündischen Heers.

Truchseß.

Laßt die Trompeter jetzt zum Stillstand blasen,
Des Mordens sei genug nun; laßt Pardon
Ausrufen für die Lebenden; wie hieß
Der Feige, der die Schaar geführt?

Saaleck.

Wolf Gerber,
Ein Hauptmann unter Geyer.

Truchseß.

Sind die Andern
Nach diesem Muster, traun! so ist die Sache
Gar bald zu Ende; rannt' er doch um's Leben,
Als kaum das Handgemenge noch begonnen;
Wer stieß ihn nieder?

Castell.

Ein Landsknecht war es
In meinem Solde. (Man hört schießen.)

Truchseß.

Horch! wer schlägt sich dort?
Der Schall kommt aus der Nähe.

Ein Knappe [tritt auf.]

Gnäd'ger Herr,
Mich sendet Ritter Grumbach, Euch zu melden,
Daß ihn des Ritters Geyer schwarze Schaar
So eben überfallen hat; er läßt
Um ein paar Fähnlein Zuzug Euch ersuchen.

Truchseß.

Wir brechen selber auf; es lüstet uns
Mit diesem Ritter einen Gang zu thun;
Vorwärts Ihr Herren! (Alle ab.)

Achte Scene.

Geyer und Grumbach.

Geyer.

Steh! Bube! fliehen kannst Du nicht und wichest
Zurück Du bis in Deutschlands fernsten Winkel,
Mein Schwert bleibt über Dir geschwungen! Steh!
Sag ich! (auf ihn einhauend) nimm diesen Hieb, Grumbach, er ist
Für meiner Schwester stille Leiden; dieser
Für Deine Missethat am Vaterlande!
So mögen Deutschlands Feinde alle fallen,
Von seiner freien Söhne Schwerterschlag!

Grumbach.

Halt ein!

Geyer.

Sinkt Dir der Muth so bald? Du warst
Doch stets so tapfer Grumbach beim Gelage!
Wie oft hiebst Du in trunknem Muth mich nieder!

Grumbach.
(zu Boden stürzend.)
Halt ein! Du bist der Sieger!

Geyer.
(ihm das Schwert auf die Brust setzend.)
Leichter Sieg!
Ihr wär't nicht so gefährlich, Deutschlands Dränger,
Wenn unser Volk nur recht erkennen wollte,
Wie hohl und schwach ihr seid! Armseliger!
Was wär's denn, Dich zu tödten! Geyers Schwert
Soll sich mit Deinem Blute nicht besudeln.

Grumbach.
(hat nach seinem Dolch gesucht und stößt ihn Geyer zwischen die Rüstungsfugen.)
Nimm das und sei verflucht!

Geyer.
(niedersinkend.)
Verräther! ha!
Ich sterbe! O! es ist Tyrannen Art
Zu morden, wenn sie nicht mehr siegen können!

Grumbach.
(aufspringend.)
Soll ich den Gnadenstoß Dir rasch noch geben?
Jedoch Du hast genug; auf dieser Welt
Ist Deine Bahn am Ende!

Geyer.
Und die Deine
Hat viele Jahre noch zu laufen Grumbach;
Der schlechtste Mann ist der, der sich verkauft
Wie Du, denn seine Stirne ist gebrandmarkt.
Es wird des heut'gen Tages Fürstendienst
Dich bitter reun, wenn Dein verdorbnes Herz
Vor Schmerz und Qual einst brechend zucken wird
In Deiner letzten Stunde!

Grumbach.
Prophezeie
Dir selber doch; Du hast nicht lange Frist mehr!
Für Deine Reue ist die Zeit schon da!
Er hat die Rüstung weidlich mir zerklopft,
Doch bin ich unversehrt und unbeschädigt;
Jetzt hin zum Truchseß! unser ist der Sieg! (ab.)

Neunte Scene.

Geyer. Anselm, von Lienhard unterstützt.

Anselm.
Hierher, so sagst Du, hat er sich gewendet?

Lienhard.
(erblickt Geyer.)
O! Himmel, daß ich dies noch muß erleben!
Hier liegt er, auf den Tod verwundet, Vater!

Anselm.
(den Lienhard zu Geyer geführt.)
Mein Sohn! hörst Du mich noch?

Geyer.

Und Anselms Stimme
Sollt' ich nicht hören! tröstend klingt sie mir
Ans Ohr in meiner letzten Stunde!

Anselm.

Nicht die letzte,
Mein Sohn! O! laß die Wunde Dir verbinden!

Geyer.

Den Fall der Freiheit sollt' ich überleben?
Dem Feinde lebend in die Hände fallen!
O! Anselm, was verlangst Du!

Anselm.

Die Gedanken
Wandern in meinem Haupte; einer drängt den andern!
O! that ich Recht, Dich also zu entflammen?

Geyer.

Mein war die That! und still und ruhig seh,
Ich meines Lebens letzte Augenblicke
Hinüber fließen in die Ewigkeit
Die meiner wartet; richte mir das Haupt
Empor, dort sinkt die Sonne; ihr letzter Strahl
Küßt meine Stirn; so laß mich ruhig Freund
Den Tod erwarten!

Zehnte und letzte Scene.

Vorige. Truchseß, Saaleck, Rotenhan, mit Gefolge.

Truchseß.

Wer stirbt dort in den Armen jenes Mönches?

Rotenhan.

O! Gott! es ist des Krieges bestes Opfer,
Mein Florian! (Kniet bei Geyer nieder, der ihm die Hand drückt.)

Anselm.

Hinweg und störet nicht
Die letzten Augenblicke eines Helden!

Truchseß.

Der Ritter Geyer! Konnt im Leben nicht
Ich ihm begegnen, so vergönnt der Tod
Mir doch, die stolzen Züge zu beschauen.

Saaleck.

Wer ist der Alte dort im Mönchsgewand?

Anselm.

Die Stimme! Ja, Du bist's Graf Carl von Saaleck!
Kennst Du mich noch, Du ritterlicher Henker,
Mich, den Du blenden ließest einst?

Saaleck.

Der Mann
Von Nürnberg!

Anselm.

Ja! er ist's und er erzog
Sich seine Rache, Deinen Sohn, der hier
In meinen Armen ruht! mein Florian!

Saaleck.

Du warst der blinde Mönch!

Anselm.

Ja Graf, ich wars!
Und sterbend nehm ich einen Trost mit mir:
Ich sah den Anfang einer Zeit, wo Thaten,
Wie Du sie übtest, in das Nebelreich
Der Sage einst gehören; ausgestorben
Ist nun Dein Haus; Du bist der letzte Sproß
Des alten Stammes.

Saaleck.

Leider weiß ich's ja,
Daß Weiberlehn mein altes Haus.

Anselm.

Es ist
Dem Reich verfallen! Deine Tochter starb
Im Kloster Schwarzach; hör' es Graf, sie starb
In meines Florians Armen!

Saaleck.

Bertha todt!
Du lügst, verfluchter Mönch, Du Gaukelspiel
Der Hölle!

Anselm.

Wahrheit Graf, es ist die Wahrheit.

Geyer.

[sich aufrichtend in sitzender Stellung.]
Sie betet droben Vater schon für Dich;
Der Himmel ist um einen Engel reicher,
Den nicht genug betrauern kann die Erde.
Ich gehe, dort sie wieder zu begrüßen.
Was soll ich sagen Vater, wenn sie mich
Nach Deinem Herzen fragt, das sich so strenge
Von unsrer Liebe abgewendet? Soll
Ich einen Fluch mitnehmen nur nach oben?

Saaleck.

[mit verhülltem Gesicht, reicht ihm stumm die Hand.]

Geyer.

So scheiden wir versöhnt! Wie kühl und labend,
Umrauscht mich dieser Eichen frisches Grün!
Stets lag ich gern in ihrem Blätterdunkel,
Denn hohe, schöne Träume wehten sie
Mir in das Herz; — es waren Träume nur
Und überwunden lieg' ich hier am Tode.
Doch ewig werden tröstend, mild sie rauschen
In Deutschlands Eichenwald; und wo ein Herz
Im Schmerze bricht um's arme Vaterland,
Da wehet bis zum fernen Strand des Weltmeers
Noch jener Traum ihm süße Hoffnung zu!
Nein! Ihr habt nicht gesiegt! stolz magst Du stehn
Bei Deines letzten Gegners letztem Zucken
Truchseß von Waldburg, D u bist überwunden!
Nur unsre Leiber hast Du heut' erschlagen,
Denn nach uns lebt, wofür wir kühn gestritten.
Nein Waldburg! nicht der letzte Kampf ward heut'
Gefochten; durch die weiten hohen Hallen

Der Zeiten zieht er hin und donnernd dröhnt
Durch manch' Jahrhundert noch sein wildes Toben.
(begeistert in prophetischem Tone:)
Ha! wie die Heere auf einander stoßen!
Kampf, Kampf und wieder Kampf! in Blut ertrinkt
Das arme deutsche Land; des Auslands Schaaren
Zertreten seine Saaten; seine Fürsten
Verrathen frech des Reiches alte Fahne;
Sie sinkt, sie stürzt! nein! wieder schwebt sie oben!
Von Berg zu Berge leuchten ihre Farben,
Fest pflanzt sie dort des Volkes eig'ne Kraft.
Wie mächtig bist Du freies Vaterland!
Du führst der Völker Reigen; auf allen Meeren
Weht Deine Flagge; Deine Städte blühen,
Ein weiter Garten ist das deutsche Land
Und drinnen wohnt die Freiheit! s'ist kein Traum;
Vor meinen Augen ist die Zukunft helle;
Klar ist der Blick des Sterbenden; und sank
Auch unser Thun in Trümmer hin und Scherben, —
Nur Geyer stirbt — die Freiheit kann nicht sterben!
[stirbt; Rotenhan bedeckt die Leiche mit der deutschen Fahne, die er von einem der Knappen nimmt.]

Truchseß.

Er ist dahin! Wie noch sein Antlitz leuchtet!
Ein großer Geist — verirrt in ein Jahrhundert,
Das ihn vernichten mußte! Laßt sein Grab
Bereiten, wo er fiel, und senkt ihn ein
Mit kriegerischen Ehren!

Rotenhan.

Wälzt jenen Stein
Zu Häupten ihm! eckig wie Berges Fels
Und unbehau'n, — so legt ihn an das Grab.
Rauh wie die Zeit bezeichne er die Stätte
Des letzten Schlummers meines Florian,
Bis daß die Tage kommen, die er träumte,
Und rings im Land die Säulen sich erheben
An viel vergess'nen Gräbern. Gott ist gerecht
Und richtet Volk und Fürsten! Betet Freunde!
Hier fiel ein Mann — die Seele habe Frieden!
[Während sie mit abgenommenen Helmen um die Leiche stehen fällt der Vorhang.]

Ein Goldgräber.

Novelle von Adolph Douai.

Auch im engen Raume einer Hütte und unter Wenigen kann ein kleiner Roman spielen, ein Stück Menschenleben mit jener Verschiedenheit an Charakteren und Schicksalswechseln des wirklichen Lebens. Zumal im amerikanischen Menschengetriebe kreuzen sich häufig die einförmigen Erlebnisse und markigen Gemüther der Auerbach'schen Dorfgeschichte mit den weltgeschichtlichen Auftritten und

bunten Gestalten des englischen Romans. Eine kleine Erzählung dieser Art ist es, welche wir unsern Lesern bieten.

Wir führen sie in die Prairien von Kansas, in eines jener Bretterhäuser, aus nur zwei Räumen bestehend, wie sie der Pionier des Westens baut, und welche man anderwärts mit dem weniger anspruchsvollen Namen „Hütte" belegt. Das Innere war mit Lehm beworfen, der mit schneeweißer Tünche überkleidet erschien. Es fehlte weder an einem bretternen Fußboden, noch an einer dergleichen Decke, Bedürfnisse, welche der neue Ansiedler des Südwestens nicht kennt, der des Nordwestens nie länger entbehrt, als er muß. Im Uebrigen war die Ausstattung des kleinen Wohngemachs äußerst bescheiden, aber nett und freundlich.

Im Kamin brannte ein mäßiges Feuer, welches neben der Erhitzung des darin brudelnden Theekessels noch die Beleuchtung des Zimmers zu besorgen hatte. Vor demselben zeichnete sich eine weibliche Gestalt in scharfen Umrissen ab, welche sich mit Bereitung eines Abendessens zu thun machte. Die tiefe Stille draußen und innen wurde noch eindrucksvoller durch das leise Ticken einer Wanduhr im anstoßenden Schlafzimmer und durch das ruhige und tiefe Athmen mehrerer darin schlummernden Kinder, endlich durch das Prasseln der Flamme.

Das frischgebackene Maisbrot war endlich fertig; denn die Köchin drehte sich jetzt um und stürzte es aus der Pfanne auf einen auf dem Tische stehenden Teller. Jetzt hätte ein Lauscher wenigstens so viel bemerken können, daß er eine noch jugendliche Frau vor sich hatte. Nun ging sie in die Kammer, um nach den Kindern zu sehen, und als sie wieder heraustrat, fiel der Feuerschein voll auf ihre Züge und ließ erkennen, daß sie blühend und rüstig dreinschaute, wenn gleich ein ernster und sorglicher Ausdruck um Lippen und Stirn spielte. Sie zündete jetzt anstatt einer Kerze einen langen Holzspahn an, um ihr beim Abendessen zu leuchten; und nunmehr hob sich ihre schlanke, aber kräftige Gestalt und eine eigenthümliche sinnige Schönheit in ihrem dunkelgrauen Auge, ihrer schöngewölbten Stirn, ihren scharfgeschnittenen Brauen auffällig ab von dem stark sonnengebräunten, kräftig ausgeprägten, unteren Theile des Gesichtes, und ihre Geberden ließen vielen Adel sehen trotz aller offenbaren Müdigkeit in der ganzen Haltung der Glieder. Eben hatte sie noch einen Teller mit Butter, ein Töpfchen Milch und die Theekanne aufgetragen und wollte sich am Tische zur Mahlzeit niederlassen, als ein Laut draußen sie lauschen machte.

Es war Hufschlag, der immer näher kam, und gleich darauf fester Mannestritt vor der Thüre. Sie öffnete rasch einen langen Schrank in der Ecke, in welchem eine Doppelbüchse sichtbar wurde, raffte dieselbe auf, untersuchte rasch und mit Kennerblick den Zustand, in welchem sie sich befand, steckte außerdem einen Revolver in ihre Tasche und ein Dolchfutteral in ihren Busen und stellte sich entschlossen an die Thüre, einen kleinen Schieber in derselben öffnend und einen Blick in's Freie werfend.

Gleich darauf pochte es draußen an die Thüre. Die junge Frau hatte ihre Musterung beendigt und den Schieber wieder vorgeschoben. Sie stellte die Büchse ruhig wieder in den Schrank und verschloß denselben, schob dann den Riegel zurück, welcher die Thüre von innen sicherte und ließ den Ankömmling eintreten, während sie mit erwartungsvollem Blick im Scheine des Lichtes stehen blieb.

„Guten Abend," sagte noch halb draußen eine tiefe, wohltönende Baßstimme. „Ist es erlaubt einzutreten?"

„Nur herein! Was ist Euer Begehr?"

Der Fremde war eingetreten. Es war ein mittelgroßer, aber sehr stark gebauter Mann in den Dreißigen. Alles an ihm sah wild und vernachlässigt aus. Das lange, straffe braune Haar umhing dicht wie ein Strohdach ein sonnverbranntes Gesicht, aus welchem jedoch sehr klare, belebte Augen und edle, wenn auch harte Züge herausschienen. Der Anzug war der eines Prairiejägers oder Fuhrmanns und wenig von dem der Indianer unterschieden. Die Haltung hatte

etwas Stolzes und Kühnes, ließ aber sofort den gebildeten Mann erkennen, der schlecht in solchen Anzug paßte. Ein auffällig langer verwirrter Bart reichte ihm bis zur Mitte des Leibes. Sein Gruß war freundlich und von einer leichten Verbeugung und Handbewegung begleitet. An der Schwelle blieb er stehen, entblößte sein Haupt, daß eine breite Stirne sichtbar wurde und war einige Augenblicke offenbar um eine Anrede verlegen.

„Ist Mr. Mayfield zu Hause?“ frug er endlich mit bewegter Stimme.

Die junge Frau, welche vom ersten Augenblicke an, da sie ihn kommen gesehen, jede Furcht vor diesem Fremdlinge abgelegt zu haben schien, war auf diese Frage überrascht und kaum einer Antwort fähig.

Tonlos und halblaut sagte sie endlich: „Mr. Mayfield ist todt! — Habt Ihr ihn gekannt?“ setzte sie nach einer Pause hinzu.

„Todt?“ rief der Fremde fast erschüttert. „Und Ihr seid Wittwe?“

„Ich bin Wittwe,“ erwiederte sie mit jener ruhigen Wehmuth eines nach längeren inneren Kämpfen zur Fassung zurückgekehrten Herzens.

Eine längere Pause folgte. Dann trat der Ankömmling an die Thüre zurück und sagte: „Einer Wittwe darf man nicht mit einer Bitte um Nachtherberge lästig fallen. Ich erlaube mir blos die Frage, wie weit es bis zum nächsten Hause, oder — wenn keines in der Nähe — wie weit es bis zur nächsten Quelle ist.“

„Mir fallt Ihr nicht lästig, und wofern Ihr auf dem Dachboden schlafen wollt, könnt Ihr Abendessen und Herberge haben.“ Sie hatte dies mit dem Tone einer Wirthin gesprochen, welche öfters Gäste zu beherbergen pflegt.

Der Fremde trat wieder vor und in den vollen Schein des Lichtes, strich sich die Haare aus dem Gesicht und frug: „Und kennt Ihr mich noch?“

Sie musterte ihn aufmerksam und neugierig, aber mit Kopfschütteln.

„Es ist freilich,“ setzte er hinzu, „sechs lange Jahre her, seit Ihr mich zum letzten Male gesehen.“

„Eure Züge sind mir nicht unbekannt. Aber ich sehe so häufig Reisende und fremde Gesichter —“

„Besinnt Euch nur. Wir kannten einander näher.“

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte sie die Schleier, die die letzten sechs Jahre über ihr Erinnerungsvermögen geworfen hatten, wegwischen, und sagte dann, sich offenbar besinnend, aber ohne Bewegung zu verrathen:

„An Eurer Stimme erkenne ich Euch, denn Euer Aeußeres hat sich merkwürdig verändert. Ihr seid doch Mr. Hallermann?“

Der Fremde war von dieser kalten Begegnung unangenehm berührt, nahm ein zurückhaltenderes Benehmen an und frug:

„Also Ihr wollt mich beherbergen? Und es kostet Euch kein Opfer, keine Unbequemlichkeit?“

„Ihr könnt bleiben. Hier ist ein mageres Abendessen.“

„Das ist Euer Abendessen,“ sagte Hallermann, „und eben genug für eine Person. Wollen wir nicht halbiren? Damit es für Zwei reiche, lege ich den Rest meiner Provisionen hinzu.“

Sie trat ohne ein Wort der Entgegnung näher, stützte sich auf die Stuhllehne und sah ihm zu, wie er aus seinem Ranzen den Rest eines duftenden Büffelrückens und etliche große, harte Schiffszwiebacke auftischte. Dann nahm sie eine Wachskerze — ein Gegenstand, der nur für Gäste bestimmt schien — aus einem Fache im Tischkasten, setzte sie auf einen Leuchter, zündete sie an und warf den Rest des Holzspahnes in's Feuer. Immer noch wortlos, rückte sie ihren Stuhl an den Tisch, dem Gaste gegenüber und bediente ihn zuerst, sich zuletzt.

Dieser wollte schon verzweifeln, ihrer Einsilbigkeit ein Gespräch abzulocken, als sie zwischen den Pausen der Mahlzeit von selber ein solches eröffnete, bei welchem er Zuhörer blieb.

„Mr. Mayfield zog im dritten Jahre unserer Ehe mit einer Anzahl unserer

Nachbarn nach dem Süden gegen die Indianer, welche von den Grenzstrolchen gegen die Freistaatsleute aufgehetzt waren. Er kam nie zurück. — Die Compagnie hatte sich bei der Verfolgung der Wilden zerstreut, und eine Abtheilung davon wurde am Canadian River von diesen überfallen, getödtet und scalpirt. Ein Einziger entkam dem Blutbade und brachte mir und meinen Nachbarinnen die Nachricht, daß wir Wittwen geworden seien. Das ist nun vier Jahre her. — Die anderen alle verließen darauf die Umgegend, weil sie sich zu schutzlos fühlten und ihre Farm nicht selbst bestellen konnten; sie zogen sich in die Staaten zu Verwandten zurück. Ich blieb allein auf der Farm, bestellte sie, beschützte sie, bewirthete Reisende und erzog meine beiden Kinder."

Dies war mit aller Schmucklosigkeit einer Hinterwäldlerin erzählt, welche auf Bewunderung ihres seltenen Heldenmuthes keinen Anspruch macht und ihre Geschichte schon oft den Reisenden erzählt hat. Für ihn war jeder ihrer abgebrochenen Sätze von aufregender Kraft. Er war endlich so tief bewegt, daß ihm die Rede versagte, als sie geendet hatte und er einer Gegenäußerung bedurfte.

„Arme, arme, heldenmüthige Frau!" rief er und lehnte sich sprachlos im Stuhle zurück.

„Ist Euch noch eine Tasse Thee oder ein Glas Milch gefällig?" fragte sie ruhig.

Er winkte ablehnend und sagte: „Welche unbeschreibliche Seelenleiden muß Euch der Verlust eines solchen Gatten gekostet haben! Welche schweren und ungewohnten Anstrengungen habt Ihr auf Euch nehmen müssen! Und hat Euch dabei gar keine Nachbarhand beigestanden?"

„Keine. Man rieth mir wegzuziehen, da die nächsten Farmen, von wo aus man etwas für mich hätte thun können, sieben Meilen entfernt waren. Man wollte mir zu einem gesicherten Unterkommen in den dichteren Ansiedlungen verhelfen. Ich konnte es nicht annehmen. Die Nachbarn sind alle selber arm und eine dienende Stellung einzunehmen, fällt mir, die ich seit meiner Kindheit ganz selbstständig gewesen bin, viel zu schwer. Ich habe auch nie bereut, hier wohnen geblieben zu sein."

„Aber Ihr seid doch von Gefahren umringt? Indianer und Grenzstrolche — die Einen so schlimm wie die Andern." —

„Sie haben mich in Ruhe gelassen, und ich bin sehr wachsam gewesen. Ich bin wohl bewaffnet und verstehe Waffen zu gebrauchen. Mein treuer Hund — Idyll — allein ist so viel werth wie zwei Mann Wache. Seine Klugheit ist so groß als seine Stärke und sein Muth. Wie klug er ist, seht Ihr daraus, daß er nicht gebellt hat, als Ihr dem Hause Euch nähertet. Er weiß die verdächtigen Gäste sehr wohl von den unverdächtigen zu unterscheiden."

„Und fürchtet Ihr gar nichts von den Rebellen, seitdem der Bürgerkrieg ausgebrochen ist?"

„Wir hier im fernen Südwesten sind davon noch nicht berührt worden. Aber nur zwanzig Meilen von hier haben die Südlichen viele arme Farmer geplündert und erschlagen. Meine Einsamkeit ist mehr mein Schutz als meine Gefahr."

„Und daß Ihr der Feldarbeit gewöhnt seid, das sieht man Euch an. Wie viel Acker bestellt Ihr?"

„Fünf, und das genügt für eine kleine Familie und zur Bewirthung der Reisenden. Die letztere bringt mir so viel ein, als ich nebenbei gebrauche. Ich züchte einiges Vieh und habe Erfolg damit. Es ist mir noch kein Stück verloren gegangen."

„O, seid so gut, mich Eure Kinder sehen zu lassen."

Sie leuchtete ihm in's Kämmerlein voran und zeigte ihm zwei blühende Kindergesichtchen in den lieblichsten aller Haltungen, im gesunden Schlummer.

„Sie ähneln ihrem Vater, besonders der Aelteste hier, der Knabe. Arme Wesen, die nie ihren Vater kennen lernen sollen!"

Sie bückte sich zärtlich über sie nieder und küßte sie leise auf die Stirne. Dann führte sie ihn in's Zimmer zurück.

„Nun, und Eure Geschichte, seit Ihr hier weg waret?"

„Sie war in ihrer Art so furchtbar und so außerordentlich als die Eurige," sagte er und holte tief Athem.

Ihre Neugierde ward rege. „Laßt sie hören. Ich will dabei eine Arbeit zur Hand nehmen."

Und sobald sie hinter ihrer Näherei saß, begann er:

„Was mich von hier forttrieb, das wißt Ihr." Er machte eine Pause, und seine von eigenthümlichem Feuer erglänzenden Augen suchten die ihrigen. Aber sie wich seinem Blicke geflissentlich durch Vertiefung in ihre Arbeit aus.

„Mein ganzer Lebensplan war zerstört. Ich hatte vorher mein langes Abenteurerleben satt gehabt und mich als Farmer und glücklicher Gatte zur Ruhe setzen wollen. Jetzt war es damit für immer vorbei, und ich mußte mich in mein altes Wanderleben stürzen, um zu vergessen und verschmerzen. Und wenn das möglich wäre" — er sagte das mit der tiefsten, aber gewaltsam beherrschten Bewegung, welche sie leise zusammenzucken machte, — „wenn das möglich wäre" — wiederholte er leiser, — „es hat nie ein Mensch größere Gelegenheit dazu gehabt. Ich war sechs Jahre lang lebendig begraben."

Er hatte das mit einer erschütternden Ruhe gesprochen. Sie fuhr auf. „Lebendig begraben?" Und sie schauderte.

„Ja, was ist es anders, wenn man in einem engen Flußthale, welches rings von himmelhohen Felsenmauern unzugänglich eingeschlossen ist, so lange Jahre fern von aller menschlichen Gesellschaft das Leben wie ein Maulwurf hinfristen muß?"

„Und wo war das? Wie kamt Ihr dahin?" fragte sie in einer Aufregung, welche seltsam gegen ihre sonstige Ruhe abstach und sie die Arbeit aus der Hand zu legen nöthigte.

„Das war in dem berüchtigten Cannon des Colorado. Ihr wißt, daß ich zweimal dort vorbeigekommen war, nämlich mit den beiden Erforschungszügen der Lieutnants Beale und Ives, die ich begleitete. Dabei hatte ich als Sachverständiger der Bergbaukunde und als alter californischer Goldwäscher die untrügliche Ueberzeugung gewonnen, daß irgendwo tief im Flußthale des auf eine Strecke von fünfhundert Meilen sammt allen seinen Nebenflüssen halb unterirdisch fortströmenden Colorado sehr reiche Goldlager sich finden müßten. Es kann Euch wenig daran liegen zu erfahren, woran ich das so sicher erkannte; genug, meine Schlüsse sind durch wirkliche Entdeckungen ganz unermeßlicher Goldreichthümer gerechtfertigt worden."

Sie wollte ihn unterbrechen, beherrschte sich aber und griff wieder zur Näherei, aber ohne damit sonderliche Fortschritte zu machen.

„Um dazu zu gelangen, in diese entsetzlichen Schluchten hinab, welche vor mir gewiß nie ein menschlicher Fuß betreten hat, bedurfte es eines nicht geringen Erfindungsgeistes und äußerst anstrengender Versuche. Eben diese Anstrengungen des Leibes und Geistes aber sollten und konnten allein mich vergessen machen, was ich auf andere Weise nie hätte vergessen können. Aller Aussicht nach konnte ich dabei nicht mit dem Leben davon kommen; allein — was lag mir in meiner damaligen Stimmung am Leben?"

Und hier begegneten sich Beider Blicke einen Moment, um ebenso rasch wieder einander zu meiden.

„Ich rüstete mich in Santa Fe, wohin ich von hier aus ging, für meine Unternehmung aus; ich verwandte mein ganzes Vermögen auf dieselbe. Nicht die geringste meiner Schwierigkeiten bestand darin, daß ich ganz allein die Entdeckungsreise unternehmen mußte, wenn ich meinen Zweck nicht von vorn herein vereitelt sehen wollte. Hätte ich Begleiter gehabt, welche nichts von dem Vor-

handensein des Goldes im Cannon wußten, so hätten sie mich für wahnsinnig halten müssen, daß ich ein solches Unternehmen wagen wollte, und sie würden an Ort und Stelle mir mehr Schwierigkeiten zu denen, welche in der Natur der Sache lagen, durch ihr Abrathen und ihre Unschlüssigkeit bereitet haben. Hätte ich ihnen von dem Vorhandensein der Goldlager etwas mitgetheilt, so würden sie mich entweder für verrückt gehalten, oder schließlich mich um die Frucht meiner Entdeckungen zu bringen gesucht haben. Leute, wie man sie zu solchen Abenteuern allein brauchen kann, machen sich nicht das mindeste Bedenken daraus, beim Blinken des Goldes ihren Wohlthäter abzuschlachten."

Um ihren Mund spielte bei diesen seinen Worten ein leiser Zug des Spottes. Es war, als wollte sie sagen: wenn Dir so wenig an Deinem Leben lag, was hattest Du überhaupt zu fürchten? Er mußte es bemerkt haben, denn er sagte ganz ruhig:

„Es ist etwas ganz Anderes, sein Leben im Kampfe mit den Naturgewalten hinzuopfern, wenn man als Preis dieses Kampfes große ruhmreiche Entdeckungen erringen kann, und es zu verlieren unter den Händen der Hefe der Menschheit, welche schon gemachte Entdeckungen wieder verloren gehen lassen, weil ihre elenden Leidenschaften sie vor Ausbeutung derselben zu Grunde richten."

„Ihr mögt Recht haben," warf sie begütigend dazwischen.

„Ich nahm zwei starke Maulthiere mit, welche ich mit Lebensmitteln und Werkzeugen belud; das eine ritt ich, das andere führte ich am Stricke nach. So trat ich, von Neugierigen verfolgt, welche sich mein Vorhaben nicht klarzumachen wußten, meine Reise über das Gebirge und die weite Wüste an. Ich gelangte, der besten Wege kundig, an Ort und Stelle, ohne besondere Erlebnisse oder Verluste.

„Es kostete mich drei volle Wochen, bis ich eine Stelle entdeckte, wo ein Hinabsteigen in die mindestens sechstausend Fuß tiefe Felsenschlucht verhältnißmäßig am Leichtesten erschien. Eine der tiefsten Regenschluchten, welche sich vom Rande des Tafellandes gegen das Flußthal hinabsenken, brachte mich und meine Maulthiere auf eine ziemlich ausgedehnte Fläche, welche mit soviel Gras bewachsen war, daß diese einige Wochen lang hier grasen konnten; auch gab es eine Quelle hier. Obwohl hier dem Flusse ein paar Tausend Fuß näher, war ich doch von ihm noch immer drei- bis viertausend Fuß in senkrechter Höhe entfernt, und vor mir sank der Felsen steil wie eine Wand hinab, über den Strom soweit überhängend, daß ich ihn von hier aus nicht sehen konnte. Mein Plan war, mir eine Felsentreppe hinab zu meißeln und mit Pulver auszusprengen, dessen ich genug dazu bei mir zu haben glaubte."

„Ich machte mich sofort an's Werk und arbeitete rastlos. Im Anfange wollte mich, der ich nie vorher vor Schrecknissen irgend einer Art zurückgebebt war, das Gefühl der gänzlichen Einsamkeit und Hülflosigkeit in dieser so überaus großartigen und schrecklichen Natur fast erdrücken. Denkt Euch umringt von himmelhohen Felswänden um und über Euch, die einen die Hälfte des Tages im eisig kalten tiefen Schatten liegend, die andern im blendendsten Sonnenlichte erstrahlend und davon fast glühend gemacht, so daß Ihr bald in diesem Dunkel und dieser Eiseskälte, bald in dieser Hölle von Hitze und Licht arbeiten müßt. Denkt Euch diese ungeheuren Felsenriesen schichtenweise in die mannigfachsten Farben gekleidet, in grelles Ziegelroth, in Violett und Purpur, in helles Weiß und schmale Streifen des dunkelsten Schwarz, Farbencontraste, welche Euch auf Zeiten geradezu entzücken, seltsame und zauberische Felsformen, welche Eurer Einbildungskraft eine versteinerte Geisterwelt vorspiegeln und Euch wunderbar aufregen können, um bald darauf Euch wieder durch das starre Einerlei der Unbeweglichkeit, durch den Mangel alles Lebens, alles mit Euch Sympathisirenden tief zu erschüttern und zum Gefühl der Ohnmacht herabzudrücken. Denkt Euch die stete Nähe der Gefahr, und daß ein einziger Fehltritt, ein Augenblick der Ermüdung oder des Schwindels, oder irgend ein Zufall Euch in unfehlbaren Tod, in

eine Tiefe hinabschleudern muß, wo nicht einmal Eure vergänglichen Ueberreste wieder vor ein menschliches Angesicht kommen werden. Denkt Euch das Alles und erwägt, in welcher Spannung aller meiner Nerven und Muskeln ich fortwährend ausdauern mußte, mit welcher übernatürlichen Aufbietung von Willenskraft ich die unausbleiblich oft wiederkehrende Erschöpfung zu besiegen hatte, endlich wie aufreibend eine solche Lebensweise ist, wenn sie auch nur mehrere Tage dauert." (Schluß folgt.)

Bücherschau.*

Land und Leute in der Union. Von Adolf Douai.—Berlin 1864. Druck und Verlag von Otto Janke. — Ein ganz vortreffliches, höchst interessantes und, — ein großer Vorzug — kein gelehrtes Buch. — Der Verfasser bekundet ein außerordentliches Beobachtungstalent; sein Buch ist voll naturgetreuer photographischer Bilder aus dem amerikanischen Leben, in denen mancher Leser ihm bekannte Erfahrungen und Situationen finden wird. Nachdem der Verfasser im ersten Capitel den physischen Charakter des Anglo-Amerikaners nach den Einflüssen des Bodens und des Klimas bestimmt hat, geht er im zweiten Capitel auf die Geschichte über und zeigt uns in sehr gelungener Weise den Einfluß der Sklaverei und der Einwanderung auf den moralischen Charakter unseres Volkes. Wir haben leider keinen Raum für die Schilderung des Einflusses der deutschen Einwanderung, so gern wir auch die so klar und überzeugend gegebene Darstellung mittheilen möchten.

In dem folgenden Capitel: „die Demokratie und der Nationalcharakter" sind wir nicht ganz der Ansicht des Verfassers. Es ist sehr leicht und äußerst bequem, in der Geschichte zu generalisiren, allein man kann dabei auch sehr leicht in den Fehler verfallen, einseitig zu werden. Wenn der Verfasser in dem Jahrzehnte dauernden Kampf zwischen der amerikanischen Demokratie und der ihr gegenüberstehenden früheren Whig- und späteren republikanischen Partei nur einen Kampf der Partei der Rohheit gegen die Partei der Bildung sieht, so liegt dieser Auffassung der politischen Momente etwas zu sehr die New Yorker Anschauung zu Grunde, wo allerdings (wir meinen in der Stadt New York) eine durch den südlichen Einfluß verdorbene und verwilderte Demokratie jeden gebildeten Bürger mit Abscheu erfüllen muß. Allein der Verfasser sagt Seite 104:

„Die Partei der Bildung hat von jeher nicht recht an die schrankenlose Wahl-, Rede- und Preßfreiheit geglaubt. Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als sie sich noch Federalisten nannte, wußte sie die sogenannten „Fremden- und Aufruhrgesetze" durchzubringen, welche das Stimmrecht der Fremden beschränkten und der Staatsgewalt in Zeiten des Aufruhrs erlaubten, die Preß- und Redefreiheit vorübergehend aufzuheben. Die Partei der Rohheit, welche sich damals Republikaner oder Demokraten nannte, mit dem fernblickenden Jefferson an der Spitze, bekämpfte diese Gesetze leidenschaftlich und wußte sie zum todten Buchstaben zu machen."

Der gebildete Deutsche wird nie sich überreden lassen, daß irgend eine Beschränkung der Rede- und Preßfreiheit in einer Republik, selbst aus Gründen der großen Politik, einer „Partei der Bildung" wohl ansteht und noch viel weniger

* Alle in unserer Bücherschau besprochenen oder erwähnten Bücher können in Chicago durch die Buchhandlung von Carl Kappmeier bezogen werden.

wird er sich überzeugen lassen, daß Jefferson der Vater einer „Partei der Rohheit" war. — Doch es würde uns zu weit führen, diese politischen Bedenken weiter auszuführen. — Aeußerst anschaulich und vorzüglich ist das Capitel über die Yankees. Jeder, der einmal in Neu England war, wird die folgende schöne und wahrheitsgetreue Schilderung zu würdigen wissen:

„Man kann nicht durch ächte Yankee-Ansiedelungen reisen, wir haben es eben so häufig zu Fuße gethan, als mit Dampf, ohne sein Herz sich erweitern zu fühlen, wenn man nämlich ein Herz für Menschenwohl hat. Wenn man diese Hunderttausend hübscher, netter, Land- und Farmhäuser mit prächtigen Gärten, aus denen behäbiger Wohlstand ohne Uebermaaß von Reichthum oder drückende Armuth blickt; wenn man diese so gleichmäßige Vertheilung des Wohlstandes und der nöthigsten Lebensbedürfnisse, diese zufriedenen, offenen, verständigen Gesichter, diese wohlgeformten Gestalten der Männer und Frauen und die oft reizend schönen Züge sieht, nirgends aber Bettler, nirgends Lumpen, nirgends verthierte Antlitze; wenn die schönsten und größten Gebäude sich in der Regel als Schulhäuser ausweisen; wenn selbst der Irländer und Deutsche niederer Bildung sich hier auf gehobenem Standpunkte zeigen, die Rohheit sich schamhaft in ihre Schlupfwinkel verkriecht; wenn man jeden Augenblick den unermeßlichen Menschen- und Waarenverkehr längs der großen Handelsstraßen, die wohlbestellten Aecker, das schöne Vieh, die freundlichen Kirchen, die zahlreichen Eisenbahnen und guten Straßen; wenn man dieses Alles auf große Strecken hin sich gleichbleiben sieht, dann ruft man unwillkürlich aus: hier ist mehr Menschenglück und Menschenwürde zu finden, als unter jeder gleich zahlreichen Bevölkerung der Welt! Wir sahen dieses herrliche Schauspiel zuerst, nachdem wir Jahre lang in einem Sklavenstaate gelebt hatten, und der Eindruck war überaus mächtig, wird uns unvergeßlich bleiben. Wir können noch heute keine Reise durch Yankeeland machen, ohne uns zuzurufen: Hier ist weit mehr, als das alte Europa aufweisen kann."

Im Ganzen trägt das Buch den Stempel der Zeit, in welcher es entstanden; es wird dem Verfasser gegangen sein, wie jedem Deutschen, er lauschte, als Patriot, besorgt und erwartungsvoll auf den Kanonendonner vom Schlachtfelde und dadurch wurden manche Skizzen etwas flüchtiger Natur. So z. B. Seite 138, wo von den nativistischen Bestrebungen die Rede ist:

„So mit dem Zusatz zur Unionsverfassung, wonach fünfjähriger Aufenthalt im Lande zur Ausübung des Wahlrechts für Unionsämter befähigen soll, und längere Fristen erforderlich sind, um Repräsentant, Senator im Congreß, oder Präsident und Vicepräsident werden zu können."

Es bedarf für den Verfasser nur der Hinweisung auf die Constitution der Ver. Staaten, um ihn in Betreff des Präsidenten 2c. an den Irrthum zu erinnern. Ebenso wird er wissen, daß die Sklavenhalter für fünf Neger nicht drei Stimmen abgeben, sondern daß diese drei Stimmen nur bei der Repräsentationsbasis in Anschlag kommen.

Jedenfalls ist das Buch ein dankenswerther Versuch, unsern Deutschen jenseits des Wassers ein richtiges Bild der Union und ihrer Bewohner, so wie des gewaltigen Entwicklungsprozesses, der hier vor sich geht, zu geben und der Verfasser hat sich dadurch ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst erworben.

Gedichte von Albert Sigel. St. Louis 1863, Thalmann und Co. —Ein hübsch ausgestattetes kleines Bändchen Poesien, die ein tief inniges Gemüth und viel poetische Begabung bekunden. Es ist mehr als Mittelmäßiges, was uns hier geboten wird; einzelne Verse sind von großer Schönheit. Es sind meist Gelegenheitsgedichte, Zeitklänge aus den Jahren 1854—1860. Das bewegte Kriegsleben (der Verfasser ist Oberst eines Missouri-Regiments) scheint den Dichter nicht poetisch angeregt zu haben; seit Ausbruch des Krieges schweigt seine Leier. Eine Beigabe bilden „Humoresken" und eine Vorlesung in Prosa über den „Hut," in

welchen mitunter ein gesunder und sprudelnder Humor durchklingt. Die Sammlung ist, in kindlicher Pietät, den Manen Moritz Sigel's, des kürzlich verstorbenen Vaters des Verfassers und des Generals Franz Sigel, in folgenden Versen gewidmet:

Du, der du einst für uns gelitten,
Du, der du einst mit uns gestritten
Und ungebeugt von jedem Schlage
Ausharrtest in dem Sturm der Tage,
Hast diese Blätter, die zerstreuten
Und der Vergessenheit geweihten,
Dir einst bewahrt als Angebinde
Von deinem Sohne—deinem Kinde.

So mögen sie auch jetzt im Kreise
Der Freunde in bescheid'ner Weise
Noch weilen als Erinnerungen,
Die im Geräusch der Welt verklungen;
Ja, ernst und heiter, wie das Leben,
So sollen sie sich wiedergeben
Und grünen am Cypressenzweige
Auf deines Grabes dunklem Reiche.

Wir empfehlen das Heftchen allen Denen, die in diesem Lande noch nicht jeden Sinn für Poesie verloren haben. Hübsch gebunden würde dasselbe ein passendes Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk bilden.

Miscellen.

Daniel E. Bandmann.—Stückweise, mehr und mehr, bricht die Mauer zusammen, die noch vor kaum zwanzig Jahren das specifische Amerikanerthum vor den Anregungen aus der Außenwelt abschloß. Wie durch den gewaltigen Krieg in der Politik lang gehegte Vorurtheile schwinden, und der Stolz des wirklichen „Nichtswissers" tief im Staube liegt, so schwinden auch mehr und mehr auf anderen Gebieten die Einbildungen, die noch vor wenigen Jahren das Gehirn des eingeborenen Amerikaners erfüllten. Die Zeiten, wo die Freunde des „großen amerikanischen Tragöden" (!) Forrest einen Aufruhr hervorrufen konnten, weil ein talentvoller Engländer sich auf die Bretter der amerikanischen Bühne wagte, sind für immer vorüber. Amerika ist kein zweites China mehr; erst jetzt, wenn auch nur allmählig, tritt das amerikanische Leben in volle Wechselwirkung mit dem europäischen.

Diesmal ist es wieder der germanische Geist, der einen seiner glänzendsten Triumphe feiert, und zwar auf einem Gebiete, welches in diesem Lande noch sehr der Cultur bedarf, auf dem Gebiete der Kunst. Die Amerikaner haben nach und nach gelernt, den deutschen Geist zu respectiren; in der Politik, in der Musik haben sie denselben längst anerkennen müssen; zum ersten Male imponirt ihnen indeß dieser Geist auf den „Brettern, die die Welt bedeuten." Das ist das große Verdienst des Herrn Bandmann.

Wir hätten Herrn Bandmann sehr gern in einem Shakespeare'schen Charakter, besonders als Shylock, gesehen. Wie uns competente Kritiker sagen, faßt er diese großartige Gestalt, dieses wahre Prototyp des Unterdrückten, in ganz anderer Weise auf, als die amerikanischen Tragöden, die aus ihm einen gemeinen Schacherjuden machen und auf das Wiehern des Parterres rechnen, wenn der um seine Rache betrogene Greis sich von der Bühne schleichen muß. Allein wir danken es ihm, daß er, als Vertreter der deutschen Kunst, dem amerikanischen Publikum eines der besten Werke der letzten Jahre vorführte, den „Narciß" von Brachvogel, jedenfalls das beste Werk dieses Dichters, der dem erstgeborenen Kinde seiner Muse den größten

Theil seines geistigen Kapitals vermacht zu haben scheint. Bei der ersten Aufführung in Chicago, vor überfülltem Hause, blieb das Publikum während des ersten Actes ziemlich kalt; man hatte in Narciß einen Helden nach gewöhnlichem Zuschnitt erwartet und fand—einen geistreichen Narren. Das gewaltige Talent des Künstlers entfaltete sich aber gleich im 2. Acte bei der Erzählung seiner Lebensgeschichte; wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß wir noch selten auf der Bühne mehr ergreifende Wahrheit von einem darstellenden Künstler in einer Rolle gesehen haben, wie in dieser Scene. Von diesem Augenblicke an war der Ruf des Künstlers vollständig gesichert. In der Schlußscene des 5. Aktes hatte Hr. Bandmann einige großartige Momente. Die prophetische Hindeutung auf die kommende Revolution ließ uns in dem ausdrucksvollen Mienenspiel des zerlumpten Narciß die Stürmer der Bastille und die hungernden Banden der Faubourgs ahnen, die 30 Jahre später ihr Elend an ihren Unterdrückern rächten.

Hrn. Bandmanns Aussprache des Englischen ist tadellos; etwas schärfer zwar, wie die des eingeborenen Amerikaners, doch desto verständlicher. Er hat sich vor einigen Klippen in Acht zu nehmen; zuerst sollte er vor allen Dingen mit seiner schönen, klaren, aber nicht ausdauernden, Stimme besser haushalten; im fünften Acte hatte dieselbe schon viel von ihrem Metalle verloren. Dann erinnert er im hohen Pathos, zwar nur vorübergehend, nur anstreifend, an die bekannte amerikanische Schule, deren Großkophta Edwin Forrest ist. Es giebt eine scharfgezogene Grenze, worüber hinaus im stürmischen Affecte die Natur zur Unnatur wird. Ferner kann auch das Mienenspiel übertrieben werden; Hr. Bandmann hat ein ausdrucksvolles Gesicht, allein der denkende Zuschauer wird stets wissen, ob die Bewegungen und Leidenschaften, welche sich darauf ausdrücken, auch durch die Situation gerechtfertigt sind.

Wir würden in unsern Spalten, welche uns wenig Raum für Theaterkritiken bieten, das Gastspiel des Hrn. Bandmann vielleicht nicht berührt haben, wenn nicht eine so bedeutende Erscheinung, wie dieser geniale Künstler, die Aufmerksamkeit jedes gebildeten Deutschen auf sich ziehen müßte.

Ein neues Verfahren zur Koncentration von Erzen. Herr Wilhelm Aufermann in New York ist mit Einführung eines neuen Verfahrens zur Aufbereitung von Erzen beschäftigt, das sich nach den uns gewordenen Mittheilungen in vielen Beziehungen vor den bisher gebräuchlichen Methoden auszeichnet. Das Verfahren besteht wesentlich in der Einführung der Luft statt des Wassers als Mediums zur Separation von Erztheilchen. Die Maschine, welche bei demselben in Anwendung kommt, ist übrigens in ihren Hauptgrundzügen wesentlich von andern Einrichtungen verschieden, welche sich der Luft ebenfalls als Separationsmediums bedient haben, so von der vor einigen Jahren zur Aufbereitung des röschen Korns*) und der Schlämme in Deutschland erfundenen Ventilations- oder Windsortirmaschine, sowie von ähnlichen in Amerika entstandenen Vorrichtungen. Das theoretische Prinzip derselben ist etwa folgendes:

Die Erze, d. i. die Metallverbindungen, wie sie in der Natur vorkommen und aus welchen das Metall vortheilhaft hergestellt werden kann, unterliegen, bevor sie dem Schmelzprozesse oder sonstiger Zugutemachung überwiesen werden, einer mechanischen Bearbeitung, die dem deutschen Bergmann unter dem Namen Aufbereitung bekannt ist. Der Zweck derselben ist die Gewinnung möglichst reinen Erzes, mithin die Trennung des Letzteren von den mit ihm verwachsenen (tauben) Gesteinstheilen — den sogenannten Gangarten — soweit dies mit der Hand oder durch Maschinen geschehen kann. Es ist klar, daß ein solches mecha-

* Der Bergmann spricht von röschem und zähem Korn, röschen und zähen Schlämmen und versteht darunter grob- und feinkörniges Haufwerk.

nisches Verfahren der weiteren chemischen Behandlung des Erzes vorausgehen muß, wenn man nicht unnöthig große Mengen tauben Gesteins dem Hüttenprozesse, d. i. der wirklichen Zugutemachung überweisen, dadurch aber eine Verschwendung an Löhnen und Brennmaterial, beziehungsweise chemischen Agentien hervorrufen, den Proceß überhaupt erschweren, ja unter Umständen unmöglich machen wollte. Das Erz, wie es so über Tage anlangt, ist bei weitem noch nicht schmelzwürdiges Gut, denn nicht nur daß es viel taube Gebirgsarten enthält, die davon getrennt werden können und müssen, so ist es auch öfters die Aufgabe des mechanischen Verfahrens, Erze verschiedener Metalle, die mit einander vorkommen, zu trennen, um sie einzeln dem Hüttenprozesse überweisen zu können. Wir haben nicht die Absicht, die einzelnen Stadien dieses Reinigungs- und Scheidungsprozesses zu verfolgen; sondern erwähnen nur, daß die Scheideerze, d. i. die mit vielen tauben Gesteinstheilen verwachsenen, oder aber solche Erze, in denen, wie bei den meisten Goldquarzen, die edlen Bestandtheile äußerst fein, kaum sichtbar, vertheilt in einer großen Gesteinmasse vorkommen — zunächst durch Walzen, Mühlsteine oder Pochstempel zerkleinert und dann auf Siebe gebracht werden, wo die so zerkleinerte Masse in Körner möglichst gleicher Größe separirt wird. Die größeren unter ihnen — etwa von Erbsengröße und darüber, nebst dem von der Wäsche und der Handscheidung herrührenden ähnlichen Hauswerk, kommen auf die sogenannten Setzsiebe, die in mit Wasser angefüllten Böttichen eine rüttelnde Bewegung erhalten, wodurch deren Inhalt nach der Schwere der Körner sich separiren kann, so daß die leichtesten, gehaltlosen Theile oben, die reichen in der Mitte und die schwersten, ganz gediegenen unmittelbar auf den Boden des Setzsiebes zu liegen kommen, während der durch das Sieb gefallene feinere Staub — das sogenannte Setzmehl — auf dem Boden des Setzfasses, d. i. des Bottichs sinkt und demnächst wieder auf feineren Sieben verarbeitet wird, oder nebst dem feineren Abfall von den übrigen Aufbereitungsprozessen und dem Pochmehle einer besonderen Koncentration in den Schlämm- oder Schliechgräben oder auf Stoßheerden unterliegt. Diesen wie sämmtlichen andern Processen zur Koncentration des Pochmehles liegt das Princip zum Grunde, den Stoß des Wassers zu benutzen, um die leichteren Theile von den absolut schwereren abzuschlämmen. Eine detaillirte Beschreibung der verschiedenen „Heerde" würde beweisen, daß überall große Verluste an Metall vorkommen müssen. Bei der gewöhnlichen nassen Aufbereitung beträgt der Verlust oft 30—50 Prozent der Pochgänge.

Es ist Thatsache, daß durch die nasse Aufbereitung die allergrößten Erzverluste hervorgerufen werden, und schon Karsten, der berühmte Lehrer der Metallurgie, warnt davor, die Aufbereitung zu weit zu treiben und einen zu großen Theil der Erze der nassen Aufbereitung zu überweisen. Es wären die Hüttenkosten bei Verarbeitung eines ärmeren Erzes bei Weitem nicht so groß, als die Verluste bei allzu starker Koncentration auf nassem Wege.

Hierin ist also ein wesentlicher Mangel der nassen Aufbereitung. Geht man demselben näher auf den Grund, so findet man, daß er nicht allein in der Unmöglichkeit liegt, ein vollkommen gleichartiges Korn herzustellen, was jedoch zu einem erfolgreichen Betriebe unbedingt erforderlich wäre, sondern auch in mehreren Eigenthümlichkeiten des Verhaltens metallischer Körper zum Wasser. So ist es nicht allein die specifische Schwere, sondern die Gestalt des Korns und seine Affinität zum Wasser und andern Mineralien, wodurch ein entschiedener Einfluß auf die Ablagerung der einzelnen Theilchen bei der nassen Aufbereitung bedingt und der Prozeß zu einem höchst schwierigen gemacht wird. Eisen z. B. ist specifisch schwerer als Quarz, dennoch schwimmen Eisenfeilspähne auf dem Wasser, während feiner Sand direkt untersinkt; Kohle hat das Gewicht von Thon, doch sinkt erstere rascher im Wasser, aber nicht in der Luft; Gold ist bei Weitem schwerer als Kiesel, dennoch können wir mittelst eines Mikroskopes eine Menge kleiner, im Wasser

suspendirter Goldtheilchen entdecken, während wir nicht das winzigste Partikelchen kieseligen Stoffes—so fein es auch sein mag—aufzufinden vermögen, da es rascher untersinkt, als jedes sichtbare Theilchen schweren Goldes. Ueberhaupt scheinen alle Metalle in fein zertheiltem Zustande die Tendenz zu haben, auf dem Wasser zu schwimmen, die Einen mehr, die Anderen weniger; es rührt dies von Luft- oder Gasbläschen her, die den Metalltheilchen adhäriren und so Schwimmen auf der Oberfläche oder die Suspension im Wasser verursachen. Schwefelmetalle, Oxyde, Salze und in der That alle zusammengesetzten Körper zeigen diese Erscheinung nicht.

Da nun aber bei der nassen Aufbereitung das Prinzip der specifischen Schwere als Voraussetzung gilt, so folgt, daß jede solche Abweichung von diesem Prinzip die Zweckmäßigkeit des Verfahrens in Frage stellt. Es giebt in der That in der Praxis kein Mittel, die großen, mit der nassen Aufbereitung verbundenen Uebelstände zu beseitigen und den Verlusten vorzubeugen, welche mit dieser Betriebsart unbedingt verknüpft sind.

Das Aufermann'sche Verfahren wendet nun statt des Wassers die Luft an, indem es das aus größeren und kleineren Körnern bestehende Haufwerk regelmäßigen Luftströmungen unterwirft, in welchen sich die einzelnen Theilchen je nach ihrer Schwere ordnen und dadurch eine vollständige Separation herbeiführen.

Von den mit der nassen Aufbereitung verknüpften und vorstehend erörterten Uebelständen liegt kein einziger vor; die Gesetze des freien Falls kommen hier allein zur Geltung und so ist nicht allein vom theoretischen Gesichtspunkte aus die Aufermann'sche Vorrichtung zu empfehlen, sondern auch in der Ausführung zeigt sich dieselbe vorzüglich und praktisch brauchbarer als alle anderen. Zum Betriebe des Werkes wird am zweckmäßigsten eine calorische Maschine verwendet, da solche nicht nur durch geringen Verbrauch von Brennmaterial und compendiöse Einrichtung, sondern auch sich dadurch empfiehlt, daß sie gleich der Aufbereitungsmaschine keines Wasser bedarf.

Die Aufbereitungsmaschine kann in den verschiedensten Größen angefertigt werden, nimmt stets jedoch einen relativ geringen Raum ein. Bei einer solchen von 8 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und 6 Fuß Höhe setzt man bei zwölfstündiger Arbeit 3 Tonnen durch und erhält ein höchst concentrirtes Produkt. Bei größeren Dimensionen werden sich noch bessere Resultate erreichen lassen, und drei solcher Maschinen erforden nur zwei Arbeiter, incl. des Betriebsmaschinenwärters. Auch brauchen diese Arbeiter keineswegs vorzugsweise geschickte und erfahrene Leute zu sein, da der Betrieb des Ganzen leicht erlernt werden kann. Die Hauptvorzüge der Aufermann'schen Vorrichtung bestehen aber darin: 1) daß sie eines verhältnißmäßig geringen Raumes zur Aufstellung und keiner besondern Gebäulichkeiten bedarf; 2) daß die Schwierigkeit der Herbeiführung und Reservirung von Betriebswassern, welche fast stets mit höchst beträchtlichen Kosten verknüpft ist, (denn es ist eine Thatsache, daß Erzbergwerke oft genug in wasserarmen Gegenden liegen, weil die Formation, in der die meisten Erzlagerstätten vorkommen, anerkannt wenig ergiebig an Wasser ist) ganz fortfällt, weil die Aufermann'sche Aufbereitungsmaschine gar keines Wassers bedarf.

Diese neue Aufbereitungsweise ist daher für alle erzreichen und wasserarmen Distrikte von der größten Wichtigkeit, und zweifeln wir nicht, daß die größere Brauchbarkeit der Aufermann'schen Maschine bald allgemeine Anerkennung verschaffen und ihre Benutzung in allen Bergwerks-Distrikten veranlassen wird. Nicht nur, daß die Aufbereitung auf diesem Wege vortheilhafter erfolgen kann, wird dieselbe für manche Gegenden überhaupt erst jetzt möglich werden.



Deutsch-Amerikanische Monatshefte

für

Politik, Wissenschaft und Literatur,

herausgegeben von

Caspar Butz.

Erster Band. 1864. Februar-Heft.

Zur Geschichte der Emanzipation in Missouri.

Von Friedrich Münch.

Unter Kämpfen der heftigsten Art war Missouri als Sklavenstaat in den Bund aufgenommen worden. Weniger allgemein bekannt als dies ist die Thatsache, daß schon damals eine Minderheit, nämlich eine Sklavenhalter-Aristokratie, das noch so junge Gemeinwesen beherrschte. Die ganze Bevölkerung von Missouri (der Census von 1820 giebt sie zu 66,557 an, darunter 10,222 Sklaven) war damals eine sehr gemischte, bestehend aus Franzosen, welche selbst, oder deren Vorfahren entweder den Mississippi herauf, oder von Canada her gekommen waren, aus Abenteurern, den verschiedensten Ländern angehörig, aus armen Squattern, von den älteren Sklavenstaaten hierher gewandert, und aus einer nicht sehr großen Zahl neu eingewanderter virginischer Sklaven-Barone, welche die ausgesogenen Fluren der Heimath verlassen hatten, um in den reichen Gründen von Missouri eine neue Heimath zu suchen, einen belohnenderen Boden für die Arbeiten ihrer Leibeignen zu gewinnen, die „Segnungen des Sklaventhums" über ein neues weites Gebiet zu verbreiten und das geliebte Institut daselbst für alle Zeiten fest zu gründen.

Die große Mehrheit der Bewohner, namentlich der Franzosen, war der Sklaverei nicht hold, aber politisch noch wenig geschult, leichtsinnig und gleichgültig; die unwissenden Squatter waren nicht verständig genug, zu begreifen, in welche Abhängigkeit die Sklaverei sie selbst bringen müsse, wußten es vielmehr nicht besser, als sich zu Handlangern der Sklaverei-Aristokraten zu machen, — und so geschah es, daß fast nur die letzteren zu Mitgliedern der Convention gewählt wurden, welche das Geschick des künftigen Staates zu bestimmen hatte.

Zu dieser Aristokratie gehörte ein Mann, dessen Name später zur höchsten Bedeutung gelangte, Thomas H. Benton. Auch ihm schien es das Natürlichste von der Welt, daß Missouri den Sklavenstaaten sich anreihe, und um alle Zweifel über das künftige Geschick des Staates abzuschneiden und alle etwaige Agitation der Sklavereifrage für immer im Keime zu ersticken, bewirkte er die Aufnahme von zwei wichtigen Bestimmungen in die Verfassung des Staates, daß

nämlich die Legislatur das Recht nicht haben solle, die Sklaverei aufzuheben ohne die Zustimmung der Eigenthümer, oder ohne vollständige Entschädigung derselben, und nicht das Recht, die fernere Einführung von Sklaven zu verbieten oder zu erschweren. — Benton begann seine politische Laufbahn mit allen Vorurtheilen eines virginischen Sklavenzüchters und scheint erst in seinen Kämpfen mit John Calhoun das politisch Gefährliche einer Sklaverei-Uebermacht in dieser Republik erkannt zu haben, wonach er dann dieser wachsenden und mit unersättlicher Begierde immer weiter greifenden Macht mit der ganzen Kraft seines muthigen Geistes sich entgegen stemmte.

In Missouri fügten sich Alle mit Ruhe der festgestellten Ordnung, neue Züge von Sklaven wurden alljährlich von Virginien und Kentucky herüber gebracht, auf Benton's Betrieb wurde (in der Congreß-Sitzung von 1835—36) das herrliche sog. Platte-Land — die nordöstliche Ecke von Missouri — dem Staate zugefügt und, den Bestimmungen des Missouri-Compromisses zuwider, zu Sklaverei-Gebiet gemacht;—kurz, das Sklaventhum gedieh nirgends besser als an den Ufern des gewaltigen Missouri, und Niemand wagte es, seine Stimme dagegen zu erheben. — Der bekannte Dr. Karl Follen, der Verfasser der berühmten „Address to the people of the United States on the subject of slavery", kam auf einer im Sommer 1836 unternommenen Reise bis an die Grenze von Missouri, glaubte aber nicht, es wagen zu dürfen, seinen mittlerweile in Missouri angesiedelten Bruder Paul Follenius, welchen er in mehr als 16 Jahren nicht gesehen hatte, zu besuchen; so mächtig war der Wille und das Interesse der Sklavenhalter in diesem Staate.

Und doch wurde gerade um diese Zeit — geräuschlos und unvermerkt — der Grund zu einer Gegenmacht gelegt, welche bestimmt war, die ganze geträumte Herrlichkeit zu unterhöhlen. Das scharfe Auge der Nordostländer hatte erkannt, von welcher Wichtigkeit für den Geschäftsmann, den Advokaten u. A. die so eben aus der Unbedeutendheit sich erhebende Mississippi-Stadt, St. Louis, werden müsse. Eine Menge gut gebildeter junger Männer suchten hier ihr Glück; und fügten diese sich auch von Anfang in die Ordnung des Sklavenstaates, so gaben sie doch meistens ihre heimathlichen Eindrücke nicht auf und trugen wesentlich dazu bei, daß in dieser Weltstadt das Sklaventhum zu keiner Bedeutung kommen konnte, daß sie den Charakter einer nördlichen Großstadt annahm und später ihr volles Gewicht in die Wagschale legte, als es sich darum handelte, das Geschick des Staates endgültig zu entscheiden.

Von noch größerer Wichtigkeit war die seit 1833 massenweise einströmende deutsche Einwanderung. Zwar hatte Gottfried Duden, dessen Büchern jene Einwanderung großentheils zuzuschreiben ist, die Sklaverei als harmloses und naturgemäßes Institut vertheidigt, — zwar konnten die Deutschen — im harten Kampfe für ihr bloßes Bestehen — von Anfang um die Einrichtungen des Staates und deren Gebrechen sich nur wenig bekümmern und hatten, im Ganzen freundlich von den Einheimischen aufgenommen, keine Lust, eine gegen dieselben feindliche Stellung einzunehmen; dennoch wurde die deutsche Einwanderung der Stein,

über welchen hinstürzend die Sklaverei in Missouri im Verlaufe der Zeit ihren Nacken zerbrechen mußte. Gerade die ehrlichsten unter den Amerikanern sagten freilich den Deutschen, daß es für sie nicht rathsam sei, mit Negern sich einzulassen, oder die Sklaverei laut und öffentlich anzufeinden, und so hielten sie es, blieben aber dabei — trotz der nothwendigen Anbequemung an die vorgefundenen Verhältnisse — in Gesinnung und Lebensansicht den Eindrücken ihrer heimathlichen Erziehung und Gewöhnung treu.

Die Masse der Deutschen schloß, als die Zeit zum bürgerlichen Handeln für sie gekommen war, der demokratischen Partei sich an, deren Grundsätze damals die freisinnigsten waren; erklärte sich doch wenigstens die nördliche Demokratie damals noch immer für Jefferson's Lehren auch in Betreff der Sklavenfrage, während — wenigstens in Missouri — gerade die stolzesten der Sklavenhalter zugleich die Häupter der Whig-Partei waren, und während ferner in eben dieser Partei nativistische Gelüste sich geltend machten, — damals wohl hauptsächlich darum, weil die Masse der Einwanderer (Deutsche und Irländer) sich der demokratischen Partei zuwandte und so die Aussichten der Whigs verdarb.

Allmählig drängten zwei wichtige Thatsachen dem Verständnisse der Deutschen von selbst sich auf. Ihre eigene freie Arbeit zeigte ihnen einen Erfolg, wogegen die Sklavenarbeit weit zurückblieb; blickten sie weiter und tiefer, so mußte ihnen klar werden, daß der geringere Aufschwung und die langsamere Entwickelung des ganzen Staates, gegen die großen und raschen Fortschritte der freien Nachbarstaaten gehalten, seine einzige Ursache in der Sklaverei hatte, welche wie ein Hemmschuh an Allem hing, was Großes und Bedeutendes hätte geschehen sollen. Dann wurde ihnen von Tag zu Tag fühlbarer gemacht, daß sie doch in dem Sklavenstaate auf einen Theil der Freiheit verzichten mußten, deren die Bürger der Schwesterstaaten sich erfreuten; sie mußten in Wort und That eine Schonung gegen ein nichtswürdiges Institut beweisen, welche mitunter einem unwürdigen Zwange gleich kam.

Wie es bei Andern war, weiß ich nicht, — mir selbst aber kam schon damals der Gedanke, daß es nicht unmöglich sein müsse, noch immer Missouri dem Fluche des Sklaventhumes wieder zu entreißen, und von dieser Zeit an wurde dies das Hauptziel meines politischen Strebens, zugleich der Vorder- und Hintergedanke aller meiner Bemühungen, indem ich nichts ungethan ließ, woraus für meinen Zweck nur irgend ein Erfolg — wenn auch erst in später Zukunft — sich ergeben mögte. Freilich hätte ich wohl damals noch mich persönlich der unmittelbaren Nähe der Sklavereiwirthschaft entziehen und mich in einem andern Staate anbauen können; aber theils wären dazu größere materielle Opfer nöthig gewesen, als ich bringen konnte, theils hätte ich mir lieb gewordene Freundschafts- und Verwandtschaftsbande zerreißen müssen, — und endlich wollte ich von dem betretenen Kampfplatze nicht wie ein Fliehender mich entfernen, vielmehr ausdauern im Ringen nach dem Ziele, welches ohne Zweifel des Kampfes werth war.

Im ganzen Bunde war vor dem mexikanischen Kriege von Aufregung in Betreff der Sklavenfrage wenig zu bemerken. Eine schwache Abolitionisten-

Partei bestand zwar, mitunter stark angefochten im Norden selbst, und im Süden gehaßt und verachtet, welche alle vier Jahre ein paar tausend Stimmen für einen besonderen Präsidentschafts-Kandidaten abgab, einzelnen Sklaven zur Flucht verhalf, wohl auch ihre Emissäre dahin und dorthin sandte und durch Druckschriften ihre Ansichten zu verbreiten suchte; aber die Ruhe des Ganzen wurde dadurch wenig gestört. Wie die Hauptparteien dachten, ergiebt sich am Besten aus ihren Platformen, welche sie vor jeder Hauptwahl annahmen und verkündigten. So besagt die demokratische Platform von 1840: „Daß der Congreß keine Macht hat, in die Institution der Sklaverei einzugreifen, und sich namentlich nicht durch die Abolitionisten soll bestimmen lassen, die Sklavereifrage in das Bereich der Bundesgesetzgebung zu ziehen 2c." Die Whigpartei, in einem zu ernstlichen Kampfe für einen hohen Tarif, eine Nationalbank 2c. begriffen, erwähnte die Sklavenfrage nicht einmal in ihren Platformen.

In Missouri blieb Alles ruhig. Wohl besprach der „Missouri Republican" damals mitunter die Frage, ob es nicht für den Staat besser wäre, wenn Sklaverei niemals eingeführt worden wäre (der Haß gegen Benton machte dieses in seiner Politik so biegsame Blatt zum ersten Fürsprecher der Freistaat-Lehre in Missouri); die andern öffentlichen Blätter — auch das einzige deutsche Blatt, der „Anzeiger des Westens", damals unter der Redaktion des talentvollen und wackeren Wilhelm Weber — berührten die Frage kaum. Etwas später gründete der unvergeßliche Eduard Mühl in Hermann zuerst den „Lichtfreund" und dann das „Hermanner Wochenblatt" und wagte es allerdings bereits im Wahlkampfe 1848 offen und unumwunden gegen die beiden Hauptparteien sich auszusprechen und sich für den Kandidaten der „Barnburner" (so nannte sich die Antisklaverei-Fraktion der Demokraten im Staate New-York), den alten Van Buren, zu erklären.* Dasselbe Blatt setzte seitdem, unbeirrt durch irgend eine Rücksicht, für die Dauer seines Bestehens den Kampf gegen die Sklaverei fort. Der brave Herausgeber fiel, ein Opfer der Cholera; aber die auch in kleinerem Kreise von ihm gegebene Anregung hat ihre Früchte getragen, und heute, da wir nahe einem Ziele sind, dessen Erreichung in Menschenaltern damals auch der Weiseste nicht hätte voraussehen können, wollen wir seinem Andenken willig die gebührende Ehre zollen. Mühl blieb unangefochten, weil das kleine deutsche Lokalblättchen von der herrschenden Partei natürlich gar nicht beachtet wurde. Der Staat folgte willig der Führung seines hochgeachteten Senators Benton und erklärte sich bei jeder Präsidentenwahl mit beträchtlicher Mehrheit für die demokratische Partei.

Indessen hatte auch Benton's heftigster Gegner, Calhoun, Freunde in Missouri gewonnen, welche sich endlich stark genug glaubten, den im Dienste des Staates ergrauten Senator zu stürzen. Obenan unter den „Antibentoniten"

* Hatte doch diese Partei in ihrer (Buffalo) Platform den Satz aufgestellt, daß der Congreß das Recht und die Pflicht habe, die Sklaverei in den Territorien zu verbieten, womit zuerst die sog. Freiboden-Lehre öffentlich verkündigt wurde.

stellte sich ein Mann, welcher schon damals Verrath im Herzen trug und als Hochverräther vor nicht lange geendigt hat, Clayborn Jackson, indem er in der Legislatur-Sitzung von 1851 die berüchtigten Jackson-Resolutionen vorbrachte und mit Hülfe seiner sauberen Genossen durchsetzte. Diese Beschlüsse erklären die Sklaverei für das beste und folglich unantastbare Institut des Staates, dessen weitere Ausbreitung keine Macht hemmen dürfe, und kündigen an, daß bei irgend einem derartigen Versuche Missouri mit den südlichen Schwesterstaaten zu gemeinsamem Widerstande sich vereinigen werde. So versetzte Calhoun den Krieg gegen seinen stärksten Gegner, den er mit weniger Glück bisher im Senate geführt hatte, durch seine Helfershelfer mit besserem Erfolge in dessen eigenen Staat.

Für die Missouri-Calhouniten bestand Benton's Verbrechen hauptsächlich darin, daß er der übereilten Anschließung von Texas — weil er darin einen ungebührlichen und Gefahr drohenden Zuwachs für die Sklavereimacht erblickte — sich widersetzt, und daß er nach Beendigung des mexikanischen Krieges erklärt hatte, die eroberten Provinzen seien nach den mexikanischen Gesetzen freies Gebiet so lange, bis der Congreß die Einführung der Sklaverei ausdrücklich erlaube. Dagegen instruirte ihn dieselbe Legislatur, welche die Jackson-Beschlüsse angenommen hatte, hinfort im Calhoun'schen Sinne seine Stimme im Senate abzugeben, so nämlich, daß überall, wo das Sternenbanner weht, die Sklaverei zu Recht bestehe, es sei denn, daß dieselbe durch die Verfassung eines Bundesstaates ausdrücklich untersagt sei (also: Sklaverei die Regel, Freiheit die Ausnahme!)

Benton, gewohnt, Missouri nach Gefallen zu lenken, vernahm mit Ueberraschung und Unwillen, daß man wagte, ihn in solcher Weise zu schulmeistern. Er durchzog, öffentlich redend, den ganzen Staat und schleuderte seine Blitze gegen die „Nullifier" (wie er seine Gegner gewöhnlich nannte), brachte eine gewaltige Volksaufregung hervor, unterlag aber dennoch seinen inzwischen übermächtig gewordenen Feinden. Die Demokratie schied sich während dieses Kampfes in Missouri (wie schon früher im Staate New York) in zwei fast gleich starke Hälften, Bentoniten und Anties; in die Reihen der Ersteren flüchtete sich Alles, was von wirklich freisinnigen Elementen im Staate vorhanden war, — die letzteren waren Calhoun's ergebene Lakaien. Eine Emanzipationspartei war damit allerdings noch nicht gegründet, aber doch eine solche, die sich der wachsenden Sklaverei-Uebermacht entgegen stellte und, einmal organisirt, sich weiter ausbilden konnte. — Der „Anzeiger des Westens", seit 1850 von Heinrich Börnstein herausgegeben, der „St. Charles Demokrat" (von Arnold Krekel redigirt) und das „Hermanner Wochenblatt" (unter Protest) fochten auf Benton's Seite.

Der Compromiß von 1850 — von Benton als „Omnibus-Bill" zwar getadelt, aber doch in seinen einzelnen Bestimmungen gebilligt — gab der Sklavenhalterpartei neue unberechenbare Vortheile in die Hand, beruhigte jedoch das Land insofern, als kaum irgend Jemand Lust hatte, die mit Noth besänftigten Leidenschaften alsbald von Neuem aufzuregen. Vielen mag es ergangen sein wie dem Schreiber dieses, daß das ganze Parteitreiben ihnen zuwider wurde und

daß sie abwartend auf einen künftigen Umschwung ihre — wenn auch schwache — Hoffnung setzten.

In ihren, der Präsidentenwahl von 1852 vorausgehenden Conventionen stellten sich die beiden Hauptparteien fast auf die gleiche Platform, nämlich: Beruhigung bei dem Compromiß von 1850 und absolute Nichtagitation in der Sklavereifrage, d. h. Niemand sollte ein Wort über die Sache sagen und Alles gehen lassen, wie es möge. — Doch wer könnte dem vorwärts strebenden Menschengeiste gebieten wollen: bis hierher und nicht weiter!?

Schon während des mexikanischen Krieges und nach dessen Beendigung war über die Frage, ob die Sklaverei in die neu eroberten Gebiete überzutragen sei (sog. Wilmot-Proviso) der heftigste Streit entbrannt, welcher nur zeitweilig zu beschwichtigen war, aber nothwendig immer von Neuem wieder zum Ausbruche kommen mußte, bis endlich der gräßlichste Bürgerkrieg daraus hervorging. Fragen wie die folgenden mußten endlich doch zur Erörterung kommen, zu einer friedlichen, wenn die Stimme der Vernunft gehört wurde, zu einer blutigen, wenn die Leidenschaft sich ihrer bemächtigte: Sind Sklaven Eigenthum in demselben Sinne wie Pferde und Webstühle ꝛc., das man also — den Bestimmungen der Constitution gemäß — ungehindert von einem Theile des Landes zum andern hinbringen darf? — Wird die Frage bejaht (nach der südlichen Ansicht), so ist schon das Verbot der Sklaverei in einzelnen Staaten eine Abweichung von den Grundsätzen der Bundesverfassung. Will man sich aber ausnahmsweise diese etwa noch gefallen lassen, so ist weiter zu fragen: Muß nicht dahin, wo noch keine Staatsgesetze die Sklaverei verbieten, also in den Bundes-Territorien, der Südländer sein Menscheneigenthum ungehindert bringen dürfen so gut als der Nordländer seine Axt und seine Yankee-Uhr? Doch aus den Territorien sollen einmal Staaten werden, entweder Sklavenstaaten oder freie; wer soll das Geschick derselben entscheiden? Bisher hatte der Congreß es gethan [durch die Ordinanz in Betreff des Nordwest-Gebietes, durch den Missouri-Compromiß, durch besondere Gesetze in Bezug auf Oregon und andere Territorien]; aber daß der Congreß ein Recht habe, irgend Etwas in Betreff der Sklaverei zu verfügen, wurde ja von den südlichen Politikern immer stärker widersprochen. Wer dann aber soll es entscheiden? Etwa das erste Dutzend Ansiedler? [Squatter-Souverainität]. Das war gefährlich, weil die Yankees nur zu leicht als Pioniere den Sklavenzüchtern den Rang abliefen. Oder soll das Volk der Territorien es thun zu der Zeit, da es durch die Annahme einer Verfassung sich als Staat constituirt? Wenn Alles ehrlich zugeht, so ist auch dabei der an überschüssiger Bevölkerung so viel reichere Norden im Vortheil. Oder soll durch ein Compromiß das ganze Bundesgebiet so getheilt werden, daß eine Linie gezogen wird bis zum Stillen Meere, südlich von welcher nur Sklavenstaaten bestehen sollen, während dem Norden das Uebrige bleiben mag? — Alle genannten Stellungen waren von den südlichen Politikern theils verfochten, theils wieder aufgegeben worden, bis endlich die Charleston-Convention [1860] zu der in ihrer Art allerdings folgerechten Forderung kam: der Congreß soll in allen Territorien die Interessen der

Sklaverei mit seinem ausdrücklichen Schutze umgeben; denn sie ist überall zu Recht bestehend, wo sie nicht ausnahmsweise durch Staatsgesetze beseitigt wurde. — Trotz aller Scheu des amerikanischen Geistes vor sog. abstrakten Fragen, war doch den südlichen Argumenten auf die Dauer gar nicht anders zu begegnen als mit der einfachen Erklärung: die Sklaverei ist eine Barbarei, welche kein menschliches Gesetz heiligen kann und welche man vernichten muß, wo und wie man nur immer es im Stande ist; hat sich doch alles advokatische Gezänke über die Sache als völlig nutzlos erwiesen.

Doch die Wahlen von 1852 wurden vorbereitet, und was sollte in Missouri gethan werden? Der „Anzeiger des Westens" erklärte sich auf das Entschiedenste dafür, daß in diesem Wahlkampfe der Streit zwischen der Benton- und Anti-Benton-Fraktion ruhen und die ganze demokratische Partei für Pierce gegen den Whig-Candidaten, General Scott, welcher allerdings auf einer ebenso schlechten Platform stand, sich erheben sollte. Es stand indessen diesmal noch eine dritte Partei im Felde, die der „freien Demokratie." Sie hatte im August 1852 ihre Convention in Pittsburg gehalten, eine Platform von 22 Artikeln aufgestellt, alle untadelhaft und einen ungeheuren Fortschritt über die von den beiden Hauptparteien eingenommene Stellung zeigend („keine weiteren Sklavenstaaten, keine Sklaverei in den Territorien, keine Nationalisirung der Sklaverei, keine Bundesgesetzgebung zur Zurücklieferung flüchtiger Sklaven, sondern freier Boden, freie Rede, freie Arbeit und freie Menschen") und den Senator Hale von New-Hampshire als Präsidentschafts-Candidaten aufgestellt. Natürlich war dieses Alles nur eine Demonstration, welche, wenn auch von der ganzen Sache kein augenblicklicher Erfolg zu erwarten war, doch ihre Wirkung auf die Fortbildung der öffentlichen Meinung äußern mußte und zugleich als ein feierlicher Protest gegen die „Nichtagitations-Politik" der Hauptparteien eine hohe Bedeutung hatte. — Ich war der Meinung, daß wenigstens die Deutschen in Missouri diesem Proteste sich anschließen sollten, und verhandelte desfalls mit dem Herausgeber des „Anzeigers," der aber darauf einzugehen verweigerte. Ein sich darauf beziehendes Schreiben des Hrn. Börnstein (nach der Erwählung von Pierce abgefaßt) ist charakteristisch für den Mann und die vorherrschende Stimmung der damaligen Zeit, mag darum jetzt hier veröffentlicht werden; enthält es doch nichts, was bloß im Vertrauen gesagt wäre, oder was man nicht—dem Wesentlichen nach—damals im „Anzeiger" selbst lesen konnte.

„St. Louis, 16. Februar 1853.

Werther Herr Münch!

— Nun eine kleine Verständigung über den Eingang Ihres Briefes. Ich habe schon aus Ihren Correspondenzen im „Janus" gesehen, daß Sie mit meiner politischen Richtung nicht einverstanden sind,—ja selbe anfeindeten. Ich trug dieß schweigend, da ich jedem Menschen seine Ueberzeugung gönne. Vielleicht sind wir auch gar nicht weit von einander entfernt und differiren nur—bei gleichem Ziele—über die Wahl der Wege und Mittel. Sie sind Enthusiast,—ich bin kalt, trocken und praktisch;—obwohl mein Herz lebhaft für das Gute und Edle schlägt,

so haben mich doch vielfache Enttäuschungen in einer langen und vielbewegten politischen Laufbahn zu der einen Ueberzeugung gebracht, daß man in der Politik stets nur das Mögliche wollen und immer der Zeit und den Umständen Rechnung tragen muß. Das thue ich; gelingt es mir nur, die Deutschen in Missouri zu einem politischen Ganzen zu bilden, die Wagschale der Entscheidung in ihre Hände zu bringen, so ist damit für die allgemeine Freiheit mehr gethan, als mit dem Partei-Humbug, und möge er sich auch den „freiesten" Namen geben. Ich habe keine Sympathie für Hale, der ein politischer Aventurier ist,—ich kann nicht schwören für die neu erfundene freie Demokratie, die von Pfaffen und Temperenzmännern am Drahte gezogen wird und deren Treiben im Osten wahrhaft ekelerregend ist.—Die alten Parteien alle—auch die Abolitionisten und Freesoiler—sind todt; dem nun den Kinderschuhen entwachsenen, mannbar gewordenen Amerika bleibt keine Wahl, als seine Bürger sich in eine progressive und conservative Partei theilen zu sehen,—was drüber ist, ist vom Uebel: Aftergewächs, künstliche Cliquen zum Besten von Office-Seekers.

„In der künftigen progressiven Partei wird Alles liegen, was wir wollen,—ob mit oder ohne Platform,—die conservative wird repräsentiren, was wir schon in Europa bekämpften. Ich habe mich in Erwartung der Dinge unabhängig gestellt und werde so bleiben, bis man wieder mit Ehren eine Partei ergreifen kann,—und diese Zeit ist nicht fern.

„Ob man mich verkennt, angreift,—ist mir gleichgiltig,—ich bin daran gewöhnt; aber ich sehe die Früchte meines Strebens nach und nach heranreifen, und das ist meine Genugthuung. Kann ich noch zehn Jahr leben und wirken, hoffe ich, vielleicht auf Manches stolz sein zu können.

„Dieß meine aufrichtige Meinung als Erwiderung auf Ihre Seitenhiebe im „Janus"; vielleicht beurtheilen Sie mich nun etwas gelinder,—vielleicht verdammen Sie mich auch ganz. Eines nur glauben Sie fest: der Deutsche (als Masse) wird nie Sklavenzüchter sein,—und der Staat, in dem die Deutschen zur Oberhand gelangen, hört de facto auf, ein Sklavenstaat zu sein.

„Das habe ich im Auge—sapienti sat! Wer nicht das Pantheon bauen kann, begnügt sich mit dem Bau eines soliden Hauses, das den Nachbarn Schutz gegen Wetter bietet. Nichts für ungut,—ich habe Ihnen nicht gezürnt und zürne Ihnen nicht,—denn wir wollen dasselbe.

„Sie herzlich grüßend H. Börnstein."

Es währte indessen nicht lange, bis auch Hr. Börnstein sich überzeugte, daß die Erwählung von Pierce ein großer Mißgriff war, daß die siegreiche Demokratie nicht den Fortschritt wollte, sondern in der That fast einzig und vor Allem die Ausdehnung, die größere Befestigung und die Verewigung der Sklaverei. Eben diese Partei, welche zur „Nichtagitation" sich feierlichst verpflichtet hatte, schleuderte sogleich den größten Feuerbrand in das kaum beruhigte Land, indem sie den Missouri-Compromiß aufhob und Kansas zur Sklaverei verdammte. Jeder Verständige konnte jetzt sehen, daß ein Kampf auf Leben und Tod nunmehr be-

gonnen hatte, daß die Sklaverei-Partei, weiter und weiter greifend, nun entweder vollständig triumphiren, oder aber, wenn der Norden, aus seiner Betäubung erwachend, seine Macht entfalten würde, völlig erliegen müsse. In der That, der kleine Pierce und der große Douglas—jener aus Schwachsinnigkeit, dieser vom Ehrgeiz auf eine falsche Spur gelockt—haben die Entscheidung herbeigeführt, welche sonst wohl noch lange auf sich hätte warten lassen. Der eine jener Männer lebt noch und begreift noch immer nichts, der andere fiel gerade in dem Augenblicke, da er seinen Irrthum erkennen mußte und sein großartiges Talent ohne Zweifel für die Rettung des Landes verwandt hätte.—Zu dieser Zeit trat Hr. Karl Dänzer in die Redaktion des „Anzeigers" ein und gab ihm den Charakter eines entschiedenen Antisklaverei-Blattes, womit dessen bisherige Verbindung mit der demokratischen Partei für immer—wie es schien—abgebrochen sein mußte.

Der Wahlkampf von 1856 nahte heran,—aus dem kleinen Zwerglein der „freien Demokratie" war ein mächtiger Stamm geworden, welcher bereits fast alle nördlichen Staaten überschattete. Die Demokratie hatte ihren Hauptthalt fast nur noch in den Süd- und Mittelstaaten, der Rest von Whigthum hatte sich in die Knownothing-Partei geflüchtet. Die Convention der neuen Partei, welche den Namen der „republikanischen" annahm, in Philadelphia gehalten, verdammte unter Berufung auf die Unabhängigkeits-Erklärung die Aufhebung des Missouri-Compromisses, den in Kansas geübten Zwang, die Ausdehnung der Sklaverei über bis dahin freies Gebiet, die Beschränkung der Rede- und Preßfreiheit im Interesse des Sklaventhums u. s. w. Ein gut geschriebener Brief, wenn auch nichts Außerordentliches enthaltend, hatte die Aufmerksamkeit auf den rechten Mann gezogen, John C. Fremont, dessen Name in verdienter Weise nicht wenig dazu beitrug, eine große Begeisterung für die Sache dieser Fortschritts-Partei zu erwecken,—und daß sie nicht schon damals siegte, wurde vielleicht nur durch großartigen Wahlbetrug in Pennsylvanien verhindert.

Jetzt schien es Zeit, eine, wenn auch geringe Demonstration in Missouri zu machen, und zwar trotzdem, daß der nunmehr alte Benton, der, wie es schien, die Zeichen der Zeit nicht mehr verstand, den Missouriern dringend rieth, den alten Buchanan ("a man of fine talents," wie er von ihm sagte) sich gefallen zu lassen, und so dem eigenen, sonst von ihm so hoch gehaltenen Schwiegersohn in den Weg trat. Schreiber dieses wurde aufgefordert, an dem öffentlichen Wahlkampfe sich zu betheiligen; man versprach sich einen besondern Effekt davon, wenn aus der Mitte der „Missouri Grenzstrolche" ein Apostel der Freiheit käme. Ich redete—meistens zugleich mit Hecker—in vielen der östlichen Städte, in New-York in der Academy of Music vor 5000 Menschen, in Cincinnati u. s. w. und kehrte nach meiner Heimath zurück, bitterer gehaßt als irgend ein anderer Mann im Staate. Man verstand in Missouri sehr wohl, was mein und meiner Freunde feuriger Kampf für ein freies Kansas bedeutete, nämlich einen Kampf für die Möglichkeit, daß auch Missouri noch einmal frei werde.

Ob in Missouri ein „Fremont-Ticket" aufgestellt werden könne, wurde in einer, in der Geschäftsstube des „Anzeigers" gehaltenen kleinen Versammlung

berathen, welcher außer Hrn. Börnstein und Dänzer auch Dr. Hammer, Alexander Kaiser (damals ein enthusiastischer Freiboden-Mann), Hr. How und Andere, und auch ich beiwohnte, und in welcher die Mehrheit sich gegen die Thunlichkeit der Sache entschied. Es wurde beschlossen, unter Protest für Fillmore d. h. gegen Buchanan, den Prosklaverei-Candidaten, zu stimmen; nur in Hermann stimmten etwa 60 deutsche Männer unerschrocken für Fremont-Elektoren und retteten so einigermaßen die Ehre des Staates.

War noch Jemand zweifelhaft gewesen über meine Gesinnung und meine Bestrebungen, die übrigens auch in vielen öffentlichen Blättern ausgesprochen wurden, so mußte ihm ein Licht aufgehen, als ich im Winter von 1858 bis 1859 ein Werk schrieb: „Der Staat Missouri — mit besonderer Rücksicht auf deutsche Einwanderung"—in welchem ich die Deutschen in der alten Heimath dringend aufforderte, die Emanzipations-Freunde in Missouri durch bedeutenden Zuzug zu verstärken, und als ich bald darauf mich selbst über den Ocean begab, um in Deutschland und der Schweiz eben dafür zu agitiren. Obwohl uns deutschen Emanzipationisten der Umstand zu Statten kam, daß wir in unserer Sprache die Sache mit einander öffentlich besprechen konnten, ohne uns der vollen Gehässigkeit auszusetzen, welche derartige Verhandlungen in der Allen verständlichen Landessprache hervorgerufen hätten, so blieb doch unser Treiben nicht unbeachtet, Zuträger und Aufstifter fanden sich überall, und als ich —um eines geringfügigen Rachegelüstes zu erwähnen — im Sommer 1860 nach achtjähriger Dienstzeit als Friedensrichter wieder Candidat für dieselbe Stelle war, vereinigten sich Demokraten und Nichtswisser, um meine Wahl zu vereiteln; die Strafe war klein, die Freude der siegreichen Rachedurstigen aber dennoch groß. Ich wurde seitdem als eine Art von outlaw betrachtet.

(Schluß folgt.)

John C. Fremont.

Physiognomisch psychologische Studie von Emil Preetorius.

Ist noch keinem meiner Leser jener eigenthümliche Zug aufgefallen, der manche männliche Physiognomien auszeichnet, jener zugleich weiche und feste, sanft-ernste, stolze und doch gewinnende Zug? Wo immer er mir begegnete, dieser Zug der milden Mannhaftigkeit, wie ich ihn nennen möchte, niemals hat er bei mir seine fesselnde Wirkung verfehlt. Wie ein Typus des ewig Menschlichen, des ewig Göttlichen in unserer Natur, wie ein Abbild des uralten und immer neuen Dualismus, der in scheinbarer Entzweiung zur vollsten Harmonie führt, wie eine Per-

sonification des Gedankens und der That, wie Tell und Posa, wie Tasso und Antonio zugleich, sind Männer mit solchen Physiognomien für mich stets mit einem reizvollen Zauber umgeben, sie sind ein Gegenstand meines Interesses, meiner Liebe, meiner Bewunderung gewesen. Und ich denke es ist dies ein von Vielen, vielleicht den Meisten, bewußt oder unbewußt getheiltes Gefühl, dieses sympathetische Erkennen der wahrheitsvollen Menschennatur, das zugleich die oft wie dämonische Gewalt erklären kann, von der ergriffen die Massen des Volkes für einen Blick so sinnender Augen, für ein Lächeln eines so stolzen Mundes bis in den Tod zu gehen vermögen. Garibaldi! Sein Name ist hier wohl auf den Lippen, sein wohlbekanntes edles Antlitz vor den Augen aller Leser, und gewiß ist er der würdigste Repräsentant dieser Art von Männern, die ich im Uebrigen beim Studium der alten und neuen Geschichte ebenso vor dem geistigen Auge erblickte, wie sie hin und wieder vor dem leiblichen zu stehen pflegten. Jenseits des Oceans, meine ich; diesseits und unter den Amerikanern ist mir nur eine derartige Physiognomie bekannt und ihr Träger ist — John C. Fremont.

Ich hatte viel vom Pfadfinder gehört und gelesen, und mir auch wohl, wie dies ja so zu geschehen pflegt, längst ein geistiges Bild dieses merkwürdigen Mannes entworfen, bevor ich ihn selbst oder nur ein Portrait von ihm jemals sah. Das erste Fremontbild kam mir während des 56er Präsidentenwahlkampfes zu Gesicht, und als ich auf diese plumpe Physiognomie (es war die bekannte ältere Darstellung mit den regelrecht in der Mitte gescheitelten Haaren) blickte, da mußte ich innerlich und unwillkürlich ausrufen: Nein, so kann der Mann unmöglich aussehen, so ganz und gar unentsprechend der Idee, die Du Dir von ihm gemacht! Und wahrlich, so sieht er auch nicht aus und hat sicher niemals so ausgesehen. Ich bin dessen gewiß, obschon ich ihn erst fünf Jahre später zum ersten Male persönlich sah.

Es war im Hochsommer 1861, einige Wochen nach Bull Run und wenige Tage nur nach Wilsons Creek, zu jener Zeit wo er, unter all den auf die gute Sache hereinbrechenden Schlägen, stolzen Muthes seinen Schlachtruf an die waffenfähigen Männer seines westlichen Departements erschallen ließ. Sie kamen damals von Nah und Fern, Regiment nach Regiment; kaum organisirt, aber Enthusiasmus im Herzen und Hurrahs für Fremont auf den Lippen, strömten sie durch die Straßen von St. Louis. Jedes neuangekommene Regiment pflegte dann unter Jubelgeschrei vor dem bekannten Hause an Chouteau Avenue aufzumarschiren. Ich war bei einer solchen Gelegenheit zugegen, und sah mit nicht geringer Spannung in das Gesicht des schlanken, kleinen Mannes in General-Majors Uniform, der grüßend und dankend die Freitreppe des Hauptquartiers betrat. Eine zierliche, aber feste Gestalt, die sich mit einer gewissen Grazie zwischen den lichten Säulen des Treppenbaues abzeichnete, ein sinnendes Antlitz voll Gedankentiefe, ein schwermüthiges Etwas wie ein leichter Schleier Stirn und Augen beschattend, während der energische Schnitt von Nase und Mund dem Gesammt-Ausdruck das Gepräge der Entschlossenheit verlieh. Ein Denker und ein Mann der That zugleich, so stand er nun in Wirklichkeit vor mir; vor mir ganz so, wie

ich ihn mir immer gedacht hatte. So mußte der Mann aussehen, dessen Name wie der keines Anderen mit der Idee der ganzen und vollen Freiheit im cosmopolitischen Sinne des Wortes identifizirt war und ist, und von diesem Augenblicke an war für mich wenigstens der Träger des Humanismus auf amerikanischem Boden gefunden.

Die drei Monate der Macht des Generals in Missouri waren rasch verflossen. Der letzte dieser Monate war für ihn schon nichts mehr, als eine Reihe der kleinlichsten Verfolgungen und Hemmnisse auf Tritt und Schritt, eine einzige fortgesetzte Perfidie und Chicane, die ihren Klimax in seiner im Angesicht des Feindes erfolgten Abberufung fand. War jener Zug der leisen Melancholie, von dem ich oben gesprochen, eine Vorahnung der schweren Prüfungen gewesen, die seinem männlichen Herzen bevorstanden? Waren es Wolken, die den Sturm deuteten, oder Wolken übrig geblieben von vergangenen, nicht minder schweren Lebensstürmen? Wer kann es sagen, wer will die Wechselwirkung ermessen, die zwischen Erlebnissen, Gedanken, Träumen, Ahnungen und dem physiognomischen Ausdruck, dem wechselvollen Spiegelbilde psychologischer Vorgänge, stattfindet? — Gefaßt im Unglück und mit demselben stillen Ernste, den er im Glück stets bewahrte, so trat uns der General auch jetzt entgegen, uns, den Bürgern von St. Louis, die wir ihm damals seine Heimkehr, womit ihn seine Feinde demüthigen wollten, zu einem Triumphzug, zu einer Ovation umgestalteten, wie sie kein Sieger jemals ergreifender gehabt. Mild und großmüthig wie immer, und mit dem ihm eigenen weichen Klang der Stimme, der mir noch heute in den Ohren tönt, sänftigte er damals die leidenschaftlichen Versicherungen der Ergebenheit, die ihm von Tausenden und aber Tausenden entgegengetragen wurden. Im spätnächtlichen Dunkel umwogte diesmal die Menge die Marmorfaçade des Hauptquartiers, und statt einer lachenden Augustsonne warfen flackernde Gaslampen und einzelne erleuchtete Fenster ihre grellen Streiflichter in die Novembernacht. Ein eigenthümlicher Contrast. Aber ganz so unvergeßlich, wie bei jenem ersten Erblicken im Sonnenschein, steht mir die Gestalt des Generals vor Augen, wie er im Feldanzuge, der blauen Blouse unter dem Uniformrock und mit hoch herauf gezogenen Stiefeln, sich wie in ruhiger Ergebung auf seinen Säbel stützte.

Er mochte vergangener Zeiten gedenken, der alte Pfadfinder, dem seine Erfolge im Leben bis jetzt noch niemals leicht gemacht worden waren, und der Alles seiner eigenen Kraft und Anstrengung zu verdanken hatte. Jugendlicher Leichtsinn hatte für ihn schon von dem Momente aufgehört, wo er in dessen Folge als Schüler einer südlichen Lehranstalt entlassen wurde, aber nur ging, um schon nach Jahresfrist als Lehrer der Mathematik wiederzukehren. Und ein tüchtiger Lehrer muß der junge Fremont gewesen sein, denn eigens für ihn und um seine Verwendung in der V. St. Marine zu ermöglichen, passirte s. Z. der Congreß ein Gesetz, das von der verlangten Vorbildung in den regulären Schulen absah. Die Zöpfe der Navy mögen damals eben so bedenklich gewackelt haben, wie sich später die regulären Westpointer gegen den Eindringling auflehnten, der statt mit den Armeeregulationen sich nur mit seinem Genius legitimiren konnte. Bei Leuten solchen

Schlages hatte die Anerkennung und Bewunderung der ganzen civilisirten Welt, die Fremont auf seinen kühnen Forschertouren folgte, wenig Werth, und selbst als seinen wissenschaftlichen Eroberungen die Eroberung Californiens mit Gewalt der Waffen folgte, die bekanntlich mehr Fremonts wie eines andern lebenden Mannes Werk ist, hatten die militärischen Mandarine jener Tage nichts anderes für ihn bereit, als Cassation. Die Kearneys und wie sie sonst noch hießen, die damaligen Blairs und Hallecks, konnten ihm allerdings nur seinen militärischen Rang, den eines Oberstlieutenants in der Armee, nehmen. Der Rang unter den großen, leitenden Geistern des Jahrhunderts, der Rang unter den wissenschaftlichen wie politischen Größen und unter den Männern und Führern des Volkes, wird zum Glück von einem andern und höhern Tribunal bestimmt, als dem kamaschenknopfzählenden Pedanten und engherzigen Zufalls-Präsidenten.

Per aspera ad astra! durch Nacht zum Licht! mochte es auch in jener Nacht tröstlich in jenem Manne wiedergeklungen haben, der für mich wenigstens ganz gewiß nicht darnach aussah, als ob er es jetzt aufgeben wolle, hohen Zielen nachzustreben. Nichts dergleichen stand für mich auf seinen Zügen geschrieben, und was diese gebräunten Wangen was das Sinnen dieser Stirn, was dieser Augen Adlerblick mir sagte, ließ sich sehr wohl als stahltreues, felsenfestes Ausdauern bei Planen und Ideen interpretiren, während kleinmüthiges Verzagen gar nicht in diesem Wörterbuche stand. Nein, der Stolz des freien Denkers wird für immer auf diesem edelgeformten Kopfe ruhen, und diese kleine, feine Hand wird energisches Zugreifen schwerlich verlernen. Hat sie sich doch einst kecken Griffs und zum dauernden, schönsten Lebensschmucke die Blume gepflückt, die ihren Hütern auch erst abgerungen werden mußte. Jessie Benton! Wo hätte es für den würdigen Mann ein würdigeres Weib gegeben?

Es liegt etwas Providentielles in den Lebensepochen des seltenen Mannes, dem wir (die geneigten Leser und ich) als gute Freunde heute wohl auch auf sonst nicht für die Welt bestimmten Pfaden folgen dürfen. Wenn es wie eine Fügung über seinen kühnen, oft abenteuerlichen Unternehmungen schwebt, so war er auch in seiner Wahl für's Leben wie von einer höhern Hand gelenkt. Jessie Benton ist nicht die erste Braut Fremont's, der in St. Louis frühere Huldigungen einer Dame darbrachte, die später einen andern Mann geheirathet, und in neuerer Zeit als heftige Secessionistin eine gewisse Notorietät erlangt hat. Wie vielleicht ganz anders würde sich der Lebensweg des Generals mit einer solchen Gefährtin gestaltet haben. Denn wäre auch die Stärke seiner politischen Ueberzeugungen von so einschmeichelnder Seite (ich kenne die Dame, sie ist meine Nachbarin) nicht beeinflußt worden, so liegt es doch auf der Hand, daß die Tochter Benton's, sie, auf der des Vaters Geist vorzugsweise ruhte, vor allen anderen berufen war, auf Fremont's Denk- und Handlungsweise mehr oder weniger maßgebend einzuwirken. Als Schwiegersohn des Mannes, für den die Herstellung einer Ueberlandverbindung mit der Pacificküste eine Lebensidee war, mußte er auch der natürliche Genosse und Erbe derselben Idee werden, die jetzt eben wieder unter seiner kühnen und energischen Hand rasche Schritte zur Ausführung macht. Und nicht minder mag

wohl seine Beziehung zu Benton die Blicke der jungen Partei, die im Jahr 1856 sich nach einem Führer umsah, ganz besonders auf ihn gelenkt haben, ihm so eine Stellung anweisend, worin er ein für allemal Gemeingut der Nation geworden ist, und ihrem Rufe zu folgen hat, mögen seine persönlichen Neigungen sein, welche sie wollen.

Nein, sie liegen sicher nicht in dieser Richtung, die Herzenswünsche des Mannes, dem ein idealer Hang zu eigenthümlich ist, als daß ein Bewegen in den sehr materiellen Sphären amerikanischer Professionspolitik nur Anziehendes und Befriedigendes für ihn haben könnte. Bei aller und so oft schon bewiesener Thatkraft einer träumerischen Natur, die es liebt, über Problemen zu brüten und zu grübeln, schließt er sich gegen profanes Zudringen scheu in sich selber ab. Im stolzen Bewußtsein noblen Strebens hat er für alles Gemeine vielleicht zu viel Verachtung, ich sage, vielleicht zu viel, weil seinem auf's Große gerichteten Blicke wohl Manches abgehen mag, das zu beachten mehr weltklug sein würde. Generös bis zum Exceß, ist er sicher nicht vor dem Mißbrauch geschützt, dem der berechnenden Schlauheit gegenüber jede adelige, vertrauensvolle Natur unterliegt. Ein hingebender Freund, aufopfernd und voll Uneigennützigkeit, ist er allerdings nicht der Mann, der seine eigenen Chancen besonders zu wahren verstände. Aber machen ihn diese Fehler, wenn es solche sind, nicht um so liebenswürdiger? Ich denke ja, und für mich liegt gerade in diesen Fehlern die verläßigste Bürgschaft, daß es keinen treuern Hüter einer großen Idee geben kann, als John C. Fremont.

Und große Ideen sind es fürwahr, die diese Nation jetzt zu hegen und zu hüten hat. Große Ideen, in deren Verwirklichung wir hier der Mitwelt ein leuchtendes Vorbild, der Nachwelt eine erhabene Hinterlassenschaft zu geben haben. Daß aus inneren und äußeren Gefahren — und hoch stehen schon die auf letztere zeigenden Sturmwolken am Horizont—unser Staatsschiff mit ungeknickten Masten und stolz flatternden Wimpeln hervorgehe, dazu bedarf es von den Steuerleuten des bewährtesten, des zuverlässigsten, des treuesten. Soll den Fremdgeborenen der Ruhm allein bleiben, daß sie ihn erkannt haben und bemüht gewesen sind, einer genialen und gewaltigen Hand das Steuer zu vertrauen, oder werden endlich auch die eingeborenen Söhne eines freien Landes mit freiem Blick die Spreu sondern lernen von dem Waizen?

Aus Europa.

Von

Karl Blind.

Die Vorzeichen neuer Ausbrüche in Europa mehren sich. Es rumort bald da, bald dort. Abwechselnd fühlt man ein leises Schwanken in Paris, eine dumpfe Unruhe in Italien, eine unheimliche Stille in Ungarn, ein anhaltendes Brausen

in Polen, eine Erschütterung in Schleswig-Holstein, eine stoßweise Bewegung in Deutschland. Wer lange, lange Jahre auf dem Kreidefelsen Albion's gesessen ist und unaufhörlich gewacht hat, der mag wohl ungeduldig werden über den unsichern, abspringenden Charakter der Bewegung; er mag es mit Recht bedauern, daß schon so oft die erwartete politische Explosion in dem Augenblicke, wo sie unvermeidlich schien, plötzlich nach verschiedenen Richtungen hin eine Ableitung fand; er mag es tadeln, daß die Minirer nicht geschickt genug waren, ihre Arbeiten in großartigem Styl zu combiniren, und daß, wenn man sie einander am nächsten glaubte, ihre Hammerschläge auf einmal verstummten. Aber im Großen und Ganzen bleibt die Thatsache feststehend, daß Europa wieder "en travail" ist, und daß ein „unerwartetes, großes Ereigniß," so zu sagen, beständig erwartet wird. Ein vierzehnjähriges Exil ist im Stande, den hoffnungsvollsten Optimisten von frohen Illusionen zu heilen. Auch heute noch wäre es thöricht, einen baldigen erfolgreichen Umschwung mit Sicherheit voraussagen zu wollen. Allein Optimist braucht man wahrhaftig nicht zu sein, um einzusehen, daß ein Zufall Europa's Zustände morgen von Grund aus verändern kann. Welches Erstaunen hat nicht die Welt erfaßt, als Garibaldi eines Tages, gleich einem normannischen Wikinger, auf eigene Hand dem König beider Sizilien die Krone streitig machte und mit zwei halb-lecken Schiffen und tausend Mann eine Macht angriff, die über ein Heer von nahezu 150,000 Mann und eine Kriegsflotte von 98 Schiffen mit 832 Feuerschlünden gebot? Garibaldi hat es gleichwohl durchgeführt, und nur dem Umstande, daß er von Natur wenig zur Schärfe des Parteimannes geneigt ist, muß man es zuschreiben, daß nicht damals schon, als er auf dem Gipfel des Einflusses stand, eine gewaltige Entscheidung zwischen Rom und Paris fiel.

Wie blickte die Welt nicht mit Verwunderung auf, als Garibaldi's zweiter Römerzug begann! Für eine unterlegene Sache werden die Weisen stets die Gründe des Unterliegens auffinden; nichts desto weniger bleibt es wahr, daß der Besitz großer Geldmittel (man hat Garibaldi solchen um jene Zeit fälschlich zugeschrieben) ohne allen Zweifel den Tag von Aspromonte verhindert hätte. Der Schreiber dieser Zeilen spricht nicht leichtweg aus Vermuthung: er ist von den Unternehmungen von 1860 und 1862 zum Voraus unterrichtet gewesen.—Wie wurden dann im Januar dieses Jahres plötzlich alle Begriffe von der Lage zwischen Rußland und Polen auf den Kopf gestellt, als die sarmatische Jugend den Guerillakrieg gegen eine der größten Militärmächte Europa's unternahm, als mitten im polizeibewachten Warschau eine Nationalregierung ihre Dekrete erließ und Gehorsam fand — eine Nationalregierung, die bis auf diese Stunde, d. h. in einem Zeitraum von elf Monaten, von allen geheimen Agenten des Czaren noch nicht entdeckt werden konnte, während Staatsmänner der alten Schule von Aerger darüber zittern, daß die Männer der „kosmopolitischen Revolution" im Ausland schon vor dem Ausbruch der polnischen Insurrection von den bevorstehenden Ereignissen unterrichtet waren.

Wie ist in den letzten Wochen durch den Tod des Königs von Dänemark plötzlich die schleswig-holsteinische Frage gleich einer Bombe hereinge-

platzt! Die Mehrzahl der deutschen Liberalen hat es freilich nicht unterlassen können, durch das praktisch sein sollende Aufstecken der Legitimitätsfahne die Sache zu verderben; und die Führer des preußischen Abgeordnetenhauses sind der verkehrten Strömung natürlich mit Enthusiasmus gefolgt. Abgeschmackt, verwerflich in jeder Beziehung ist diese Haltung der offiziellen Führer; doppelt verwerflich im Angesicht der innern Reaktion. Aber täuschen würde sich Derjenige, welcher in den Kundgebungen, die Deutschland gegenwärtig vom Fels bis zum Meer bewegen, eine tiefere, volksmäßige Strömung nicht zu entdecken vermöchte. Eine solche ist unzweifelhaft da; und eines Tages wird sie um so stärker hervorbrechen, je gewaltsamer sie heute durch die Regierungen von Oesterreich und Preußen niedergehalten ist.

Man konnte fürchten, nachdem Franz Joseph im August dieses Jahres plötzlich die deutsche Fahne ergriffen, daß die bis dahin ansteigende demokratische Bewegung wieder rückläufig werden würde. Charakteristisch für die Lage war es immerhin, daß der Monarch, dessen ersten Regierungsjahre durch dieselben Blutthaten bezeichnet waren, wie sie Wilhelm von Preußen als Kronprinz in Baden begangen;—derselbe Monarch, der das Concordat einst abgeschlossen, so unerwartet in Frankfurt auffuhr, um die Bundesverfassung für verrottet zu erklären, und unter Hinweisung auf die „im Stillen wirkende deutsche Revolution“ die Fürsten zu einer Reform an Haupt und Gliedern aufzufordern. Dieß Ereigniß ist an sich selbst ein merkwürdiges Symptom. Die Gefahr war allerdings vorhanden, daß der ruhewüthige Theil der Bevölkerung nun noch weiter verstärkt werden würde durch denjenigen Bruchtheil, dessen Freisinn stets leicht durch fürstliche Zugeständnisse befriedigt wird. Indessen wurde dieser Gefahr schon durch Bismark's Antwort auf die österreichischen Vorschläge die Spitze abgebrochen. Politischer Taugenichts, wie der preußische Premier einer ist, hat er—der absolutistische Sünder—sich nicht gescheut, dem wiener Hof damit ein Paroli zu biegen, daß er ein zukünftiges deutsches Parlament als preußische Gegenforderung an die Wand malte; natürlich mit dem schlauen Beisatz: es sei für den Augenblick gar nichts zu thun. So ist denn die Lage die, daß die Volkspartei auf der einen Seite einen deutschen Reichsrath („Delegirtenversammlung“) und auf der andern ein „aus direkten Volkswahlen hervorgegangenes deutsches Parlament“ als Regierungs-Programm vor sich hat. Es ist nicht schwer, einzusehen, daß bei dem ersten gegen die Regierungen gerichteten Stoß diese beiden Programme überschritten werden müssen, will anders die Volkspartei nicht hinter den Höfen selbst zurückbleiben. Insofern hat Franz Joseph's theatralische Auffahrt in der freien Reichsstadt, und König Wilhelm's, wenn gleich heuchlerische, Antwort zur Klärung der Lage viel beigetragen.

Die verrätherische, anti-nationale Haltung der beiden Dynastieen in der schleswig-holsteinischen Sache setzt sie nun abermals einem tiefen, ingrimmigen Hasse aus. Mit der Erklärung, das Londoner Protokoll müsse aufrecht erhalten, der König von Dänemark als Herrscher in Schleswig-Holstein und Lauenburg anerkannt werden, verliert Haus Habsburg glücklicherweise wieder die Frucht

seiner frankfurter Reform-Politik. Die politische Bewegung, die anfänglich von Nationalvereins wegen im Bette der sog. preußischen Hegemonie lief, und neuerdings kaiserlich österreichisch zu werden drohte, wird so durch das eigene Thun der Fürsten wieder in den Kanal der allgemeinen deutschen, volksmäßigen Bestrebungen zusammen geleitet. Bald wird auch der Verfassungs-Conflikt in Preußen sich wieder schärfer zuspitzen. Die Elemente für eine Explosion werden dadurch um so massenhafter zusammengehäuft werden. Bedenken wir nun, daß die Aktionspartei Italiens in diesem Augenblicke alle Kräfte anstrengt, um für nächstes Jahr wieder auf dem Plan zu sein, so wird man zugeben, daß wichtige Ereignisse innerhalb der Möglichkeit liegen.

Der Schlüssel der ganzen Lage ist allerdings in Paris. Paris, die Stadt, ist ihrer Gesinnung nach in der überwiegenden Majorität republikanisch; das Gleiche gilt von Lyon und einigen anderen Städten. Paris, die Festung, ist in den Händen Louis Napoleon's. Er wird bald sechsundfünfzig Jahre alt sein; das hastige Leben, das er geführt, hat seine tiefe Spuren bei ihm zurückgelassen; gleichwohl wäre es falsch, ihm jetzt schon einen bedeutenden Niedergang an Kraft zuschreiben zu wollen. Aber Alles hängt an seinem persönlichen Leben. Gegen den Angriff der Brutusse schützt ihn sein Stahlpanzer, den er nach der Aeußerung eines uns bekannten Mannes, der vor wenigen Wochen, eine Stunde lang mit ihm im Freien gesprochen, unzweifelhaft trägt. Der Panzer kann sich eines Tages als unzureichend erweisen. Auch andere Möglichkeiten sind vorhanden. Vielleicht tritt eine „Gesichtsrose" ein, die den Eisernen über Nacht dahinrafft. Er ist ein Mensch; Menschliches kann ihm passiren. Verschwindet seine Person, so fällt das Gebäude, das er errichtet, zusammen. Das Kaiserreich hat keine Wurzeln. Die Armee selbst, durch die er sich hält, würde beim Verschwinden Louis Napoleon's in Parteien auseinanderfallen. Die Offiziere sind meist orleanistisch oder republikanisch; einige wenige legitimistisch; gegen diejenigen hohen Würdenträger, die die Dezemberherrschaft gründen halfen, würde sich die Volkswuth richten. In dem Chaos, das so entstände, hätte das republikanische Paris freie Hand. Eine andere Frage ist, wie lange sich eine neue demokratische Regierungsform halten könnte. Zum großen Theil würde das von der raschen Demokratisirung, namentlich Deutschlands, abhängen. Wenn diese sich vollzöge, würde der chauvinistische Geist in Frankreich aus Mangel an Nahrungsstoff absterben; man könnte in Frankreich nicht mehr gegen die „Mächte des Nordens," gegen die „heilige Allianz," gegen die „ewigen Feinde Frankreichs" u. s. w. donnern; man würde einer starken Armee nicht mehr zu bedürfen glauben: und damit hätte das bürgerliche Element, im bessern Sinne des Wortes, gewonnen Spiel.

Doch das ist ein Zukunftsbild. Vorerst steht die Sache so, daß Louis Napoleon noch Frankreich ist, wenn auch Mexiko vielleicht anfängt, sein Spanien zu werden. Die Armee selbst haßt diesen mexikanischen Krieg. Die große Masse der französischen Bevölkerung ist dem Unternehmen abhold. Der Schauplatz des Krieges liegt dem Franzosen, der seit der Revolution und der Vernichtung der

französischen Flotte unter dem ersten Napoleon sehr anti-maritim geworden ist (was er früher weniger war), viel zu fern. Es ist ihm eine Geschichte d'outre-mer; ja, die Wiedererweckung des Glanzes der Montezuma'schen Krone ist ihm geradezu eine widerwärtige Geschichte d'outre-tombe. Der französische Soldat hat einen Abscheu vor der See. Er liebt die Feldzüge, von denen man schnell wieder lorbeergekrönt auf die Boulevards und in das heimische Dorf zurückkehren kann. Der politische Chauvin, der in Paris deklamirt, hat keinen Sinn für Colonialreiche; sein Lieblingsruf ist: "Aux frontieres!"—sein Ehrgeiz die „Wiedergewinnung des Rheines, den uns die schmachvollen Verträge von 1815 geraubt haben." Das französische Bürgerthum kommt mehr und mehr von der Gloirewuth und den Eroberungstendenzen zurück. So ziemlich alle Franzosen—mit Ausnahme Derer, die sich mit Jecker-Bonds die Taschen füllen möchten—verfluchen einen Krieg, der schon hunderte von Millionen verschlungen hat, wie Fould so eben öffentlich eingestanden. Dazu noch der Umstand, daß der mexikanische Krieg offenbar in der Absicht unternommen war, an der Zersprengung der Union mitzuwirken. Die Franzosen, die geborene Strategiker sind, haben das vom ersten Anfang an herausgefühlt. Nun ist aber die Sache der Union im Großen und Ganzen gewiß den Franzosen eine sympathische — wäre es auch nur, weil ihre politischen Traditionen sie darauf hinweisen, und weil das offizielle England so heftig gegen die Union herausgetreten ist.

So finden wir denn, wenn wir nochmals rasch die Lage in Europa überblicken, folgende Verhältnisse: In Italien unfertige Zustände, die den Keim gewaltsamer Entwicklungen in sich tragen. In Ungarn eine feindselige Stimmung, die nur dadurch von der Aktion abgehalten wird, daß die Regierung sich der unkultivirten rumänischen, kroatischen und anderer slavischen Stämme gegen den gebildeteren magyarischen bedient. In Polen hartnäckiger blutiger Kampf seit bald einem Jahr. Im skandinavischen Norden der größte Wirrwarr. In Preußen Feindschaft zwischen Krone und Volk; in ganz Deutschland ein dumpfes Hindrängen nach Einheit und Freiheit. In Frankreich eine Gewaltherrschaft, die in Paris, welches „das Herz und der Kopf Frankreichs" ist—mit einer dem herrschenden System nicht ergebenen, bis heute freilich scharf im Zügel gehaltenen Bevölkerung zu rechnen hat. Eigenthümlich ist dabei, wenn man die Vorgänge seit 1859 betrachtet, wie die Bewegung bisher geographisch einen vollkommenen Zirkel beschrieben hat. Das Anwachsen der demokratisch-unitarischen Partei in Italien fing um 1858 an, den Zerstörer der römischen Republik zu beunruhigen; gleichzeitig mahnte ihn der mißlungene Versuch Orsini's, sich zu beeilen, damit für sein Leben nicht weitere Gefahren entständen. So begann der italienische Krieg, dessen Programm * übrigens schon längst (in den ersten Tagen von 1852) festgesetzt worden war. Von Italien verbreitete sich die Bewegung über

* Am 10. Januar 1852, ein paar Wochen nach dem Staatsstreiche, erschien folgende merkwürdige Mittheilung eines offiziösen pariser Berichterstatters: „Bin ich recht unterrichtet, und ich habe alle Ursache, es zu glauben, so will Louis Napoleon wie im Innern, so auch nach Außen, eine thätige

Ungarn. Dort wurde ihr ein vorläufiges Ziel gesetzt, indem die östreichische Centralisationspolitik den Stachelring wallachischer, slovakischer und serbischer Halbnationalitäten tiefer in's Fleisch des magyarischen Kernes eintrieb. Von Ungarn zog sich die Bewegung nach Polen und theilweise bis in's moskowitische Gebiet hinein. Jetzt ist sie auf der cimbrischen Halbinsel angelangt, während mittlerweile in Preußen die Verfassungskrisis, und in Frankreich die republikanischen Wahlen in Paris, die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben. Es ist ein vollkommener Zirkel—leider vorerst noch ein vitiöser, insofern keine Freiheitsfrage in Europa gründlich gelöst werden kann, so lange Louis Napoleon als Central-Kreuzspinne im politischen Gewebe sitzt.

Das obige Citat mag beweisen, daß Louis Napoleon seine Plane von langer Hand anlegt. Die französischen Demokraten wollen das nicht Wort haben; sie werden leicht ärgerlich, wenn man dem Dezembermann eine staatsmännische Begabung zuschreibt. Sie vergessen, daß, wenn man ihm solche abspricht, ihre eigene Niederlage und fortgesetzte Fernhaltung von der Leitung der Landesangelegenheiten um so auffälliger erscheinen müßte. Die Franzosen verstehen Louis Napoleon nicht; darin liegt wohl ein guter Theil des Geheimnisses seiner Herrschaft über sie. Durch Abkunft, Temperament, Erziehung und früheres Leben combinirt er in sich sehr verschiedenartige Elemente, die dem französischen Charakter alle mehr oder weniger fremd sind. Andererseits hat er den französischen Charakter wieder gründlich genug studirt — man möchte sagen, wie an einem corpus vile anatomische Untersuchungen gemacht, um sich desselben zu seinen Zwecken mit Nutzen bedienen zu können. Einsames Nachdenken im Gefängniß und im Exil, und dabei ein durch Nichts zu erschütternder Glaube an seine Bestimmung, wie es in den "Idees Napoleoniennes" überall durchleuchtet, haben diesen Menschen befähigt, sich ein System der Beherrschung Anderer zusammen-

---

Politik an die Stelle der jetzt bloß negativen treten lassen. Für eine solche thätige und kühne Politik, meint Louis Napoleon, wäre Lord Palmerston allein ein bereitwilliger Bundesgenosse. Der Präsident will nämlich zur Lösung der orientalischen Frage drängen, — dabei auf Englands Seite stehen, — sodann dessen Beistand in Italien, wo er im Bunde mit Piemont gegen Oestreich einschreiten will, in Anspruch nehmen. Die Republik (Frankreich) soll durch Savoyen und Nizza vergrößert, Sardinien dafür durch Parma, Piacenza, Guastalla, Modena und Lucca entschädigt, und zur Ausführung des Planes — gegen Oestreichs Einsprache — kein Krieg gescheut werden, England aber dafür sorgen, daß der italienische Krieg nicht zu einem europäischen ausarte."

Hier haben wir den russischen Krieg—die englisch-französische Allianz—den italienischen Krieg—das Bündniß Louis Napoleons mit Sardinien—die Vergrößerung Frankreichs durch Savoyen und Nizza—die Machtvermehrung Piemont's—die englische Neutralität—und die Lokalisirung des Krieges, Wort für Wort vorausgesagt. Und zwar Alles in der Ordnung, in der es erfolgte.

zuzimmern, dessen Erfolg jedenfalls nicht zu läugnen ist. Die Franzosen, die ihn hassen, aber unterschätzen, sagen: er habe gesiegt durch seine Dummheit, durch sein stockiges, weder nach Rechts noch nach Links umblickendes Fortgehen zwischen zwei Scheuledern, durch seine lederne Zähigkeit, die man in Frankreich die Geduld des „dreifach geschlagenen Esels“ nennt. Diese Ansicht hat einen Kern von Wahrheit. Die Gemeinheit, mit welcher Louis Napoleon auf die verächtlichsten Seiten der menschlichen Natur spekulirt, ist andererseits ein Hauptelement seines Erfolges. Im Auslande, sich unter der schlimmsten Sorte von Spielern und Schwindlern umhertreibend, hat er von ihnen Manches abgelernt, was er dann politisch verwandte. Das Studium der Correspondenz-Hinterlassenschaft des ersten Napoleon, der mehr gemeine Züge an sich trug, als gewöhnlich angenommen wird, hat ihm in vieler Hinsicht auch den Weg gezeigt. So namentlich in Bezug auf das systematische abwechselnde Spielen mit der Revolutions- und der Ordnungs-Idee, durch welches alle Parteien zugleich in Hoffnung und in Furcht erhalten, gewissermaßen künstlich entnervt werden. Diejenigen, welche Louis Napoleon's politische Fähigkeiten ungehörig verkleinern, weisen gewöhnlich auf die Unternehmungen von Straßburg und Boulogne hin. Das waren freilich krasse, in ihrer Anlage stark lächerliche Stücke; und ihr Finale ging geradezu durch die Haltung des Helden in's Absurde aus. Kinglake, in seiner „Geschichte des Krimkrieges,“ hat gewiß richtig hervorgehoben, daß Louis Napoleon, im entscheidenden Augenblick der Gefahr, des animalischen Muthes entbehrt, daß er wie träumerisch in der realen Welt dasteht—daß Andere dann die Geschichte für ihn durchreißen müssen. Aber man muß auch nicht außer Acht lassen, daß er sich unter Louis Philipp's Regierung gegen eine Gesellschaft in Scene zu setzen suchte, deren ganzer Bau eigentlich ihm kaum irgendwelchen Anhaltspunkt bot. Er hat sich damals lächerlich gemacht.

Er hat sich, als es ihm an den Kragen ging, feig benommen. Aber Muth war es immerhin, daß er sich überhaupt in das Unternehmen, und zwar zweimal, stürzte. Muth war es, daß er den Staatsstreich complottirte, obwohl die Umgebung ihn schließlich durchführen mußte. Muth war es, daß er den russischen, den italienischen, den mexikanischen Krieg anzettelte, wenn gleich die Lage so war, daß er sich dazu getrieben fühlte. Bei Anderen ist diese treibende Nothwendigkeit wohl auch oft vorhanden; sie erwarten aber fatalistisch, was geschehen wird—sie ergreifen nicht selbst die Initiative. In der Initiative liegt Louis Napoleon's Stärke. Selbst die scheinbar so hirnlosen Versuche von Straßburg und Boulogne haben ihm genützt, haben im Grunde seine spätere Rolle erst möglich gemacht. Diese Stücke waren nicht auf die gebildete Welt, sie waren auf jene große Bauernmasse berechnet, die noch bei der Präsidentschaftswahl von 1848 glaubte, der Candidat Napoleon sei der Alte im grauen Röcklein, den man fälschlicherweise todt gesagt. In diese große, des Lesens meist unkundige Masse sind die Einzelheiten von Louis Napoleon's Unternehmungen kaum je gedrungen. Sie erfuhr nur, daß er mit Waffengewalt versucht habe, den Thron des „großen Oheims“ wiederzugewinnen, und daß er in diesem heroischen Zug unterlegen sei. Ein solches Bild machte ihn

interessant. Man darf nach seinem Charakter annehmen, daß er als geschickter Spieler und Komödiant darauf gerechnet habe.

Es ist in den „Idees Napoleoniennes" viel hohles Pathos und crudes Zeug; aber es liegen darin auch schon die Regierungsprinzipien klar angegeben, die ihm zur Macht verholfen, und mit denen er sich darin erhält. Planloses Handeln kann nur Der ihm zuschreiben, der selbst alles Blickes für politische Psychologie ermangelt. Scheusal mag man den Mörder zweier Republiken, der in diesem Augenblick auf transatlantischem Boden die dritte zu erwürgen sucht, nennen. Als eine abnorme Spätgeburt, die eigentlich in die Zeit der schlechtesten italienischen Despotieen des Mittelalters gehört, mag man ihn charakterisiren; aber nützen wird man der Sache der Freiheit nicht, wenn man die, sei es auch noch so gemeine, Kunstfertigkeit läugnet, mit der er nun seit fünfzehn Jahren alle politischen Verhältnisse durcheinanderrührt, jeden Standpunkt verschiebt, das Wahre mit dem Falschen in einer Weise verquickt, daß alle Parteien desorientirt werden, und diese allgemeine Unsicherheit zur eigenen Befestigung benützt.

Es ist ein tiefer Plan auch in der mexikanischen Unternehmung. Als der Staatsbau der amerikanischen Union zu wanken begann, beeilte sich Louis Napoleon, die spanisch-englisch-französische Allianz zusammenzuleimen, und zwar, indem er zuerst ganz im Stillen vermittelst Spaniens operirte. Er schob, wie häufig, Andere vor. Er weiß zu warten, bis der Ruhm, und damit auch die Verantwortlichkeit für eine Sache, im Lauf der Dinge ihm zufällt. Seine Einfädelung war so geschickt, daß Spanien und England im Blaubuch als die ersten Anreger erscheinen. Er selbst hat den mittel-amerikanischen Angelegenheiten von jeher große Aufmerksamkeit geschenkt; seine Beschäftigung mit dem Panama-Projekt in der vor-achtundvierziger Zeit ist bekannt. Sein Brief an General Forey, in welchem Anfang dieses Jahres er als den Zweck des Krieges darstellte, die „lateinische Race" auf amerikanischem Boden wieder emporzubringen, und der Ueberfluthung durch die Angelsachsen entgegenzuwirken, ist mehr als ein in der Verlegenheit geblasener Trompetenstoß gewesen. Natürlich ist ihm der Zug gegen Mexiko auch ein Mittel, die Taschen seiner Mitverschworenen vom Dezember, der edlen Nimmersatte und Saufause, zu füllen. Alle seine Unternehmungen tragen diesen Stempel der Gemeinheit, der persönlichen Gier. Aber der tiefere politische Zweck darf nicht übersehen werden. Wir haben oben ein Citat gegeben, das darauf hinweist, wie schon im Januar 1852 das Programm des russischen und italienischen Krieges in allen seinen Einzelheiten fix und fertig war. Wir könnten hinzufügen, daß in einem demokratischen Kreise Londons bereits im November und Dezember 1858 — vor der berüchtigten Neujahrsanrede an Hrn. von Hübner — der Verlauf des zu erwartenden Krieges bekannt war: die Zeit wenn er ausbrechen, die Art, wie er geführt werde, ja daß der Friedensschluß am Mincio erfolgen würde. Es wird vielleicht Manchem neu sein, daß ein ähnliches, von langer Hand her angelegtes bonapartistisches Programm in Bezug auf Amerika existirt. Es erschien im Anfang der fünfziger Jahre. Die Monarchisirung von Nord- und Mittel-Amerika

war darin befürwortet. „Patterson" war als ein Mann der Zukunft bezeichnet. Die ganze Reklame las sich entsetzlich abenteuerlich und naupengeheuerlich; aber am Ende nicht abenteuerlicher, als wenn damals angekündigt worden wäre, der Erzherzog Max von Oestreich werde von Louis Napoleon als Kandidat für den Kaiserthron Montezuma's designirt werden. So viel steht fest: von Frühe an hat der gegenwärtige Beherrscher Frankreichs sein Auge auf Amerika gerichtet: und mag es nun gekommen sein, wie es will, da sehen wir seine Truppen in Mexiko, die monarchisch-kaiserliche Fahne einhertragend, und von lateinischer Ragenherrschaft gegenüber der „angelsächsischen" Republik schwärmend.

Earl Russell gesteht heute ein, daß die Mehrheit der englischen Nation [nicht der im Parlament vertretenen, sondern die numerische Majorität des Volkes] der Sache des Nordens zuneige. Aber es hat eine Zeit gegeben, wo Russell den Satz ausarbeitete: Der Norden kämpfe für Herrschaft, der Süden für Unabhängigkeit, und wo Gladstone sein Sprüchlein fabrizirte: „Jeff. Davis habe eine Nation geschaffen." In jenen Blüthezeiten der sezessionsfreundlichen Gesinnung des offiziellen England schmeichelte sich der Dezembermann mit der Hoffnung, er werde England zur Offensive gegen die Union fortreißen können. Es unterliegt keinem Zweifel: der Zug gegen Mexiko sollte den Alliirten einen Stützpunkt bieten, von dem aus sie den Conföderirten, an deren Sieg der größere Theil in Europa glaubte, Unterstützung bringen könnten, um schließlich bei der Vertheilung der Beute anwesend zu sein. Man erwartete einen allgemeinen Zusammensturz jenseits des Oceans; da mußten Frankreich und England bei der Hand sein. Mancherlei Nebengründe mögen mitgewirkt haben: der Wunsch, die Blockade zu brechen, oder Baumwolle auch auf dem Landweg nach Mexiko und von da an die Küste zu führen, u. dgl. m. Aber ein großer politischer Zweck war der leitende, obwohl nicht klar ausgesprochene Gedanke. Wenn man bedenkt, daß schon im ersten Blaubuch, auf den Schlußseiten, die Kandidatur des Erzherzogs Max, die damals nur erst in den Zeitungen spukte, schon von Earl Russell eventuell angenommen wurde, so hat man einen genügenden Anhaltspunkt, um die damalige Lage zu beurtheilen. Daß Russell noch diplomatische Floskeln um den eigentlichen politischen Zweck herumspann, begreift jeder, der die englische parlamentarische Praxis kennt. Jeder auswärtige Minister Englands, weiß, daß er schließlich die von ihm geschriebenen Depeschen vorlegen muß. Er richtet sie daher von Vornherein so ein, daß sie vorgelegt werden können — daß sie ihn im äußersten Nothfall auch dann noch decken, wenn die Sachen schief gehen. Die Uebung herrscht im „Foreign Office" neben den amtlichen Depeschen, die später in's Blaubuch [häufig auch da nur im Auszug] kommen, noch Privatbriefe zu schreiben, die gewöhnlich das Wichtigste enthalten. Russell schreibt solche Privatbriefe in Masse; selbst Palmerston, der zwar nicht Minister des Auswärtigen ist, pfuscht ihm stark in's Handwerk. Unendlich Wichtigeres mag in den diplomatischen Privatbriefen über Mexiko gestanden haben, als das Blaubuch mittheilt. Daß aber selbst im Blaubuch zu so früher Zeit die Kaiser-Ernennung des Erzherzogs Max von Russell beifällig angenommen wurde [natürlich

unter der Supposition der Volksabstimmung] zeigt, wie weit die spanisch-englisch-französische Verschwörung gediehen war.

England's Staatsmänner sind über die Kraftentfaltung des Nordens stutzig geworden. Sie haben auch mit Staunen gesehen, wie die arbeitenden Klassen ihres eigenen Landes nicht einen Augenblick, trotz des furchtbarsten Elendes, in ihrer Sympathie für die Union gewankt haben. Das hat hier zu Denken gegeben. Am Ende liebt man in England das napoleonische Regime nicht gerade. Die Königin hat die napoleonische Allianz stets als eine Fessel gefühlt. Russell's Natur neigt nicht zur bonapartischen Anschauung und Manier. Nur Palmerston war von Anfang an bereit, mit Louis Napoleon zusammenzuspielen. Diese Stellung der Königin, Russel's und Palmerston's hat sich auch in den letzten Wochen wieder in der Congreßfrage gezeigt. Russell — das kann mit Bestimmtheit versichert werden — hatte seine Entlassung angeboten. Das Aufgeben der Beschickung des Congresses ist die Bedingung seines Bleibens gewesen. Palmerston, unter der Last der über ihm hängenden Ehebruchsklage etwas gebeugt, konnte nicht wagen, ohne Russell voranzugehen; Russell's Austritt wäre unter jetzigen Umständen wahrscheinlich gleichbedeutend gewesen mit dem Sturz des Premiers.

Doch dieß ist eine Abschweifung. Als Englands Staatsmänner sahen, wie die arbeitenden Klassen ihres Landes unweigerlich zum Unionsbanner standen, während die materielle Noth furchtbar stieg, kam ihnen ohne Zweifel der Gedanke, was da werden würde, wenn man mit Louis Napoleon weiter in Amerika vorangehen, die amerikanische Republik dadurch auf's Direkteste bedrohen, und so den Zorn einer aufgeregten hungernden Menge in England herausfordern würde. Daß eine englische Interventionspolitik in Amerika zu Unruhen auf britischem Boden geführt hätte, darf mit Bestimmtheit behauptet werden. Der Abfall von der französischen Allianz in Mexiko wird dadurch um so verständlicher, zumal wenn man erwägt, daß die Festigkeit, die der Norden nach den schlimmsten Schlägen zeigte, der Regierung ohnedies imponirte.

So hat denn Louis Napoleon in Mexiko allein vorangehen müssen; und Alles in Allem genommen, muß man gestehen, daß er erkleckliche Fortschritte gemacht hat, so viel ihm auch noch zu thun übrig bleibt. An die Ver. Staaten tritt die Frage nun immer näher heran, ob sie warten wollen, bis er seine Herrschaft in Mexiko befestigt hat, um ihn dann, unter ungünstigeren Bedingungen, und in einem direkten Kampf zu Land und zur See anzugreifen, oder ob sie es nicht für besser halten, die Entwicklung der Dinge in Europa im revolutionären, also in einem ihren eigenen Einrichtungen verwandten Sinne zu befördern, und so die Fremdherrschaft in Mexiko durch eine Unterminirung der Basis, auf welcher der Napoleonismus ruht, stürzen zu helfen? Die Anknüpfungspunkte in Europa sind da. Heute könnte die Union ein Großes für europäische Freiheit thun und dabei ihre eigene Zukunft sichern.

London, im Dezember 1863.

Louis Bonaparte. *

Vom Herausgeber.

Der letzte Vertreter der uckermärkschen Granden, die letzte und beste Carrikatur des Junkerthums, der berühmte Junker Bismark, erlaubte sich vor einiger Zeit, von „catilinarischen Existenzen“ zu sprechen. Es war auf keinem lieu d'aisance, wo er, vernagelt wie gewöhnlich, sich in Selbstgesprächen erging, sondern, wenn wir nicht irren, en pleine Assemblee, in dem sogenannten preußischen Parlamente, dem er dadurch die zu ihrer Zeit einer gewissen Berühmtheit genießenden „Bassermann'schen Gestalten“ wieder vor das ängstliche Bourgeois-Gewissen zaubern wollte. Der edle Junker bedachte vielleicht nicht, daß es auch in hohen Regionen „catilinarische Existenzen“ geben kann, daß überhaupt Catilina ein „Gentleman“ von sehr guter Geburt—nur, wie Junker Bismark, etwas stark verschuldet—war und daß ohne den politischen Parvenu und Achselträger Cicero, der in der letzten Stunde noch aus allen Ecken den nöthigen Muth zusammen suchte, Roms Geschick vielleicht eine andere Wendung genommen haben würde.—Auch wir möchten heute von einer „catilinarischen Existenz“ reden, welcher der uckermärkische Junker so oft seine Reverenz erzeigte und die, nach unserer Ansicht, an jenem Rubikon angekommen ist, an welchem ein Zurückweichen den eigenen Untergang, ein Ueberschreiten einen Weltbrand bedeutet.—Wir meinen die düsterste und doch—gestehen wir es uns—großartigste Gestalt der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts—Louis Bonaparte.

Wir Menschenkinder gewöhnlichen Schlages, die wir von unseren Vätern die nicht mehr ungewöhnlichen Namen Müller, Meier, Schulze, Schmidt, Schneider und wie sie alle heißen mögen, erben, haben eben Nichts geerbt, als eine Benennung, ein Abzeichen auf der allgemeinen Uniform, das uns in dem zahllosen Haufen erkennbar machen soll. Ein Jeder von uns trägt allerdings, wie der französische Soldat, den Marschallsstab in seinem Tornister und es ist unsere eigene Sache, entweder mit dem Strome der Menge in die ewige Vergessenheit zu fluthen oder, schaumsprützend, einen bemerkbaren Wirbel auf dem Ocean der Menschheit zu bilden. Allein uns quält kein nagendes Gefühl aus der Vergangenheit, keine eingebildeten Pflichten ketten uns an den Staub längst Vermoderter, wir stehen auf eigenen Füßen, und bedeuten nur das, was wir wirklich werth sind. Anders ist es mit Menschen, die einen sogenannten Namen erben. Von dem kleinsten hinterpommerschen Junker, der, wie Herr von Bismark, mit Stolz der Zeit gedenkt, wo seine Ahnen „im Herzen getragen die Treu und auf dem Hintern ein Wappen,“ wenn auch Treue und Wappen seitdem zuweilen die Stellen gewechselt, bis zum Erben der Plantagenets und Hohenzollern, giebt es keinen jener Namenerben, der nicht glaube, daß ihn sein Name zu irgend Etwas nicht bloß berechtige,

* Obige kleine Skizze war bereits im Satze, ehe die treffliche Arbeit von Blind eintraf.

sondern auch verpflichte. Um wie viel mehr muß dies der Fall sein mit dem Erben eines großen, aber unglücklichen Namens, der durch eine gewaltige Katastrophe verdunkelt und gewissermaßen geächtet, in dem Träger nur das brennende Gefühl des einstigen Glanzes und der jetzigen Erniedrigung zurückläßt. An den Stufen des Thrones geboren und in zarter Kindheit in die Verbannung gestoßen, nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt der nächste Erbe der glorreichen napoleonischen Tradition, verdankt Louis Bonaparte, neben seiner unleugbaren geistigen Befähigung, sein Glück dem unwandelbaren Vertrauen auf seinen Namen, das ihn nie verließ und ihn endlich auf den Thron führte. Wenn wir an den Mord der französischen Republik denken, den er kalten Blutes beging, so möchten wir mit dem Dichter ausrufen: sein Name nur entschuldigt—doch nein! wir irren uns ja—für diese That giebt es ja auch keine Absolution — „sein Name nur erklärt uns sein Verbrechen!"

Wir sprachen im Eingange dieses Artikels von „catilinarischen Existenzen." Louis Bonaparte ist unzweifelhaft eine solche. Nur in Zeiten, wo alte sociale Formen anfangen flüssig zu werden und nach neuen Gestaltungen ringen, treten solche düstere Figuren auf die Bühne der Geschichte. In den Ver. Staaten wäre eine solche Erscheinung, selbst in dem fürchterlichen Bürgerkrieg, der uns umtobt, durchaus nicht schreckhaft, sondern einfach lächerlich. Wir befinden uns freilich noch in der aufsteigenden Linie zur politischen Machtentfaltung; das alte Europa nähert sich schon mehr den Zeiten des bas empire. Und doch ist es keine frische belebende Kraft, die in Louis Bonaparte die alte Welt zu verjüngen sucht; er ist kein Alarich oder Chlodwig, der, an der Spitze eines kräftigen Naturvolkes, eine altgewordene Civilisation mit neuen Elementen zu durchdringen vermag. Was Sulla mit der absterbenden römischen Oligarchie versuchte, versucht Louis Bonaparte, gleich seinem Vorbilde Julius Cäsar, mit dem demokratischen Absolutismus—er galvanisirt nach Kräften und wir sehen mitten im 19. Jahrhundert das sonderbare Schauspiel einer Machtentfaltung, der jede reelle Basis fehlt. Trotz seiner genialen Auffassung seiner eingebildeten Aufgabe begeht er doch nur ein historisches Plagiat. Leo der Isaurier, Basilius Makedo und verschiedene andere Byzantiner versuchten dasselbe mit demselben temporären Erfolg und konnten doch das Verhängniß nicht aufhalten. Louis Bonaparte mag für eine Zeitlang den Fortschritt der reinen Demokratie, die nur allein Europa regeneriren kann, hemmen, allein bewußt oder unbewußt steht er in ihrem Dienste und durch die Königsdämmerung unserer Tage bahnt er ihr den Weg zur einstigen Weltherrschaft.

Das ist es, was viele seiner erbitterten Gegner immer noch nicht einsehen wollen. Einer der scharfblickendsten Vertreter der alten Richtung—Leo in Halle—hat es schon vor Jahren ausgesprochen, als er ihn den „Hecht im Karpfenteich" nannte.— So lange unsere guten Deutschen ihre weltbefreienden Revolutionen nur in den abstrakten Regionen der Philosophie durchfechten, so lange sie sich scheuen, die Bismark'sche „Eisen- und Blut"-Politik auf deutschem Boden in die Praxis gegen ihre Dränger zu übersetzen, so lange sie den Kampf nicht wagen wollen, der in Amerika eine große Republik von den letzten Schlacken reinigt,—so lange wird

Louis Bonaparte der „Hecht im Karpfenteiche" sein, dem sie noch den kümmerlichen Rest ihrer Freiheiten verdanken, welchen jeder Duodez-Despotismus ihnen so gerne rauben möchte. Freilich versteht Bonaparte die Freiheit anders, als die europäische Demokratie dieselbe versteht. Ihm ist sie eine neue Art Christenthum, das sich gegen die alte Ordnung der Dinge auflehnt; er möchte ihr Constantin werden, in „ihrem Zeichen siegen," um sie sich nachher dienstbar zu machen und die Familie Bonaparte an die Spitze der neu gegründeten Hierarchie zu bringen. Hören wir ihn selbst in seinen: "Idees Napoleoniennes."

„Die Freiheit wird dieselbe Bahn, wie die christliche Religion durchlaufen. — Als todtbringende Waffe für die alte römische Gesellschaft, hat das Christenthum während langer Zeit die Furcht und den Haß der Völker angeregt; dann, nach vielen Märtyrern und Verfolgungen, ist die christliche Religion in die Seelen und in die Herzen gedrungen; bald standen ihr Heere und Könige zu Gebote; Constantin und Carl der Große führten sie siegend durch Europa. Dann legte die Religion ihre kriegerischen Waffen nieder; („das Kaiserreich ist der Friede"— natürlich!) sie enthüllte vor aller Augen die Grundsätze der Ordnung und des Friedens, die sie enthielt und wurde das neugestaltende Element der Gesellschaften, der Stützpunkt selbst der Macht. — So wird es mit der Freiheit geschehen. Sie hat schon dieselben Phasen durchlaufen."

Der moderne Bonapartismus hat in mehr als einer Beziehung eine bedeutende Aehnlichkeit mit der alten griechischen Tyrannis. Er versteht es, sich den Bedürfnissen des Volkes und der Zeit anzupassen und anzuschmiegen. Er möchte, wenn „die Welt nach Freiheit dürstet," sie mit Freiheit tränken, natürlich mit Freiheit nach seiner Façon. Eine abnorme Erscheinung den alten feudalen Dynastien gegenüber, von denen er nur die Monarchie und die Erblichkeit in sein System aufnimmt, versucht er es, durch Eingehen auf die Bedürfnisse der Zeit seinen Ursprung und den blutigen Weg zum Throne vergessen zu machen. Trotzdem Louis Bonaparte ein Leben Caesars schreibt, spielt er in der letzten Zeit wieder mehr die Rolle des Peisistratos; er hat seine Schlacht von Pharsalos noch nicht geschlagen und—gewonnen. Die Allgewalt des römischen Imperators, der den Erdkreis bezwungen zu seinen Füßen sah, fehlt ihm; er hat mit anderen Elementen zu rechnen, wie einst der vergötterte Julius. Seine Auffassung von Caesar's Wirken und Charakter basirt auf der meisterhaften Schilderung des römischen Dictators von Mommsen; allein auch der deutsche Gelehrte lehnt sich gegen den unverschämten Versuch auf, den Bonapartismus als Erben und Testamentsvollstrecker Caesars hinzustellen und dem großen Römer gegenüber den zweiten Dromio zu spielen. Der deutsche Professor ertheilt Herrn Louis Bonaparte, dem Kaiser der Franzosen, in der zweiten Auflage seines berühmten Geschichtswerks folgenden derben Nasenstüber:

„Wohl aber wird es gerade hier am Orte sein das, was der Geschichtsschreiber stillschweigend überall voraussetzt, einmal ausdrücklich zu fordern und Einspruch zu thun gegen die der Einfalt und der Perfidie gemeinschaftliche Sitte, geschichtliches Lob und geschichtlichen Tadel von den gegebenen Verhältnissen ab-

gelöst als allgemein gültige Phrase zu verbrauchen, in diesem Falle das Urtheil über Caesar in ein Urtheil über den sogenannten Caesarianismus umzudeuten. Freilich soll die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte die Lehrmeisterin des laufenden sein; aber nicht in dem gemeinen Sinne, als könne man die Conjuncturen der Gegenwart in den Berichten über die Vergangenheit nur einfach wieder aufblättern und aus denselben der politischen Diagnose und Receptirkunst die Symptome und Specifica zusammenlesen; sondern sie ist lehrhaft einzig insofern, als die Beobachtung der älteren Culturen die organischen Bedingungen der Civilisation überhaupt, die überall gleichen Grundkräfte und die überall verschiedene Zusammensetzung derselben offenbart und statt zum gedankenlosen Nachahmen vielmehr zum selbstständigen Nachschöpfen anleitet und begeistert. In diesem Sinne ist die Geschichte Caesars und des römischen Caesarenthums, bei aller unübertroffenen Großheit des Werkmeisters, bei aller geschichtlichen Nothwendigkeit des Werkes, wahrlich eine bittrere Kritik der modernen Autokratie, als eines Menschen Hand sie zu schreiben vermag. Nach dem gleichen Naturgesetz, weshalb der geringste Organismus unendlich mehr ist als die kunstvollste Maschine ist auch jede noch so mangelhafte Verfassung, die der freien Selbstbestimmung einer Mehrzahl von Bürgern Spielraum läßt, unendlich mehr als der genialste und humanste Absolutismus; denn jene ist der Entwickelung fähig, also lebendig, dieser ist was er ist, also todt."

Ja wohl, eine noch so mangelhafte Verfassung ist der Entwicklung fähig und selbst der humanste Absolutismus ist todt und unfruchtbar; seinem Schooße entsprossen keine Blüthen, die auf die Dauer fruchtbringend für die Menschheit werden. Louis Bonaparte scheint an dem Punkte angekommen zu sein, wo er diese bittere Erfahrung zu machen hat. Zehn Jahre eines genialen kaiserlichen Despotismus haben seine Dynastie in Frankreich nicht befestigen können; er steht einsam auf seiner Höhe und sein geistiges Auge kann in der Zukunft keine lange Reihe von Kaisern nach ihm erspähen. Von den Fürsten Europas, die ihn stets nur als Usurpator betrachteten, gefürchtet und von Herzen gehaßt, kann sein Coquettiren mit der Demokratie seinem sinkenden Stern keinen neuen Glanz mehr verleihen. Er war, wie er sich selbst vor Jahren ausdrückte, den Fürsten der willkommene Pompier, der einen drohenden Palastbrand erstickte, den man aber nicht in die goldenen Hallen als ebenbürtig zuläßt. Die Demokratie hat den 2. Dezember noch nicht vergessen; sie nimmt seine demokratischen Maßregeln schweigend an, allein sie schließt kein Bündniß mit ihm. Und wenn nichts Anderes im Wege stände, es giebt ein Wort, das für ewig einen Abgrund zwischen ihm und der demokratischen Partei gegraben hat und dieses Wort heißt — Cayenne. Als Vernichter der Legitimitätstheorie in Europa mag die Demokratie seine Dienste annehmen, allein sie befolgt darin nur das Beispiel der Fürsten, welche sich seiner Hülfe gegen die sogenannte Anarchie bedienten. Auch das Volk hat einen Adel, den Adel der Menschenwürde und auch beim Volke ist Louis Bonaparte nicht hoffähig. Auf unserm Schreibtische liegen die prächtig gedruckten „Werke Napoleons III." voll hochtönender Phrasen, eine klingende und singende Apologie

des Absolutismus, die Sirenentöne eines kaiserlichen Vogelfängers; daneben liegt eine kleine vergilbte Broschüre aus unsern Flüchtlingsjahren, „der 13. Juni" von Ledru-Rollin, das einfache Wort eines Verbannten, das länger dauern wird, als die bändereichen Werke eines Kaisers, das noch nicht erschienene Leben Caesars mit eingeschlossen, — denn es ist ein wahres Wort und die Zeit wird kommen, wo das Volk von der Wahrheit durchdrungen sein wird.

Die Lebensaufgabe Bonapartes ist die Vernichtung der Wiener Verträge. Die damals in Wien aufgepflanzte Fahne der Legitimität flattert zwar nur noch in Fetzen über Europa, allein sie ist noch nicht ganz zerrissen. Formell ist das Verbannungsdekret gegen die Familie Bonaparte noch nie zurückgenommen worden. Gedrängt von seinem Volke, das mit Unwillen und Unbehagen das Blut seiner Söhne im fernen Mexiko fließen sieht, in welchem die traditionelle Begeisterung für Polen, die sich auch auf die Armee erstreckt, wieder in hellen Flammen lodert; — auf der andern Seite wieder gebunden durch sein Bündniß mit der Kirche, die nie ohne das heftigste Anathema Rom in den Händen des „ritterlichen Königs" sehen wird, möchte er gern einen Schritt vorwärts thun, ohne sich zu überstürzen und sein genialer Geist proponirt dem gesammten Europa einen neuen europäischen Congreß. Großartig wie immer in seinen Conceptionen, behauptet er, es gäbe Zeiten, wie beim westfälischen Frieden und beim Wiener Congreß, wo das Schicksal der Nationen durch neue dauernde Verträge wieder festzustellen sei. Der kühle praktische Engländer Earl Russell sagt ihm in seiner Antwort, daß die Verhältnisse jetzt etwas anders liegen, wie 1648 und 1815. Damals gab es Sieger und Besiegte, sowie Territorien als Beute zu vertheilen; jetzt kommen nach langem Frieden die Mächte als Gleichberechtigte zusammen und keine ist willens, einen Fußbreit Land abzutreten. Aus einer Erörterung der italienischen, polnischen, dänisch-deutschen und moldo-wallachischen Frage kann, nach Russells richtiger Ansicht, kein endgültiges Arrangement, sondern nur der Krieg resultiren. Rußland, wie zum Hohne, verspricht, sich die Idee des Congresses zu überlegen, — sobald Polen wieder unterworfen sei. — Preußen und Oestreich verhalten sich abwartend. Die Idee des Congresses ist deshalb als gescheitert zu betrachten.

Was nun? Wird Louis Bonaparte seinem großen Vorbilde folgen, den Rubicon überschreiten und sein jacta est alea! über die Welt erschallen lassen? Es giebt kaum noch eine Rückzugslinie für ihn. Sein brütender Geist, der die Welt schon so oft überrascht hat, mag vielleicht noch einen andern Ausweg finden, obschon ihm dies, bei der jetzigen Stimmung des französischen Volkes, schwer fallen mag. Auch scheint ein endliches Losschlagen fast in seinem Interesse zu liegen. Das Frühjahr muß die Entscheidung bringen.

Eine erbärmliche Rolle spielt leider wie gewöhnlich unser gutes deutsches Volk, das so eben wieder „Schleswig-Holstein meerumschlungen" singt und sich für die legitimen Ansprüche des Augustenburger Gardeoffiziers begeistert. Wenn Männer wie Waldeck und Jacoby es noch für nöthig halten, sich auf den Standpunkt der „Erbansprüche" zu stellen, so ist, trotzdem der alte Rückert wieder zur Leier greift, trotzdem die Turner sich zur Ergreifung der Waffen „vorbereiten"

sollen, noch an keinen Volkskrieg für Schleswig-Holstein zu denken. Freund Blind in London bemüht sich zwar mit redlichem Eifer, dem deutschen Michel die Schlafmütze in Brand zu setzen, allein es ist ein schwieriges und undankbares Unternehmen. Schon Heine hat es uns gesagt: es steckt zu viel „Gedankenschweiß" darin.

Für Deutschland muß, wie schon Herwegh vor zwanzig Jahren richtig voraussagte, der Anstoß wieder von außen kommen und wir werden, im Falle eines europäischen Krieges, wenn auch unser Herz nicht bei den französischen Fahnen ist, doch den modernen Constantin auf seinen Zügen, wie damals im italienischen Kriege, mit gespanntem Interesse begleiten. Aus dem tobenden Chaos muß doch zuletzt ein freies Deutschland hervorgehen, das keinen Louis Bonaparte zu fürchten hat, und an keltische Eroberungen auf germanischem Boden glauben wir nicht mehr.

Unser Urtheil über Lincoln.

> Daß alles Schöne muß vergehen,
> Und auch das Herrlichste verwehen,
> Die Klage stets auf Erden klingt;
> Doch Todtes noch lebendig wähnen,
> Verwirrt das Weltgeschick und bringt
> Das tiefste Leid, die herbsten Thränen.
>
> Lenau.

Die Characteristik Lincolns im ersten Hefte unserer Monatsschrift hat, wie sich dies erwarten ließ, von Seiten der Presse eine sehr verschiedene Beurtheilung gefunden. Wenn der von uns eingenommene Standpunkt von bewährten Patrioten, wie Theodor Olshausen, vollständig gebilligt wird, so fehlt es doch auch nicht an Stimmen mancher, von uns hochgeschätzten Freunde, die, theils brieflich, theils in der Presse, sich, wenn auch zum großen Theile, doch bei Weitem nicht ganz mit unserer scharfen Kritik einverstanden erklären.—Seit unser Artikel gedruckt wurde, erschien die, von einem großen Theile der Presse mit so überschwänglichem Lobe überschüttete Jahresbotschaft des Präsidenten. Wenn wir sagen, daß weder die Botschaft, noch die abweichende Meinung mancher unserer Freunde, auch nur im Geringsten unsere Meinung über Lincoln verändern konnten, so werden wir diesen Standpunkt zu beweisen haben und wir gedenken dies in aller Kürze zu thun.

Tief im Charakter des Angelsachsen liegt nicht nur ein fast unzerstörbarer Sinn für Gesetzlichkeit, sondern auch eine fast unverrückbare Achtung für die

Formen, in welchen das Gesetz sich bewegt. Wer, von dem Tage von Runnymede an, seine Freiheit so theuer erkaufen und so hartnäckig vertheidigen mußte, wie der angelsächsische Stamm, wer sich so sehr genöthigt sah, sie mit schützenden Formen zu umgeben, ja sie gewissermaßen in diese Formen zu bergen, der wird nicht leicht diese Aeußerlichkeiten, und achte er sie auch nur als den „Hausrath seiner Ahnen," willkürlich verletzen. Es ist dieser Zug im Charakter der England und Amerika erobernden Angelsachsen, wie in dem des in der Heimath seßhaft gebliebenen Deutschen, ein eigenthümlicher, ein der ganzen Rage gemeinsamer, sie von dem beweglicheren keltisch-romanischen Stamme absondernd, und doch ein Zug, auf welchem die endliche Entwicklung der Freiheit, wie sie das Völkerleben zu durchdringen und endgültig zu organisiren hat, beruht.

Wir verkennen dies durchans nicht, aber wir müssen warnen vor einer übertriebenen Formen-Anbetung. Die Einwürfe, welche gegen unsern Lincoln-Artikel gemacht wurden, waren meist, daß wir uns die durch den gewaltigen Krieg hervorgerufenen Zustände zu sehr als revolutionär dächten, daß wir Lincoln's Bestreben, den Uebergang von einem Systeme zum andern auf constitutionellem (!) Wege vorzubereiten, verkännten, daß unsere Kritik nach seiner Botschaft, zu spät komme und daß auch in der Supreme-Court der Ver. Staaten, welcher Lincoln die endliche Entscheidung überläßt, „die Freiheit zu tagen anfange und ihre erste Morgenröthe dicht auf der Ferse des sterbenden Roger B. Taney erscheine."

Unsere Antwort auf diese verschiedenen Einwürfe ist einfach und in aller Kürze diese:

Es ist ein Unglück für die Völker, wenn sie in großen nationalen Krisen, wo sie eine neue Bahn zu gehen haben und das Unbekannte vor ihnen liegt, sich ängstlich an die alten Formen klammern und da noch Leben zu finden wähnen, wo längst das Leben entflohen ist. Das englische Volk, das im siebenzehnten Jahrhundert Jahre lang unter Lord Essex den Krieg gegen den König im „Namen des Königs und des Parlamentes" führte, konnte doch dem 30. Januar 1649 nicht entgehen und grade die entsetzliche Verlängerung des Krieges richtete den Henkerblock vor Whitehall auf. Wenn das amerikanische Volk, nach den Blutbädern von Gettysburg und Chicamauga, noch immer den Traum des Gesetzstaates festhält, so wird es seinen Irrthum vielleicht schwer zu büßen haben. Wir wollen hier nicht noch an das alte inter arma silent leges erinnern und weitläufige Commentare darüber schreiben; die Thatsache ist da und ihr haben wir zu begegnen.

Was ist die Emancipations-Proclamation? Nach unserer Ansicht eine revolutionäre Maßregel, erlassen vom Präsidenten ohne Zustimmung des Congresses und in der Constitution nicht begründet, wenigstens von den Gründern nicht vorgesehen. Diese Proclamation soll jetzt nachträglich dem Ober-Bundesgericht zur Sanction oder Verwerfung vorgelegt werden. Wir wollen den Fall annehmen, kraft der Proclamation seien—was leider noch nicht der Fall—sämmtliche Sklaven befreit worden und es gefiele dem Oberbundesgerichte—was immer

im Bereiche der Möglichkeit liegt—die Proclamation zu annulliren? Würde eine solche Verwerfung des Aktenstückes die vier Millionen Neger wieder in die Sklaverei zurückwerfen können? Wäre dies möglich, so war Lincoln's Emancipations-Act der schneidendste Hohn auf die Freiheits-Bestrebungen des neunzehnten Jahrhunderts, ja ein Verbrechen an der unterdrückten Race, sie war ein grausamer Scherz — und in Sachen der Freiheit soll man keinen Scherz treiben; sie muß zu mühsam errungen werden. Wenn also das Oberbundesgericht praktisch durch irgend eine Entscheidung den Lauf der Ereignisse nicht aufhalten kann, weßhalb demselben dann die entgültige Entscheidung überlassen? Um den Formen einer doch schon mehr als einmal verletzten Constitution zu genügen? Um den höchsten Richtern des Landes eine Gelegenheit zu geben, aus politischen Meinungsrücksichten, vielleicht gegen ihr juristisches Gewissen, eine revolutionäre Maßregel zu sanctioniren? Oder geschieht es bloß, um einen Conflict herbeizuführen?

Dieser Conflict könnte leicht eintreten. Ob Taney inzwischen stirbt oder nicht —und er scheint noch nicht an's Sterben zu denken, Ben Wade hat, wie Lincoln meint, unter Buchanan zu kräftig für ihn gebetet—ob die Majorität der Richter für oder gegen die Proclamation ist, das macht wenig aus. Die Verweisung der Entscheidung an das Oberbundesgericht macht das Schicksal und die Zukunft der Nation von der ungewissen Majorität eines Häufleins sterblicher Männer abhängig, die im besten und günstigsten Falle ihr Gewissen mit dem Opium des "salus populi" zur Ruhe zu bringen haben.

Wir sind nun einmal in revolutionären Zeiten äußerst mißtrauisch, da das Volk zu leicht betrogen wird. Von Natur zum Ernste geneigt, haben die drei letzten Jahre uns noch ernster gemacht. Unsere Gedanken waren stets bei unsern tapferen Kriegern, die Schatten so vieler gefallenen Freunde scheinen uns oft zu umschweben; wir glauben, von ihnen eine Verpflichtung geerbt zu haben; sie dachten, als sie ins Grab sanken:

„Hoch zwar ist der Preis, doch ächt auch ist die Waare"

und wir glauben, daß es die Pflicht jedes Patrioten ist, darüber zu wachen, daß die Waare auch ächt ist. Das Leben eines Menschen ist etwas Kostbares, Heiliges; der Tod fürs Vaterland sollte nie umsonst gestorben werden.

Wir erblicken in der Verweisung der Proclamation an das Oberbundesgericht eine Gefahr für die Freiheit. Es ist die Hinterthür, die Lincoln sich offen ließ, die Clausel, die er sich vorbehielt, um sein juristisches Gewissen zu beschwichtigen. Wer weiß, ob nicht auch noch eine andere Absicht dabei war! Die Reconstruktionsfrage steht auf der Tagesordnung; wir wissen, daß es Lincoln gleichgültig ist, ob er die Union durch Abschaffung oder Beibehaltung der Sklaverei rettet; ihm geht, wie 1848 in Deutschland so Vielen, die Einheit über die Freiheit, und wenn das Oberbundesgericht auch die Folgen der Proclamation da nicht mehr abwenden kann, wo dieselbe in Kraft trat: es kann ihre Wirkungen da verhindern, wo sie noch nicht hingedrungen und die regenerirte Union kann das Schauspiel eines halbgereinigten Staatswesens bieten, in welchem ein alter Keim zu neuen Verwicklungen zurück geblieben ist.

Man wird uns natürlich einwenden: das sind Hirngespinnste. Die ganze Administrationspresse hat die Sklaverei bereits begraben und singt ihr das jubelnde Requiem. Wir können diese Ansicht nicht theilen; wir sind, wie gesagt, mißtrauisch in Sachen der Freiheit. Wenn die Sklaverei wirklich todt ist, so geht es uns, wie der Martha im Faust — wie möchten gern den Todtenschein sehen. Wer will es wagen, ihn auszustellen so lange die letzte Entscheidung in den Händen unserer höchsten Landesrichter ruht?

Es hat uns unangenehm berührt, daß so viele deutsche Zeitungen sich seit dem Erscheinen der Botschaft so unbedingt für Lincoln aussprechen. Wir schreiben diese Erscheinung zum großen Theil der freudigen Enttäuschung zu, als man sah, daß Lincoln fest bei seiner Emanzipationspolitik stehen blieb. Man scheint also fast eher das Gegentheil erwartet zu haben. Wie haben wir, nach dem ersten Erlaß der Proclamation, dem 1. Januar 1863 entgegen gezittert in der bangen Erwartung, o b er die Proclamation auch ausführen werde! Ist es denn ein so übermäßig großes Verdienst, wenn Lincoln an dem schon befreiten Sklaven n i c h t zum Verräther wird, wenn er als ehrlicher Mann sein feierlich gegebenes Wort auch einlößt? Muß er gerade deshalb, weil er das negative Verdienst hat, k e i n Verräther zu sein, durchaus zum Präsidenten der Ver. Staaten wiedergewählt werden? Giebt es gar keine andere würdigere Männer mehr, die sich besser für die Stellung eignen? Man wirft ein, es sei nicht rathsam, in so bewegter Zeit einen a n d e r n Präsidenten zu wählen. Wie? unser Volk, das mit nie gesehenem Muthe die furchtbarste Rebellion bezwang, sollte sich f ü r c h t e n, einen A n d e r n, als Lincoln auf den Präsidentenstuhl zu erheben? Wir erblicken in solchen unbedachten Ausdrücken sehr bedenkliche Keime monarchischer Tendenzen und legen in dieser frühen Stunde von vornherein unseren bescheidenen Protest gegen eine solche Ansicht nieder.

Und wodurch hat Lincoln sich denn speziell um die Deutschen verdient gemacht, daß ihm die Liebe und Zuneigung derselben in so hohem Maße gebühre? Hat er vielleicht unsere braven deutschen Soldaten und Offiziere so sehr bevorzugt und ausgezeichnet, daß er dieserhalb unsern besondern Dank verdient? Ist die Behandlung schon vergessen, die sich Sigel von seinem Halleck gefallen lassen mußte? Tragen Osterhaus und Willich den längst schon so ruhmvoll verdienten zweiten Stern? Haben Mersy und Hecker das Generalspatent erhalten? So weit unsere unbedeutende Person in Betracht kommt, müssen wir offen bekennen, daß wir in unserer Brust kein Gefühl besonderer Dankbarkeit finden können.

Ein uns befreundeter Kritiker im „Chicago Telegraph" meint in seiner Kritik unseres Lincoln-Artikels, es verletze das Billigkeitsgefühl, wenn wir Lincoln vorwerfen, daß er in der Zeit der größten Nationaltrauer vom Schauspieler Hackett den Fallstaff habe sehen wollen. Es ist dies eine delicate Sache, über die wir viel sagen könnten und wenig sagen mögen, da wir die menschlichen Schwächen und Fehler des Präsidenten nicht gern unserer Kritik unterwerfen möchten. Es thut uns leid, wenn Manchem jener Ausdruck zu hart erscheinen sollte, allein wir können denselben nicht zurücknehmen. Ob Herr Lincoln sich in seiner hohen Stel-

lung stets mit dem richtigen Takte benommen, wollen wir der Beurtheilung des Leser's überlassen. Uns hat seine unverwüstliche „story“ Laune in Mitten der größten nationalen Bedrängnisse, mehr als einmal, wenn nicht das Billigkeits-, doch jedenfalls das Zartgefühl verletzt.

Der Kritiker meint ferner, Lincoln müsse vor der Nomination bekämpft werden, da Seymour oder einem Andern gegenüber die Deutschen doch für Lincoln stimmen müßten. Wir sind eben daran Lincoln vor der Nomination zu bekämpfen und wünschen nur, daß die einflußreiche deutsche Tagespresse den Kampf ebenfalls aufnehmen möge. Es ist eben dieses Muß, das uns eine weitverzweigte Verbindung von politischen Drahtziehern wieder, wie 1860, über den Hals werfen will. Was zu thun ist, wenn es ihnen gelingen sollte, wollen wir heute nicht erörtern. Die Zeit zur Besprechung dieser Frage wird kommen. Wir behalten uns in dieser Beziehung einstweilen die berühmte Bismark'sche „freie Hand“ vor.

Wir haben unsere Ansicht offen ausgesprochen. Wir gleichen nicht Herrn Lorenz Brentano in Chicago, der im August 1862 eine ihm zur Unterschrift präsentirte Petition an Lincoln, um Erlassung eines Emancipations-Acts, mit den Worten zurückwies, „er halte es unter seiner Würde noch an einen solchen „Kerl“ zu petitioniren.“ Das gräßlich-schöne Lied, welches Herr Brentano jetzt nach der bekannten Melodie „Hinz, des Murners Schwiegervater, schlug den Takt erbärmlich schön,“ jenem selben „Kerl“ singt, ist dem Publikum im Westen genugsam bekannt. Wir sind unserer Ueberzeugung treu geblieben.

Wir wollen Niemanden schlechte Motive unterschieben, das „suaviter in modo“ wird stets unser Motto bleiben. Sollte es aber in der deutschen Presse Leute geben, die aus Interesse solche verfälschte Tränke für das Publikum brauen, so mögen die Herren sich doch des Wortes Lenau's erinnern, „daß am Boden der Retorte sehr leicht als Caput Mortuum die Ehre sitzen bleiben kann.“

Gedichte von Victor Precht.

Schleswig-Holstein.

Du bist wie eine versunkene Stadt
Auf tiefem Meeresgrunde;
Wo einst die schöne gestanden hat,
Man weiß es noch zur Stunde.

Du bist der Nibelungenhort,
Den Siegfried kosend verschenkte,
Und den in den Rhein am dunklen Ort
Der tückische Hagen versenkte.

Du bist Gudrun, die getreue Maid,
Geraubt vom Heimatlande,
Für die der Helden viel im Streit
Fielen am Wulpensande;

Die wäschen ging im harten Gries
Der Königin Gewande,
In Treuen trug, was man sie hieß,
Und ungebeugt die Schande.

Dein Name—ein hallender Klagelaut—
Wer kann das Leid ermessen!
Du wardst, wie eine verlassene Braut,
Verrathen und vergessen.

Wanderschwäne.

An des Mississippi Strande
Nistet manche deutsche Brut—
Schwäne, die vom Heimatlande
Nach des Frühlings kurzen Tagen
Ueber's weite Meer verschlagen
Deutscher Winterstürme Wuth.

Wunderherrlich war zu schauen
Jenes letzten Frühlings Pracht,
Der in allen deutschen Gauen
Unter'm Ros'- und Veilchenflore
Auch der Freiheit Tricolore
Wunderblum an's Licht gebracht.

Eine Braut, mit ihren Farben
Stand Germania geschmückt;
Doch ob Volk und Fürsten warben:
Nicht mit angsterpreßten Schwüren,
Noch durch wilde Glut zu rühren,
Hat sie Niemanden beglückt.

Und aus ihren goldnen Locken
Riß sie zürnend ihren Kranz,
Gab ihn preis den Winterflocken
Und die holden Blüten starben—
O du Farbe aller Farben,
Wann erneust du deinen Glanz?

Auf des Mississippi Wellen
Wird es still, — der Tag entflieht:
Deutschen Sanges Töne schwellen
Himmelan durch Waldes Räume, —
Deutscher Hoffnungen und Träume,
Deutscher Freiheit Schwanenlied.

Protesilaos. *

Mythus.

Protesilaos war's, den unausweichbar
Traf der Trojaner erster Speer,
Ein blühend Opfer für der Griechen Heer.
Und zögernd—Sterblichen schon unerreichbar —
Hob sich sein Schatten von Sigeum's Rand,
Laodamien fernhin zugewandt,
Die händeringend dort am Ufer stand.

„Und war's verhängt—und beugt der finst're Spruch,
Der jäh des Helden Laufbahn endet,
Euch selbst, ihr Götter, doch vermögt ihr hold
Ein Weh' zu lindern, das ihr nicht gewollt!
Und du Cythere, die Du ihn mir gabst—
Wie Du mit Wonne alle Wesen labst—
Erfuhrst Du's bittrer als der Treue Bruch
Sei's, ohne Lebewohl so scheiden müssen:
O, bei Adonis' neubeseelten Küssen,
Laß, wie er mein war, einmal ihn erscheinen!
Drei Stunden süßen Wahns—so sei's genug—
Und stärke mich, den Todten zu beweinen!"

Die Gottheit fühlt mit ihrem Schmerz Erbarmen....
An Hermes' Hand dem dunklen Reich entrückt,
Erwacht der Halbgott in der Gattin Armen.
In göttlich-menschlicher Gefühle Tausch
Umfängt mildthätig sie der Sinne Rausch,
Traumgleich verscheuchend, was die Herzen drückt.

* Aus einem Cyclus von Dichtungen: „Aus jenem Leben."

Der Morgen graut. Ein Schatten, licht und hehr,
Entweicht der Held auf Nimmerwiederkehr....
Sie starrt ihm nach—entsetzliches Erwachen!
Von jenem Anhauch schon durchschauert,
Den kein Erschaffenes überdauert—
Vor ihrer Seele sein erstarrend Bild—
Auf Meeresöde gebannt ihr Lebensnachen.

Da, mächtig wie ein Rettungssegel schwillt
Des Herzens überirdisch Drängen.
Der Seufzer schmilzt zu himmlisch reinen Klängen....
Ein Lächeln löst der Glieder Jugendfülle....
Aus der zurückgesunkenen Hülle
Entwichen, sucht den Genius die Seele,
Dem sie hinfort unendlich sich vermähle.

Lieder eines Auswanderers.

Aus einem größeren Cyklus von Ed. Dorsch.

III.

Am Achensee, wenn es begann zu nachten
Und kaum die Fluth mein stilles Träumen störte,
Da war's, daß mich die Wanderlust bethörte,
Und nach dem Ocean ging all mein Trachten.

Das weite Meer, belastet mit den Frachten
Der Welt, von dem ich stets erzählen hörte,
Selbst wollt' ich's schaun, wenn es sich wild empörte,
Und wenn es still und nur die Sterne wachten.

Jetzt steh' ich dran, die Fluth leckt mir die Füße,
Und draußen weit seh' ich die Wimpel wallen,
Und dennoch schick' ich heimwärts meine Grüße.

Ob nun die Wasser steigen oder fallen,
Mir ist's, als ob ich heimwärts kehren müsse,
Zum Alpensee und zu den Freunden allen.



IV.

Steig' manchmal ich hinunter in Gedanken,
Tief, tief hinunter unter diese Fluthen,
Wo, ferne von des Tagsgestirnes Gluthen,
Der Fisch die Flossen rührt, die silberblanken:

Dann denk' ich derer, die da niedersanken,
Die auf dem bunten Bett von Muscheln ruhten,
Um nach der Seeschlacht stille zu verbluten
Im Schatten riesiger Korallenranken.

Ich denke derer, die aus fernen Zonen
Errung'ne Schätze heimwärts flüchten wollten,
Den Mächten trauend, die da unten wohnen.

Ich seh', wie drob die Meeresgötter grollten,
Wie all' die reichbelad'nen Gallionen
Zerschmettert nieder in den Abgrund rollten.

V.

Die Nacht war hell, der Mond schien in die Wellen,
Wie flüssig Gold sah'n ringsum wir es wogen,
Ja selbst die Furche, die das Schiff gezogen,
Gleich einem Feuerstrom sah man sie schwellen.

Vorn an dem Bugspriet saßen drei Gesellen
Und schauten fröhlich auf zum Himmelsbogen
Und in das Meer; und die Gedanken flogen
Dem Schiffe weit voran, dem flügelschnellen.

Doch als am Morgen wir noch schlummertrunken,
Da fehlte einer von den drei Genossen,
Er ist des Nachts wohl in die Fluth gesunken.

Kein Blümchen wird auf seinem Grabe sprossen,
Die Sonne nur streut drüber lichte Funken,
Vom Meere wird's mit Perlen übergossen.



Prolog,

zur Eröffnung der neuen Turn-Halle in Chicago,

gesprochen von Frau Albertine Kenkel,

(31. December 1863.)

Vom Herausgeber.

Lasset dahinten
Fern auf des Lebens
Staubigem Markte
Was Euch bedrängt in des Tages Gebraus.
Feste des Geistes
Würdig zu feiern:
Tretet gesammelt,
Tretet geläutert ins prangende Haus!

Ueber die blühenden Fluren,
Durch die Thäler des Landes,
Durch der Berge klaffende Schluchten
Schreitet eisern einher das Verhängniß.
Hoch über des Schlachtfelds
Wallendem Rauche,
Unerreichbar, unnahbar thronend,
Waltet die ernste, die Schicksalsgöttin,
Wäget gerecht in klingender Wage
Ein gewaltiges Völkerschicksal.

Wir aber, fern von dem Donner der Wahlstatt,
Pflegen daheim noch die Künste des Friedens,
Holen das Erz aus dem tiefsten Schacht, —
Winden des Steinbruchs Quadern nach oben;
Munter erklingen die Aexte im Takte
Tief in des Urwaldes dämm'riger Nacht.
Rüstige Hände, sie zieh'n an's Gestade
Balken, aus Eichen der Vorzeit gefällt,
Die einst des rothen Mannes Pfade
Friedlich umrauscht in des Waldes Welt.

Und von des Schiffes hochbordigem Decke
Hell noch erklingt des Matrosen Lied,
Wenn in die hohlen, die bergenden Räume,
Von des Ufers besandeten Hügeln,
Er nun die Schätze des Waldes zieht.
Lustig im Winde des Morgens flattern
Die aus dem Aether des Himmels entflammten,
Die von der Morgenröthe der Freiheit
Ewig gebenedeieten Farben.
Bläs't in die schwellenden Segel die Brise,
Pflügt durch die Wellen, die klaren, der Kiel,
Bis in des sicheren Hafens Frieden
Findet der Schiffer das winkende Ziel.
Und durch der Städte geräumige Straßen
Wälzet sich brausend das Leben einher,
Es knarren die Achsen, es traben die Rosse:
Ein Wirbeln und Dröhnen, ein wogendes Meer!
Es glühen die Essen, es dampfen die Schlote,
Viel nervige Arme, sie bau'n im Verein;
Von unten schüttert, unheimlicher Bote,
Der Dampf, der gefesselte Riese, darein.
Es wachsen die Städte, es dehnt sich das Weichbild
Mit tausend Armen hinaus in die Flur.
Ein rastloses Jagen, ein ewiges Treiben,
Als rase im Fieber der Puls der Natur!
Ein Wirken und Weben, ein Stürmen und Ringen,
Auf Märkten und Straßen ein Jeder ein Held,
Als sollte das Alte in Trümmer nun sinken,
Als gält es neu zu schaffen die Welt!

Wendet die Blicke
    Weg von dem Schauspiel!
Nicht in des Marktes
    Lautem Gedränge
Prägt sich für Völker das Zeichen der Ehre.
    Denket der Todten!
    Turner! gedenket
    Wackerer Herzen
    Freudigen Opfers,
Die einst mit Euch sich geschwungen im Reigen!

    Durch die grauen Nebel des Abends,
Weit, weit über Ströme und Berge,

Fern, fern von der Heimath,
Seht Ihr sie schimmern, die schmucklosen Kreuze
Einsamer Gräber, vom Mondlicht umstrahlt?
Nicht Vater-, nicht Mutterauge
Konnte weinen die Thräne des Abschieds
Auf ihre erkaltende Stirne,
Doch weinend beugte sich über sie
Die Göttin der Freiheit.

Ihrer gedenket beim festlichen Mahle,
Ihrer gedenket im springenden Reigen
Als Eures Bundes edelste Zier!
Wie in der Griechen farbendurchglühter,
Prangender Halle des Vaterlands Retter
Fanden des Bildnisses ehrende Stelle,
Setzet das Denkmal den Tapferen hier!
Daß noch die Jugend, die strebende, schaue
Züge der Todten, der würdigen Söhne
Freien Landes, wofür sie gestorben,
Und sich nacheifernd würdig beweise.
Nimmer vergesset die Todestreue,
Nimmer vergesset den Heldenlauf,
Und wenn zurück einst kehren die Trümmer,
Narbengefurchte, tapfere Krieger:
Ueber den Bildern der glücklichen Todten,
Hängt die zerschossene Fahne dann auf!

Prangende Halle
Also geweihet,
Durch der Gefallenen ehrend Vermächtniß,
Immer durchwehe,
Kräftigend, stärkend,
Dich der Menschenwürde Bewußtsein!

Denn in dem Volke, dem vielgeprüften,
Das sich noch einmal erkämpfte den Preis,
Das, um der Väter Erbe zu hüten,
Schlachten geschlagen, wie keine so heiß!
Das aus dem Kampfe im Schatten des Todes
Blutgetaufet zum Leben ersteht,
Zu dessen Häupten, im Hauche der Zukunft,
Wieder die Fahne der Freiheit weht;
Das sich durch und empor gerungen,
Das die letzte Kette nun brach,

Auf des Jahrhunderts Höhe nun stehet,
Abgewischt nun die letzte Schmach,
In diesem Volke, das neugeboren,
Aufrecht steht, in der Hand noch das Schwert,
Turner! auch Ihr—Euren Todten dankt es!
Habt eine Stelle vor allen werth;
Turnerleben und Turnerfahrten,
Bald, wenn der Friede sich senket auf's Land,
Anders weht um die Namen die Deutung,
Da sie mit Turnerschlachten verwandt.
Wahret die Ehre, die theuer errung'ne,
Bluterkauft an der Kämpfer Grab,
Nimmer sinke zum Rohen, Gemeinen,
Deutsches Turnerstreben hinab.
Plänkler des deutschen Geistes, des tiefen,
Vorhut der Freiheit, so steht vor der Welt!
Wo eine Wahrheit empor strebt zum Lichte
Grüßt sie zuerst auf des Kampfes Feld;
Wo aus der Scheide der Freiheit Degen
Blitzt in die Dränger, ein flammender Keil,
Wo sich entfesselt die Völker bewegen,
Und sich die Kräfte, die mächtigen, regen,
Donn're zuerst Euer altes „Gut Heil!"

Also geweihet
Rage die Halle
Männlichen Wollens leuchtender Denkstein.
Wie sie im Sturme
Dem wilden entstanden,
Der umtos'te den Baum der Freiheit:
So mög' auf dem Giebel, dem ragenden, lesen
Noch der Wand'rer, der spätgebor'ne:
Im Sturm errichtet, im Sturme geweihet,
Doch in dem Glauben, dem ewig wahren,
Immer ein Tempel des deutschen Geistes,
Der einst vollbringet die Weltbefreiung!

Aus

Hanns von Katzensingen

und

seine Frau Tante, geb. F. v. K.

Naturwüchsiges Helden = Gedicht

von

Reinhold Solger.*

Es sind bekanntlich die von Katzensingen,
Gutkernaltpreußisch seit dem alten Fritz,
Wenn nicht besonders licht in andern Dingen,
So doch in Namen reich an „Witz" und „Blitz,"
Die alle jährlich frische Fähndrich's bringen,
Umkränzend ihres Königs Herrscherſitz
Wie — um mich hier homerisch auszudrücken —
Die Borste ziert des Erimanthiers Rücken.

Hanns hatte mit der Muttermilch daher
Schon eingesogen krieg'rische Talente;
Er zählte bald euch an den Fingern her
Den Kommandör von jedem Regimente.
„Mit Leib und Seele wird er Militär,
„Der Junge! Sternkreuzhagelsappermente,
„Verfluchter Schockschwernothmillionenhund!"
Rief oft sein Vater zärtlich schmunzelnd, und

Hob ihn empor, und küßt' ihn, tief gerührt.
Zwar, Mutter wünschte mehr, er möcht' studiren:
„Was, so ein Federfuchser? He! Marschirt
„Mich mit das Zeug! — Das sollt' mich konveniren!"
Schrie dann der biedre Mann. „Dekorrampirt
„Mich nicht den Hanns; er soll mich kommandiren;
„Hanns, willst was lernen?" „„Näh!"" „Na, sieh en Mal,
„Frau: sagt' ich's nicht? Da steckt ein General!"

* Der Verfasser verlangt von uns, die obige „Jugendarbeit" bei dem Publikum mit einer Art Entschuldigung einzuführen. Wir müssen dies ablehnen und wir hoffen, das Publikum wird unserer Ansicht sein, daß keine Entschuldigung nöthig ist. Die gelungene Beschreibung eines altpreußischen Junkers spricht für sich selbst und die Schilderung der ersten Liebe halten wir für eine der schönsten Perlen der modernen deutschen Lyrik.

Als Hanns demnach das zwölfte Jahr erreicht,
Erschien der Tag, den er ersehnt so lange;
Die Mutter, bang, von Thränen ganz erweicht,
Mehr als ihr Stand erlaubt, küßt' ihm die Wange:
Doch unserm Hannsen war's im Herzen leicht,
Ihn rief mit ahnungsvollem Zauberklange
Das mächtige Gefühl, das uns von Haus
Ins ungewisse Weite treibt hinaus.

Du armer Hanns! von einem Käfig 'raus
Flogst du in ein Gefängniß ein mit Mauern;
Du armer Hanns! in ein Kadettenhaus:
Decorum est pro patria — versauern.
Die Arme streckt der bunte Moloch aus
Und macht das Land um seine Kinder trauern,
Tränirt, noch eh' sie von sich selber wissen,
Ein Götzenbild für's Vaterland zu küssen.

Indessen, Hanns war Philosoph genug,
Nicht Krieg mit der Nothwendigkeit zu führen,
Und, wenn sein Muth ihn 'mal ins Weite trug,
S'giebt Mittel, solch ein Bürschchen zu kuriren
Von allem Geist, und hätt' er deß genug,
Um selbst — 'nen Deutschen hinter's Licht zu führen,
Was, wie man weiß, so äußerst schwierig ist,
Daß es sogar — Sr. Majestät dem Hochseligen König gelang, der doch aufrichtig gestanden, das Pulver nicht erfunden hatte.

Virtus negata tentat iter via —
„Ein braver Kerl geht auf verbot'nen Wegen"
Und giebt zuweilen Poesie, wie d i e da,
Frei, wie die Preuß'sche Presse! und verwegen
Traktirend, wie das Bayrische Genie da,
Wenn nicht Priscian, doch Adelung mit Schlägen;
Brav ist der Kerl, ich sag's, aus diesem Grund,
Wenn auch im Uebrigen — — —

Was aber schiert das unsern lieben Hanns?
Nun wohl, — er lernte Rechts- und Linksum machen,
Und so, im Fundament gefestigt ganz,
Schritt leicht er fort in allen andern Sachen:
Französisch fluchen und mit Eleganz
Dünn durch die Nase sprechen oder lachen,
Den Namen jeder Tänzerin zu kennen
Und ihre Waden „mannifik" zu nennen.

Doch, welcher Held bestand den harten Streit
(Zumal, wenn er ihn nicht bestehen wollte)
Mit Amors tückischer Verschlagenheit,
Der selbst der heil'ge Tholuk fallen sollte,
Der gegen zweiter Ehe Sündlichkeit
Sein Kreuzesbanner vormals kühn entrollte:
Bis ihm zu winken kam der Weltbezwinger,
Der kleine Gott, mit seinem Gottesfinger.

So fiel auch Hanns, als er Paulinen sah,
Die, wie er selbst, nur fünfzehn Jahre zählte!
In ihrem Handschuhladen stand sie da,
Die Unschuld, die dem Liebreiz sich vermählte.
Da ward's ihm klar — und bebend trat er nah
Und sprach, wie sehr er's laut zu thun sich quälte,
Ganz leis: „Was kostet eine Unterhose?"
Und darauf ward er roth wie eine Rose.

Sei's, daß sie vorher niemals daran dachte,
Was man bei Unterhosen denken kann,
Und sein Erröthen erst sie darauf brachte,
Daß Unterhosen — Hosen sind, — und dann —
Sei's was es sei, und mach' es was es machte,
Kurz, sie auch wurde roth, als sie begann:
„Gestrickte, zwanzig; doch ich rathe mehr
„Zu ledernen für Herrn vom Militär."

Was Er erwidert — und was Sie zurück —
Wie Er von Ihr die Hosen angenommen —
Von Ihrer Hand — o, unaussprechlich Glück! —
Und wie er aus dem Laden 'rausgekommen:
Er wußt' es nicht. — Bald laut, mit wirrem Blick,
Bald wispernd sprach er nach und süß bekommen:
„Gestrickte, zwanzig; doch ich rathe mehr
„Zu ledernen für Herrn vom Militär!"

Er rief zurück sich jeden kleinsten Umstand:
Wie sie so freundlich lächelnd ihn empfangen,
Wie er dann eine lange Weile stumm stand,
Und dann, wie rasend, auf sie losgegangen!
Ach! wenn sie sein Benehmen nur nicht dumm fand;
Doch nein! wie ehrend, rathend, sorgend klangen
Die Worte nicht — Halt! hier beginnt's zu tagen:
Rieth sie nicht dringend, lederne zu tragen?

„O, gieb mir einen Freund, du güt'ge, beste,
Erhabne Vorsicht!" — Hartes Menschenloos:
Sein Pylades, sein Fritz war im Arreste
Und kam erst morgen Abend wieder los:
Erst schien ihm Keiner würdig von dem Reste,
Zu geben ihm ein solch Geheimniß bloß,
Dann (so geschieht's in solchen Fällen immer)
Vertraut' er's Dem, der eben war im Zimmer.

„Hör' einmal, Leberecht!" (so flüstert' er
Scheu um sich blickend) „was ich jetzt gestehe
„Dir, als dem besten Freund" — „Parol d'onnör!"
Fiel Leberecht hier ihm in die Rede: „Wehe,
„Wenn ich ein Wort — — Ha! wähntest du, ich wär'
„Ein Weib?" — Beschämt von solcher Seelenhöhe,
Sprach Hanns: „O Leberecht, ich lieb' und sterbe!"
Der aber sagte ganz vergnügt: „Süperbe!"

„Ich habe mir das auch schon vorgenommen;
„Doch höre: meinst du etwa die Marie?
„Da, sag' ich dir, ist schwierig anzukommen,
„Und mit Kadetten, glaub' ich, thut sie's nie.
„Laß eines Freunds Erfahrung, Hanns! dir frommen —"
Doch hier rief Hanns: „Nicht die! o nein, nicht die!
„Sie wohnt im Laden, Waisenstraßenecke —"
„Ah, die Pauline, Hanns? die kleine Schnecke?

„Sie ist nicht übel — nein — sie macht sich so —:
„Die Augen und die Haare — sind brilliant;
„Ihr Busen — wird gewiß 'mal nicht von Stroh —;
„Die Füßchen und die Waden — ganz scharmant —
„Figüre — mannifik! Süperb — Papa!
„Ensemble — tout parfait! — S'ist anerkannt.
„Zwar wird sie stark pussirt: doch allgemein
„Behauptet man, sie soll noch Jungfer sein.

„Auf diesen letzten Punkt — du weißt, Kamrad,
„Geb' ich aus Grundsatz niemals die Parole.
„Wenn du der Erste wärst —: s'wär delikat!
„Es wäre groß! daß mich der Deibel hole!
„Parblö! Hanns, reüssirst du in der That —:
„Auf Ehre, Hanns, ponir' ich eine Bowle!"
— Hier kommandirte sie der Glocke Klingen,
Dem Herrn ein Herz voll Rührung darzubringen.

Das war die Zeit für alle Phantasie'n
[So viel vom Exerziren noch entronnen]
Zu ihrem Himmel jede fort zu fliehn,
Zu Sternen — auf dem Rock; zu jenen Sonnen,
Die von der Garde rothen Mützen glühn:
Indeß von Höllenqual und Himmelswonnen
Der Pastor eifrig war, sie zu belehren;
Sie glaubten's gern, auch ohn' es gern zu hören.

Beneidenswerther Hanns! Ihm war's so warm,
Als hätt' er auf der Brust ein Stück Flanell.
Vergessend um sich her den ganzen Schwarm
Und unbesorgt um's Ceremoniell,
Erregt' er einen gräßlichen Allarm,
Indem er plötzlich rief, aufjauchzend hell:
„Gestrickte, zwanzig! doch ich rathe mehr
„Zu ledernen für Herrn vom Militär!!!"

Das war für die Kadetten zwar Ergetzung,
Allein der Oberst hielt's für Blasphemie
(Als Oberst, war er fromm), und vor Entsetzung
(Kein Wunder!) rührt' ihn fast Apoplexie:
Es ward erklärt für Heil'gen-Orts-Verletzung,
Daß Er den Reverendus überschrie,
(Mit „Er" mein' ich den Hanns) und man befand recht,
Ihn (das heißt Hanns) zu stellen vor ein Standrecht.

Zwar war er von Natur ein wenig blöde,
Doch, wenn's Gewissen oder so was galt,
Bestand er mit dem Teufel seine Fehde,
Ja, mit der ganzen Preuß'schen Staatsgewalt;
Und, als man ihn sofort gestellt zur Rede,
Erklärt' er vor dem Standrecht, stolz und kalt
Und mit von Droste-Vischerings Märtrermiene:
„Ich liebe, ja! ich liebe die Pauline!"

Wohl wußten alle diese Herrn recht gut
Was Liebe sei — von ihren würd'gen Glatzen,
Der himmlisch sanften Langsamkeit im Blut
Und dem bescheidnen Grau in ihren Fratzen;
Die Meisten wußten selbst, was Liebe thut.—
(Und dies war Grund, sich hinterm Ohr zu kratzen):
Doch, wie das Brüllen Des von Katzensingen
Mit Liebe in Zusammenhang zu bringen?

Und, was mir selber unbegreiflich ganz:
Mehr war durchaus nicht aus ihm 'rauszukriegen;
Sie mochten bitten oder drohn: mein Hanns
Blieb steif, und nicht zu brechen noch zu biegen.
Erst stottert' er so was — dann schwieg er ganz —
Dann schien ihn tiefe Schaam zu überfliegen;
Dann — fing er an zu weinen und zu klagen:
„Er wollt's dem Gouverneur alleine sagen."

Doch davon fand sich in der Instruktion
Des Herrn General von Bulow nichts geschrieben,
Und streng verbot Subordination,
Gleich einem Vorgesetzten, schon zu lieben.
Hanns wäre folglich sicher sans pardon
Für immer aus der Krieger Reihn getrieben:
Wenn es zum Glück den Herrn nicht wohlbekannt war,
Daß er — mit Herrn von Bulow noch verwandt war.

Aus diesem Rechtsgrund fand man es genehm,
Ihn nur zwei Wochen in Arrest zu stecken. —
(Dies ist das pennsylvanische System
Und soll am kräftigsten Zerknirschung wecken,
Nach des Herrn Doktor Julius Theorem;
Und dies System ist nämlich auch mein Stecken-
Pferd. — Bei Sankt Hengstenberg! s'ist keine Frage:
Von Unnatur kommt Unnatur zu Tage.)

Doch hatte unser Held noch Zeit, zuvor
An seinen Vater einen Brief zu schreiben,
Des kurzen Inhalts: „Das Kadettenkorps
„Sei schlecht; drum könn' er hier nicht länger bleiben."
Zuletzt kam noch: daß er ihn hoch beschwor,
Und mit der Drohung, sonst sich zu entleiben —,
Den Segen zur Verehlichung zu geben:
„Denn ohne Sie kann ich unmöglich leben!"

— Nicht wahr, ihr Herrn! nicht wahr, das war zum Lachen?
Denn ihr, ihr Herrn, setzt eure Weisheit dran,
Euch Amt und Geld, euch Haus und Hof zu machen,
Fahrt prächtig aus, hängt euch 'nen Orden an.
„Muß es geträumt sein" — [ist das euer Wachen?]
„Muß es" — [wohl, wer noch Liebe träumen kann!]
„Kurz" — —: Freilich, thöricht — Alles was wir sehn —
Kurz — thöricht — kurz: und doch, wie nichts so schön!

Warum nur Einmal, Einmal nur im Leben
Dies warme Zittern, das zu Thränen drängt,
Mit süßen Schauern ein unendlich Streben
In deines Herzens kleinen Himmel zwängt,
Mit Einem Hauch es gänzlich hinzugeben? —
Des Todes Lust, in Liebesgluth verschränkt:
I h r, wo sie wandelt, rastlos nachzuziehen
Und, wo sie naht, erröthend zu entfliehen!

Und ach! warum doch — haucht der Sonne Flug
Den warmen Purpur auf der Berge Kanten,
Belügend mit dem holden Blüthentrug
Die festlich weißgekleideten Giganten
Noch vor dem Tage —: der sie bald genug
Enttäuscht zu eisigstarren Diamanten?
So muß die Liebe, vor dem Tag, erscheinen
Und, was sie schuf, als ihren Tod beweinen!

Der Mannheit erstes Ahnen in der Brust,
Ein dämmernd heilig Keimen und Gestalten,
Sich sehnend, in des Werdens tiefer Lust
Die ganze Welt verwebend festzuhalten— —
— Oh! einstmals fühlt' ich, fühlt' ich halbbewußt
Der schaamgeschmückten Gottheit selig Walten!
Ein kurzes Blüh'n—ein schmerzliches Verschmachten,
Bis — neue Tage neue Wünsche brachten.

Nie drang mein schüchtern Wort zu Deinen Ohren,
Und nie von Deinem Mund ein Wort zu mir;
Wohl mir! so freundlich wie das Bild geboren
In dieser Brust, so steht es heut noch hier,
Ich sah Dich niemals, seit ich Dich verloren—
Begegnet' ich doch künftig niemals dir!
Daß nicht dies Jugendlicht in Nacht versinke,
Bis daß den Kelch der ew'gen Nacht ich trinke.

Zwar liebt' ich—später liebt' ich auch—und dann
V e r liebt' ich mich,—: wie's so der Lauf der Welt ist;
Dann liebt' ich wieder, liebte wahr, als Mann—
Doch war's die Knospe nicht, die kaum geschwellt ist;
Die Knospe nicht— — doch, welcher Dichter kann
(Wenn er nicht als Hofdichter angestellt ist)
Des Herzens Glück und seine Qualen zeigen,
Das bis zum Tode liebt, ja! — bis zum Schweigen.

Wohl sah aus manchem Aug' ich Strahlen dringen
Von hellerm Glanze, wenn es mich erspäht,
Wohl kenn' ich jenes süßen Tones Schwingen,
Das wollustzitternd in den Busen geht,
Wenn unbewußter Liebe Glockenklingen
Von schönen Weiberlippen 'rüberweht:
Doch niemals wird ein Klang mein Ohr erreichen,
Dem Frieden jenes Zaubers zu vergleichen!

Du holder Stern, — du theures Weib vor Allen —
So kurz geseh'n, — so innig mir vertraut —
So heiß geliebt! O Klang, hör' auf zu schallen!
Zurück in's blut'ge Herz, du Schmerzenslaut!
Im Welterschüttern müssen Menschen fallen,
Das ist der Tag nicht, wo man Hütten baut —
Sei's, weil es muß — und weg mit meiner Klage;
Fried' auf dein Haupt:—ich schweig' und ich entsage.

Entsagen—! Warum muß es denn Entsagen,
Entsagen sein? Entsagen immer wieder?
Was brichst, Geripp, mit gräulichem Behagen
Du Lust auf Lust, du Wunsch auf Wunsch mir nieder?
Entsagen! — und des Herzens heißes Schlagen
Steht eisig still —, Lieb', Ehre, Lachen, Lieder.
Beneidenswerthes Loos! — nun hab' ich Ruh.
Entsagung: o wie groß, —wie grau bist du.

Doch, liebe Leser! freut euch nicht zu früh,
Daß ich mit meinem Lied einschlafen werde,
Weil halb im Traume stets die Phantasie
Zu schweifen pflegt auf ihrem Flügelpferde,
Bis sie zuletzt gelangt, sie weiß nicht wie,
Zur Liebe für — die Königlich-Preuß'sche Erde
Und für — doch halt! daß Hanns entsagen müsse,
Ist nur zu wahr: payé du roi de Prusse.

"Fantasma soi, per el amor formada!"
Rief Hanns, als er in sein Gefängniß trat.
Doch war das nicht das erste, was er that da:
Erst weint' er, flucht' er, kurz, war desperat.
Dann hielt er mit bewundernswürd'ger Suada
(Ein Seydelmann der Dritte in der That)
Von Menschenrechten und Tyrannenfehde
Ein wahres Meisterstück von einer Rede.

Mit dieser Uebung schleußt er seiner Thränen
Hinströmend Wasser wieder etwas zu;
Nach diesem hub er mächtig an zu gähnen,
Dazwischen rufend: „Du! o Du! o Du!
„Nach der sich alle meine Wünsche sehnen!"
Dann — schlief er ein. Erst als er durch die Ruh
Hinwieder völlig sich ermuntert sah, da
Rief er: „ma soi, per el amor formada!"

Auch war er wirklich bald nur ein Fantom
Und, was die Spanier „amor" benennen,
Das lernt' er jetzt in deutschem Idiom
Als Pritschenliegen, Frost und Hunger kennen.
Die hohe Fluth von seiner Liebe Strom
Begann allmälig seichter schon zu rennen
Und hätte endlich gänzlich sich verloren,
Hätt' Hanns sein „Dein auf ewig!" nicht geschworen.

Endlich begann er Reue zu empfinden
[Vor langer Weile — war es anders möglich?]
Erst ward um alle seine schwarzen Sünden,
Um jede einzeln dann, zu Muth ihm kläglich.
Die Hoffnung auf Vergebung schien zu schwinden,
Der Pastor triumphirte ganz unsäglich;
Hanns liebte Gott den Vater nun schon sehr:
Doch Gott den Sohn noch mehr als dreimal mehr.

Zuletzt war sein Gemüth vom vielen Beten,
Vom Fasten, Frieren, Weinen, Wachen, breit
Genug gewalkt, geknetet und zertreten,
Gefäß zu werden der Barmherzigkeit.
Von nun an sah er lauter Raritäten:
Bald einen Teufel, bald ein Engelkleid,
Bald war die Jungfrau unter seinen Gästen
Und die gefiel ihm stets am allerbesten.

Indeß schrieb Vater Fritz von Katzenfingen
An seinen Hanns: „ob er verschlagen wäre?
„Er möcht' ihn nicht noch 'mal mit solchen Dingen
„Behelligen und seines Hauses Ehre
„Bedenken. Lange Litanei'n zu singen,
Sei nicht sein Fach. — In's Uebrige, erkläre
[So schloß er] „ich's für tout igahl, mein Sohn:
„Sieh, was du machen kannst mit die Persohn."

Doch anders dachte Hannsens liebe Tante,
G'heimräthin Ruf [Neid hieß sie: Selberlieb],
Die völlig überlebt den Adel nannte,
Doch stets „geborne F. v. K." sich schrieb.
Ihr Herz, das ganz allein für Jesum brannte
Und dieses Brennen con amore trieb,
War zu beschäftigt mit der Menschheit Sünden,
Um seine kleinen Makel aufzufinden.

In ihrer Jugend las sie viel von Göthe,
Und nach der Zeit noch immer manch' Journal:
Ihr Bruder blies als Kind die Pickelflöte,
Ihr Urgroßvater war ein General;
Und ihres Mannes Vetter schrieb Pamphlete
Im Fach der philosophischen Moral:
Sie war mit zweien Dichtern selbst bekannt
[Den einz'gen ihrer Zeit, wie sie gestand].

Nimm, bitt' ich, Leser, dieses letzte nur!
War's nicht genug, zum Minos sie zu machen
Im ganzen Reich der schönen Literatur,
In Staats-, gelehrten, Kunst-, kurz, allen Sachen?
Nur einen Bart versagt' ihr die Natur:
Allein den wußte sie sich selbst zu machen
Und sich durch fremder Weisheit Repetiren
Von ihrer eignen streng zu überführen.

Sie sagte „mir", und „dem" statt „den,"
Doch darauf war sie stolz und sprach: es müsse
Kein großer Geist auf Kleinigkeiten seh'n;
Die Jugend denke, daß sie Alles wisse!
Sie glaube: daß man Hegeln das Entstehn
Von diesem Hochmuth sehr zuschreiben müsse
[Und dieser Meinung muß ich akzediren,
— Der Teufel mag solch Kauderwelsch studiren!]

Doch diese Seite war nur die ästhetische
Und szientivische der hohen Dame
Bewundernswürd'ger noch war die ascetische
Und für den größten Heil'gen fast 'ne Blame.
Es mochte sein am Kaffe- oder Theetische,
Ihr drittes Wort war immer: Gottes Name;
Und wenn sie fluchte über ihr Gesinde,
So hatte sie dazu stets heil'ge Gründe.

Sie stiftete den großen Stadt- und Land-
Gefängniß-Frauen-Besserungs-Verein
Und überließ der weisern Gotteshand
Die Leitung ihrer Wirthschaft fast allein.
Sie schätzte freilich, wie sie selbst auch fand,
Zwar Sparsamkeit und Ordnung ungemein,
Wogegen allerdings nur einzig sprach dies,
Daß die Balance stets ein Minus nachwies.

Doch liebte sie am meisten, zu erziehn
(Ein Zeichen ihrer liebevollen Seele);
Sie war besorgt, daß ohne ihr Bemühn
Die Jugend nicht den rechten Weg erwähle.
Zur Jugend aber zu gehören schien
Ihr: Mann, Weib, Kind, Knecht, Magd, kurz, péle méle,
Was nicht schon damals anerkannt gewesen,
Als sie zuerst den „Zauberring" gelesen.

Die Sonne brach — sei's endlich denn gesagt! —
Durch Nacht und Frau von Rufens Bettgardinen;
Sie gähnt, sie schlägt die Augen auf, sie fragt,
Mit stillem, heitrem Ernst — nach Albertinen:
Die der Gebieterin dann zu nahen wagt,
Zwar Demuth, doch nicht Furcht in ihren Mienen;
Bis daß die hohe Frau, von ihr gestützt,
Allmälig edel auf dem Bette sitzt.

Es war ein schöner, heiliger Moment!
Ganz Ehrfurcht, harrte die Gesellschaftsdame;
Doch mit dem Lächeln, das nur Hoheit kennt,
Reicht ihr die Hand zum Kusse Frau von Fame:
Von der das treue Wesen schwer sich trennt,
Um streng dem Kutscher — — Aber dies infame
God [dam!] wie-Castle bring' ich nicht zu Stand!
Mit Einem Wort: es wurde angespannt.

„Ihr Schnupfen!" — Besser. „O, das freut mich sehr!
„Die Kleinen!" Ach, die allerliebsten Kinder!
„Sie wissen —" Wie? „Sie wissen nicht, daß Er,
„P... C..., die Tochter von dem Bürstenbinder — —
„Der Vater kommt dazu, von ungefähr,
„Ein alter Hitzkopf —, und der P... nicht minder,
„Wies geht —, der P... schießt ihm in's Schulterblatt,
„Man sagt, daß er Arrest bekommen hat."

Nein, sagen Sie! — „P . . . A . . . Frau — —". Ist's wahr?
„Ja wohl! das muß ich Ihnen doch erzählen" —
Mit ihrem Jäger? — „Freilich! und auf's Haar
„Hätt' Er sie selbst ertappt!" — Was Sie erzählen!
Er muß sich scheiden lassen, das ist klar — —
„Wie? jetzt, wo das Gesetz — —". Giebt's da zu wählen?
Der P . . . ist auch kein Heil'ger, in der That!
„Man sagt, daß er Arrest bekommen hat."

„Der Vorfall da, mit ihrem Neffen, muß
„Sie recht betrüben; sei'n Sie fest versichert,
„Ich nehme herzlich Antheil. Ihr Verdruß
„Gleicht kaum dem meinen. Wie ganz Potsdam kichert!"
— Was ist's, ich bitte Sie! — — „Zum Ueberfluß,
„Erzählt man noch, daß die Pauline Wichert — —"
Ich weiß von Nichts!! Gott! lassen Sie mich's wissen!!
„Nicht, daß Er mit der Jungfer ausgerissen?"

„O die Familie!" — Dieser Schmerzensruf
War Alles. — Hätte Bendemann gesehen
Dies Bild, bevor er seine „Juden" schuf!
Hier war's nicht um ein Zion bloß geschehen,
Ein Volk, zermalmt von der Vernichtung Huf
(Und noch dazu blos Juden) — nein! verstehen,
Kein Bürgerlicher kann's! — Geknickter Lilie
Bild, sank auf's Sofa Sie: „O die Familie!"

Doch plötzlich, kalt und edel stand sie auf,
Gebieterisch ausstreckend ihre Linke,
Und sprach gefaßt: „Verlassen Sie sich drauf:
„Ich werde handeln!" — Spricht's, ergreift die Klinke —
Trinkt Kaffee —, schweigend; — setzt den Hut dann auf —
Das Mädchen rennt, errathend ihre Winke —
Hilft ihr zu Wagen — so ging's durch das Thor,
Und etwas später zum Kadettenkorps.

Zum Obrist sprach sie hier: es sei empörend
So strenge zu behandeln ihren Neffen
Und für die ganze Anstalt höchst entehrend,
Die Strafe sollte den Verführer treffen! —
Dann ging sie fort: von Haus zu Haus belehrend
Die Stadt, was sie gethan im ersten Treffen:
Daß, wer noch nichts gehört von der Geschichte,
Von ihrer Weisheit ganz sich unterrichte.

Und auch den Herrn vom Militär ward's klar,
Daß, wie im ganzen Preuß'schen Staatsgebäude
Nicht Eine Wirkung ohne Ursach war,
Nicht Eine Plempe denkbar ohne Scheide,
Nicht ohne einen Säbel Ein Husar,
Noch Ein Paar Hosen ohne weiße Kreide —
Und kurz: sie brachten's 'raus durch diese Schlüsse,
Daß, wo auch, ein Verführer stecken müsse.

Den Lebrecht hielt man längst für ein Genie,
Denn er war pfiffig und ein fauler Knecht;
Drum schloß er seine Laufbahn allzufrüh,
Mit Schanden fortgejagt, nach Kriegesrecht,
Trotz einer herrlichen Apologie,
In der er schloß: „Ich hasse das Geschlecht!
„Falsch sind sie Alle, spielen nur Theater,
„Vom ersten Fräulein bis zum Küchenkater."

Indeß fand Hannsens Tante gut, dem alten
Obrist zu schreiben über seinen Sohn,
Das heißt: sie zog die Stirn in tiefe Falten
Und wurde wild ob jedem leisen Ton;
Die Köchin, die um Ordres angehalten
Für's Essen, ward verkürzt an ihrem Lohn.
Zwölf Stunden Angst durch's Haus — bis sie verspürt:
Sie sei zum Schreiben heut' nicht disponirt.

Was draus geworden wäre—, ja, im Stande,
Dies zu errathen, mag ein Andrer sein;
Denn plötzlich traf ein Brief mit schwarzem Rande
Und dem Postzeichen von „Katzenwesel" ein:
„Am 10. dies zerriß der Tod die Bande,
„Die seit bald achtzehn Jahren mich und mein
„Gemahl, den Obrist von Katzenfingen,
„Zu unserm beiderseit'gen Glück, umfingen.

„Nur der Gedanke, daß des Höchsten Wille,
„Ob unerforschlich zwar, doch weise sehr ist,
„Stillt meinen Schmerz. Wer in der ird'schen Hülle
„Den Unvergeßlichen gekannt: nur der ist
„Im Stand, ihn mitzufühlen ganz. Um stille
„Theilnahme bittet hiemit

die Oberist
„von Katzenfingen, von und auf Katzwesel,
„geborne Freyin von und auf Riedesel."

O G'heimrath's! der Gram, der jetzt euch nagt,
Vermag die Zeit ihn jemals auszumerzen?
Die arme Frau! — sie hat mir's oft geklagt:
Das war ihr zweiter, großer Schmerz im Herzen.
Der arme Mann! — dem Himmel sei's geklagt:
Ein Weib zu haben mit zwei großen Schmerzen!
Wie grau muß ihrem Aug' der Tag erscheinen,
Und, ach, wie blau ihm werden vor den seinen!

„Mein Kind!" spricht Er, „gefällt dir diese Mode?"
„Ach!" seufzet Sie, schmerzlächelnd, „lieber Mann!
„Du weißt ja doch, seit meines Bruders Tode,
„Hab' ich nun 'mal nicht Freude mehr daran!!
„Mein Kind!" spricht Er, „ist dir's auch so kommode?
„Ist dir's so recht?" — „Wie man so fragen kann!"
Erwidert Sie, halb ärgerlich, halb weich:
„Ist mir seit Fritzens Tod doch Alles gleich!"

Doch Eines, ob auch Alles leer erschien,
Doch Eines blieb ihr übrig noch auf Erden:
Die Sorge für den Waisenjüngling! Ihn
Zu sammeln zu der Auserwählten Heerden!
— Hanns! ahnst du wohl? Kennst du das Wort: „Erziehn?"
Unglücklicher! du sollst erzogen werden!
Um deine Jugend bist du schon betrogen:
Jetzt wirst du obendrein noch „wohlerzogen."

Wär' ich ein Dichter: das versichr' ich euch,
Ganz andre Trauerspiele wollt' ich schreiben;
Wer wird sich heut' um solches dumme Zeug,
Als Jungfernschaft und Freiheit, noch entleiben?
Wer öffnen will der Thräne naß Geschläuch,
Muß immer in der Wahrheit Schranken bleiben:
Drum solltet ihr stets meine Kön'ge sehen
An — trefflicher Erziehung untergehen!

Und hätt' ich gar vom Satyristen was:
Dann von Erziehern wollt' ich nur erzählen,
Die alle Welt nach ihres Hirnes Maaß
In's geistige Prokrustesbette quälen,
Und, schreit Patient bei dem verfluchten Spaß,
Gekränkt auf seinen schwarzen Undank schmälen,
Und nur das Eine nicht begreifen können,
Warum die Menschen oft sie Schinder nennen.

Doch welche Titel würd' Ich hören müssen!
Romanus würde zeigen: wie das schief ist,
Französisch, hohl, gemüthlos und zerrissen,
Und unsern Deutschen, der so gerne tief ist,
Ganz gründlich in den Dreck zu führen wissen,
Was auch für Käfer äußerst instruktiv ist.
Nein, Freund! den Deutschen wirst du nicht bekehren:
Er hört's, bedenkt's und — läßt sich weiter scheeren.

Und Alle reiten, wie sie immer thaten,
Vergnüglich Jeder seinen Steckengaul;
Der Geist, der stets verneint, ist mit Mandaten
Vom freien Frankfurt, nach wie vor, nicht faul;
Das Ende seiner Leiden fliegt gebraten
Als „Zollverein" dem ganzen Volk in's Maul;
Der König läßt die Garde paradiren,
Die Hure geht beim Lampenschein spazieren.

Ich aber geh' am Besten wol zu Bette,
Da ich so Jeden würdig wirken seh',
Und ob ich selbst auch gern 'nen Posten hätte:
Mir hier mein Unvermögen doch gesteh'.
Drum, gute Nacht! Ihr weckt mich bald, ich wette,
Damit ich so idyllisch weitergeh',
Der Muse Freund, auf dünnem Haberstroh:
Von ira frei, wie auch von studio.

Aus:

Oliver Cromwell.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Vom Herausgeber.

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Saal im Schlosse zu St. Germain-en-Laye.

Königin. Lady Strafford. Jermayn.

Königin.

Ich weiß, Ihr brächtet gern mir frohe Botschaft,
Jermayn; 's ist Euer Schicksal nun einmal



In diesen Zeiten, Unglücksposten mir
Zu künden; dennoch dank ich Euch, mein Freund!
Nicht ganz von Hoffnung baar ist Eure Kunde.
Dies Schreiben meines königlichen Gatten,
Das Ihr mir brachtet, läßt mich Manches hoffen
Für uns're Sache.

Jermayn.

Majestät, ich fürchte,
Daß trügerisch die Hoffnung meiner Fürsten.
Denn ach! sie ruht auf Englands Parlamente.

Königin.

Und ist das Parlament nicht allgebietend?
Sandt' es nicht Commissäre nach dem Schlosse
Zu Carisbrook, um dort zu unterhandeln
Mit seinem Könige!

Jermayn.

Der die Forderungen
Nochmals zurückwies! Königin, mir ahnt,
Daß sie zum letzten Male angeboten!
Hört mich! Nicht in Westminster müßt Ihr suchen
Den Willen Englands! Eine andre Macht
Erhebt sich jenseits jener Rednerbühne.
Nicht jene Puritaner sind zu fürchten,
Die nur im Covenante Englands Heil
Zu finden wähnen; eine düstre Schaar
Von Männern, (denn das sind sie, Mannesmuth
Bewiesen sie in mancher blut'gen Schlacht)
Stellt zwischen König sich und Parlament,
Um Beide, wenn es sein muß, zu vernichten.

Königin.

Ihr seht zu schwarz, Jermayn!

Jermayn.

O! thät' ich's nur!
Ihr saht sie nicht, die finsteren Zeloten
Des Heeres, ihre Waffen an der Seite,
Des Staates und der Kron' Schicksal berathen.
Es war zu Putney, in der alten Kirche,
Ein halbes Dunkel lag auf ihren Zügen;
Der helle Frühlingsschein, darin die Welt
Sich draußen sonnte, drang mit seinem Licht
Nicht in der Kirche hohe Bogengänge.
Stumm betete die narbenvolle Schaar
Der alten Krieger, und ein Schweigen herrschte
Geraume Zeit, so unheilkündend, lastend,
Daß mir das Blut im Herzen fast erstarrte.
Plötzlich erhebt sich eine Kraftgestalt,
Mit einem Antlitz, ernst und dennoch strahlend,
Als ob der Geist von oben sich ergossen
Auf seine Stirn; 's war Oberst Harrison.

Königin.

Der schlimmste der Fanatiker! was sprach
Sein frecher Mund?



Jermayn.

In seiner Rede,
Mit Bibelworten bunt durchflochten, lag
Nur ein Gedanke, einer nur, jedoch,
Furchtbar genug, um, wenn er That geworden,
Durch die Jahrhunderte noch hinzubeben
Mit einem Nachhall, der verklingen wird,
Erst wenn in's Zeitenlose dieser Erdball
Hinab rollt!

Königin.

Wie! so furchtbar war sein Wort?
Was war es? Was kann England Schlimmres bieten
Noch seinen Fürsten, als sie schon getragen?

Jermayn.

Eins hat noch nie ein Volk Europiens
Gethan und Englands eiserne Rebellen,
Des Volkes Namen kühnlich usurpirend,
Bereiten sich, das große Werk zu thun:
Gericht zu halten über ihren König;
Das Urtheil, das im Voraus schon gesprochen,
Ihr könnt es ahnen!

Königin.

Wie!

Jermayn.

Es ist der Tod!

Königin.

Schweigt! Nein! es ist nicht möglich!

Jermayn.

Schweigen wäre
In dieser Stunde ein Verbrechen. Majestät!
Ihr wißt, seit König Carl hinüberritt
In's Schottenlager, war er nicht mehr König.
Um ihren Sold von England zu erlangen,
Verkauft das Heer der Schotten seinen Herrscher
An Englands Parlament! Noch immer war
Es in der Hand des Königs, seinen Thron
Auf's Neue zu besteigen; König Carl
Wies von sich stolz des Parlaments Verträge.

Königin.

Wenn die Geschichte Englands Ihr wollt lehren
Der Königin, so fügt hinzu, Jermayn,
Daß Schottlands Volk, bekehrt zu unsrer Fahne,
Zu Hülfe zog, um mit Gewalt der Waffen
Denselben König zu befrei'n, den es
So schnöd an seine Feinde ausgeliefert.
Ein Stuart sollte beugen sich, so lange,
Ein Regiment noch seine Farben trägt!

Jermayn.

O! wäre nie dies Schottenheer gezogen
Nach England hin! nie hätte Preston Schlacht
Vernichtet meines Königs letzte Freunde,
Und manches edle Haupt dem Blutgerüst

Erbarmungslos, ach! überliefert! Ich
Focht mit an jenem Tag und vogelfrei
Ist noch in England bis auf diese Stunde
Mein Haupt.

Königin.

Verzeiht, Jermayn; ich kenne, Freund,
Die seltne Treue Eures Herzens; sprecht
Ihn aus, deu Rath, den Ihr mir wolltet geben.

Jermayn.

Er mag zu spät schon kommen! Majestät,
Nur einen Rettungsstrahl erblick' ich noch:
Nachgeben muß der König!

Königin.

O! auch Ihr!
Hat Euch die Rede Harrison's erschreckt?
O! fürchtet Nichts, denn treu ist Englands Volk,
Und diesem Parlament auch ist zu trauen,
Was sie auch fordern, diese Puritaner,
Gut königlich ist noch Westminsterhalle!

Jermayn.

Das Parlament wird nie den König richten;
Doch, Königin, wenn Morgen es verschwindet
Vom Schauplatz und des Heeres Creaturen
In seinen Polsterstühlen bloß sich spreizen?

Königin.

Wie! und Ihr glaubt —

Jermayn.

Das Eisen, Majestät,
Wiegt schwerer als das Wort in solchen Zeiten,
Wenn solche Hände kühn es schwingen.

Königin.

Und
Was wär' zu thun?

Jermayn.

Der König wird sich fügen
Der Noth, wenn Ihr ihm dazu rathet!

Königin.

Ich!
Die königliche Frau aus dem Geschlechte
Der Bourbons! Ich ihm rathen, Englands König,
Sich schmählich so zu unterwerfen!

Jermayn.

O!
Ihr rettet nicht die Krone nur allein —
Ihr rettet, Majestät, des Königs Leben!

Königin.

(aufstehend, an's Fenster tretend.)

O, harte Wahl!

Jermayn.

O! zögert nicht, die Stunden
Fliehn rasch; wenn schon zu spät es wäre!

Königin.
[aus dem Fenster sehend.]

Du blüh'nder Garten Frankreichs? Heimathland,
Sieh nicht die Schmach, die Deiner Tochter wartet!
Du Thurm von St. Denis, wo meine Ahnen
Im letzten Schlummer liegen, verhülle Dich
In Nacht und Nebel; würdig bin ich nicht,
In Deinen Hallen einst zu ruh'n; mein Vater,
Der Du dort schläfst, o! wie Dein stolzes Blut
In meinen Adern sich empört!

Lady Strafford.

Auf meinen Knieen, Königin, laßt Euch
Beschwören! denkt an Euren großen Vater,
Als vor Paris die Herzen seines Volks er
Eroberte durch *eine* That!

Königin.
(nach einer Pause.)

Ich werde
Dem König rathen, wie Ihr wollt, Jermayn,
Wer wird den Brief nach England tragen?

Jermayn.

Ich
Und Niemand anders!

Königin.

Euer Haupt, Jermayn,
Ist dort geächtet!

Jermayn.

Ich kenne Weg und Steg,
Um hin zum König zu gelangen; ist
Der Brief in seiner Hand, dann mag dies Haupt
Auf Towerhill sogar zum Schlaf sich legen,
Denn Englands Thron hat es gerrttet!

Königin.

Holt
Den Brief in einer Stunde! (ab.)

Zweite Scene.

Jermayn. Lady Strafford.

Lady Strafford.

Das war ein schwerer Sieg, Lord!

Jermayn.

Doch ein Sieg!
O! hätt' ich Flügel, um zurück zu eilen
Nach England! rascher, als der schwache Mensch
Schreitet das Schicksal: und zu spät mag ich
Die Botschaft bringen!

Lady Strafford.

Und was fürchtet Ihr?
Das Parlament wird immer fertig sein
Zu unterhandeln.

Jermayn.

Ja, das Parlament —
Doch giebt es noch ein Parlament von England
Zu dieser Stunde in Westminsters Räumen,
Das mehr besitzt noch, als den bloßen Namen?
Ein einz'ger Mann in England mag es stürzen!

Lady Strafford.

Ein Einziger? Wer ist der Mächtige?

Jermayn.

Cromwell!

Lady Strafford.

Wie mir das Herz bei diesem Namen
Erzittert! Er, der Mörder meines Vaters!
(zu Jermayn.)
Ihr kennet diesen Cromwell Lord?

Jermayn.

[umhergehend, wie mit schweren Gedanken kämpfend.]
Ich kannte ihn.

Lady Strafford.

Man sagt, Ihr seid bekannt in seinem Hause.

Jermayn.

Wer sagt das?

Lady Strafford.

Parry hat es oft erzählt,
Wie seine Tochter, Lady Cromwell, einst
Das Leben Euch gerettet.

Jermayn.

Laßt die Todten
In ihren Gräbern ruhn!
[näher zu ihr hintretend.]
Uns Beide knüpft
Ein traurig Band an dieses Cromwells Haus;
Denn unsere schönste Hoffnung Lady Strafford
Begruben wir in seinen Räumen — laßt
Uns offen sein; die Zeit kommt nie zurück
In diesem Leben ja; und Jahre thürmen schon
Die Tausende von Stunden auf, die uns
Von jenen Tagen trennen!

Lady Strafford.

Lord Jermayn,
Erstickt ist längst in meiner Brust, was einst
Ich fühlte; in mein junges Leben warf
Ein donnernder Vulkan die glühen Schlacken;
Tief unter seiner Asche liegt begraben
Was einst mir schien das höchste Glück des Lebens.
Laßt uns vergessen, was dahinten ist!
Ihr habt Lord einen schweren Gang zu gehn;
Wenn eines schwachen Weibs Bewunderung
Des treuen Muths, der seltenen Heldenkühnheit
Noch etwas Werth in Euren Augen findet,
So glaubt, Ihr laßt ein Wesen hier zurück,
Das für Euch betet zu dem Thron des Höchsten,

Und das sich elend fühlt, daß nicht unsichtbar,
Es schützend, schirmend Euch umschweben kann!
So geht mit Gott!

Jermayn.
[ihre Hand ergreifend.]
O! Lady Mary wie
Ihr stolz mich macht! wild tobt und schäumt die Brandung
An Englands Küste; hoch erhaben aber
Strahlt über Fluth und Wogendrang des Leuchtthurms
Gesegnet Licht! o! laßt mich glauben Mary
Daß Eurer Augen schöne Sterne so
Mir leuchten auf dem dunklen rauhen Wege
Der vor mir liegt; o! wendet nicht das Antlitz,
Es macht mich glücklich, so zu denken, Mary;
Darf ich es glauben?

Lady Strafford.
Geht mit Gott Jermayn;
Ihr werdet unvergessen sein!

Jermayn.
O! Dank!
Dank, theure Lady! Und nun nach England! [ab.]

Lady Strafford.
Zu edel ist er, für dies Fürstenhaus
Zu sterben, das nicht mehr zu retten ist;
O! schütz' ihn Vater! Blut genug floß ja
Für diesen Thron schon! laß ihn wiederkehren!
Dies arme Herz, so öde und so leer
Seit Jahren, hat noch einen Wunsch gefunden.
O! schütze Herr, den Treusten aller Treuen! [ab.]

(Verwandlung.)

Dritte Scene.

Zimmer im Schlosse zu Windsor.

König Carl, Parry.

König.
Berichte weiter! über meine Antwort
Ward lange hin und her gestritten, sagst Du?

Parry.
Das Parlament saß über zwanzig Stunden;
Nie ward ein solcher Aufruhr noch erlebt
In seinen Hallen; bis nach Mitternacht
Wogt hin und wieder wild das Wortgefecht;
Doch endlich gaben sie die Stimmen ab.
Des Hauses Mehrheit aber hat erklärt,
Des Königs Antwort in Betracht zu zieh'n.

König.
Ich weiß genug jetzt! [Parry ab.]

Vierte Scene.

König (allein.)

König.

Ha! endlich! endlich! Dahin mußt es kommen,
Daß über ihren Köpfen ihnen wächst
Empor die Unbotmäßigkeit der Menge;
Daß endlich sie des Landes einzig Heil
In ihrem König finden! Mein ist der Sieg!
Zu Nichts verpflichtet mich die Antwort, die
Auf ihre Forderung ich ihnen sandte.
Ich stehe nah am Ziele! eine Schlacht
Gewann ich heute, die mir meine Krone
Zurückerobert! England ist gerettet!

Parry.

[meldend.]

Herr General-Lieutenant Cromwell, Majestät,
Wünscht Audienz!

König.

Bewilligt! [Parry ab.]
Er kommt früh,
Zu schließen mit dem König seinen Frieden;
Ich merk', ich bin ihm jetzt nicht mehr Carl Stuart.
Die Zeiten ändern sich, die Menschen auch;
Doch Cromwell! unsre Rechnung ist noch nicht
Geschlossen.

Fünfte Scene.

König, Cromwell.

König.

[Cromwell fixirend, der sich verbeugt, beiseite.]

Aus Erz gehauen ist dies düstre Antlitz!
[laut.]
Zum ersten Male führet uns das Schicksal
Zusammen heut', Herr Cromwell!

Cromwell.

Nicht das Schicksal!
Der Herr hat meinen Schritt hierher gelenkt.

König.

So wird er Euch auch wohl erleuchtet haben,
Daß eingedenk Ihr seid der Pflichten gegen
Die Obrigkeit, die Er hat eingesetzt
Im Lande.

Cromwell.

Sire! nie vergaß ich sie;
Doch leicht mag wohl die Obrigkeit vergessen,
Was sie dem Lande schuldig!

König.

Steht bei Euch
Das Recht, nach eines Königs Thun zu fragen,
Der nur von Gott die Krone hat empfangen?

Cromwell.

Der Herr ist Richter über Euch und mir!
Sein Reich ist ewig, doch vergänglich sind
Die Fürsten. Wie das Blatt des Baumes sind sie
Vor seinem Hauche!

König.

Kamet Ihr hierher,
Um den gefangnen König zu verhöhnen?

Cromwell.

Ich kam, um England Frieden heut zu geben.

König.

Hat Euch das Parlament hierher gesendet?

Cromwell.

Mich sendet eine Macht hierher, die über
Dem Parlamente steht.

König.
(mit Würde.)

Ich wüßte nicht,
Daß Euch von mir ein Auftrag sei geworden.

Cromwell.

Nein! Eure Macht begränzen diese Mauern!

König.

Wollt Ihr beleidigen, so redet Herr
Was Euch beliebt, denn dulden muß ich Alles,
Doch wartet nicht auf eine Antwort!

Cromwell.

Sire!
Fern ist von mir, die Absicht, zu beleid'gen.
Den Ton, den Ihr gewohnt seid, kenn' ich nicht,
Denn fremd von je war mir des Hofes Sprache.
Ein freier Britte tritt vor seinen König.
Ihr seid gefangen; in des Volkes Händen,
Erlaubt, daß ich des Volkes Sprache rede.

König.

O! bittre Kränkung! redet Herr! ich muß
Euch wohl anhören.

Cromwell.

Und wer weiß, vielleicht
Zu Eurem Heile; England Sire hat
Mit Euch gekriegt und hat Euch überwunden.

König.

Sprecht doch die Wahrheit Sir! nicht England hat
Mich überwunden; treu ist Englands Volk;
Doch Gott der Herr, um mich zu prüfen, gab
Den Sieg Sir, einem Haufen von Rebellen! –

Cromwell.

So denket Ihr; wir denken darin anders.
Den Königen gilt Sire stets das Volk
Als Volk nur, wenn im Staube feig es kriecht
Zu seiner Herrscher Füßen; wenn es aufsteht
Und nach des Fürsten Größe seine eig'ne

Zu messen trachtet, dann wird ihm der Name
Rebellenhaufen aus der Könige Munde.
Laßt uns nicht streiten, Sire; denkt vielmehr,
Daß Fürst und Volk in diesem Raum sich treffen,
Denkt, vor Euch ständ' in Cromwell Euer England!

König.

Und was will England, wenn das Gleichniß Ihr,
Durchaus zu Ende führen wollt?

Cromwell.

Der Sieger
Will den Besiegten aus dem Staub erheben.
Weit öffnen sich die Thore dieses Schlosses
Dem Könige von England; nach Whitehall
Führ ich Euch hin; noch überzieht den Thron
Der Sammet, darauf sonst Ihr gern gesessen.
Das Volk wird unter Euren Fenstern jubeln,
Ein Lichtermeer sind Eurer Hauptstadt Straßen;
Vergangen sind des Unheils böse Tage
Und sinken schnell in des Vergessens Nacht.

König.

Ihr zeigt das Volk mir, wie es sollte sein.
Laßt mich des Bildes andre Seite sehn,
Darauf der Preis geschrieben steht, denn nicht
Umsonst soll mir zu Theil der Anblick werden.

Cromwell.

[ein Papier überreichend.]

Es wird das Volk sich binden, seine Pflichten
Nie zu vergessen; doch dasselbe Band
Umschlinge auch den König fest, wie uns.

König.

Immer dieselben Forderungen! Doch
Hier ist ein neuer Abschnitt: Heer und Flotte
Auf zwanzig Jahr vom Parlament befehligt
Und an der Spitze General-Lieutenant Cromwell!
Ihr wißt Euch vorzusehn, mein Herr!

Cromwell.

Wir wissen
Mit wem wir unterhandeln, Sire.

König.

Herr!
Schon wieder dieser Ton!

Cromwell.

Nach jener Beute,
Die uns der Sieg bei Naseby gab, ist es
Uns wohl erlaubt, uns vorzusehn; ganz England
Hat seines Königs Briefe ja gelesen
Und kennt den Werth jetzt eines Königswortes.

König.

Herr! mäßigt Euch!

Cromwell.

Sire, rasch flieht die Zeit;
Nicht Ihr diktirt den Frieden mehr; es ist

Das Volk von England, das zum letzten Male
Ihn heut' noch bietet.

König.

Nur das Parlament
Kann unterhandeln noch mit Englands König.
Und gestern wurde der Beschluß Gesetz,
Auf anderm Grund hin zu berathen.

Cromwell.

Ihr
Scheint, Sire, trefflich unterrichtet von
Des Parlamentes Treiben; es war gestern, ja,
Als zum Gesetz ward der Beschluß; jedoch
Wißt Ihr, ob heute noch dies Parlament
Beschlüsse fassen kann?

König.

Welch' ein Geheimniß habt
Ihr zu verbergen oder zu entdecken?

Cromwell.

Seid Ihr bereit, Euch in des Volkes Willen
Jetzt zu ergeben?

König.

Herr, ich bin bereit
Zu unterhandeln; meine Antwort war
Genehm dem Volke, das im Parlamente
Sich noch vertreten glaubt.

Cromwell.

Sire, so laßt
Mich Abschied nehmen, wohl zum letzten Mal
Stehn wir uns gegenüber; nicht mehr Zeit
Wirds später sein, noch einzuwilligen.
Doch wenn Ihr Reue fühlt, wenn es zu spät,
Klagt nicht das Volk an; Euer ist die Schuld;
Und wenn die Hand, die heut' Ihr ausgeschlagen,
Sich wider Euch erhebt, so redet nicht
Von Fürstenschicksal; nein in allen Zeiten
Spricht England noch von dieser Fürstenblindheit.

König.

[stolz.]

Ein Stuart, Herr, wißt es, beschließt nur einmal!

Cromwell.

Und Cromwell bietet Nichts zum zweiten Male! [ab.]

Sechste Scene.

K ö n i g, (allein.)

König.

Mit ihm allein, so wollt' er's, sollt' ich nur
Noch unterhandeln! Immer sagte man
An Schlauheit steh' der Cromwell Keinem nach;
Schlau ausgedacht war des Rebellen Plan.
In seine Hand mich geben! Bin ich denn
So tief verworfen schon? — das Parlament,

Ist eine beſſ're Hoffnung. Doch, was ſagt' er
Von dieſes Parlamentes Ende? — dunkel
War ſeine Rede —

Siebente Scene.

König, Parry, dann Jermayn.

Parry.

Ein Freund iſt draußen!

König.

Wer? nenn' ſeinen Namen.

Parry.

Er hatte einen Namen einſt; jetzt hat
Er keinen mehr in England.

Jermayn.

[hereinſtürzend]

Sire, komm' ich
Zu ſpät?

König.

Jermayn! Ich ſeh Euch endlich wieder!

Jermayn.

War Cromwell hier?

König.

So eben hat er mich
Verlaſſen.

Jermayn.

Jedoch Ihr, Ihr habt doch, Sire,
Gleich angenommen, was er vorgeſchlagen?

König.

Ich ſo weit mich vergeſſen!

Jermayn.

O! zu ſpät!
Ja! jetzt iſt Alles hin; o! warum kam
Um eine Stunde ich zu ſpät!

König.

Ihr kommt
Von Frankreich; Eure Briefe Freund! mich dürſtet
Nach Nachricht von der Königin; gebt her!

Jermayn.

[den Brief der Königin überreichend.]

Ein Blatt, bedeutungsvoll noch geſtern; heute
Nur noch ein Abſchiedsgruß.

König.

(leſend.)

Und ſie auch räth
Zur Unterwerfung! ſprecht, was lauert, Sir,
Im Hintergrund, das mich ſoll beben machen?

Jermayn.

Ihr gleicht dem Römer, dem einſt die Sybille
Die Bücher anbot; ſtets geringer ward
Die Zahl und immer höher ward der Preis.
Ihr ſchluget aus, als Ihr noch wählen konntet;
Heut' habt das letzte Buch Ihr ausgeſchlagen!



König.

Erklärt Euch, Sir!

Jermayn.

Ich kam durch London, Sire;
Von Truppen rings umgeben war Westminster;
Nicht Einlaß fanden mehr zu ihren Sitzen
Die Freunde König Carls; ein Offizier
Von Cromwells Schaar befehligt im Palast.
Das Parlament, das jetzt noch sitzt, es ist —

König.

O! Himmel!

Jermayn.

Nur ein kleines Häuflein noch.
Drahtmänner nur, die Cromwell nach Gefallen
Jetzt lenken kann. Er aber, wie es hieß,
War rasch nach Windsor hin geeilt, um Euch
Die letzte harte Forderung zu künden,
Und Ihr —

König.

Ich wieß sie ab!

Achte Scene.

Vorige, Parry.

Parry.

(knieend.)

Weh! O! mein König!

König.

Steh auf! Was ist?

Parry.

Das Schloß ist rings umzingelt;
Verdoppelt sind die Wachen an den Thoren
Und Oberst Harrison ist angelangt,
Um nach Whitehall Euch hinzuführen!

König.

Ist's nicht
Ein Ort, in dem wir gerne weilten, Parry?

Parry.

Kaum kann ich noch das Fürchterliche künden!

König.

Sprich! auch das Aeußerste ist jetzt kaum mehr
Für Deinen König überraschend!

Parry.

Sire,
Der Rest des Parlamentes hat sich heut
Verwandelt in ein Reichsgericht, um Euch
Zu richten; o! im Voraus ist der Spruch
Beschlossen schon; das Heer in wilder Freude
Vermag den Tag kaum zu erwarten; vor
Dem Fenster in Whitehall, das auf den Platz
Hinausgeht — o! ich kanns kaum denken das
Entsetzliche!

König.

Sprich es nur aus!



Parry.

Sie sagen,
Daß dort der Henkerblock bereitet werde —
O! Gott!

König.

Schreckt Dich so sehr mein treuer Diener
Ein Königstod? Auch Fürsten müssen sterben.
Hart ist der Sturz aus jener Wolkenhöhe
Der Hoffnung, drin ich heute mich noch wiegte.
Jetzt steh' ich nah am Ziele! anders zwar,
Als wie ich träumte; einen Sieg hab' ich
Noch zu erringen; o! den größten und
Den schwersten — Du mein Heiland wirst
Besiegen lehren mich den Tod! —

Jermayn.

O! Himmel
Und keine Rettung! Nein! noch haben sie
Nicht triumphirt!

[vor dem König knieend.]

Gebt, Sire, mir den Segen,
Die Hand der Fürsten Englands hat die Kraft
Wie seit Jahrhunderten der Glaube geht,
Ein schweres Uebel leicht zu heilen; jetzt
Ist England krank; laßt, Sire, Eure Kraft
Hinüberströmen heut' auf Euren Diener,
Dann laßt ihn suchen, England rasch zu helfen!

König.

Das Volk denkt anders von der Königskrankheit
In England jetzt, als vormals; Cromwell will
Sie heilen vor Whitehall! Doch meinen Segen
Nehmt hin in reichem Maße; meinen Dank
Für Eure Treue kann ich nicht bezahlen,
Doch mein Geschlecht, wenn wieder es besteigt
Einst Englands Thron wird Eurer nicht vergessen.

Jermayn.

Ich diene nicht um Lohn; Sire! lebt wohl,
Noch hoff' ich auf ein Wiedersehn!

König.

Jenseits des Grabes!
Stürzt nicht um mich aufs Neu' Euch in Gefahr;
Genug habt Ihr gethan! Erhaltet Euch
Für meinen Sohn!

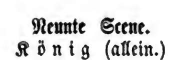
Jermayn.

Ich rett' Euch oder gehe
Mit Euch dem Untergange zu!

König.

Begleite
Ihn, Parry, und beschütze seine Flucht!

[Parry und Jermayn ab.]



Neunte Scene.

König (allein.)

König.

So rasch am Ziele! an des Grabes Rand!
Sie werdens wagen; dieser Cromwell bebt
Vor Nichts zurück und über meine Leiche
Geht er den Pfad zur Größe! eine Taufe
Kann ihn nur weihen zu der Herrschaft Erbe,
Mein Blut auf seiner Stirn! Der Unterthan,
Der seinem König an die Krone greift
Muß mit der Krone auch das Haupt abschlagen.
Doch gilt noch einen Kampf es vor dem Ende:
Sie können ihren König morden, doch
Nicht richten ein gesalbtes Haupt; Nein, niemals!
Und wenn Titanengleich sie Berge thürmen,
Hoch über ihnen ragt ein Königssitz;
Den Thron zu Zeiten können sie zerschmettern,
Doch nie die Höhe, drauf er sich erhob;
Denn eine höh're Macht ließ diese wurzeln
Und stolz sie ragen in der Völker Mitte;
Nicht mit dem König fällt das Königthum!
Laßt sie den Saal bereiten zum Gericht
Und ihren Herrscher vor die Schranken laden,
In ihrer Mitte auch bin ich noch König!
Und stolz wie Strafford — Weh! wie jener Name
Mir stets das Herz beengt! — O! wie ein Fluch
Liegt es auf mir seit jener Unglücksstunde
Wo Preis ich gab ihn seinen wilden Feinden!
Still! tief im Staube liegt mein Königsstolz,
Wenn dieser düstre Schatten mich umschwebt.
Ich sühne meine Schuld ja Wentworth, zürne
Nicht länger mehr! denn o! Du bist gerächt!
Nach Whitehall wollte Cromwell ja mich führen;
Er hält sein Wort; und jenes Fenster, das
Einst aufsprang mit Geklirr, als meine Feder
Den Sturz des Hauses Stuart unterschrieben,
Wird wieder auf sich thun; es wird das Volk
Versammelt sein, wie einst am Krönungstage;
Ein Meer von Köpfen! ohne Krone tritt
Der Fürst hinaus, doch immer Fürst noch, nicht
Gebeugt der stolze Nacken; drängt sich auch
Mein ganzes Volk vor meines Schlosses Hallen,
Carl Stuart wird als Englands König fallen!

Zehnte Scene.

König, Harrison und andere Offiziere, Parry.

Harrison.

(flüchtig grüßend aber den Hut nicht abnehmend.)

Seid Ihr bereit Carl Stuart, uns zu folgen?

König.

Wo keine Wahl mehr bleibt, da muß wohl auch
Ein König stets bereit sein. Ihr seid wohl



Der Oberst Harrison; schon einmal tratet
Ihr Eurem König gegenüber, Sir.

Harrison.

In jenem Schlosse, das Ihr nun aufs Neue
Betreten sollt, Carl Stuart; diesmal wohl
Zum letzten Male!

König.

Ihr vergeßt die Achtung,
Die Eurem Könige Ihr schuldig seid.

Harrison.

In England herrscht kein König mehr, der Herr
Allein ist unser Heeresfürst und Herrscher;
Sein Reich beginnt; das Eure endet!

König.

Sein Reich ist nicht von dieser Welt; ich aber
Bin Euer König von des Herrn Gnade!

Harrison.

Er hat gewogen Euch in seiner Wage
Und Euch zu leicht befunden! Laßt uns nicht
Die Zeit mit eitlen Worten hier vergeuden;
Bereit ist das Gericht, das heut' Euch noch
Vor seine Schranken zieht!

König.

In England ist
Kein Richter über einen König; doch
Mit Euch kann König Carl darob nicht streiten.
Laßt diesen treuen Diener (auf Parry deutend) mit mir gehn!

Harrison.

Es sei, wie Ihr es wünschet, Sir!

König.

Und nun
Ihr Herren kommt! zu seiner Väter Schloß
Begleitet Euren Herrscher! meine Stimme,
Die zwanzig Jahre Euch Befehle gab,
Klingt noch so hell, als wie vor zwanzig Jahren.
Auf denn und folgt, Ihr Herren, denn voran
Geht Euer König! (ab.)

(Verwandlung.)

Elfte Scene.

Zimmer in Whitehall.

Cromwell (allein).

So bricht denn heute nun die letzte Schranke,
Und frei geht England aus dem Kampf hervor!
Sechs Jahr' des Blutes und der Schlachten sind
Vergangen, wie ein wüster Traum der Nacht;
Was uns das Schwert ersiegt, wird heut' das Beil
Befestigen für alle Zeiten!

(Nach einer Pause.)

Wird es?
Fällt mit dem Haupt für immer auch die Krone?
Das ist es, was mich heute beben macht!
Durch alle Zeiten wird der Axthieb dröhnen,
Der heut' auf eines Königs Nacken fällt.
Bis in die Gruft Westminsters wird er dringen,
Die alten Könige in ihren Grüften
Sie schaudern noch in ihren Todtenkleidern;
Und ganz Europa, athemlos und schweigend,
Sieht dieses Blut heut' doch zum Himmel spritzen.
Und sollt' es doch vergebens heute fließen?
Nein! nein! der Herr hat ihm den Stab gebrochen,
Verworfen sind die Stuarts vor dem Herrn!

Es wird der Schrei umgeh'n von Thron zu Throne
Durch ganz Europa von der Freveltbat,
Die Englands Volk begangen! Katafalke
Erheben sich in allen Hofkapellen
Weihrauchumdampft; die Priester werden singen
Das Todtenlied dem Martyrgleichen König!
Doch bis an Englands Küste dampfen nicht,
Die Räucherkerzen; England weiß es, selbst
Mit königlichen Feinden abzurechnen.
Elisabeth gab uns das große Beispiel;
Und Völker lernen schnell, wenn Fürsten ihnen
Den einz'gen Weg zur Freiheit zeigen; in
Die Gruft der Schottenkönigin wirft heute
Das Volk des Enkels Haupt hinab.

Es war
Nicht möglich, diesen Stuart zu bezwingen
Durch des Vertrages Heiligkeit; starr stand
Des Volkes Siegeswagen er entgegen,
Bis über ihn zermalmend geht das Rad.
Das Letzte auch, was ich ihm bieten mußte,
Dem letzten Wunsch des Volkes zu genügen,
Er schlug es aus! o! Herr, du bist gerecht!
Aus Deiner Gnade war er längst gesunken,
Des Volkes Heil verlangte seinen Tod!

Des Volkes Heil! * Gewiß! Nur Stuarts Tod
Besiegelt Englands Freiheit! Doch das Volk, —
— Das Parlament, das ich vertreiben mußte,
Die ewig Schwachen, immerfort Bereiten,
Wenn's galt, das alte Königthum zu retten —
Sie werden sagen einst in künft'gen Zeiten,
Daß Cromwell hat erstickt des Volkes Stimme,
Daß diese That, die heute sich vollzieht,
War Cromwells That und Cromwells nur allein!

---

* Vide: Cromwell's letter to Col. Hammond (Dear Robin etc.) Carlyle, I, 322.

Und ist es so—auf diesem Haupte denn
Mag sie mit ihrer ganzen Schwere liegen!
Du Herr allein kannst mich darob ja richten!
Du setzest ein auf Erden die Gewalten,
Und wenn sie gegen Deinen Willen streben,
Sei's Fürsten- oder Parlaments-Gewalt,
Erweckest Du Dir Deiner Knechte Einen,
Der kühn sie stürzen mag; das Heil des Volks
Ist höher noch, als selbst des Volkes Stimme,
Die schwankend durch die Zeiten hinklingt und
Bewundert heut', was morgen sie verdammt;
Denn Du regierst die Welt nach Deinem Willen!

Des Volkes Heil bei diesem Stuart! Du
Hast gegen ihn gezeugt, o! Herr, sein Urtheil
Sprachst Du, nicht ich! Dein Heer, dem Du
In zwanzig Schlachten stets den Sieg gegeben,
Thut Deinen Willen auch in dieser That!
Du willst nicht, daß vergebens unser Blut
Im Kampfe gegen diesen König floß;
Die Leichenhaufen meiner Brüder sind
Cromwells Rechtfertigung; nie soll es heißen
Fortan in England, daß ein König mag
Die Waffen richten auf sein Volk; die Lehre
Kling' heut' von des Gerüstes Stufen vor
Whitehall in's Ohr den Königen Europa's!

(Ferner Trommelwirbel.)

Die Stunde naht! die Truppen schon besetzen
Den Platz; bereite Dich, Carl Stuart, rasch
Flieh'n die Minuten, die Du noch zu leben!
Bald fällt das Beil! es rollt Dein Haupt im Sande,
Dein Blut bringt Freiheit meinem Vaterlande!

Zwölfte Scene.

Cromwell. Claypole. Elisabeth.

Elisabeth.

Hier ist er! ruhig wie das Moor von Ely
Im Abendsonnenschein; kann denn der Sturm,
Der über England wild dahin braußt, nicht
In seine Seele dringen! Vater! Vater!

Cromwell.

Mein Kind, was hat Dich so erregt? Du bist
Erhitzt, Du fieberst! Du bist krank!

Elisabeth.

Claypole!
Mein Gatte! Steh' mir bei in dieser Stunde!
Ich war Dein treues, frommes Weib; wenn Du
Mich liebst, so hilf mir dieses Herz erweichen!

Cromwell.

Und was bedeutet diese Fieberhitze?
Claypole, sprich Du! was treibt Euch her zu mir
In dieser Stunde?

Claypole.

Diese Stunde ist's,
Die über Englands Zukunft ja entscheidet
Und über Cromwell's Haus; Ihr wißt, mein Vater,
Wie ich gesinnt in dieser blut'gen Sache;
Ihr habt die Macht, ein Wort von Euch und Alles—

Elisabeth.
(in großer Aufregung)

Auf meinen Knieen, Vater, fleh' ich jetzt
Zu Dir; sieh Deine Tochter hier verzweifelt
Zu Deinen Füßen! O! Dein Kind, es bebt
Vor jenem Blutfleck, der auf Deine Stirne
Heut' träufeln soll! Mir träumte heut', mein Vater,
Von sel'gen Geistern in der bessern Welt,
Die nach des Lebens Qual in ew'ger Freude
In Gottes Paradiese wandelten;
Sie waren Alle da, die Brüder, Schwestern,
Die Mutter und die Enkel; Du allein
Warst nicht mit uns; doch endlich sah' ich wandeln
Dich her zu uns; allein Dein Pfad', o Vater!
War eine lange Blutspur; immer troff
Ein Tropfen von der Stirn Dir leise; wie
Auch Deine Hand ihn wegzuwischen strebte,
Er kehrte immer wieder; und es rief
Durch alle Himmel eine Donnerstimme:
Nah' Dich den Wohnungen der Sel'gen nicht!
So sollst Du wandeln ewig durch die Zeiten,
Und nie verwische sich auf Deiner Stirne
Das blut'ge Mal, das Mal der Königsmörder!
Laß ab, mein Vater! noch ist's Zeit ja!

Cromwell.

Halt!
Und sprich nicht weiter, wenn ich ferner noch
Als meine Tochter Dich erkennen soll!
Dies ist die schwerste Prüfung, Herr! die Du
Mir auferlegt! Ich muß sie tragen.
Schwer lastet Dein Gebot auf mir, Dein Volk
In eine neue Bahn zu führen; jetzt auch
Empört sich gegen mich mein eig'nes Blut!
In meinem Hause hast Du mir versagt
Die Kraft, die nach mir meine Pfade geht;
Nur einen Cromwell hast Du Dir berufen!
Steh' auf, Kind! Bring sie heim, Sohn, dies
Ist nicht die Stunde, wo der Mund des Weibes
Zu reden hat!

Claypole.

Ich focht an Eurer Seite
In manchem Treffen; stolz blickt' ich stets auf
Zu Eurer Heldengröße; England war
Mit Euch in Eurem Kampfe; England ist
Nicht mit Euch heute?

Cromwell.

Bist Du Englands Stimme?
Wer heißt Dich, heut' für dieses Land zu sprechen?

Elisabeth.

Wie die Sekunden eilen, Vater! O!
Seid schneller doch wie sie! Noch ist es Zeit!

[Dumpfes Getöse von Außen; dann anhaltende verworrene Rufe.]

Cromwell.

Jetzt nicht mehr! Denn geschehen ist die That!
In England herrscht kein König mehr!

Elisabeth.

Und ich
Hab', weh' mir! meinen Vater heut' verloren!

[sinkt in Claypole's Arme.]

[Glockengeläute.]

Cromwell.

Verkündet Glocken weit in's Land hinaus
Die Freiheit Englands! und wenn Cromwell einst
Hinabsteigt in die Gruft, so tönet laut
Ihm sterbend noch als Siegsruf in die Ohren;
Bei Eurem Klang wird ruhig er entschlummern.
Das Angesicht der Zukunft zugewendet,
Glänzt hell sein Aug', auch wenn ein König endet!

(Der Vorhang fällt.)

Ein Goldgräber.

Novelle von Adolph Douai.

(Schluß.)

Das Gestein, an welchem ich eine nicht viel über Fußbreite Treppe abzumeißeln hatte, war entweder ein weicher Kalk oder ein noch weicherer Sandstein, in welchem ich jeden Tag über hundert Fuß tiefer vorrückte. An einigen Stellen hatte mir die Natur vorgearbeitet, indem sie schräg am Abhange hinlaufende Vorsprünge gebildet hatte, denen ich oft nur eine etwas größere Breite zu geben hatte, während an anderen Stellen der Weg überflüssig breit war. Dagegen hatte sie auch an einigen Stellen Schwierigkeiten erfunden, an deren Besiegung ich beinahe verzweifelt wäre. Die erste war, als ich in der Tiefe von etwa 1000 Fuß an eine Felsenwand kam, welche weit und breit so stark nach innen sich einböschte, daß an ein Ausmeißeln einer Treppe nicht zu denken war. Hier blieb nichts übrig, als mich wieder zweihundert Fuß weit schief aufwärts zu meißeln, wo eine andere Felsennase begann, welche auf natürlichen Vorsprüngen mich wieder nach einer mehr auswärts geböschten Wand führte. Als es mir geglückt war, dieses anfangs für übermenschlich gehaltene Hinderniß zu überwinden, kam ein viel größeres Selbstvertrauen über mich.

Ein zweites Mal gab unter meinen Füßen ein Felsstück nach, und ich stürzte in die Tiefe. Nein—ich glitt an einer wohl zweihundert Fuß hohen Strecke der Wand, welche sanft, aber spiegelglatt sich abdachte, bis auf einen breiten Vor-

sprung hinab, wo ich im Aufstellen mich festhalten konnte. Ich hatte im Fallen den einen meiner Meißel verloren, der zweite lag noch oben, von wo ich ausgeglitten war. Ich mußte wieder zur Ausgangsstelle hinauf und hatte dazu als einziges Werkzeug nur ein Taschenmesser bei mir, welches auf dem hier etwas harten Gestein nur langsam arbeitete und rasch sich abnutzte. Geschunden und zerschlagen, wie ich war, und mit nur für einen Tag Lebensmittel in der Tasche, machte ich mich an die mühselige Arbeit, welche drei volle Tage dauerte. Meine Kräfte und mein Messer waren völlig aufgebraucht, als ich den alten Standpunkt wieder erreicht hatte.

Oft mußte ich an dem Abhange selbst mein Nachtquartier aufschlagen, weil das Hinaufsteigen zu den Maulthieren des Abends und das Herabklettern des Morgens mir zuviel von meiner Arbeitszeit und Arbeitskraft entzog. Dann höhlte ich mir eine eben zureichende Lagerstätte im Felsen aus, kroch hinein und fiel in einen festen Schlaf, bis die in jener Höhe über dem Meeresspiegel stets empfindliche Nachtkälte mich weckte. Es galt aber mit Wachsamkeit und Selbstbeherrschung zu schlafen—ein großes Kunststück. Denn das geringste Herumwälzen im Traume, oder wenn der müde Körper auf der einen Seite des harten Felsbodens überdrüssig war, konnte mich in den ewigen Schlaf hinabstürzen.

Je tiefer hinab ich kam, desto grimmiger wurden die Schwierigkeiten. Der Fels war vorwiegend hartes Massengestein—gerade die Art, welche ein Goldsucher mit fröhlich pochendem Herzen ansieht, aber für meine Werkzeuge zu beschwerlich auszuhöhlen. Gleichzeitig wuchs die Hitze bei Tage und im Sonnenschein, die Kälte im Schatten und bei Nacht. Es wuchs auch die Entfernung von meinen Lebensmittel-Vorräthen und von der Quelle, zu denen ich wenigstens zweimal die Woche hinaufzusteigen hatte. Endlich waren meine Lebensmittel und das Futter für die Maulthiere völlig erschöpft, und ich hatte meine Steinbrecherei aufgegeben, um neue Eßvorräthe einzulegen und die Maulthiere sich irgendwo satt grasen zu lassen, ehe ich an meine Arbeit zurückkehren konnte.

Was ich nun zu erdulden hatte, übersteigt alle Vorstellungen. Das Erklimmen des obersten Felsenrandes der Schlucht war diesmal unsäglich erschwert durch die Abmattung der Maulthiere und durch meine eigene. Denn in dem Maße, wie ich meiner Schachtarbeit den Rücken wandte, mit einer sehr armseligen Aussicht auf Erschwingung neuer Lebensmittel in einer Wildniß, in welcher auf fünfhundert Meilen im Umkreise kein menschliches Wesen zu vermuthen war, sank meine Willenskraft, die mich so lange bei den riesigsten Anstrengungen aufrecht erhalten hatte. Ein hitziges Fieber, mit Schüttelfrost abwechselnd, kam endlich zum Ausbruch, und noch ehe ich ganz oben angekommen war, befiel mich eine Augenentzündung, deren Vorboten mich schon lange gewarnt hatten, die aber nun urplötzlich sich verschlimmerte—eine Folge des grellen Wechsels zwischen Licht und Dunkel, dem ich so lange ausgesetzt gewesen war.

Endlich hatte ich heil mit meinen Maulthieren das Tafelland erreicht und unweit der Schlucht eine armselige Quelle, wo es einiges wenige Gras gab. Hier blieb ich im Fieber bewußtlos liegen.

Als ich in der Kälte einer mondhellen Nacht wieder erwachte, sah ich, daß meine Maulthiere verschwunden waren. In stumpfer Gleichgültigkeit legte ich mich—wie ich meinte—zum Sterben nieder. Aber der Tod ließ furchtbar lange auf sich warten. Die mit dem Wechselfieber stets verbundene qualvolle Ungeduld ließ mich die Zeit, da ich so hilflos da lag, eine Ewigkeit dünken. Wär' ich zum Selbstmord nicht zu schwach gewesen, ich hätt' ihn hundertmal versucht.

Endlich war die Gewalt des Fiebers gebrochen. Eines schönen Morgens fühlte ich mich wie neugeboren, nur daß eine schwere Mattigkeit, die Folge langen Nahrungsmangels, mir jede Anstrengung verbot.

Da erscheint ganz in meiner Nähe ein Mohave-Indianer. Ich kannte diese ärmlichste aller Indianer-Raçen genau und hatte von ihm nichts zu fürchten, so



lange ich meine Waffen nie aus den Augen ließ. Er kam schüchtern näher, da ich ihn heranwinkte.

Ich frug ihn auf Spanisch, welches er dürftig radebrechte, nach meinen Maulthieren. Er wollte nichts von ihnen gesehen haben. Ich glaubte ihm nicht, ich sah ihm an, daß er log. Ich versprach ihm meine Doppelbüchse und eine wollene Decke, wenn er sie mir wiederschaffte und zugleich Etwas zu essen. Das war für ihn ein hoher Preis, für mich der höchste, den ich bieten konnte.

Er ging und kam den nächsten Tag wieder mit einem der beiden Maulthiere, welches er vor sich hertrieb, da es sich nicht hatte einfangen, ja, wie er sagte, nicht einmal auf Pfeilschußweite nahekommen lassen. Dem verdankte ich's, daß das Thier seiner werthvollen Ladung nicht beraubt worden war. Das andere, sagte er, hätten die Leute seines Stammes geschlachtet und aufgegessen, die Ladung unter sich getheilt. Er allein sei bei der Theilung leer ausgegangen. Mein Verlust war groß, da zu dieser Ladung meine beste Decke, ein Fallschirm, den ich mir selbst gebaut hatte, etwas Munition und mehrere Minir-Werkzeuge gehörten.

Der Indianer hatte eine kleine Antilope mitgebracht, eine für mich in meiner Verschmachtung köstliche Speise; aber leider deren nicht genug, da ich sie mit dem Indianer theilen mußte. Ich bewog ihn, nochmals auf die Jagd auszugehen, weil ich mich dazu noch nicht stark genug fühlte. Inzwischen brachte ich mein Maulthier vor ihm in Sicherheit, und zwar auf dieselbe kleine Ebene in der Tiefe wie früher, wo mittlerweile wieder etwas Gras gewachsen war. Dann versuchte ich, weil er mehrere Tage ausblieb, mein Heil selbst in der Jagd und hatte das seltene Glück, einen ausgewachsenen, wenn auch sehr abgemagerten grauen Bären zu beschleichen und auf den ersten Schuß durch den Kopf zu tödten. Diese Beute gewährte mir zwar ein zähes, aber doch nahrhaftes getrocknetes Fleisch, gerade genug für anderthalb Monate, und ich beschloß deßhalb, sobald die Dörrung der langen Fleischriemen beendigt war, nicht länger auf den Indianer zu warten, sondern zu meiner Arbeit zurückzukehren, zu welcher ich mich wieder stark genug fühlte.

„Als Belohnung seiner Dienste ließ ich ihm an der Quelle die versprochene wollene Decke zurück; aber nicht die Büchse. Theils durfte ich mich von dieser nicht trennen, theils hatte er den Preis nur halb verdient, weil er nur ein Maulthier gerettet hatte. Auch wollte ich ihn nicht wissen lassen, wohin ich ginge. Deßhalb verwischte ich bei meinem Rückzuge sorgfältig alle Reste von Spuren meines Maulthieres, welche der Boden noch annahm, und als ich das Thier auf der kleinen Muldenfläche untergebracht hatte, versperrte ich den Aufgang nach dem Plateau für das Thier, wie den Niedergang für den Indianer, falls er ja hierher gelangen sollte, durch ein Felsstück so schwer, daß keines von Beiden es beseitigen zu können schien.

„Hierauf kletterte ich zu meiner Arbeit hinab. Das Glück wollte mir endlich wohl. Nach zwei Tagen schwerer Anstrengung hatte ich meinen Felsenpfad bis an eine scharf vorspringende senkrechte Felskante getrieben, hinter welcher ich längst eine Aussicht in's Thal vermuthet hatte. Als ich nun, zitternd vor unbeschreiblicher Erwartung um die scharfe Kante herum und hinab blickte — da belohnte mich ein Anblick, der alle meine Leiden reichlich vergalt.

„Da lag ein reizendes grünes Flußthal senkrecht unter mir, noch tief genug unter mir—etwa 1200 Fuß—um nicht alle Einzelheiten der Landschaft mustern zu können; aber nunmehr nahe genug, um es in Kürze zu erreichen. Der breite klare Strom, dessen Rauschen zu mir heraufdrang, war erquickend zu sehen. Eine Reihe kleiner bewaldeter oder grasbewachsener Berghalden, die sich bis zu ihm hinabsenkten, reichte stellenweise so hoch an den senkrechten Felswänden hinauf, daß dies mich sofort auf den Gedanken brachte, die mich von der nächsten gerade unter mir liegenden trennende Entfernung mittels eines Seiles zu erreichen.

„Ein solches Seil hatte ich in Bereitschaft. Ich hatte, während ich das Bären-

fleisch in der Sonne dörrte, die Haut in lange dünne Riemen zerschnitten und diese in ein Seil von ziemlicher Haltbarkeit geflochten. Zusammen mit meinen mitgebrachten Stricken hatte ich über fünfhundert Fuß Seil, welchem ich mein Körpergewicht anvertrauen konnte. Ich versuchte ob es bis auf den höchsten Punkt der Halde hinablangte, und war entzückt, als ich das Ende festliegen sah. Ich knüpfte das obere Ende an einer Felszacke an und wollte schon hinabgleiten, als ich mich eines Besseren besann.

„Ich konnte die gewagte Reise nicht ohne meine Büchse mit genügendem Schießbedarf und nicht ohne Meißel und andere Werkzeuge, endlich auch nicht ohne einen Theil meines Bärenfleisches antreten. Denn einmal unten, mußte ich einen Felsenpfad von unten auf brechen, welcher, an den obern anknüpfend, mir einen Weg für mein Maulthier und seine Last eröffnete; die beste Wahl für die Richtung dieses unteren Pfades konnte ich nur von unten aus treffen. Wollte ich mich aber mit so viel Gepäck beschweren, so war das Hinabgleiten höchst gefährlich. Das Seil konnte reißen, oder ich konnte durch meine eigne Schwere kraftlos und am Festhalten verhindert werden. Nun konnte ich allerdings zuerst mein Gepäck, an das Ende des Seiles geknüpft, hinablassen, ehe ich selbst mich daran hinabließ. Allein ich mußte fürchten, daß, während ich daran hinge, das Seil heftig schwanken, und meine Büchse dabei unten zu stark auf den Boden aufschlagen und beschädigt werden könnte. Zugleich war es höchst räthlich, wenn ich dicht neben dem ersten Seile ein zweites hinabhängen hatte, das ich ergreifen konnte, falls jenes risse. Ich mußte—das sah ich wohl—ein zweites, gleich langes Seil haben, um zuerst an demselben die nöthigen Geräthschaften hinabzulassen, ehe ich selber nachfolgte.

„Ich kletterte zu meinem Maulthiere zurück, zerschnitt die Abfälle der Haut, meine Satteldecken, das Fell der Antilope und flocht alles Dieses, sowie die mitgenommenen Gedärme des Bären und der Antilope in das nöthige zweite Seil zusammen. Endlich hatte ich die nöthige Länge, wenn es auch etwas dünner war, band die zum Hinablassen bestimmten Geräthschaften daran, befestigte das andere Ende an derselben Felszacke wie mein eignes Seil und ließ das Bündel langsam hinab. In das für mich bestimmte Seil knüpfte ich noch einige Knoten und flocht einige Stücke von Cedernästen ein, um unterwegs darauf ausruhen zu können, und dann vertraute ich mich, nachdem ich meine Vorrichtungen nochmals reiflich geprüft und alle möglichen Vorkommnisse bedacht hatte, demselben mit vollstem Selbstvertrauen an.

„Obwohl ich ganz schwindelfrei bin und überhaupt derbe Nerven habe, so überkroch mich doch ein seltsam unbehagliches Gefühl, als ich in der Schwebe hing und den festen Boden unter meinen Füßen schwinden fühlte, um eine Luftreise von fünfhundert Fuß Länge anzutreten, bei der ich allein auf die Kraft meiner noch unlängst so geschwächten Arme angewiesen war. Aber bereits war es zu spät, das Begonnene rückgängig zu machen. Ich glitt mehr hinab, als daß ich mich hinabgriff, und die Knoten und Stricke, welche meine Fahrt von Zeit zu Zeit aufhielten, waren mir höchst willkommen als kurze Ruhepunkte. So mochte ich ein Drittel des Seiles zurückgelegt haben, und ich merkte, daß meine Kräfte rasch abnahmen, als ein seltsames Ereigniß mich veranlaßte, mich krampfhaft festzuhalten und um mich zu blicken.

„Ich bemerkte nämlich, daß das dünnere Seil aufwärts gezogen wurde. Ein Blick hinab belehrte mich, daß mein Bündel schon nicht mehr unten auf dem Boden auflag, sondern sich aufwärts bewegte. Ein zweiter Blick hinauf zeigte mir die Gestalt und das Gesicht des Indianers, der an dem dünnern Seile zog.

„Ich begriff sofort, daß der Wilde meine Büchse haben wollte. Entschlossen, es zu verhindern, fing ich das zweite Seil so ein, daß es durch meinen Ellenbogen laufen mußte. Das dicke Bündel konnte unmöglich zwischen dem Winkel meines

Ellbogens und meinem Seile hindurch. Dann glitt ich im Gefühle, daß ich sobald als möglich festes Land erreichen müßte, doppelt rasch hinab.

„Da fühlte ich in meinem eignen straff gespannten Seile ein leises Zittern und soweit ich auch jetzt schon von dem rothhäutigen Schurken entfernt war, konnte ich doch erkennen, daß er mit meinem Seile beschäftigt war.

„Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich der Gedanke: er will dein eignes Seil durchschneiden, entweder um dich in die Tiefe zu stürzen, oder zum Loslassen des andern Seiles zu bewegen.

„Das war der einzige Augenblick meines Lebens, wo ich kennen gelernt habe, was Todesangst ist. Ich schlotterte am ganzen Leibe und wäre beinahe gestürzt.

„Aber ein Rest von Besinnung kehrte schnell zurück. Ich faßte beide Seile zugleich und glitt mit beflügelter Eile hinab, daß meine Handschuhe rauchten und verbrannten, und die Riemen zuletzt in meine Finger einschnitten.

„Da riß das dickere Seil—der Schurke hatte es zerschnitten—und im Augenblick hatte ich das dünnere mit der zweiten Hand gefaßt. Es dehnte sich bedenklich unter meiner Last—aber es hielt—und jetzt war ich auf festem Boden angelangt—ich taumelte und sank bewußtlos nieder.

„Aber ich muß sehr bald wieder zum Selbstbewußtsein erwacht sein. Denn ich fühlte, daß ich gezogen und gehoben wurde. Ich war auf das Bündel zu liegen gekommen, und der Wilde wollte, mich für todt oder schwer verletzt haltend, einen Versuch machen, dasselbe unter mir hervorzuziehen. Ich erkannte das im Nu, und Rachlust und Selbsterhaltungstrieb flammten so mächtig in mir auf, daß ich einen rasch erdachten Plan, meinen Feind in eine selbstgelegte Falle zu locken, mit Gedankenschnelle auch schon ausgeführt hatte.

„Eben, als er am stärksten zog, gab ich dem Seile einen plötzlichen und gewaltigen Ruck, der mich selbst zur Erde warf — und ich hörte hoch oben seinen Verzweiflungsschrei und—wenige Sekunden später stürzte der Körper des bübischen Wilden dicht vor mir herab, daß die Luft sauste und der Boden erzitterte. Dann rollte er leblos weiter bergab, bis er zwischen den hier aufgehäuften gröberen Felstrümmern zur Ruhe kam.“

Die Zuhörerin hatte der Erzählung zuletzt in athemloser Spannung gelauscht. Ihre Augen traten weit und starr hervor, sie saß wie gelähmt. Mehr als einmal waren ihr Laute der Beklemmung entschlüpft. Jetzt rief sie erleichtert: „Gottlob!“

Der Erzähler hielt hier, selbst von der lebhaften Erinnerung überwältigt, längere Zeit inne. Dann drängte ihn Frau Mayfield, deren Neugier mächtig angeregt worden war, fortzufahren.

„Es erforderte mehr als einen Tag, bis ich wieder im vollen Besitz meiner Kräfte war. Dann stärkte ich mich wieder durch Speis und Trank und trat die Entdeckungsreise in's Thal hinab an.

„So großartig und schrecklich die Felsenwildniß oben, so lieblich war das eigentliche Thal unten. Es öffnete sich nur an wenigen Stellen zur Breite einer Meile zwischen den Felswänden, und die Halden, entstanden durch das Gerölle der herabrollenden Felstrümmer, welche seit vielen Jahrtausenden sich vom Flusse aufwärts gebildet hatten, reichten überall gleich Vorgebirgen in denselben hinein, sein Bett verengend. Wo dies der Fall war, erschien er tief genug, um für Boote fahrbar zu sein. Ich hatte in wenigen Stunden genug gesehen, um mich zu überzeugen, daß ich mich in einem kleinen Paradiese befände, in welchem ich keine Noth zu leiden brauchte.

„Es fehlte weder an Nahrungsmitteln aus dem Thierreiche — denn Kaninchen, Hasen, wilde Hunde und Antilopen grasten hier in ganzen Heerden, den nie gesehenen Menschen neugierig und unschuldig aus aller Nähe anschauend, und im Flusse wimmelte es von Fischen, in der Luft von Vögeln. Noch fehlte es an solchen aus dem Pflanzenreiche. Denn hier wuchsen, geschützt durch die himmelhohen Felsen vor allen rauhen Winden, und durch die in's Thal hereingebrochenen

doppelt heißen Sonnenstrahlen hervorgelockt, wilde Pflaumen und Kirschen, alle Arten Nüsse und Cocusfrüchte, Persimonen und wilder Wein, wilde Getraidearten und eßbare Wurzeln in überreicher Fülle.

„Es fehlte bloß an menschlicher Gesellschaft, um hier, abgeschieden von der großen Welt, mit Wenigen ein köstliches idyllisches Leben zu führen. Aber im ersten Enthusiasmus eines Entdeckers neuer Gegenden dachte ich an diesen Mangel noch nicht.

„Und da, wo die Geröllhalden sich an die Felswände anlehnten, reichte, so weit das Auge schauen konnte, ein breiter Streifen goldhaltigen Quarzgesteines ringsum an den Felswänden hin, so reich an diesem edlen Metall, daß der gierigste Geizhals genug haben mußte. Die Luft hier unten war balsamisch lau und erquickend, wenn auch kühl während der Nacht, welche zu jeder Jahreszeit mehr als die Hälfte der Tageslänge einnahm.

„Sobald ich meine Erforschung weit genug getrieben hatte, um meiner Aussichten für die nächste Zukunft sicher zu sein, begrub ich den Leichnam meines Nachstellers unter Felsgeröll und einem Haufen Erde. Ich fand in seinen Taschen eines der Bowiemesser, welche zur Ladung meines anderen Maulthiers gehört hatten — ein Beweis, daß er an der Erlegung und Plünderung desselben betheiligt gewesen war, und diese Entdeckung kühlte bei mir den letzten Rest des Mitleids ab, welches man wohl mit einem erlegten Feinde zu haben pflegt. Das Messer war mir ein werthvoller Fund.

„Hierauf dachte ich an die Anbahnung eines Aufwegs, um mein Maulthier und seine Ladung herabzubekommen. Die Sache war leichter gedacht als ausgeführt. Es galt, fünfhundert Fuß senkrechter Höhe, welche auf einem Zickzackpfade zum Doppelten anwuchsen, durch fast lauter festes Quarzgestein vorzudringen; und zwar mußte ich auf den größeren Theil dieser Entfernung eine Gallerie, geräumig genug für ein Maulthier, in die Felswand einsprengen. Das war Arbeit für ein volles Jahr, und dazu würde mein Pulver beiweitem nicht ausgereicht haben, dessen ich zum Leben dringend benöthigt war. Es machten sich sofort noch andere Erwägungen geltend. Der Indianer hatte meiner Spur zu folgen und meinen oberen Weg zu finden vermocht. Sollte ich, da auf dem harten Lehmboden des Plateaus die Spuren oft Jahre lang erkennbar bleiben, anderen Indianern und sonstigem Gesindel geradezu den Weg zu mir herab vollends bahnen, indem ich für sie die letzten und größten Schwierigkeiten überwand? — Nein, ich mußte von dieser Minirarbeit abstehen.

„Zunächst galt es, das nächst Bessere zu erdenken. Ich mochte vielleicht die Ladung meines Maulthiers retten, indem ich einen von Natur gebahnten Aufweg zu ihm fand, wäre er auch so halsbrechend, daß ich das Maulthier preisgeben, die Ladung am Stricke herablassen und mich selbst an einem dickeren erst noch herzustellenden Seile herabgreifen müßte. Allein ich suchte wochenlang vergebens nach einem solchen Aufwege.

„Konnte nicht das Maulthier bereits von dem Indianer oder seinen Genossen getödtet, die Ladung geraubt sein? Und war, wenn auch Beides noch zu haben war, die Beute so riesiger Anstrengungen und Gefahren, als ihre Erlangung kosten mußte, werth? — Ich war seit meiner Luftreise sehr nervös geworden und traute mir bisweilen weniger zu als vordem. — Kurz, ich gab Maulthier und Ladung verloren. Ich beschloß, nicht eher an Herstellung eines Aufwegs zu denken, bis ich soviel Entdeckungen als möglich gemacht und soviel Gold gewonnen hätte, um meine Befreiungsarbeit aus meinem Gefängniß durch ein bedeutendes Vermögen zu belohnen.

„Sofort machte ich mich an weitere Erforschungsreisen; anfangs nur von kleinerem Umfange. Von einer derselben zurückgekehrt, fand ich an dem Platze, wo ich herabgestiegen war — — den Leichnam meines Maulthiers und seine Ladung liegen. Ich schloß daraus, daß das Thier, da es nicht aufs Plateau

zurück hatte gelangen können, sobald das Gras aufgezehrt war, vom Geruch der saftigen Weide aus dem Thale herauf angelockt, meine Spur verfolgt hatte. Am letzten Abhange angekommen, hatte es nicht weiter gekonnt, war zur Umkehr vermuthlich zu schwach gewesen und war entweder verhungert und dann herabgestürzt, oder in seiner Ermattung umgefallen.

„Dadurch kam ich in den Besitz mir wichtiger Gegenstände — mehrerer Werkzeuge, einer Decke und einiger Kleidungsstücke aus Hirschleder und Wolle. Der Tod des Maulthiers betrübte mich tief — nicht bloß aus eigennützigen Beweggründen, da ich mit ihm ein unentbehrliches Mittel der einstigen Rückkehr aus der Wildniß einbüßte — sondern weit mehr wegen des Verlustes eines treuen Reisegefährten. Aber ich schlug mir nunmehr rasch alle Gedanken an die einstige Rückkehr und vergangene Verluste aus dem Sinne und beschloß, alle meine Geisteskräfte zusammenzuhalten, um mich in meiner Einsamkeit wohnlich einzurichten und die Zeit meiner Gefangenschaft durch eine reiche Goldausbeute und noch reichere Entdeckungen auszunutzen. Je eher mir das gelang, desto bälder winkte mir ja die Möglichkeit der Rückkehr in die menschliche Gesellschaft.

„Ich kann mich nunmehr kurz fassen. Wollte ich Euch die ganze Geschichte meiner übrigen sechsjährigen Robinsonade erzählen, so verginge darüber mancher Abend. Ich habe ein sehr fleißiges Leben geführt; ich habe gearbeitet, wie nie vorher. Die Anfertigung von Kochtöpfen und Bratpfannen, die Einsammlung und Abtrocknung von Wintervorräthen, die Verfertigung von Netzen aus Pflanzenbast zum Fischfang, das Flechten von Körben für die Vorräthe und von Fischreusen, das Schmieden von Messern aus den Hufeisen meines Maulthiers, nachdem die alten abgenutzt waren, der Bau und die Beschießung eines Schmelzofens, in welchem ich aus Magneteisenstein, welcher dort häufig vorkommt, mir Gußeisen, und die erfinderischen Vorkehrungen, durch welche ich daraus Schmiedeeisen bereitete und dasselbe in leidlich gestählte Brechstangen, Meißel, Hammer und andere Werkzeuge verarbeitete, füllte die ersten Jahre fast völlig aus. Dies umsomehr, als jede helfende Hand mir fehlte und durch sinnreiche Erfindungen ersetzt werden mußte, und das Gebiet, welches mir meine Lebensmittel und Rohstoffe lieferte, ein langgestrecktes schmales, steil abschüssiges Gelände war, auf welchem ich unablässig hin und her zu klettern hatte, alle Lasten mühselig auf meinem Rücken befördernd, selten nur ein leichtes Boot zum Transport zu benutzen im Stande, welches ich mir gezimmert hatte. Anstatt eines Hauses benutzte ich eine Felsenhöhle, von einer weit überhängenden Wand gebildet und ziemlich hoch belegen, wohin die jährlichen Frühjahrs-Ueberschwemmungen des Stromes nicht reichten. Um meine Kleider zu schonen und einen schicklichen Anzug für den Wiedereintritt in der Gesellschaft übrig zu behalten, mußte ich auch Gerberei von Thierfellen und Schneiderei betreiben, sowie Hemden aus Pflanzenbast fertigen.

„Endlich kam ich dazu, an die Goldgräberei zu gehen. Mein Erfindungsgeist erleichterte mir die schwierige Aufgabe, das Gold aus dem Quarz ohne alle Maschinerie zu gewinnen. Es gab im Thale genug trocknes vom Strome angeschwemmtes Holz; ich schleppte es die Halden hinauf bis an die Quarzader, schichtete es auf, setzte es in Brand, erhitzte das Gestein hoch hinauf bis zum Glühen, bespritzte es mit Wasser, daß es mürbe wurde, und meißelte es dann ohne alle Beihülfe von Pulver leicht heraus. Ich wählte bloß die reichsten Felsstücke, welche große Nuggets [Körner und Klumpen gediegenen Goldes] enthielten, und zerklopfte sie, um diese auszusondern; nur wo ich Gestein beseitigen mußte, um meine Gallerie zum einstigen Auswege höher hinaufzutreiben, meißelte ich auch ärmere Erze heraus, zerpochte und schlämmte sie roh, um feineren Goldsand zu gewinnen. Im heißesten Sommer, wenn alle andere Arbeit zu schwer und der Fluß am seichtesten war, grub ich trockengelegte Bänke goldhaltigen Flußsandes aus und wusch denselben in der Pfanne, was verhältnißmäßig die reichste Ausbeute gewährte.

„In vier Jahren dieser anstrengenden Arbeit, über welcher ich nie eine Stunde krank geworden war, wohl aber je länger je mehr nach Umgang mit Menschen sehnsüchtig, hatte ich an dreitausend Pfund Gold errungen und — was mir nachgerade noch werthvoller wurde — meine Gallerie bis dicht unter das untere Ende meines oberen Weges vollendet.

„Jetzt kam vielleicht der schwierigste Theil meiner Aufgabe. Wie sollte ich diese Wagenladung Gold auf zweitausend Meilen Entfernung befördern, ohne sie an Indianer oder weißes Gesindel zu verlieren? Wie sollte ich bis dahin, daß sie in Sicherheit wären, meinen Weg in's Thal vor Entdeckung Neugieriger bewahren? Ja, wie sollte ich nur überhaupt die Reise bis zu den nächsten Ansiedelungen bewerkstelligen, eine Strecke von fünfhundert Meilen, ehe ich Maulthiere kaufen konnte?

„Nach jahrelanger Ueberlegung erschien mir Folgendes als das Räthlichste. Ich verbarg mein Gold in Felsenritzen und an verschiedenen Stellen, wo nur ich selber es wiederfinden konnte, oder Vertraute, denen ich die Oertlichkeit genau beschriebe. Nur sechzig Pfund des edlen Metalls, oder soviel als ich mir zu Fuß soweit durch die Wüste zu schleppen getraute, nähte ich in meine Unterkleider so ein, daß die Last mich nirgends drücken oder wund reiben konnte. Rettete ich auch nur dieses, so hatte ich genug Kapital, um bei meinen bescheidenen Anforderungen an's Leben meine alten Tage ohne sonderliche Arbeit verbringen zu können. Mit diesem Kapital hoffte ich die civilisirte Welt zu erreichen und hier irgendwo Männer zu finden von so erprobter Treue, Redlichkeit und Unternehmungskraft, daß ich ihnen mein Geheimniß anvertrauen und sie zur Mitwirkung bei Hebung meines Schatzes gewinnen könnte. Ich wollte sie reich belohnen und ihnen die weitere Ausbeutung der Goldlager preisgeben.

„Nachdem ich Alles zur Ausführung dieses Planes in's Werk gerichtet hatte, sprengte ich mein letztes Stück Gallerie heraus, stellte die Verbindung mit dem oberen Pfade her und erkletterte mit unsäglicher Beschwerde — bei meiner argen Belastung — das Tafelland der Wüste. Noch war ich weit von meiner Rettung entfernt; allein die nahe Aussicht auf Menschengesellschaft erfrischte mich wunderbar und ließ mich meine Befreiung aus dieser paradiesischen Einsamkeit wie das größte Glück begrüßen.

„Ich hatte zur Fußwanderung durch die Wüste das erste Frühjahr gewählt, wo es überall noch genug Wasser in Felsenhöhlen und Bodenvertiefungen giebt. Weiter brauchte ich nichts, da ich auf zwanzig Tage Lebensmittel trug. Die Luft war kühl und erleichterte es mir, fünfundzwanzig bis dreißig Meilen den Tag mit einer Last von nahe an hundert Pfund zu marschiren. Ohne einem einzigen Menschen zu begegnen, da ich mehrentheils die mondhellen Nächte zum Wandern benutzte und ungewöhnliche Vorsichtsmaßregeln anwandte, erreichte ich das bekannte von gesitteten Pueblo-Indianern bewohnte Städtchen Zunni, wo ich mir ein Maulthier kaufte, und trat von da unverweilt meine Weiterreise hierher an, alle Ansiedelungen vermeidend, bis ich die ersten Häuser in Kansas erreichte. Hier fühlte ich mich wieder sicher. Hier erfuhr ich zuerst die Weltbegebenheiten der letzten sieben Jahre, den Ausbruch des Bürgerkriegs und so vieles Andere.

„Hier bin ich nun."

Frau Mayfield athmete erleichtert auf und lud den Gast zum Genusse eines Glases Milch ein, da er durstig geworden sein müsse. Dann war sie unermüdlich darin, ihn über viele Einzelheiten seiner Robinsonade auszufragen, seinen Muth, seinen Erfindungsgeist, seine Erfolge zu bewundern.

„Und Ihr, der in jedem Menschen einen Nachsteller zu fürchten hat, Ihr habt mir ganz freiwillig das Geheimniß Eures Lebens anvertraut?" frug sie am Ende.

Auf eine solche Frage schien der Erzähler gewartet zu haben, denn er platzte heraus: „O, Euch wünschte ich mein Leben selbst anvertrauen zu dürfen!"

„Sicher allerdings wäre es bei mir, trotz meiner Büchse," sagte sie schalkhaft ausweichend.

„Und nicht bloß mein Leben — auch mein Lebensglück!" setzte er stammelnd hinzu.

Sie erblaßte, lehnte sich zurück, ermannte sich aber und entgegnete leise: „Ich darf das Anvertraute nicht annehmen."

„Ihr dürft nicht? — Ihr habt mir schon einmal den Korb gegeben, — bin ich Euch so verhaßt, daß Ihr's ein zweites Mal thut?" Und er stand, am ganzen Leibe zitternd, auf.

„Ihr mir verhaßt? — nein! — Ihr wart es nicht das erste Mal, als ich Mr. Mayfield Euch vorzog. Ich schätzte Euch, aber ich fürchtete in Euch den Abenteurer, den Mann, der nie sich im eigenen Hause wohl fühlt, der immer neuer Aufregungen bedarf und sie in der Fremde sucht. Eure Vergangenheit sprach nicht so zu Euren Gunsten, wie die Mr. Mayfields zu den seinigen. Jetzt kann ich Eure Bewerbungen nicht annehmen, weil ich nicht gewiß bin, ob mein Gatte todt ist. Es hat ihn kein glaubwürdiger Zeuge todt gesehen. Er mag wiederkehren und hat so lange, bis ich darüber gewiß bin, daß er nicht mehr unter den Lebenden weilt, Ansprüche auf mich. Das ist Alles."

„Also Ihr verschmäht mich wenigstens nicht, Ihr könntet die Meine werden, sobald Ihr frei seid?" frug er hoffnungsvoller und ließ sich wieder nieder.

„Ich achte Euch, ich bewundere Euch; aber ob ich Euch lieben würde, selbst wenn ich frei wäre, das — das kann ich nicht sagen. Ich glaube beinahe, man liebt nur einmal im Leben; und mein Herz gehört meinem Gatten noch. Meine Liebe zu ihm lebt immer neu auf, sobald ich seine Kinder sehe, die seine Ebenbilder sind."

— „Darauf hin," versetzte Hallermann nach einer Pause, „will ich's wohl wagen. Ich werde ausziehen und nicht eher zurückkehren, bis ich Euch den Gatten, oder Gewißheit von seinem Ableben bringen kann."

„Das wolltet Ihr?" rief sie im höchsten Erstaunen. „Aber nein," sagte sie nach einer Weile entschlossen, „ein so großes Opfer darf ich von Euch nicht annehmen."

„Wenn ich es kein Opfer nenne, so ist es keines."

„Und doch. Es giebt so viele brave Mädchen oder Wittwen, die Ihr glücklich machen könntet — während mein eigener Fall so gut wie hoffnungslos ist. Ihr müßt leben und wirken für die großen Entdeckungen, welche Ihr gemacht habt, und welche die Macht, den Wohlstand, die Cultur des Landes so sehr befördern können. Ihr müßt zahlreiche Familien glücklich machen, indem Ihr sie in dem Colorado-Cannon ansiedelt und zu Unabhängigkeit und Glück führt. Ihr müßt den Lohn für Eure beispiellosen Arbeiten, Gefahren und Anstrengungen einernten, indem Ihr Eure Reichthümer in den Osten und Colonisten an die Stelle Eurer Entdeckungen verpflanzt. Ihr könnt auf die Hand der schönsten, der gebildetsten und liebenswürdigsten Frau Anspruch machen. Dafür müßt Ihr leben, nicht Euer kostbares Leben und Eure edle Zeit an mein Glück wagen, auf das ich längst verzichtet habe."

Sie redeten noch lange im edelmüthigen Wettstreit der Entsagung hin und her, bis Hallermann seinen festen endlichen Entschluß folgendermaßen ankündigte:

„Ich hatte der Frauen genug gesehen und alle verschmäht, bis ich Euch sah und um Eure Hand bat. Was Ihr in den sechs Jahren unserer Trennung geleistet habt, das beweist, wie richtig ich Euch beurtheilt hatte, und wie sehr die Sehnsucht gerechtfertigt war, mit der ich Euch wiederzusehen schmachtete. Eine innere Stimme sagte mir stets, daß ich Euch frei wiederfinden würde. Sie

sagt mir jetzt, daß ich Euch durch Nachforschungen nach Eurem Gatten frei machen kann. Gelingt mir das nicht, so mag ich nicht leben, da ich anders nicht glücklich werden könnte. Ich habe gar keine Verpflichtungen, die Welt oder die Menschheit, oder einen Theil derselben glücklich zu machen. Was ich ihr für meine Erziehung schuldig bin, das meine ich ihr längst durch treue Arbeiten in ihrem Dienste abgetragen zu haben. Ich bin kein Philanthrop, ich achte und liebe die Menschen herzlich wenig; ich habe zu viele bittere Erfahrungen mit ihnen gemacht. Wohlthaten, welche man ihnen unverdient erweist, sind nicht angebracht; sie würdigen sie nicht. Was sie nicht durch saure Arbeit sich selbst verdient haben, das wissen sie nicht zu nützen. Mein Wahlspruch ist: Jeder für sich, und Gott für uns Alle! — und auf diesen Grundsatz ist die ganze Verfassung und Gesellschaft dieses Landes gebaut. Morgen ziehe ich auf die Entdeckung Eures Gatten aus, und weil mich dabei meine Goldschätze hindern würden, so lasse ich sie bei Euch zurück. Euch sollen sie gehören und Euren Kindern, wenn ich in einem Jahre von heute an nicht zurück bin. Und damit für heute Gute Nacht! Ich steige auf den Dachboden hinauf; wir bedürfen Beide der Ruhe!"

Und ohne auf ihre Gegenrede zu hören, verließ er rasch das Zimmer, schaute nochmals nach seinem Maulthiere aus und erkletterte dann von außen den Eingang zum Dachboden, wo er sich auf dem duftigen Heu hinstreckte.

Frau Mayfield konnte, obwohl sie sich sofort zur Nachtruhe begab, begreiflicherweise die ganze Nacht keinen Schlaf finden. Sie war nie in ihrem Leben tiefer erregt gewesen.

Aber mit dem Tagesgrauen kam Ruhe über sie; denn auch sie hatte nunmehr ihren Entschluß gefaßt. Sie schlummerte länger als gewöhnlich, bis die festen Tritte ihres Gastes im Zimmer sie weckten.

„Mr. Hallermann", sagte sie, als sie eintrat, ihre beiden Kinder, bereits angekleidet, hereinführend, „Ihr habt das gestern Besprochene beschlafen und denkt heute gewiß nüchterner."

Statt aller Antwort deutete er auf fünf bis sechs lederne Säckchen, mit Goldkörnern gefüllt, und auf eine Schrift, welche er seit dem frühesten Morgen aufzusetzen beschäftigt gewesen war, und welche er ihr jetzt zu lesen gab. Dieselbe enthielt eine kurzgefaßte, aber sehr genaue Beschreibung der Oertlichkeit, wo er seine Goldlager gefunden, des Weges, den er sich in den Cannon gebahnt hatte, und den Felsspalten, in welchen das bereits von ihm gewonnene Gold verborgen war, und machte Frau Mayfield und ihre Kinder in aller Form Rechtens zu seinen Universalerben, falls er binnen einem Jahre nicht zurückgekehrt sei.

„Nun, so hört auch meinen Entschluß", sagte sie, „ich nehme an, nicht meinetwegen, sondern meiner Kinder wegen. Kehrt Ihr mit meinem Gatten zurück, so müßt Ihr Euer Gold zurücknehmen. Kehrt Ihr mit Beweisen seines Todes zurück, so bin ich im Leben und Tode die Eurige."

Und sie reichte ihm die Hand und küßte ihn, daß er einen Augenblick wie elektrisirt dastand. Dann umfing er sie sanft und raubte der leicht Widerstrebenden noch mehrere Küsse.

„Ich bin bereits für Alles belohnt", sagte er dann verklärt, „was ich Euretwegen erduldet habe und noch erdulden sollte."

Und während sie das Frühstück bereitete, fragte er sie sorgfältig nach allen Umständen aus, welche mit dem Verschwinden ihres Gatten verbunden gewesen waren, und theilte ihr seinen darauf gestützten Plan in allen Einzelheiten mit. Er wollte zunächst in's Indianergebiet reisen, dort sich für einen Sezessionisten ausgeben und alle möglichen Erkundigungen über das Gefecht, in dem Mayfield gewesen war, einziehen. Dies mußte ihm entweder Anhaltspunkte genug liefern, um sofort in's Klare zu kommen, oder ihn davon unterrichten, ob an jenem Gefechte

Indianerstämme der Prairien betheiligt gewesen seien, bei denen dann Mayfield vielleicht noch als Sklave leben mochte. War das der Fall, so wollte er ihn loskaufen, indem er sich an den Unionsgouverneur von Neu-Mexiko oder Colorado wandte, der ihn heraus verlangen und die Loskaufssumme auszahlen müßte. War er todt, so mußte sein Skalp vorhanden sein, oder eines seiner Eigenthumsstücke, um ihn zu identifiziren.

Frau Mayfield beschrieb ihm diese Gegenstände und die besonderen Kennzeichen seines Hauptthaares.

Es war ein schwerer Abschied, welchen die Beiden von einander nahmen, aber kein hoffnungsloser. Hallermann hatte ihr genau geschildert, wie leicht ausführbar und gefahrlos für einen Mann wie ihn sein einzuschlagendes Verfahren sein würde.

„Lebt wohl, einzig Geliebte," sagte er endlich und umarmte sie ein letztes Mal, „und werden wir jemals ein Paar, so sollt Ihr für alle Eure Leiden entschädigt werden."

Sie schwamm in Thränen und konnte nicht sprechen, nur schluchzen. Sie winkte ihm noch lange nach.

Sechs Monate waren vergangen, da klopfte es eines Abends wieder an Frau Mayfield's Thür. Im selben Augenblicke schlug der Hund draußen ein freudiges, ungestümes Geheul an, und als sie mit pochendem Herzen den Schieber öffnete, sah sie ihres Gatten Gesicht vor sich, obwohl seltsam entstellt.

Sie brach fast zusammen vor freudiger Ueberraschung. Als sie in seinen Armen lag und vor strömenden Thränen und seligem Anschmiegen die Augen wieder auf ihn richten konnte, sah sie, daß er skalpirt war und um den Mangel seines Haarschmuckes zu verbergen, das Haupt mit einem Turban verhüllt hatte.

Seine Geschichte war bald erzählt. Als er, durch eine schwere Contusion betäubt, zu Boden gesunken war, hatten ihn die Wilden skalpirt und für todt liegen gelassen. Er überlebte unter unsäglichen Qualen diese Verletzung, nur um wenige Tage später, als er kraftlos an einer Quelle lag, einer Bande Navajoes in die Hände zu fallen. Diese schleppten ihn als Sklaven mit, und Sklave war er vier Jahre lang unter ihnen gewesen. Da war vor vier Wochen ein Weißer mit einer Parlamentärflagge und einer Bedeckung von Unionssoldaten zu den Navajoes gekommen und hatte den weißen Sklaven zu sehen verlangt und, weil er einen hohen Loskaufspreis bot, auch zu sehen erhalten. Der Weiße habe ihn dann im Namen der Vereinigten Staaten losgekauft, ihm ein Maulthier und Provisionen zur Reise nach Haus gegeben und beim Abschiede ihm folgende Worte gesagt:

„Erzählt Eurer Gattin, daß Mr. Hallermann Euer Befreier, und daß er glücklich ist, Euch einander zurückgeben zu können. Ihr werdet mich Beide nie wiedersehen, es sei denn, daß Ihr in den Cannon des Colorado kommt, um meine Gebeine aufzusuchen."

Seitdem ist der kühne Abenteurer spurlos verschwunden, wenn auch nicht aus dem Herzen und der bewundernden Erinnerung des Mayfield'schen Paares.



Wissenschaftliche und literarische Uebersicht.

I. Wissenschaft.

Wie schon im Prospektus, wie in der ersten Nummer dieser Monatshefte, angekündigt worden ist, gehört es mit zu den Absichten des Herausgebers, seine Leser auf die wichtigsten Erscheinungen in den Gebieten der Wissenschaft und Literatur aufmerksam zu machen, und über Inhalt und Werth der betreffenden Schriften Andeutungen zu geben. Hoffentlich werden die Herren Verleger auf beiden Seiten der Atlantis durch gütige Zusendung ihrer Novitäten die Ausführung dieses löblichen Vorsatzes erleichtern, so daß mit der Zeit die kleine Bücherschau, womit heute der Anfang gemacht wird (und die diesmal in der That nur einen Blick auf den kleinen Tisch einer Privatbibliothek bedeutet) sich zu einer wirklichen „wissenschaftlichen und literarischen Uebersicht" erweitern kann.

In Bezug auf den wissenschaftlichen Theil dieser Uebersicht ist es wohl kaum nöthig, zu erinnern, daß in diesen, zunächst für ein Publikum von Laien bestimmten, Heften fachwissenschaftliche Schriften nur dann zur Sprache kommen sollen, wenn ihr Inhalt zu den Interessen und dem Bewußtsein der gebildeten Welt überhaupt in unmittelbarer Beziehung steht. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß wir uns ausschließlich oder auch nur vorzugsweise mit den, besonders in Deutschland, jetzt massenweise erscheinenden sog. populär-wissenschaftlichen Schriften zu beschäftigen gedenken. Nur wird unsere Aufmerksamkeit sich in erster Reihe denjenigen Schriften zuwenden, die in dem großen Prozeß, welcher in unsern Tagen von der ernsten wissenschaftlichen Forschung gegen veraltete Anschauungen geführt wird, dokumentarischen Werth haben, oder deren Gegenstand und Inhalt sonst für das Denken und Streben der Menschen von allgemein anerkannter Bedeutung ist.

* * *

Die Naturwissenschaften fangen an, zu resümiren. Die immer weiter gehende Theilung der Arbeit, so sehr sie auch durch die Aufgabe exakter Detailforschung auf den unermeßlichen Feldern geboten war, hatte bisher die mißliche Folge einer Verengerung des Horizonts der einzelnen Forscher, so daß bei den „Hütern und Mehrern" der Wissenschaft nicht selten die Tiefe der Erkenntniß zu der Menge der Kenntnisse in umgekehrtem Verhältniß stand. Es ist erfreulich, daß in der neuesten Zeit die Versuche sich mehren, aus den durch Beobachtung und Experiment gewonnenen Thatsachen die schließlichen, unserer allgemeinen Anschauung einzuverleibenden, Gedankenresultate zu ziehen. Zum definitiven Abschluß des Allianz- und Friedensvertrages zwischen den Naturwissenschaften und der Philosophie ist es vielleicht auch jetzt, wie zu Schillers Zeiten, noch zu früh; allein es ist wenigstens an der Zeit, zu Zwecken der eventuellen Verständigung einige Präliminarien festzusetzen. Dahin zielende Versuche sind die unten citirten Werke von Cournot [1]) und Spencer [2]). Cournot ist der bekannte verdienstvolle Mathematiker, dessen

1. M. Cournot, Traité de l'enchainement des idées fondamentales dans les sciences et dans l'histoire. Tom. 2. Paris, Hachette et Comp. 1861.
2. Herbert Spencer, First Principles. London, Williams and Norgate. (N. Y. D. Appleton and Co.) Als Fortsetzung desselben Werkes: Principles of Biology. Ebendaselbst, 1853.

vor zwölf Jahren erschienenes "essai sur les fondements de nos connaissances et sur les caractères de la critique philosophique" schon die jetzt von ihm verfolgte Richtung anbahnte. Seine Anschauungen wurzeln in dem modificirten Sensualismus der schottisch-französischen Schule, und man sieht es ihm an, daß er sowohl Landsmann, wie Zeit- und Fachgenosse Comte's ist. Die Ideen, deren logische Verkettung er behandelt, sind auch ihm nur erweiterte und sich gegenseitig berichtigende Sinneswahrnehmungen. Im ersten Buch erörtert er die Entstehung der Begriffe (Ideen nennt er sie, wie überhaupt bei Franzosen die Unterscheidung zwischen Idee und Begriff unsicher ist), Ordnung und Form, und liefert eine Art Philosophie der reinen Mathematik. Das zweite Buch betrifft die Genesis der Begriffe Kraft und Materie, und bildet eine Philosophie der Physik, besonders der Mechanik. Interessant sind die Kapitel, worin die Beziehungen zwischen Atomismus und Dynamismus, die Lehre von der Erhaltung der lebendigen Kräfte und die sich darauf gründende neue Theorie der sogenannten Imponderabilien ꝛc. erörtert werden. Das dritte Buch hat die Ueberschrift: das Leben und der Organismus; es werden darin u. A. auch die neueren Hypothesen über den Bestand und die Entstehung der Arten, worauf wir unten zurückkommen, in Untersuchung gezogen. Den letzten beiden Büchern dienen die geistigen Faktoren, welche in der Erhaltung und Fortbildung des menschlichen Gesellschaftsorganismus wirksam sind, zum Vorwurf. Wie aus dieser flüchtigen Inhaltsanzeige ersichtlich, liegt hier ein reiches Material vor, und der Name des Verfassers bürgt dafür, daß es in geistvoller Weise verarbeitet ist. Allein trotz aller formellen, den Mathematiker kennzeichnenden, Präcision fehlt dem Buche dennoch die eigentliche logische Schärfe und philosophische Tiefe. Es ist unbegreiflich, wie man im neunzehnten Jahrhundert noch zwischen Gegensätzen eingeklemmt sein kann, wie Cournot sie überall in naivster Weise statuirt, z. B. im zweiten Buch, wo es heißt, es gebe nur zwei mögliche Erklärungen der Entstehung der Dinge: entweder verhalte sich Gott zur Welt animistisch, wie die Seele zum Thier—pantheistische Anschauung—oder wie der Werkmeister zur Maschine—theistische Anschauung! Natürlich fällt die Entscheidung zu Gunsten des Theismus aus. Die Franzosen müssen eben von der deutschen Philosophie in die Schule genommen werden; namentlich sollten die Positivisten den Fries studiren, um sich zu überzeugen, wie viel gründlicher und klarer das, was sie für Comte's Erfindung ausgeben, von dem deutschen Denker lange vorher entwickelt worden war. Wir beabsichtigen hier natürlich keine Kritik des Cournot'schen Buches; vielleicht finden wir einmal Gelegenheit, uns in einer ausführlichen Abhandlung mit dem sog. Positivismus, so weit er auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch macht, auseinanderzusetzen.

Auch Spencer ist Positivist, aber ein erleuchteter. Seine Ideen sind von dem Ferment des deutschen Gedankenlebens durchsäuert. Er hat seinen Kant gelesen, und das wirkt bei ihm nach, obschon er gegen Kant (oft mit Recht) polemisirt. Neben John Stuart Mill ist er wohl der klarste, jetzt lebende Denker Englands, und besitzt außerdem eine wahrhaft encyklopädische Kenntniß der Naturwissenschaften, wobei er das Glück hat, mit Männern, wie Tyndall, Huxley, Lyell u. A., deren Freund er ist, im lebhaftesten Verkehr zu stehen. Seine "first principles" sind ein großentheils sehr gelungener Versuch, auf den Pfaden der Induktion bis zu typischen Thatsachen und allgemeinen Ideen—den „großen Abbreviaturen der Dinge"—vorzudringen. Was wir an ihm zu rügen haben, ist der Mangel an Einsicht, daß alle wissenschaftliche Empirie nur unter der Voraussetzung gewisser Regulative möglich ist, die sie außerhalb ihres Bereiches zu suchen hat, daß die Empirie nicht im Stande ist, für die Konstruktion ihrer Elemente selbst die Koordinaten zu entwickeln,—was des Weitern auszuführen hier übrigens der Ort nicht ist.

Ein sehr lesenswerthes Buch [3]) von dem genialen Verfasser des Situations-Kalküls, liefert ebenfalls „kosmologische, anthropologische und psychologische“ Betrachtungen, die aber zum Theil etwas trivialer Natur sind. Wo Scheffler sich auf heimischen Feldern bewegt, wie in den Paragraphen über die Grundlagen der Mathematik, ist er, wie immer, voll tiefer Einsicht. Ein paar Paragraphen über die Homöopathie (S. 137 ff.) werden unseren Freunden in Philadelphia sehr willkommen sein.

Der treffliche Physiker und Physiolog Draper hat so eben die amerikanische Literatur mit einer Schrift [4]) bereichert, die eine Belesenheit und eine Teleskopie des geistigen Blickes bekundet, welche wir dem wissenschaftlichen Mikroskopiker nicht zugetraut hätten. Seine Auffassung der geschichtlichen Entwickelung nach physiologischen Analogien ist allerdings nicht neu (wie er anzunehmen scheint), seine Darstellung streift an's Schablonenartige, und er ist in seinen Bemühungen, uns den Geist alter philosophischer Systeme vorzuführen, nicht immer glücklich. Allein die Arbeit ist schon darum dankenswerth, weil sie unseres Wissens auf dem Felde der englischen Literatur der erste Versuch ist, den Entwicklungsgang der Geschichte nach allen seinen Momenten aufzufassen, den inneren Beziehungen der verschiedenen Kultur-Elemente, welche die geschichtliche Bewegung bedingen, auf die Spur zu kommen, so wie ihre gegenseitige Abhängigkeit nachzuweisen, und besonders die Geschichte der Wissenschaften in der allgemeinen Kulturgeschichte nach Gebühr in den Vordergrund treten zu lassen.

Beiläufig gesagt, ist es merkwürdig, daß zu gleicher Zeit Draper und Liebig, Beide wissenschaftliche Auktoritäten ersten Rangs, und natürlich eifrige Verfechter der Induktionsmethode, dem angeblichen Vater der Induktion, Baco von Verulam, den Nimbus wegschneuzen. Draper (S. 515 f.) behandelt ihn förmlich als frechen Ignoranten, und Liebig [5]) als marktschreierischen Charlatan. Damit fände freilich der Widerspruch zwischen Baco's geistigem und seinem sittlichem Charakter, der den Engländern schon so viel Kopfzerbrechen verursacht hat, eine sehr einfache Lösung!

Zur neuen Lehre von den sogenannten Imponderabilien, wonach Wärme, Elektricität, Magnetismus u. s. w. nur Bewegungsarten sind, in der mechanischen Bewegung ihren Ursprung haben und sich in dieselbe zurückverwandeln lassen, hat Tyndall einen sehr schätzbaren Beitrag [6]) geliefert. Es ist wohlthuend, zu sehen, wie hier der bedeutende englische Physiker dem Begründer dieser Lehre, dem Heilbronner Karl Mayer, volle Anerkennung zollt. Wir werden versuchen, dem reichen Inhalt dieses Buchs, so wie den verwandten Arbeiten von Mayer, Joule, Grove, Clausius, Helmholtz, Hirn u. s. f. später in einer besondern Abhandlung gerecht zu werden.

Von Helmholtz ist so eben eine Theorie der Tonempfindungen [7]) erschienen, welche ohne Zweifel in der Akustik, wie in der Tonkunst, Epoche machen wird.

---

3. Dr. Herman Scheffler, Körper und Geist. Braunschweig, Georg Westermann, 1862. Cincinnati, Theobald und Theurkauf.
4. JOHN WILLIAM DRAPER, a history of the intellectual development of Europe. New York, Harper and Brothers, 1863.
5. J. v. Liebig, über Franzis Baco von Verulam und die Methode der Naturforschung. Mannheim, lit.-artist. Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung, 1863. (Cincinnati, Theobald und Theurkauf.)
6. JOHN TYNDALL, F. R. S., Heat Considered as a mode of motion. New York, D. Appleton & Co.
7. H. Helmholtz, die Lehre von den Tonempfindungen, als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik. Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1863. (Cincinnati, Theobald und Theurkauf.)

Der physikalisch-akustische Theil (über den physiologischen und ästhetischen haben wir kein Urtheil) ist im höchsten Grade klar und erschöpfend. Aeußerst interessant sind die Abschnitte über die Klangfarben und ihre Wahrnehmung (S. 113 ff.), so wie die Untersuchungen über die Schwebungen der Töne und die Interferenz des Schalls (S. 237 ff.) Es ist ärgerlich, daß der Ausdruck „Klangfarbe" sich so fest eingebürgert hat; nach der Wellentheorie ist bekanntlich die eigentliche Farbe (Lichtfarbe) abhängig von der Anzahl und [im umgekehrten Verhältniß] der Dauer der Schwingungen, entspricht also der Tonhöhe beim Schall, während die sog. Klangfarbe auf der Form der Schwingungen beruht. Es wäre an der Zeit, in der Physik mit einer Menge schiefer, uneigentlicher und verwirrender Bezeichnungen [wozu u. A. auch die „Polarisation" des Lichts gehört] aufzuräumen.

Mit den unten angeführten Schriften (8—18) betreten wir ein Gebiet, auf welchem seit einiger Zeit der Kampf zwischen der Wissenschaft und alten Ueberlieferungen auf's Heftigste wüthet, — wir meinen die Geologie und die sie zu einer Entstehungsgeschichte unseres Planeten ergänzenden Hülfsdisciplinen.

Die alte mosaische Schöpfungsgeschichte mit ihren sechs Tagen, ihrer Sündflut, u. s. w. ist längst zu einem Mythus herabgesunken; allein noch immer ringt die freie Forschung — das franc-penser, ohne welches, nach dem schönen, von Göthe angezogenen Distich, keine wahre Wissenschaft möglich ist — mit einer Menge von Vorurtheilen, die sie von der theologischen Dogmatik ererbt hat. Bis in die neueste Zeit spuken in der Geologie die mosaischen Schöpfungstage in moderner Verlarvung als Schöpfungs e p o ch e n, die Sündflut erneuert sich in einer hypothetischen Reihe universeller Kataklysmen, und das alte einmalige Schöpfungswunder wiederholt sich am Ende jeder ungeheuern Katastrophe, worin die Kreaturen einer früheren Epoche ihren Untergang gefunden haben sollen. Das ist im

---

8. Fr. Aug. Quenstedt, Epochen der Natur. Tübingen, H. Laupp, 1861. (Cincinnati, Theobald und Theurkauf.)
9. James D. Dana, Manual of Geology. Philadelphia, T. Bliß und Co., 1863.
10. Charles Darwin, über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich, Uebersetzung mit Anmerkungen von Dr. H. G. Bronn. Stuttgart, E. Schweizerbart, 1860. (Cincinnati, Theobald und Theurkauf.)
11. Dr. H. G. Bronn, Untersuchungen über die Entwickelungsgesetze der organischen Welt während der Bildungs-Zeit unserer Erdoberfläche. Stuttgart, E. Schweizerbart, 1858. (Cincinnati, Theobald und Theurkauf.)
12. Dr. H. G. Bronn, Morphologische Studien. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1858.
13. Thomas H. Huxley, F. R. S. rc., On the Origin of Species. New-York, D. Appleton und Co., 1863.
14. Dr. F. Rolle, Darwin's Lehre von der Entstehung der Arten rc. Frankfurt a. M., Joh. Christ. Hermann'sche Verlagshandlung, 1863. (Cincinnati, Theobald und Theurkauf.)
15. Charles Lyell, F. R. S., The geological evidences of the antiquity of man. Philadelphia, G. W. Childs, 1863.
16. Thomas H. Huxley, F. R. S., Evidence as to man's place in nature. New-York, D. Appleton und Co., 1863.
17. Karl Snell, die Schöpfung des Menschen. Leipzig, Arnoldi'sche Buchhandlung, 1863. (Cincinnati, Theobald und Theurkauf.)
18. Dr. M. J. Schleiden, das Alter des Menschengeschlechts, die Entstehung der Arten und die Stellung des Menschen in der Natur. Leipzig, W. Engelmann, 1863. (Cincinnati, Theobald und Theurkauf.)

Wesentlichen die Ansicht, welche noch jetzt von einer großen Anzahl Geognosten vertreten wird. Cüvier, von dem sie zuerst auf's Schärfste formulirt wurde, giebt seiner betreffenden Abhandlung den bezeichnenden Titel: „Ueber die Revolutionen der Erde" [discours sur les révolutions du globe]. Nach dieser Theorie entwickelt sich die Erde, mit den auf ihr lebenden organischen Formen, innerhalb gewisser periodischer Zeitgränzen mit stätiger Naturgesetzlichkeit. Nachdem sie aber so eine Zeit lang sich fromm unter die Herrschaft der Gesetze gebeugt, nachdem die ewige Ordnung der Dinge in idyllischem Frieden über den Erscheinungen gewaltet hat, fangen die Elemente auf einmal an, sich zu empören. Das Band der Dinge löst sich, der gewöhnliche Kausalnexus wird zerrissen, die Thore zu den Arsenalen der unterirdischen Mächte werden gesprengt, vulkanische Schlünde öffnen sich, Barrikaden, wie Andes und Himalaya, werden aufgethürmt, die Fluten wälzen sich über Inseln und Kontinente, — mit einem Worte, in der Natur wird Revolution gemacht. Am Firmament und in der Tiefe geschehen Zeichen und Wunder; alle bestehenden Formen werden zerstört, die Natur feiert ein großes Leichenbegängniß, der Hauch des Schöpfers weht von Neuem über Schlamm und Gewässer, und eine neue Welt der Formen wird aus dem Chaos hervorgezaubert. Aehnliche Schauspiele wiederholen sich von Epoche zu Epoche. Obwohl es natürlich Cüvier, dem großen vergleichenden Anatomen und Paläontologen, nicht entgehen konnte, daß die organischen Formen, deren versteinerte Reste sich in den einzelnen geologischen Formationen vorfinden, von unten aufwärts [oder vielmehr von innen auswärts] eine nach dem Grade ihrer Vollkommenheit oder wenigstens ihrer Organisationsdurchbildung aufsteigende Progression bilden, daß von den Algen und Quallen der Uebergangsgebilde bis zu den höhern Pflanzen und Wirbelthieren der jüngsten Gebirgslager ein stufenweiser Fortgang sich zeigt, so erschien es ihm dennoch unmöglich, daß die verschiedenen nach einander auftretenden Pflanzen- und Thier-Gattungen und -Arten sich aus einander entwickelt haben, oder ihre Abstammung von gemeinsamen Urformen herleiten sollten. Jede Pflanzen- und Thier-Art war ihm ein fester, ursprünglich von der Hand des Schöpfers geformter, unveränderlicher Typus. Er hielt an dieser Ansicht auch da noch fest, wo er zugestand, daß das Werk der Zerstörung durch die großen Erdkatastrophen nicht immer ein vollständiges war, und daß merkwürdiger Weise gewisse Spezies in [geologisch] kurzen Zwischenräumen wiederkehren.

Der größte jetzt lebende Verfechter der Cüvier'schen Ansicht ist Agassiz. Während er in einzelnen Punkten von Cüvier abweicht, besteht auch er auf einer vollständigen Unabhängigkeit der Schöpfungen, deren foßile Reste in den großen Schichtengruppen der Erdrinde eingesargt sind. Das Band, welches die verschiedenen sich nach einander verdrängenden Pflanzen- und Thier- „Kreationen" mit einander verknüpft, ist nach ihm nicht ein Fortpflanzungszusammenhang, sondern ergiebt sich aus der logischen Einheit des Schöpfungsplans in dem Geiste des großen Weltbaumeisters. Die Arten stehen auch bei Agassiz unverbrüchlich fest.

Höchst merkwürdig ist in der Agassiz'schen Anschauung seine Gletschertheorie, seine Lehre von der großen Eiszeit. Zu der Erfindung dieser Theorie kam er auf folgende Weise. Es liegt auf der Hand, daß es für die Cüvier-Agassiz'sche Hypothese nothwendig ist, die Pflanzen- und Thierwelten von Zeit zu Zeit mit bethlemitischer Schonungslosigkeit umzubringen, alles Leben auf der Erde radikal zu vertilgen. Für die ältern Formationen oder Epochen wird das durch die gigantischen Störungen und Umwälzungen der Erdrinde, durch vulkanische Ausbrüche, noachische Fluten u. s. w. bewerkstelligt. Nun soll aber am Schluß der sog. tertiären Epoche, beim Uebergang zu den früher mit dem Namen Diluvium bezeichneten Gebilden, auch ein solcher Weltuntergang Statt gefunden haben. Zu der Zeit nun sind nachweislichermaßen derartige Konvulsionen nicht vorge-

kommen. Daher die Frage: wie sind die tertiären Pachydermen, Mastodonten, Hippotherien, Urmolche, Angiospermen, Koniferen, Palmen u. s. f. theoretisch abzuthun? Es muß da offenbar ein anderes Agens ersonnen werden; und dieses Agens ist für Agassiz das Eis. Von der Thatsache ausgehend, daß in den Alpenländern, außer einer Menge Gebirgsschutt u. s. w., eine große Anzahl zum Theil riesiger Felsblöcke in Gegenden vorkommen, wo sie offenbar Fremdlinge sind [daher man sie auch mit dem Namen Findlinge oder Wanderblöcke bezeichnet], und daß nach genauer Erwägung aller Umstände sich uns die Ueberzeugung aufdrängt, diese Felsstücke seien von ungeheuren, sich langsam verschiebenden Gletschermassen oder von den schwimmenden Eisgebirgen großer nordischer Meeresströmungen von ihren Ursitzen zu ihren jetzigen Fundorten fortgetragen worden, nimmt Agassiz an, am Schluß der tertiären Periode sei die Erdoberfläche fast ganz von zwei, durch einen Aequatorialgürtel von einander getrennten mächtigen Eiskrusten überdeckt gewesen. Das Polareis, z. B., welches heute die öden Gefilde von Nord-Sibirien, Spitzbergen und Grönland überzieht, habe sich damals als große Eisdecke weit hinein in die gemäßigte Zone der nördlichen Halbkugel, über den ganzen Norden Europens und Asiens bis über die Himalaya und Alpen, erstreckt. Waren in den vorhergehenden Umwälzungen Pflanzen und Thiere durch Feuer und Wasser umgekommen, so ließ sie Agassiz diesmal zur Abwechselung im Frost erstarren. Alle Organismen, die sich auf dem beeis'ten Gebiet vorfanden, mußten natürlich einfrieren. Später kamen die Leichen zum Theil mit ihren sich in großen Stücken ablösenden Eisgräbern nach dem Süden, wo diese Eisstücke strandeten, schmolzen, und ihren Inhalt organischer Reste zwischen Lehm und Sand ablagerten, wie wir sie denn jetzt noch in den Ebenen vorfinden, während andere, als von der Natur einbalsamirte Mumien noch immer unter dem Eismantel Sibiriens begraben liegen. — Auf solche Weise wurde von Agassiz für die jüngsten Schöpfungen organischer Formen tabula rasa gemacht.

Natürlich schüttelt die Geologie zu diesem, von Agassiz erfundenen, unter allen Breitengraden gleichzeitig eintretenden, von keinem Leben überdauerten Urwinter das nüchterne Haupt, obwohl sie gesteht, daß die Wirkungssphäre der Gletscher- und Eis-Bildungen zu verschiedenen Zeiten eine von uns kaum geahnte Ausdehnung gehabt hat, und daß es wenige Oertlichkeiten giebt, die nicht einmal ihre Eiszeit erlebt haben.

Unter den Gegnern der revolutionär-geologischen Anschauung nimmt Lyell die hervorragendste Stellung ein. Nach seiner und seiner Ueberzeugungsgenossen Lehre hat es in der geologischen Vergangenheit nie so ungeheure, den ganzen Erdball, oder auch nur den größten Theil desselben, mit einem Schlage umgestaltende Katastrophen gegeben. Allerdings hat es nicht an vulkanischen Ausbrüchen, Ueberflutungen, u. s. f., gefehlt; aber diese waren in ihrer Wirkungsweite verhältnißmäßig kleinörtlicher Natur. Die Kräfte und Agentien, welche in früheren Zeiten bei der Umbildung der Erdoberfläche thätig waren, sind dieselben, welche auch jetzt noch thätig sind, — dieselben, wenn auch verschieden in ihrer relativen und absoluten Intensität. Noch jetzt, wie ehedem, hebt und senkt sich der Boden unter dem Druck unterirdischer Gase, Vulkane sprühen, Lavamassen ergießen sich, das Wasser und die Atmosphärilien zehren an den harten und festen Theilen der Erde und lagern ihren Raub als neue Schichten in den Niederungen und auf Meeresgründen ab, Thiere und Pflanzen werden versteinert oder verkohlt, u. s. w., — kurz, die Gegenwart mit ihrer vor unsern Augen sich entfaltenden Thätigkeit ist ein treues Bild dessen, was auch in der grauen Vorzeit unserer planetarischen Geschichte sich zugetragen hat. Es ist die ruhige, reformatorische, historisch geduldig vorwärts strebende Entwickelung im Gegensatz zu dem Stürmen, Toben und Brausen gewaltsam revolutionärer Vorgänge, welche von Lyell und seiner Schule vertreten wird.

Wenn die Erdoberfläche in langsamer und stätiger Umbildung begriffen ist, so folgt es beinahe von selbst, daß auch in Pflanzen und Thieren — den Organismen, deren Lebensbedingungen mit den jeweiligen Zuständen des Planeten, worauf sie leben, gegeben sind — dasselbe Gesetz zur Geltung kommt. Die Lehre von der allmäligen Entwickelung der Erde ergänzt sich naturgemäß durch die Lehre von der allmäligen Fortentwickelung ihrer individuellen Lebensformen. Lyell und Darwin gehören nothwendig zusammen. Darwin nämlich hat in der neuesten Zeit die Theorie der Wandelbarkeit der Thier- und Pflanzen-Arten wieder an die Tagesordnung gebracht. Diese Theorie ist nicht neu; schon gegen Ende des letzten und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hatten Lamarck, Geoffroy de St. Hilaire, u. A., sie zu begründen gestrebt. Darwin aber bringt in die Theorie der Entstehung der Arten aus einander ein neues Moment. Wie Lamarck und Geoffroy de St. Hilaire, leitet auch er die Steigerung in den Formen und Funktionen der Organismen aus den nothwendigen Wechselbeziehungen zwischen diesen Organismen und ihren äußern Lebensbedingungen her, giebt aber der Sache eine originelle Fassung. Die Weiterbildung der Pflanzen- und Thier-Arten beruht nach ihm auf dem Prinzip der natürlichen Züchtung oder Auslese. Er geht von der unbestrittenen Thatsache aus, daß zwar im Allgemeinen die Charaktere, welche die Merkmale der Arten und das Physiognomische der Individuen ausmachen, sich von den Eltern auf die Nachkommen vererben, daß aber die Abkömmlinge nie vollständige Kopien ihrer Vorfahren sind, sondern daß sie von den Eltern und von einander durch mehr oder minder bedeutende Eigenthümlichkeiten abweichen. Daraus entstehen individuelle Variationen, wie Darwin sie nennt, die sich aber auch wieder vererben, und durch künstliche oder natürliche Züchtung steigern lassen. Mit der natürlichen Züchtung hat es folgende Bewandtniß. Alles, was lebt, Pflanze wie Thier, existirt in einem fortwährenden Kampf um sein Dasein. Das scheinbar friedliche Leben der Pflanze ist in der That ein unaufhörlicher Prozeß mit den Elementen, mit klimatischen Einflüssen, mit Temperaturübergängen, mit dem Wechsel der Jahreszeiten, u. s. w. Das Thier liegt im Kampfe mit denselben Elementen, und hat sich nebenher seine Nahrung im Krieg gegen andere Organismen, Pflanzen und Thiere, zu erbeuten, dabei gegen Individuen gleicher oder ähnlicher Art, die ihm seine Beute streitig machen wollen, sich zu wehren.

Nun ist es klar, daß diejenigen Pflanzen und Thiere, deren individuelle Eigenthümlichkeiten sie vorzugsweise für den Angriff oder die Vertheidigung in diesem Kampf um's Dasein wappnen, schwerer ein Opfer der Vernichtung werden, als die andern; sie werden also die andern überleben, allmälig an Zahl das Uebergewicht erlangen, sich unter einander fortpflanzen, und so die Abweichungen, denen sie ihre Erhaltung und die Kraft ihres Lebens verdanken, vererben. Pflanzen und Thiere einer besondern Farbe z. B., die sie dem spähenden Blick der ihnen nachstellenden Feinde entzöge, würden mit der Zeit ihren Artgenossen von grelleren Farben den Rang ablaufen. (Beiläufig bemerkt, liefert dieses Beispiel einen beachtenswerthen Kommentar zu der banalen Extase über die weise Zweckberechnung des Schöpfers, der dem Rebhuhn und der Stoppel, oder dem Hasen und der trockenen Furche, dieselbe Farbe gab, und dadurch die Thiere für die bebrillten Augen gewisser zweibeiniger, mit Flinten bewaffneter Raubthiere unsichtbar machte; es ist offenbar ein Seitenstück zu dem alten Wunder, daß die großen Flüsse immer an den großen Städten vorbeifließen.) Nach Darwin handelt also die Natur nach der Moral der Alten, welche ihre rothhaarigen, schwächlichen, krüppligen, verknirpsten oder sonst mißgestalteten Sprößlinge kurzweg todt zu schlagen pflegten. Der hier flüchtig skizzirte Vorgang der natürlichen Auslese wird nun besondere Bedeutung erlangen, wo Pflanzen und Thiere durch eine Aenderung in der Konfiguration der Kontinente, oder durch einen sonstigen Wechsel der Lebens-

bedingungen in die Nothwendigkeit versetzt werden, mit fremden, bisher ungekannten, Mächten den Streit um's Leben aufzunehmen. Nur die stärksten und unverwüstlichsten Organisationen werden da dem Untergang entgehen. So entsteht bei den Thieren durch den „Krieg Aller gegen Alle," ganz wie in der Menschengeschichte, ein Raubritteradel, und durch das sonstige Ringen um's Leben eine anständigere Noblesse, die sich auf individuelle Vorzüge gründet. Aehnliches gilt von den Pflanzen. Die Rasse adelt sich bei Beiden durch den Kampf. Dieser Adel bedeutet ein kräftigeres, intensiveres und extensiveres Leben, und, bei der sich stufenweise entfaltenden Lebensfähigkeit unter vielfachen Lebensbedingungen, eine Vervielfältigung der Organe, in der die Vervielfältigung der Beziehungen zur Außenwelt ihren Ausdruck und ihre Verkörperung findet.

Lamarck hatte die Umwandlungen in der Gestalt 2c. der Thiere zu erklären gesucht aus ihrem inneren Streben und Drängen, für ihre durch den Wechsel äußerer Lebensverhältnisse stets sich mehrenden und ändernden Bedürfnisse Befriedigung zu erlangen; die Organismen a r b e i t e n sich nach ihm die Stufenleiter der Wesen hinauf. Geoffroy de St. Hilaire dagegen wies den Organismen eine mehr passive Rolle zu; die qualitativen und quantitativen Aenderungen in der Atmosphäre z. B. bedingen Umgestaltungen in den Respirationsmedien, durch diese (nach dem von ihm sogenannten Gesetz des Gleichgewichts der Organe) werden Umbildungen in den andern Organen geboten, — ein Reptil athmet sich bei der abnehmenden Kohlensäure und dem zunehmenden Sauerstoff in der Luft im Laufe vieler Generationen in einen Vogel um, u. s. f. Darwin's Lehre ist eine Art Kompromiß zwischen beiden Ansichten, mit Zusätzen, die in der vorstehenden Darstellung angedeutet sind.

Wie wichtig auch immer die Rolle sein mag, welche die von Darwin accentuirten Momente in der Entwicklung der Organismen spielen: wir wollen uns nicht verhehlen, daß diese ganze Lehre im höchsten Grade unbefriedigend, und im wissenschaftlichen Sinne roh ist. Es wird darin die Urlogik der Natur, die auch in dem Triebleben der individuellen Lebensformen waltet, und die einzelnen Gestaltungen als Zweck und Mittel in Zusammenhang bringt, in ungebührlicher Weise ignorirt oder vernachlässigt. Allein die Grundanschauung, worauf diese Lehre sich stützt, — wonach nämlich die Lebensformen der Natur sich aus einfachen Anfängen mit unverbrüchlicher Gesetzlichkeit entwickeln, einer Gesetzlichkeit, die durch kein Mirakel und kein spasmodisches Hereintappen äußerer Mächte durchbrochen wird, — diese Grundanschauung wird durch die Zisch- und Brumm-Polemik, welche von dem Buche Darwin's hervorgerufen worden ist, nicht im Mindesten gefährdet.

Daß auch d e r M e n s c h die hohe Sproße in der Leiter der Wesen, von welcher herab er Alles, was da ist und wird, stolz überschaut, von unten herauf erklommen, daß ihn nicht eine unsichtbare Hand aus dem Aetherblau fertig darauf gestellt hat, ergiebt sich aus dem Vorstehenden als folgerichtiger Schluß. Uebrigens wird diese Wahrheit selbst von den Jüngern und Propheten der neuen Schule mit unverkennbarer Scheu ausgesprochen. Diese Scheu erklärt sich daraus, daß man annimmt, die Entstehung des Menschen müsse entweder, nach Abschluß der erforderlichen geologischen Vorbildung, für die Erde eine Minervageburt gewesen, er müsse z. B. in vollendeter Form aus dem Urschlamm hervorgekrochen sein, oder aber wir Alle haben unsern Stammbaum durch Geschlechter von Gorillas, Bären, Krokodillen, Kaulquappen, Eingeweidewürmern, Polypen u. s. f. bis zum Infusorium oder gar zum mikroskopischen Pilzbläschen zu verfolgen. Daß dieses „Entweder — oder" eins von den falschen Dilemmen ist, deren es in der Geschichte der menschlichen Erkenntniß so viele giebt, daß der Mensch eine Geschichte s e l b s t s t ä n d i g e r Entwickelung hinter sich haben kann, läßt sich ohne viele Mühe nachweisen; es fehlt uns aber zur Ausführung dieses

Gegenstandes der Raum. Wir verweisen deshalb einfach auf das treffliche, oben citirte kleine Buch von Karl Snell* — unseres Erachtens einem der hellsten Köpfe der Jetztzeit —, und gehen zu der von Lyell wieder angeregten, und von Huxley, Schleiden u. A. erörterten, Frage Betreffs des Alters des Menschengeschlechts über.

J. B. Stallo.

[Fortsetzung in der nächsten Nummer.]

II. Literatur.

Sie liegen wieder vor uns, nach langen, langen Jahren, die alten Bekannten aus unserer Jugendzeit. Wir versetzen uns im Geiste zurück in das Comptoir unseres Bruders, des Buchhändlers, um die Stunde, wo der „Leipziger Ballen" ankam. Wie konnten wir kaum warten, bis die dicke Packleinwand, die schnöde Hülle, von den Produkten des deutschen Geistes losgelöst war, um die Novitäten durchzumustern. Ach! es war doch eine andere Zeit! Zwanzig Jahre jünger, so reich an Hoffnungen und so viel ärmer an den Enttäuschungen des Lebens! Wer sie doch zurückrufen könnte, die schöne Zeit, besonders jene erste Hälfte der Vierziger Jahre, wo das politische Leben so ahnungsvoll dem dämmernden Lichte des Morgens entgegen harrte, der dann plötzlich, viel zu früh, im schrecklichen Gewitter hereindonnerte, um eine ewig unvorbereitete Welt von Philistern zu erschrecken und — Verbannte über den Ocean zu treiben.

Doch davon wollten wir ja nicht reden. Sie liegt wieder vor uns, die literarische Welt Deutschlands und wir können einen Blick hineinwerfen. Willkommen, du elegante, rosenroth umhüllte „Europa", immer noch, wenn auch nicht kühn, doch von Kühne redigirt. Wo mag Lewald hingerathen sein? Ist er todt? Hier im fernen Westen ist keine Anzeige seines Hinscheidens in den Zeitungen erschienen. Das aristokratische gelbumschlagene „Morgenblatt" — wir meinen die Glacéhandschuhe des Herrn Baron von Sternberg oder des Grafen Alexander von Württemberg zu sehen, die früher darin vor dem Publikum erschienen — es durfte natürlich kein gewöhnliches Wochenblatt sein, in welchem solche Herren sich vor der Menge verbeugten. Noch immer ist Hauff Redakteur, der Bruder eines ach! zu früh verstorbenen wahren Dichters. Aber wo ist Menzel geblieben — wir finden kein Literaturblatt mit seinem Namen — Menzel, der „Franzosenfresser," den Boerne und Heine einst berühmt machten? Ist auch er zu seinen Vätern versammelt worden? Wir missen ihn, wie wenig wir ihn auch geliebt haben. — Daneben liegt das Prutz'sche „Museum," noch nicht geboren, als wir die Heimath verlassen mußten, es präsentirt sich in mehr demokratischem Gewande, ohne Umschlag, in kleinem aber compaktem Format, es gleicht mehr dem corpu-

---

* Irgend Jemand (Schopenhauer?) hat einmal gesagt, wenn er sich müde und dumm gelesen habe, und dann den Euler zur Hand nehme, so sei es ihm, als komme er aus dem Kerzenlicht in den Sonnenschein. So geht es uns mit den Schriften von Snell, dem deutschen (natürlich tieferen) Arago. Wir empfehlen u. A. seine „Einleitung in die Differential- und Integral-Rechnung," (2 Bde., Leipzig, Brockhaus, 1846—1851) denjenigen unserer jungen Freunde, die der Inschrift über den Pforten der platonischen Akademie eingedenk sind, und, trotz Sir William Hamilton, sie beherzigen.

lenter und durchaus nicht windigen Plebejer, der auf die äußere Form Nichts giebt; es erinnert uns fast an Hoffmann von Fallersleben, wie wir ihn 1848 im Garten des Hauses —— an der Ruhr sahen, behäbig, mit dem Knotenstock in der Hand, nicht verschmähend auch mit dem westfälischen Bauern einen „Klaren" zu trinken, aber immer voller Geist, voller Witz, mehr tüchtiger Kern, als elegante Schale.—Dann die „Illustrirten Zeitungen", obenan Herr Hackländer mit seinem großformatigen Bilderbuch. Da sehen wir die deutschen Fürsten in Frankfurt um den runden Tisch sitzen und der weißuniformirte Franz Joseph hat die Schelle vor sich und wir meinen, der Kurfürst von Hessen ließe so eben sein: „I, I, I, mö— mö—" erschallen und der frühere „Blutjunge" der New Yorker Staatszeitung rufe ihm zu: „Ich sehe, Ew. Liebden stimmen bei." — Und dann die Abbildungen der Leipziger Feier, diese Empfangsscenen und Fackelzüge — o! Deutschland muß sehr glücklich sein; es hat Congresse aller Arten, vom Fürstencongreß bis zum archäologischen. Deutschland, was willst Du noch mehr!

Doch der Inhalt dieser Zeitschriften! Es ist ja unsere Aufgabe, unsern Lesern darüber zu referiren. Wir werden da wohl systematisch verfahren müssen und weil wir mit Humboldt der Ansicht sind, daß die größte Begünstigung eines Stoffes doch der Poesie gegeben ist, so wollen wir mit der deutschen Lyrik beginnen.

Jeder gebildete Deutsche ist einigermaßen Dichter. „Singst Du nicht das ganze Leben, sing' doch in der Jugend Drang" — dieser Mahnruf Uhlands wird heute noch zu sehr beherzigt. Jeder junge Dichter [wir nehmen keinen aus] hat die thörichte Begierde, seinen geistigen Entwickelungsprozeß vor den Augen der Welt sich vollziehen zu lassen. Hier in Amerika, wo die Poesie ja von den Deutschen mehr noch als in Deutschland unter die „brodlosen" Künste gezählt wird, hat das nun nicht viel auf sich. Wir möchten hier — in Parenthese — allen jungen deutsch-amerikanischen Dichtern, die uns mit ihren Beiträgen für die „Monatshefte" schon so reichlich versorgen, sagen, daß wir uns auf keinerlei Verbindlichkeit wegen Rücksendung der Manuscripte einlassen können. — Das wirklich Gute werden wir gern publiziren.

Also die Lyrik. Da stoßen wir zuerst auf unsern alten Freund Adolph Strodtmann, der, seitdem er die Rückwanderung nach Europa in Ausführung gebracht, sich in Hamburg ganz der Literatur gewidmet und jetzt ein belletristisches Blatt redigirt. Zuerst gab er eine correcte Ausgabe von Heine's Werken heraus. Es mag dies ein sehr verdienstvolles Unternehmen sein, allein uns stören die ewigen Randglossen und Randbemerkungen. Ob im Manuskript des Dichters ein Komma anders gestellt, ob ein Wort im Urtext — wenn auch synonym — anders gewählt war, wir sehen nicht ein, wie das die glänzende Aureole um das Haupt des todten Dichters glänzender machen kann. Poeten sollten immer ihre Manuskripte verbrennen; haben sie das Glück oder das Unglück, die Dornenkrone des Ruhms zu tragen, so kommt nach ihrem Tode gewiß irgend ein Prosector, der ihren geistigen Cadaver secirt, nach Schätzen wühlt und „froh ist, wenn er Regenwürmer findet." — Wir haben nie recht einsehen können, daß Eckermann die geringste Mitschuld an der Unsterblichkeit Goethe's trägt, noch Franz Horn an der Shakespeare's.

Doch wir wollten von Strodtmann's Gedichten reden. Sie haben uns sehr angesprochen, doch zuweilen mehr in der Tendenz, als im poetischen Werthe. Ein politisches Gedicht (Goethe sagt zwar, es sei ein garstiges) soll e n t s t e h e n, nicht g e m a c h t werden. (Unsere Leser werden vielleicht finden, daß wir eine sehr starke Selbstkritik niederschreiben.) Wer da singen will von

„Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit,"
„Von allem Hohen, was Menschenherz erhebt,"

der warte, bis das, was ihn gewaltsam drängt, was in ihm braust und gährt, ihm rhythmisch auf die Lippen tritt, und er wird ein gutes Gedicht geschrieben haben,

selbst wenn man ihm, wie dies so leicht geschieht, die „Phrase" vorwirft. Ein politisches Lied ist, in unserer Zeit, meist ein Lied des Zornes und es kann kaum andere politische Lieder geben; deßhalb sollte es auch in edlen Formen auf dem Cothurne einherschreiten und nie einen Ausdruck aus dem gewöhnlichen Leben enthalten. Wir vermissen dies in einigen der Strodtmann'schen Lieder.—

Poesien von Jos. Pollhammer, unter welchen die „Europa" die Sonette besonders empfiehlt, haben uns grade keine Idee von einem großen Dichter beigebracht. Hübsch gereimt allerdings, allein grade nichts Neues. Und dann dieses Anlehnen an Heine, dieses Nachahmen des unnachahmbaren Dichters — wir sehen, daß diese Klippe, an welcher das Schifflein so manches jungen Poeten scheiterte, noch immer nicht vermieden wird. Heine hat, nach unserer Ansicht, nur einen, seiner würdigen, Nachahmer gefunden, der leider fern von der Heimath, in Hayti, sein Grab fand; wir meinen den zu früh verstorbenen Georg Weerth von der ehemaligen „Rheinischen Zeitung." In seinen Heine nachgebildeten Versen war wirklich Kraft und Originalität. Die „Abenteuer Schnapphahnski's" [eine Satyre auf den Fürsten Lichnowsky] möchten wir zu gern noch einmal wieder lesen. — Pollhammer singt unter der Ueberschrift „Vergessen":

Ich möchte auf einen stillen See
Hinaus mein Schifflein lenken,
Und draußen all' mein Herzensweh
Ins tiefe Wasser senken.

Noch einmal schaut' ich dann hinab,
Bis von der Wellen Schäumen
Verschlossen wär' im kühlen Grab
Mein Lieben und mein Träumen.

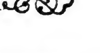
Das ist Alles sehr niedlich und gewiß auch sangbar, allein wie unendlich poetischer ist z. B. Lenau's „Blick in den Strom."

Doch hier kommt der Setzer „rauh und kalt" und ruft uns zu: „Bis hierher und nicht weiter!" Der Bogen ist voll und das Blei ist leider kein nachgiebiger Stoff. Wir haben noch einmal unsere Leser um Entschuldigung zu bitten. Man lebt, um zu lernen, und je länger wir die „Monatshefte" herausgeben, desto besser werden wir den Raum berechnen lernen. In unserm nächsten Hefte hoffen wir ausführlich über die deutsche Literatur berichten zu können.

Nachträgliche Berichtigungen für das Januarheft.

Wir bitten unsere Leser, in dem in unserer ersten Nummer erschienenen Aufsatz: „Die englische Sprache," folgende Berichtigungen zu machen, die uns bei der Revision entgangen waren:

S. 23, Z. 15 v. o. statt verbreiteten lies verzweigten.
„ 28 „ 2 „ u. „ gleichbedeutend lies gleichlautend.
„ 33 „ 9 „ o. „ Philosophen lies Philosopheme.
„ „ „ 25 „ o. „ aber lies eben.
„ 35 „ 15 „ u. „ aller Herren Länder lies aus aller Herren Ländern.
„ 36 „ 2 „ u. „ Gasstoff lies Gerbestoff.



Deutsch-Amerikanische Monatshefte

für

Politik, Wissenschaft und Literatur,

herausgegeben von

Caspar Butz.

Erster Band. 1864. März-Heft.

Zur Geschichte der Emanzipation in Missouri.

Von Friedrich Münch.

(Schluß.)

Endlich wagte auch die englische Presse die Besprechung der Emanzipation in Missouri, — der „Missouri Democrat" trat entschieden dafür auf, doch in der Art vorsichtig, daß an die berechnende Selbstsucht der Staatsbürger appellirt und ihnen gezeigt wurde, wie allein die Erhöhung des Bodenwerthes in Folge der Emanzipation, sodann die durch die Einwanderung in den Staat fließenden Kapitalien, die raschere Ausbeutung unserer mineralischen Schätze, die Hebung von Produktion, Gewerb und Verkehr den wirklichen Geldwerth der Sklaven weit aufwiegen würde. In der Staatslegislatur war es Frank P. Blair, welcher auf diese Vortheile sowie auf die Uebel der Fortdauer des Sklaventhumes in unserem Staate hinwies. Darauf in den Congreß gewählt, schlug Blair dort in ausführlichen Reden den Plan vor, durch auswärtige Colonisation der Neger allmählig das ganze Land von der schwarzen Raçe zu befreien. Ist ein solcher Plan nun gleich eben so unausführbar wie unnöthig, so machte es doch einen nicht geringen Eindruck, daß es jetzt ein Congreßmitglied von Missouri war, das in den Hallen der Bundesgesetzgebung den Kampf gegen die Sklaverei aufnahm. Uebrigens waren es vorzugsweise die Deutschen in St. Louis, welche Hrn. Blair zu so einflußreicher Stellung erhoben hatten, und auf welche er, um dieselbe ferner zu behaupten, sich stützen mußte.

Neben Blair kämpfte hauptsächlich in der Presse sein Verwandter Gratz Brown, ein geborner Virginier, von frühester Kindheit an umgeben von Eindrücken des vollständigst ausgebildeten Sklavenwesens, aber begabt mit einem scharfen und forschenden Geiste, welcher die Schlingen des Vorurtheiles kühn durchbricht, und mit einem mannhaften Muthe, welcher vor keinem Widerstande zurückscheucht. Er gehört zu den vorgeschrittensten und bedeutendsten Männern der Union, und die Art, wie er später in der Legislatur und dann im Sommer 1862 durch öffentliche Mittheilungen die Sklaverei bekämpfte, gehört zu dem Besten, was über den Gegenstand jemals gesagt worden ist.

Indessen ist die Wirkung, welche selbst die geschickteste Auseinandersetzung und der ernsteste Zuruf auf den Sklavenhalter hervorbringen — wie die Erfahrung lehrt — im Ganzen gering. Was liegt dem Sklavenbesitzer in Missouri daran, daß der übrige Theil des Staates eine Art von Wüste bleibt, — was an Eisenbahnen, Fabriken rc., so lange die großen Ströme bleiben, an deren Ufern er Hanf und Tabak durch seine Schwarzen bauen läßt, und auf welchen er diese Erzeugnisse leicht zu Markte bringt? Was kümmert ihn die Erhöhung des Bodenwerthes, da er vielmehr darauf bedacht ist, für sich und seine Nachkommen immer neue große Landstrecken um einen möglichst geringen Preis an sich zu bringen? Oder welche Rücksicht hätte er zu nehmen auf die Entwickelung der Hülfsquellen des Staates, da für ihn in der Negerzucht, so lange der Menschenverkauf nach dem Süden im Gange bleibt, eine unversiegbare Einnahmsquelle fließt? Führt er doch ein wahres Herrenleben um so mehr, je unbedeutender alle andern Zweige der Thätigkeit neben der Arbeit seiner Leibeigenen bleiben; und kann allerdings die steigende Kultur auch ihm manche Annehmlichkeit mehr bringen, verschmäht er sie lieber, wenn dadurch das Bestehen seines Lieblings-Institutes in Gefahr kommt. — Wirksamer ist das Mittel, durch die freie Arbeit die der Sklaven zu verdrängen, wie denn aus den deutschen Niederlassungen die Sklavenhalter allmählig sich wegziehen, da ihnen in solcher Umgebung Alles unbehaglich wird. Mein Plan, deutsche Ansiedler in Masse nach Missouri zu ziehen, hätte — wenn auch allzu langsam — doch sicherer zum Ziele geführt als alle Predigt über Nützlichkeit oder Menschlichkeit. Die Rebellion indessen sollte der Sache ein Ende machen, und ihr vor Allem verdanken wir den Erfolg.

Doch kehren wir zum Gange der Ereignisse zurück. — Die Wahl von 1860 rückte heran, und daß diesmal ein Versuch gemacht werden müsse, eine offen erklärte republikanische Partei in Missouri handelnd auftreten zu lassen, darüber waren die Männer des Fortschrittes einverstanden, auch die beiden deutschen Hauptblätter in St. Louis [„Anzeiger und Westliche Post,“ welche außerdem fast über alle andern Fragen beständig grimmig einander in den Haaren lagen]. Unser Hintergedanke war immer, daß der Sieg des Freiboden-Grundsatzes [mehr erstrebte ja die republikanische Partei nicht] für Missouri zugleich den ersten Schritt zur Emanzipation bedeute. Denn warum soll die Sklaverei aus den Territorien verbannt bleiben? Doch wohl, weil sie ein Uebel ist und eine Unmenschlichkeit. Dann aber ist sie dieß in einem Staate nicht weniger als in einem Gebiete, und man muß folgerecht für das Aufhören ihres Bestehens eben so gut arbeiten als gegen ihre weitere Ausbreitung. Dieß hob ich selbst in allen meinen öffentlichen Reden hervor.

Im April des genannten Jahres hielt die republikanische Partei von Missouri ihre erste öffentliche Versammlung in St. Louis und ernannte Delegaten zur Chicago-Convention, darunter 5 Deutsche [Karl Bernays, Dr. Hammer und Bruns, Arnold Krekel und Fr. Münch.] Wir mußten uns eine Instruktion gefallen lassen, für unsern Mitbürger Eduard Bates als Präsidentschafts-Kandidaten zu stimmen, weil die Amerikaner es noch nicht wagten, in Missouri sich für

die republikanische Partei zu erklären, wenn nicht auf die Popularität gestützt, deren Hr. Bates im ganzen Staate sich zu jener Zeit erfreute. — Nach unserer Rückkehr fand in St. Louis eine mitternächtliche sog. Ratifikations-Versammlung statt. Während Blair zu den begeisterten Tausenden sprach, brach die Rednerbühne auf dem Lukas-Markte mit ihm, mir und Andern krachend zusammen; dann redete ich von einem hohen Bretterhaufen über die stets wachsende Anmaßung der Sklavenhalter-Partei, hinweisend auf den von Oberrichter Taney aufgestellten Satz [in der Dred-Scott-Entscheidung], daß die schwarzen Menschen keine Rechte haben, welche von den Weißen zu beachten wären, — während aus dem zugleich anwesenden Haufen demokratischer Irländer und anderer Strolche Backsteinstücke in Menge um unsere Häupter flogen.

Weil es in vielen Theilen des Staates noch nicht thunlich gewesen wäre, republikanische Volksversammlungen zu halten, übernahm es eine, zu diesem Zweck eingesetzte Comite, Ernennungen für Staatsbeamten und für neun republikanische Elektoren zu machen. Daß wir in der Minderzahl bleiben würden, wußten wir zum Voraus; aber ein ungeheurer Fortschritt war es doch, daß wir allerwärts im Staate republikanische Wahlzettel zur Stelle hatten und fast allerwärts Stimmen dafür erhielten, in einigen deutschen Niederlassungen sogar eine Mehrheit derselben.

Noch vor dem Jahresschlusse brach die Rebellion im Süden aus. Was wird Lincoln thun? fragten wir mit gespanntester Erwartung in Missouri. Er that vor dem Angriff auf Fort Sumter nichts und nachher jedenfalls zu wenig in Betracht der Größe der Gefahr. In Missouri aber tagte die Staatslegislatur, eine Versammlung von Verräthern und Banditen — mit wenig Ausnahmen —, geleitet von einem Gouverneur und Vicegouverneur, welche, um Calhoun's Lehren endlich zur Geltung zu bringen, vor keinem Verbrechen zurückscheuten. Um dem Werke des Verrathes eine Art von formeller Gültigkeit zu geben, wurde eine Staats-Convention berufen zu dem Zwecke, den Staat an Jeff. Davis zu überliefern.

Ich will die Verfolgungen, welche die treuen Unionsleute zu erdulden hatten [mir selbst wurde wiederholt Tod, oder doch Austreibung gedroht, und meine Person öffentlich in die Acht erklärt], will das mannhafte Auftreten der Deutschen in St. Louis und anderwärts, Lyon's Thaten und Heldentod, Fremont's kurze aber ehrenvolle Laufbahn in Missouri u. s. w. nicht schildern, sondern nur bemerken, daß aus allen Greueln, von einer fanatischen und über alle Vorstellung rohen Masse verübt, aus allen schweren Leiden und Verlusten, welche der Staat, weil er unglücklicher Weise einer der Sklavenstaaten war, zu tragen hatte, aus allem Blute der Hingeopferten mehr und mehr die Ueberzeugung hervorging, daß das Sklaventhum in Missouri nicht länger bestehen dürfe. Diese Ueberzeugung sprach sich zuerst kühn und offen aus in einer im Juni 1862 in Jefferson-City gehaltenen Convention, über welche der treffliche Richter Wells den Vorsitz führte, mehrere gute Reden [u. a. von Richter Clover] gehalten und Beschlüsse vorgelegt und mit allgemeiner Zustimmung angenommen wurden [aus der Feder

von Gratz Brown], dahin gehend, daß es für Missouri Zeit sei, „ein zweckgemäßes System allmähliger Emanzipation" in Ausführung zu bringen.

Das zunächst Nöthige war nun, für die Wahlen im November die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, damit eine der Emanzipation günstige Legislatur erwählt würde. In dieser Zeit veröffentlichte Gratz Brown mehrere treffliche Briefe, in welchen er dem Fortschritt so gewaltig das Wort redete, daß er den — nachher so vielfach mißdeuteten — Ausspruch wagte: „We are the revolution," d. h. wir vernünftig denkenden Menschen haben dafür zu sorgen, daß die Menschheit in ihrer Entwickelung nicht still stehe. Schreiber dieses veröffentlichte acht Artikel über die Sklavenfrage in dem „St. Charles Demokrat" zu dem Zweck, unsere Landsleute über den Stand und die Wichtigkeit der Sache aufzuklären, — Jedermann suchte seine Schuldigkeit zu thun. Nur in St. Louis wurde abermals ein widriges Stück von gehässigem Fraktionen-Kampfe aufgeführt.

Fremont hatte durch seine tiefere Einsicht in die wahre Bedeutung der Rebellion, durch die von ihm vorbereiteten großartigen Mittel zu ihrem schnellen Umsturze, durch sein energisches Auftreten in jedem Betrachte auf's Neue der großen Mehrzahl der Deutschen sich theuer gemacht, war aber vorzugsweise durch die Bemühungen Fr. Blair's auf eine unerwartete Weise von seiner Stelle entfernt worden. Bis dahin waren die beiden deutschen Hauptblätter, „Westliche Post und Anzeiger des Westens" (letzterer unter Dr. Hillgärtner's Redaktion) zusammen gegangen; als aber die Herbstwahlen herannahten, kehrten die früheren Herausgeber des „Anzeigers," H. Börnstein und K. Bernays, von ihren auswärtigen Consulat-Stellen zurück, um der sinkenden Sache Blair's sich anzunehmen. Hillgärtner trat aus und gründete die „Neue Zeit", der „Anzeiger" aber kämpfte sich im wörtlichen Sinne für Fr. Blair zu Tode. — Für die Emanzipations-Sache war dieser Kampf insofern von Bedeutung, als Fremont's Freunde möglichst rasche Freisetzung forderten, Blair aber nach wie vor die auswärtige Colonisation der Neger zur Vorbedingung machte, und der „Anzeiger" die Emanzipation überhaupt nur lau befürwortete, namentlich bestritt, daß die Legislatur Etwas dafür thun könne. — Doch wurde eine Mehrheit von Stimmen für entschiedene Emanzipations-Männer in St. Louis abgegeben, und auch in den meisten übrigen Theilen des Staates triumphirten — fast gegen Erwartung — die Freunde der Emanzipation. — Mit Jubel verkündigten die liberalen Blätter diesen Parteisieg und stellten die Befreiung des Staates nunmehr in nahe Aussicht. — Auch in anderem Betrachte war diese Wahl bemerkenswerth: sie schickte 10 Deutsche zur Legislatur.

Die der ächten Fortschrittspartei angehörenden Mitglieder der neu erwählten Legislatur bereiteten sich noch vor der Sitzung zu entschiedenem Handeln vor, nicht zweifelnd — nach der vom Präsidenten selbst ausgegangenen Aufforderung zur Emanzipation mit Vergütung für die Sklaveneigenthümer aus der Bundeskasse —, daß der Congreß die nöthige Verwilligung machen werde, damit unter den bindenden Bestimmungen der Verfassung von Missouri die Emanzipation — „mit vollständiger Vergütung" — durch die Legislatur gesetzlich angeordnet wer-

den könne. Die ersten Anzeichen nach dem Zusammentritte der Gesetzgebung waren gut; denn ohne Schwierigkeit wurde im Hause Hr. Marvin, ein erklärter Emanzipationist und gebildeter, freisinniger Mann (Prediger einer Universalisten-Gemeinde) zum Sprecher gewählt; im Unterhause des Congresses setzte der wackere Noell, einer der Delegaten von Missouri, eine Bewilligung von zehn Millionen durch, hinreichend, um für alle noch vorhandenen Sklaven loyaler Eigenthümer vollständige Zahlung zu leisten.

Nun aber trat eine früher nicht geahnte Schwierigkeit hervor; es waren nicht zwei, sondern drei Parteien in der Legislatur vertreten, jede der andern beinahe gleich an Stärke: eine an der Sklaverei unbedingt festhaltende mit mehr oder weniger Hinneigung zum verrätherischen Süden („copperheads"), — eine radikale Partei, welche die möglichst schnelle Beseitigung der Sklaverei verlangte („Char coals"), und eine sehr gemäßigte Forschrittspartei, welche zwar die Emanzipation wünschte, aber mit möglichster Schonung der Interessen der Sklavenhalter, immer bemüht, Gouverneur Gamble, Frank Blair und deren Anhang gefällig zu sein („Clay banks"). Vielleicht wäre dennoch ein Uebereinkommen zwischen den beiden letzteren Parteien möglich gewesen, hätte nicht der erfolglose Versuch der Senatoren-Wahl, in welcher die „Lehmfalben" durchaus neben Henderson auch noch einen zweiten Mann ihrer Parteirichtung durchsetzen wollten und Gratz Brown bis auf's Aeußerste bekämpften, die Gemüther erhitzt und feindselig aufgeregt. Mehrere Versöhnungs - Versuche wurden gemacht, doch ohne Erfolg.

Im Senate wurden verschiedene Emanzipations-Pläne vollständig ausgearbeitet, um sie, sobald nur die vom Congreß zu bewilligende Compensations-Summe fest bestimmt wäre, zur Abstimmung vorzulegen. Jetzt erkannten die Sklavenhalter die ihnen drohende Gefahr und forderten in einer an den Congreß zu richtenden Petition eine Entschädigung von fünfzig Millionen, welcher Betrag in den Verhandlungen darüber um nicht mehr als bis auf 25 Millionen herab gebracht werden konnte. Henderson forderte — im Einverständniß mit den „Lehmfalben" im Senate 25 Millionen und setzte 20 Millionen durch. Briefe zwischen Jefferson-City und der Bundeshauptstadt gingen beständig hin und her (Schreiber dieses selbst setzte sich mit Noell sowohl als mit Henderson in Verbindung, sie beschwörend, eine Vereinigung der beiden Häuser des Congresses zu Stande zu bringen, möge auch weniger als 20 Millionen zu erlangen sein.) Eine Vereinigung kam nicht zu Stande, da Noell, tödtlich erkrankt, in der Sache nichts mehr thun konnte, und so scheiterten alle unsere Hoffnungen; es wurde nichts bewilligt.

Die „Kupferköpfe" triumphirten; ihr Führer Allin, verkappt als „Lehmfalber", hatte geschickt Zwietracht zwischen die Freunde des Fortschrittes gesät, den Anfangs kleinen Riß größer und größer gemacht, und sowohl die Wahl von freisinnigen Senatoren, als die Emanzipation war für diesmal vereitelt. Mit mir wären wohl die meisten der Radikalen bereit gewesen, ein Opfer in der Vorliebe von Person zu bringen; aber es zeigte sich klar, daß eine Clique, und zwar eine solche, welche von einem Allin sich leiten ließ, uns in nichts nachgeben wollte, und

auf ihre abgekarteten Pläne einzugehen und ihrer Diktatur uns zu unterwerfen, war unthunlich. — Ich will hier, da ich selbst als Mitglied einer Partei handelte, keine vollständige Kritik dieser merkwürdigen Legislatur-Sitzung geben und nur bemerken, daß kein sehr hervorstehendes Talent darin zum Vorscheine kam, nicht wenig theils fester, theils auch schwankender guter Wille und eine Menge von faulem Element, unter welchem das Bessere nicht wohl gedeihen konnte; es war der Uebergang von der früheren völlig corrupten und allein dem Sklaverei-Interesse dienenden Gesetzgebung zu einer besseren Ordnung der Dinge, aber diese noch nicht selbst.

Die Sache stand so, daß die Legislatur für Emanzipation nichts Weiteres mehr thun konnte, als eine Staats-Convention zu berufen, da nur eine solche die Befugniß hat, das organische Statut des Staates (die Verfassung) kurzer Hand zu ändern, also auch die Sklaverei aufzuheben, ohne die Eigenthümer der Sklaven zu fragen oder zu bezahlen. Das ungeduldig werdende Volk klagte bereits bitter über getäuschte Erwartungen, die öffentlichen Blätter fielen die Legislatur auf's Heftigste an; von St. Louis kam—außer vielen andern geschäftigen Besuchern — Hr. Charles Drake und sagte uns in einer dringlichen Rede: Thut Etwas für die Sache um's Himmelswillen, wie ihr es und was ihr jetzt noch immer thun könnt; beruft eine neue Convention, wenn es thunlich ist, oder auch die alte, — nur geht nicht von hier, ohne einen letzten Versuch gemacht zu haben. Nach dem Schlusse der Congreßsitzungen erschien auch noch Senatar Henderson und sprach, wenn auch nicht in demselben Tone, doch zu demselben Schlusse kommend. Die „Kohlschwarzen" bedurften keiner Mahnung, die „Lehmfalben" kam aber in der That jetzt das ernste Bedenken an, daß ihre Constituenten sie nicht besonders freundlich aufnehmen möchten, wenn sie bei ihrer Rückkehr gar keine Thaten aufzuweisen hätten; die „Kupferköpfe" endlich, um nicht ihr bis dahin gewonnenes Spiel am Schlusse noch zu verlieren, drängten auf eiligste Vertagung und suchten durch sog. Filibustern (einen künstlichen Mißbrauch der Regeln des Hauses) alles weitere Handeln in der Sache zu vereiteln.

Die Betrachtung bot sich dar: Wird sich die Berufung einer neuen Convention mit Umgehung der alten, noch immer nicht schließlich vertagten, durchsetzen lassen? Die Sache war mehr als zweifelhaft. Aber auch angenommen, daß es sich thun ließe, so bestand die alte Convention noch in Kraft bis zum 4. Juli 1863 und konnte vor dieser Zeit zusammenberufen werden, ohne daß die Legislatur dies zu hindern vermochte. Und wenn sie zusammenkommen würde, konnte sie Alles, was wegen der Berufung einer neuen Convention etwa angeordnet worden wäre, widerrufen und der Legislatur schlimmere Fesseln anlegen, als die, worin sie sich jetzt befand. Es schien darum weniger klug, die alte Convention mißtrauisch zu übergehen, als wenigstens den Versuch zu machen, wie viel sie zu thun bereit wäre; denn annehmen durfte man immer, daß deren Mitglieder im Fortgange der drängenden Ereignisse Einiges vergessen und Einiges gelernt haben möchten. Um darüber zur Gewißheit zu gelangen, besprach ich mich mit Männern von anderer Richtung als der meinigen, u. A. mit unserem sehr unter-

richteten Staatssekretair (Hrn. Oliver), welcher mich versicherte, alle Welt sei in den letzten zwölf Monaten beträchtlich fortgeschritten, und eine Mehrheit der Convention würde sich bereit zeigen, eine Emanzipations-Ordinanz zu erlassen (im Sinne der Jefferson-Convention vom Juni 1862.)

So kam denn die Frage vor den Senat: Soll die alte, und in welchem Falle soll eine neue Convention berufen werden? Nach vielem Hin- und Her-Reden [indem Einige das Jahr 1876, Andere das Jahr 1910 als Ende der Sklaverei vorschlugen, die „Kupferköpfe" aber sich auf gar nichts einlassen wollten] konnte nicht mehr erreicht werden, als daß die alte Convention zusammentrat und, falls diese nicht bis zum Jahre 1900 der Sklaverei ein Ende mache, dann das Volk eine neue Convention erwählen solle. Im Hause kam dieselbe Frage zur Berathung und zwar unter der Regel der sog. previous question, wonach die Bejahung nur mit zwei Drittel aller Stimmen erfolgen konnte, und dazu fehlte gerade eine Stimme; während Alles wild durcheinander ging, viele Mitglieder sich schon entfernt hatten, auch unter den Führern keine Uebereinstimmung mehr herrschte, Radikale und Kupferköpfe mitunter zusammenstimmten, brach alsbald Alles auf und lief auseinander.

Obwohl nun die Legislatur für die Emanzipation gar nichts gethan hatte, war doch durch deren Verhandlungen den an der Sklaverei direkt Betheiligten so viel klar geworden, daß Missouri unmöglich für immer ein Sklavenstaat bleiben könne, daß die bereits so mächtig gewordene Agitation gegen das südliche Institut nicht wieder aufhören und Ruhe im Staate nicht eher einkehren werde, bis das so ernstlich geforderte Ende des Sklaventhums in gesetzlicher Form verkündet sei. Männer von Einfluß [wie General Doniphan und wohl noch Andere] wandten sich an Gouverneur Gamble mit dem Verlangen, die alte Convention wieder zu berufen, was denn auch geschah; Viele billigten diese Maßregel, Andere [die äußersten Flügel der entgegenstehenden Parteien] tadelten sie bitter als einen unbefugten Schritt. Der Geschichtschreiber jedoch soll über dem Partei-Interesse stehen, und ich will versuchen, eine solche Stellung einzunehmen.

Gouv. Gamble war mittlerweile selbst aus einem Prosklaverei-Mann ein „gemäßigter oder gradueller" Emanzipationist geworden [hatte bereits in seiner Botschaft an die Legislatur sich als solchen dargestellt], und auf seinem Partei-Standpunkte handelte er richtig, indem er zugleich die Sache den Händen der Radikalen zu entwinden und zugleich den hartnäckigen Widerstand der Prosklaverei-Leute durch einen gesetzlichen Akt für immer zu beseitigen, also—und dazu war sein Einfluß hinreichend—eine Emanzipation gerade so, wie sie ihm und seinen Freunden bequem war und passend schien, zu Stande zu bringen beabsichtigte. Wenige unserer öffentlichen Beamten geben als solche ihr besonderes Partei-Interesse auf, und wenn es Gouv. Gamble nicht that, so handelte er nur ebenso, wie fast alle Anderen. Das formelle Recht hatte er für sich, denn die Convention hatte vor ihrer letzten Vertagung es ihm übertragen. Man sagt zwar mit Recht, die alte Convention sei nur berufen gewesen, das Verhältniß von Missouri zur Bundesregierung in Betracht zu ziehen und desfalls zu handeln

[einfach: zu dem Zwecke, Missouri aus dem Bunde zu reißen],—von Emanzipation sei bei der Wahl der Mitglieder keine Rede gewesen, — diese Convention habe ohnehin schon über alle Gebühr lange in Macht bestandeu, ihre Macht mitunter mißbraucht und längst das Vertrauen des Volkes verloren, da sie ohnehin von Anfang einen Theil der schlimmsten Verräther in ihrer Mitte gehabt habe rc.; doch diese Bedenken, wie groß auch ihr moralisches Gewicht sein mag, nehmen nichts weg von dem formellen Rechte. Ist doch eine Staats-Convention —nach dem historischen Begriffe in diesem Lande — die Verkörperung des dem Volke vorbehaltenen Rechtes der „Organisation und Reorganisation seiner staatlichen Verhältnisse"; dieses Recht übt das Volk aus — weil unser Regierungs-System ein repräsentatives, kein eigentlich demokratisches ist,—durch die Wahl einer Convention unter gesetzlich bestimmten Formen. Die Convention scheint also zeitwillig souverain zu sein, und an einen Gewaltsmißbrauch dachte bisher Niemand, da in der That noch keiner vorkam—außer in Folge von Regierungsmißbrauch in Kansas. Außerdem läßt sich noch anführen, daß, wenn es unbezweifelt die Aufgabe der alten Convention war, Missouri fest in der Union zu halten, sie auch wohl die Mittel dazu in den Kreis ihres Handelns ziehen und —als das geeignetste dazu—eine Emanzipations-Ordinanz erlassen mochte.

Gouv. Gamble berief die alte Convention auf den 15. Juni 1863 und traf zugleich die nöthigen Anordnungen zur Wahl neuer Mitglieder an die Stelle der ausgeschiedenen [nach „Dixie" übergesiedelten]. Daß er nicht auch an seine Stelle—da er bereits seit längerer Zeit dem Amte des Gouvernörs vorstand—ein neues Mitglied erwählen ließ, ist gewiß nicht zu billigen — beide Aemter sind in der That auf passende Weise nicht zu vereinigen, und es liegt kein ähnliches Beispiel vor. Die Neuwahlen fielen durchaus günstig für die radikale Partei aus. Die Convention bestand der Mehrzahl ihrer Mitglieder nach aus erfahrenen Politikern, die Debatten wurden geschickt und verständig geführt, und alle Parteien waren durch tüchtige Redner vertreten. Die Mischung der Parteien war eine ähnliche wie in der Legislatur; unter den Mitgliedern waren vier Deutsche, alle auf der radikalen Seite. Den Vorsitz führte Ex-Senator Wilson — nicht ungeschickt.

Am 2. Juli wurde eine Emanzipatios-Ordinanz erlassen, nach welcher die Sklaverei in Missouri am 4. Juli 1870 aufhören, dann in ein bis zum 4. Juli 1876 dauerndes sogenanntes Lehrlings-System übergeben soll, wonach alle Sklaven, die am 4. Juli 1870 von 12 bis 40 Jahre alt wären, frei werden, die jüngeren bis zum 23. Jahre, die über 40 Jahre alten für immer im Lehrlingsdienste bleiben sollen. Die Besteurung des Sklaven-Eigenthümers soll sogleich aufhören. Die Stimmen standen: 51 dafür und 30 dagegen [unter letzteren 20 Copperheads und 10 Radikale].

Die „Lehmsalben" preisen diesen Akt als ein Muster von staatsmännischer Weisheit und Opferbereitheit für die Beruhigung des Staates; die „Kupferköpfe" scheinen in stummer Ergebung dem Unvermeidlichen sich unterwerfen zu wollen; die „Radikalen" klagen auf's Bitterste über den „verübten Betrug,

Schwindel und Diebstahl,"—Jeder urtheilt anders von seinem besondern Standpunkt aus.—Wäre ich Conventions-Mitglied gewesen, ich hätte mit den Radikalen gestimmt; als Kritiker aber muß ich meinen Blick nach allen Seiten hinwenden und eine „vollendete Thatsache" nicht bloß nach der politischen Stellung beurtheilen, die ich einnehme, oder nach den Wünschen, die ich hege. Sonach stellt sich dieser Emanzipations-Akt doch als ungeheurer Fortschritt dar — im Vergleiche damit, was wir noch vor zwei Jahren oder selbst noch vor zwölf Monaten hoffen durften—und wird hauptsächlich darum herabgesetzt, weil mit den Prüfungen und Leiden, die wir in der neuesten Zeit um der Sklaverei willen zu erdulden hatten, auch unsere Erwartungen und Forderungen rasch von Tag zu Tag gesteigert wurden. Ein Opfer, wenn auch erzwungen durch Umstände, welche die Sklavenhalter selbst herbeigeführt haben, und ein großes Opfer von ihrer Seite bleibt es doch, daß sie gegen die Fortdauer eines dreizehnjährigen Sklavendienstes die Verewigung des Institutes aufgaben, welche sie noch vor Kurzem als etwas ihnen gesetzlich Verbürgtes fordern zu dürfen glaubten, und wir schlagen dieses Opfer darum geringer an, weil wir an die ungleich größeren Opfer denken, welche viele der bundestreuen Bürger zu bringen hatten und freudig brachten, wohl auch, weil uns, den anders Gewöhnten und Erzogenen, aller Sklavendienst als etwas Widernatürliches und Widerliches erscheinen muß, und wir wenig Mitleid mit Denen empfinden, welche solchen Dienst, nachdem sie sich dessen lange erfreut hatten, nun entbehren sollen.—Doch ist der Damm des Sklaventhums in Missouri mit dieser Ordinanz durchbrochen, seine Macht zertrümmert, und das unfehlbare Ende nahe gerückt, denn an eine Zurücknahme darf Niemand im Ernste denken. Andere Staaten werden nachfolgen, und dieses Beispiel freiwilliger Emanzipation in der neuern Zeit wird in seinen Folgen nicht für Missouri allein bedeutend sein.

Vor Jahren wären wir schon zufrieden gewesen, hätten wir die Bestimmung unserer Verfassung aufheben können, welche der Legislatur verbietet, Gesetze gegen die weitere Einführung von Sklaven zu erlassen; wir dachten, daß, wenn die Sklaven-Einfuhr aufhörte, wir durch die Vermehrung der freien Einwanderung der Sklavenmacht im Laufe der Zeit wenigstens ein Gegengewicht schaffen könnten; aber nicht allein hat die Ordinanz alle fernere Sklaven-Einfuhr wirklich untersagt, sondern auch die vielen Tausende von Sklaven, welche von rebellischen Eigenthümern nach „Dixie" gebracht wurden, wenn sie etwa zurückgeführt werden sollten, für freie Menschen erklärt.

Ebenso wagte noch bis noch vor Kurzem kaum Einer unter den Amerikanern, für Emanzipation sich auszusprechen, ohne die Bedingung der „Deportation" [der gezwungenen Auswanderung der Schwarzen und ihre auswärtige Colonisirung] daran zu knüpfen. Auch darüber ist die Convention ohne Weiteres hinweggegangen.

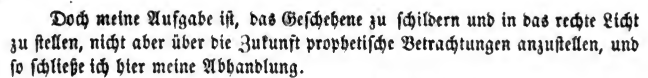
Warum man noch eine, für eine Zeit lang dauernde Dienstbarkeit forderte, dafür lassen sich zwei Gründe geltend machen. Die Existenz mancher Familien wäre ohne Zweifel auf's Spiel gesetzt, wenn man ihr nicht einige Zeit gäbe, sich auf die Entbehrung der gewohnten Dienstleistungen vorzubereiten; ist

doch offenbar mancher Sklavenhalter in dem Augenblicke, da er seine Leibeigenen verliert, übler daran, als die freigesetzten Sklaven selbst, welche ihrer Gewöhnung nach sogleich durch ihre Arbeit sich reichlichen Unterhalt verschaffen können. Und dann ist es doch kaum rathsam, eine für den Genuß der Freiheit so wenig vorgebildete, ohne Unterricht erwachsene Menge von vielen Tausenden mit einem Male einem Verhältnisse zu entreißen, in welchem sie theils sichere Versorgung hatten, theils unter steter Aufsicht waren. Werden doch selbst mit einer solchen Vorbereitungszeit sich große Schwierigkeiten aus der allgemeinen Freisetzung ergeben.

Daß die Convention die Ordinanz nicht dem Volke zur Zustimmung vorlegte, dafür beruft sie sich auf das Vorbild der ersten Convention, welche die Verfassung des Staates entwarf und jene Vorlage ebenfalls unterließ, ohne daß Tadel desfalls laut geworden wäre, und giebt die Vermeidung neuer heftiger Aufregung als Rechtfertigungsgrund an. Es ist allerdings zu erwarten, daß durch ein Zustimmen der „Radikalen" und der „Kupferköpfe" eine Verwerfung erfolgt wäre, was man natürlich verhüten wollte. Ich selbst kann mich darüber trösten aus dem Grunde, weil ich aus dem Zusammengehen der äußersten Parteiflügel niemals das Gedeihen der guten Sache erwarte, dem Feinde niemals zur Erreichung seiner Zwecke die Hand reichen mag; in solchem Handel gewinnt in der Regel die schlechteste Partei.

Allein in dreifacher Hinsicht ist die Ordinanz durchaus mangelhaft: Das etwa nothwendige Fortbestehen eines zeitweiligen Dienstverhältnisses rechtfertigt nicht die Fortdauer der Sklaverei selbst für noch weitere sieben Jahre—zumal unter den Verhältnissen dieser Zeit, den Zuständen unseres Staates,—welche vielmehr dem Namen nach und mit Allem, was davon abhängt, sofort hätte sollen aufgegeben werden. Sodann mußte das Dienstverhältniß zu einer wirklichen Vorbereitung für die Freiheit, zu einem allmäligen Uebergange von einem Zustande in den andern, nicht zu einer Leibeigenschaft unter verändertem Namen, und deren Regelung im Einzelnen zu einer Aufgabe der Legislatur gemacht werden. Endlich, nach allen erweckten Hoffnungen auf baldige Freiheit, war es eine Unmenschlichkeit, einen Theil der Versklavten dennoch auf Lebensdauer zum fernern Tragen des Joches zu verurtheilen, und die, welche noch geboren werden sollen, bis fast zu Ende des Jahrhunderts in Sklaverei halten zu wollen.—Es scheint, daß ohne diese gehässigen Bestimmungen irgend eine Emanzipation in dieser Convention gar nicht durchzuführen war; aber dieß ändert nichts in unserm Urtheile darüber.

Wie die Sachen nun stehen, ist in keiner Art zu erwarten, daß es bei dieser Ordinanz bleiben wird, wenn sie auch nicht im Augenblicke zu beseitigen ist. Der Gang der Dinge wird unaufhaltsam fortschreiten, die öffentliche Meinung gegen die Sklaverei wird mit jedem Tage stärker werden, und die Sklavenhalter werden—willig oder gezwungen—zu neuen uud größeren Zugeständnissen sich verstehen müssen: Missouri will den Krebsschaden des Sklaventhums rasch geheilt und nicht Jahre lang hingehalten sehen.



Doch meine Aufgabe ist, das Geschehene zu schildern und in das rechte Licht zu stellen, nicht aber über die Zukunft prophetische Betrachtungen anzustellen, und so schließe ich hier meine Abhandlung.

Warren-County, im Staate Missouri, im August 1863.

Friedrich Münch.

Die Werbungen der Republik.

Von

Karl Göpp.

Wenn der gesinnungstüchtige Republikaner seinen Abscheu vor dem Absolutismus des vergangenen Jahrhunderts am kräftigsten äußern will, so schildert er die Menschenjagden Friedrich Wilhelms I., oder die von den mitteldeutschen Raubfürsten, namentlich im amerikanischen Freiheitskriege, verübte Seelenverkäuferei. Das Verhältniß des Wehrstandes zum Nährstande—man gestatte den Gebrauch der Stichwörter—scheint für die Frage, ob eine Staatsverfassung thatsächlich frei und gut sei, den besten Prüfstein abzugeben.

Diesen Maßstab hat nun die Musterrepublik auch an sich anlegen müssen, und zwar gesondert nach den beiden Phasen ihrer bisherigen Entwickelung—der Sklavensüchtigen und der Sklavenlosen. Wie hat sie die Probe bestanden?

Was wir über diesen Gegenstand im Einzelnen aus dem Süden vernehmen, mag eine Färbung tragen, die im Buch der Geschichte großentheils verblassen muß; in der Hauptsache kann darüber kein Zweifel aufkommen, da ja die Rebellen selbst aus ihrem Verfahren zu keiner Zeit ein Hehl machten. Im ersten Anfang hörte man von Nichts als Freiwilligen; und zwar Freiwilligen nach dem europäischen Verständniß des Worts, Freiwillige, die als g e m e i n e Soldaten in den Dienst traten, eigene Waffen und Pferde mitbrachten, und größtentheils nicht nur keinen Lohn bezogen, sondern sich, und zuweilen die ärmeren Kameraden sogar, selbst verpflegten. Das war in ihrem Sinne patriotisch,—im Sinne der Vernunft ein Patriotismus der abgefeimtesten Selbstsucht, der sich ein solches Opfer als berechnete Verausgabung sehr wohl erlauben durfte. Denn ein reicher, einflußreicher Pflanzer, der sich auf diese Art selbst erniedrigt hatte, war der Erhöhung am Allersichersten. Kein vorzüglicheres Mittel hätte man gefunden, gerade die entschiedensten Parteigänger für die Sache der Rebellion aus der Masse des Volks herauszulesen. Man ersah an dieser Hingebung, auf wen man sich

verlassen konnte; und gerade diesem Umstand dürfte man es zuzuschreiben haben daß unter allen Offizieren der Rebellen-Armee, mit Ausnahme einiger Ausländer,—noch kein Einziger seine Fahne verlassen hat.

War der Grundstock auf diese Weise beisammen, so setzten sich bald andere Ablagerungen an. Wir im Norden haben uns mit dem Gedanken geschmeichelt, als sei das südliche Volk in der Masse der Rebellion jeder Zeit abhold gewesen. Darin lag von unserer Seite eine verzeihliche Selbsttäuschung. Daß eine Verfassung gut sei, bedingt durchaus nicht, daß ein Volk sie wünsche. Dem Menschen geht nichts über die Freiheit und Unabhängigkeit, die persönliche Würde, und die Gleichberechtigung mit den Besten und Glücklichsten; die Menschen denken an ganz andere Dinge. Wie jede Pflanze und wie jedes andere Thier erscheint der Mensch nur in verhältnißmäßig wenigen Exemplaren als befähigt, dasjenige Leben wirklich zu führen, welches der Gattung von Rechtswegen zukommt, die meisten Exemplare sind schwach und untergeordnet, und fristen in den höheren Funktionen ein vom Glanz der besseren Qualitäten abgeleitetes Dasein. Wie eine vollbrüstige Nachtigall das Lied anstimmt, so pfeifen es zehn andere schwächlich nach. Wo der kräftigste Büffel vorstürmt, da stolpert die Heerde hinterher. Die Kultur gleicht diese Unterschiede bei Menschen und Thieren immer mehr aus, ganz wegwischen kann sie dieselben niemals. In dem Style, in dem Raphael malt, werden jeder Zeit hundert Andere malen—und die Millionen, die gar nicht malen, werden ihre Vorstellung von der Malerei diesen Gemälden entnehmen; in dem Geiste, in dem Göthe dichtet, werden viele Andere dichten, und die Masse wird nicht einmal diese Gedichte nachempfinden, geschweige denn selbstständig dichten.

Die Menschen, als bewußte Thiere, finden sich nicht allein in diese Unterordnung, sondern sie thun es mit Bewußtsein. Der Neger von Ashantee, der keine Frau haben kann, weil sein Häuptling deren drei Tausend nimmt, sympathisirt mit dem Eheglück seines erlauchten Herrn, und läßt es sich nicht im Traume einfallen, daß es besser wäre, wenn der Letztere 2999 Frauen weniger hätte, und er selbst Eine mehr. Der französische Edelmann umarmt mit Thränen die Kniee Ludwigs XV., dessen majestätische Gunst seiner theuren Ehegattin zu Theil wurde. Ein Engländer erzählt, vor dem Ausbruch der französischen Revolution, von einer Unterhaltung in Paris, in der mit mitleidiger Verachtung Alles aufgezählt wurde, was dem Könige von England zu thun nicht zustehe. Keiner der Wortführer war König von Frankreich, aber die Machtfülle ihres Monarchen gereichte ihnen zu größerm Stolz, als ihn vielleicht das gekrönte Haupt selbst empfunden haben würde.

Im Süden hat die Kultur in dieser Hinsicht durchaus nicht zu viel gethan; nirgends war die Unterordnung den Menschen wohlthuender. Dem verschuldeten Plantagenbesitzer mochte zuweilen der Gedanke kommen, ob es nicht besser wäre, die Trümmer seines Vermögens in andere Gegenden zu retten und ein weniger pretentiöses, aber auch weniger geängstigtes Leben zu führen. Den „Cornkracker" plagten solche Grillen nicht. Er lebte ohne Arbeit und ohne Sorgen, bewunderte die

Pracht der Gastereien seines vornehmen Nachbars, fing ihm seine entlaufenen Neger ein, denunzirte ihm alle Verschwörungen unter seinen Sklaven, bekam für jeden solchen Liebesdienst eine Gallone Whiskey, wurde von ihm mit „Jim" und „Bob" angeredet, zuweilen wegen vernachlässigter Spioniererei derb angeschnurrt, vielleicht bei methodistischen Camp-Meetings in einem Anfall von Christenliebe an's Herz gedrückt, und von Zeit zu Zeit zu politischen Meetings gezogen, wo er die Verwünschungen der Abolitionisten wacker beklatschen durfte. Einem solchen Menschen mit Zuständen drohen, in denen er, um gesunde Kost und reinliches Quartier, mit Aussicht auf künftigen kleinen Grundbesitz, unter ungehinderter Ausübung des Stimmrechtes, fleißig und sparsam sein sollte, — mußte ihn im Innersten empören. Er griff zu den Waffen,—und die Rebellion stand schlagfertig da.

List und Trug thaten ebenfalls das Ihrige. Nicht nur machte man den armen Leuten im Allgemeinen falsche politische Vorspiegelungen,—die von so eben ausgeführtem Standpunkte aus gar nicht von Grund aus falsch waren,—sondern man griff zu ausdrücklichen Täuschungen. In Martinsburg, Virginien, trat eine Freiwilligen-Compagnie zusammen, um für die Union zu kämpfen. Der Kapitän führte sie nach Harpers-Ferry, wo sie in den Dienst der Rebellen gepreßt wurden. Dieser Kapitän hatte in Martinsburg eine große Brennerei und darin viele hundert Fässer Schnapps, die Joe Johnston, der sonst die ganze Stadt leer auszog, unseren Truppen zu überlassen die Güte hatte. General Patterson ließ den Whiskey in der Eile ohne Zucker in den Bach laufen, was unsere irischen Krieger zu einem erfrischenden Bade veranlaßte,—sorgte aber im Uebrigen dafür, daß des braven Kapitäns Brennerei keinen Schaden nahm.

Nachdem die verlaßbarsten Leute der Armee einverleibt waren, so konnte man es wagen, gerade die unsauberen Elemente herbeizuziehen, als wo sie am Allerbesten beaufsichtigt werden konnten. "You'd better volunteer!"—wurde jedem Deutschen und jedem Nordländer, dem man nicht sogleich den Garaus machte,—theils als Warnung in's Ohr geraunt, theils als guter Rath vom Untersuchungsrichter hingeworfen, theils von wüthenden Haufen entgegen gebrüllt. Wenn unserm Gewährsmann zu trauen ist, so wurde ein Franzose in Winchester aus dem Courthause an einen Baum geschleppt und im Handumdrehen in die Luft geschnellt, blos weil er auf diese Zumuthung erwidert hatte, er verlange erst eine Garantie für die Ernährung seiner Frau und Kinder.

Diese Werbungs-Methoden genügten. Denn die fortwährenden Miliz-Aushebungen kommen militärisch in diesem Kriege so wenig in Betracht wie in jedem andern seit Einführung des Schießpulvers. Erst nach den Erfahrungen von Donelson, Shiloh, New-Orleans und Pea-Ridge, griff man zur Conskription—aber auch gleich zur allerstrengsten. Mit Bluthunden wurden die Opfer aufgesucht, und in Ketten an die Standquartiere getrieben. Es war um die Zeit, als der Norden die Schanzen bei Yorkville belagerte und vor Louisville die Marschfertigkeit einübte. Ein Glück, daß diese Thätigkeit nördlicherseits so lange nicht nachließ, denn sonst würde es der Conföderation doch schwer gehalten haben mitten

im Kriegsunglück eine neue Heeresmacht aus solchen Elementen zu consolidiren. Offener Widerstand war freilich nicht zu befürchten, indem die eigentlich waffenfähige Mannschaft längst im Heere stand oder landesflüchtig geworden war;—allein ohne Verzögerungen konnte es nicht abgehen. Die Feldzüge auf der Peninsula und in Kentucky waren für diese neuen Aushebungen unschätzbare Waffenschulen.

Was giebt es über die Conskription hinaus? Nichts, wird der Militärschriftsteller antworten, als abermalige Conskription; und ist nichts mehr zu conskribiren, so kommt der Friede. Aber die Sklaverei schlägt auch dem Militärschriftsteller ein Schnippchen. Nachdem die Conskription das Ihrige gethan hatte, erließ der Sklavenherrn-Congreß den Befehl, daß alle Freiwilligen nach Ablauf ihrer Dienstzeit sogleich wieder auf Lebzeiten eintreten mußten, daß alle auf drei Jahre Conskribirten bis zum Ende des Krieges zu dienen haben, und daß Alle diejenigen, die Stellvertreter geliefert hatten, sich nun doch selbst zu stellen haben. Eine kräftigere Beschlußnahme ist nicht denkbar. Den Sieg kann sie nicht erzwingen; wohl aber die Anerkennung jener seltenen Consequenz, mit der dieser Aufstand überall die Mittel des Trugs und der Gewalt zur Anwendung bringt, die seinem unverhohlenen Zweck, die Herrschaft der Gewalt und der Täuschung, am vollständigsten entsprechen.

— Näher interessirt uns, wie sich die freiheitliche Seite der amerikanischen Entwickelung bei dieser Angelegenheit bewährt hat.

Bessere Menschen sind zu keiner Zeit in den Krieg gezogen, als von den Gehöften und Landstädtchen des Nordens im Frühjahr 1861. Die Gestalten mancher siebzigjährigen Lieutenants aus den Quäker-Counties und den Presbyterianer-Landschaften des inneren Pennsylvanien, die dem „fortschreitenden Geist John Browns" so ähnlich sahen wie ein Ei dem Andern, standen um die Wachtfeuer, und unterhielten sich mit kindlicher Unerfahrenheit über das ungewohnte Handwerk. Es waren die reinsten Patrioten des Landes. Auch sie waren um Auszeichnung nicht verlegen; die Söhne der reichsten Häuser unterzogen sich mit Lust und Liebe dem Unterricht eines deutschen Corporals. Auch wurden sie vom besten Theil der Bevölkerung mit Darreichung freundlicher Gaben und ungeheuchelten Segenswünschen begleitet.

„Hinter euch steiget
Bergeversetzendes
Ephesusflehen
Zum Himmel hinan."

Man ließ es an Nichts fehlen. Das beste Fleisch, die nahrhaftesten Früchte — Alles gab es in nur zu großem Ueberfluß. Der Lärm, der über das sogenannte Shoddy entstand, ist pure Verleumdung, wenn man Andere als ein Paar bübische Lieferanten dafür verantwortlich machen will. Die Kleider, die den Dreimonatssoldaten gereicht wurden, haben sie noch Jahre lang nach beendigtem Feldzug getragen.

Und wie haben sich diese Leute geschlagen? Vortrefflich, wo sie einige Erfahrung vom Kriegswesen hatten, — d. h. wo sie aus Deutschen bestanden. Die

Unterwerfung von Missouri, Angesichts der entgegenstehenden Uebermacht, war eine Heldenthat, wogegen die schleppende Einnahme von Tennessee in Nichts versinkt. Im Osten konnte aber dieses waffenkundigere Element zu keiner Geltung kommen, und sahen sich die wohlmeinenden Volontairs genöthigt, nach Offizieren unter die Helden zu greifen, die in Friedenszeiten Soldat gespielt hatten. Nun ist es ein allbekannter Satz, daß wie nur die tüchtigsten Menschen im Kriege Auszeichnung erwerben, so nur die seichtesten Köpfe im Frieden Parade machen. Damit war das Urtheil des nördlichen Heeres östlich von den Alleghanies gesprochen. Die Herren, die es vortrefflich verstanden hatten, Epauletten zu ergattern, mußten sich sagen, daß sie vom Schlachtfeld und vom Feldzug keinen Begriff hatten. Die Epaulettenlosen fühlten ihnen das nach. Nach stillschweigendem Einverständniß hütete man sich vor dem Feinde wie vor einer Blamage.

Da legten sich die nördlichen Aristokraten ins Mittel — die Geldmacher, wenn man sie mit einem Gesammtnamen bezeichnen soll. Das Geldmachen ist der Krebsschaden des Nordens, wie die Sklaverei der des Südens. Die Geldpartei war als selbstständige Organisation mit den Whigs untergegangen, ihre Anführer waren Demokraten geworden, die Masse mußte sich aber nothgedrungen den Republikanern anschließen, um doch auf irgend eine Weise gegen die aller nördlichen Industrie mit Verderben drohenden Politik der Pflanzer Opposition zu machen. Schon die Aufregung des Lincoln'schen Wahlkampfs war den Protzen ein Greuel gewesen, doch mehr wurde es der Aufschwung des Volks beim Ausbruch des Krieges. Gleichwohl hatten sie schon bei der Aemtervertheilung die Vertreter der geistigen Bewegung zu verdrängen gewußt, und bald gelang es auch das neugebildete Heer, — im Osten zunächst, — sich botmäßig zu machen. Zuvörderst wurde die weitere Annahme von Freiwilligen verweigert, als sich noch kaum die verlangten 75,000 gestellt hatten — eine Thatsache die heute schon fast unglaublich klingt. Den altersschwachen Obergeneral bekam man in die Gewalt, die krautjünkerlichen Westpointer brachten das Spötteln über die eigene Kriegsmacht — wozu ja allerdings objektive Berechtigung vorlag — und das Prophezeihen unübersteiglicher Hindernisse in die Mode — und sobald alle Moral rechtgründlich abhanden gekommen war, wurde Bull Run geliefert; ein glänzender Sieg, nicht der Rebellenarmee, sondern der nördlichen Corruptionisten.

Der Erfolg wurde mit Geschick ausgebeutet. Soldaten mußte man schaffen — die 75,000 Mann waren außer Dienst — das Heimweh hatte sich ihrer im ungewohnten Lager bemächtigt — und sie gerade waren es, von denen ein Eilen zu den Waffen hätte erwartet werden sollen. Wir müssen Bounties bieten, schrieen die Geldmäkler. Niemand widersprach: bei der drängenden Gefahr scheute sich Jeder vor der Verantwortung, von irgend einem Vorschlag abzurathen. Somit wurde ohne Widerrede der größte Fehler dieses Krieges begangen.

Wie sehr die zweite Werbung von der Ersten abstach, weiß sich Jeder zu erinnern. Dieses Menschenbereden, Menschenbetäuben, Menschenfangen, Menschenkaufen und Menschenstehlen — denn die verschiedenen Werbebureau's beraubten sich buchstäblich gegenseitig ihrer Opfer, — konnten diejenigen nicht treiben,

die vor drei Monaten zum ersten Mal Soldaten geworden waren. D[illegible] Stocken aller sonstigen Geschäfte zwang allerdings auch jetzt noch Tausende [illegible] besten Leute Dienst zu nehmen; die Tendenz aber ging entschieden dahin [illegible] leichte Waare aus dem Volk in die Soldatenjacke zu stecken; und auch die [illegible]sten, die nicht ganz zurücktraten, wurden von dem Geist der Corruption angekränkelt, der von nun an das Ganze beseelte. Mit dem wachsenden Bedarf an Mannschaft stiegen die Bounties und stieg die Geübtheit der Seelenverkäufer, und damit intensifizirte sich der Unfug von Tag zu Tag. In diesem Augenblick befinden sich in New-York, Behufs Rekrutirung, eine bedeutende Anzahl Regimentskommandeure, von denen jeder mehrere Subaltern-Offiziere, und jeder der Letzteren wieder mehrere Unteroffiziere bei sich hat. Die vereinten Kräfte dieser Braven reichen einzig hin zu warten bis ein Runner anzeigt, „Ich verkauf' Dir den Kerl für zehn Dollars, — hab' ihrer ein Dutzend besoffen in einem Keller." Kein einziger Dienstlustiger kann zu den eigentlichen Werbeoffizieren durchdringen, er wird unfehlbar von den industriellen Bountybrokers weggeschnappt.

Bei der ersten Anwendung dieses Systems gelang es in drei Monaten an 800,000 Bountyempfänger zusammenzubringen; und die dermaßen zusammengekaufte Linie hat manch blutiges Treffen ruhmvoll bestanden. Wenn sich aber der künftige Geschichtschreiber die Frage stellen wird: „Wie hat sich diese Armee im Ganzen gehalten?" so wird er gestehen müssen, daß das Gerede der Südländer über „Söldlinge" der Grundlage durchaus nicht entbehrt. In keinem Kriege haben sich soviel Offiziere blamirt; in keinem hat ein so großer Theil der Armee sich als offenkundige Deserteure im Lande herum getrieben; in keinem ist Soldatenpflicht und Soldatenehre in solchem Maaße mit Füßen getreten worden.

Zuletzt wurde das Desertiren und Wiedereintreten zum Gewerbe, und gab zur Bereicherung der Landessprache Veranlassung. Eine Bounty ziehen, und dann desertiren, nannte man „to jump a bounty"; und die bounty jumpers hielten sich in unausgesetzter Thätigkeit. Es blieb am Ende keine Abhilfe als die blutige Strenge, die nur von wirklich freiwilligem Heerdienst zu trennen ist. Die sogenannten Rekrutirungsbureaux thaten nichts mehr als Deserteure einfangen, die nicht selten, wie Galeerensträflinge aneinandergekettet, durch die Straßen getrieben wurden. Die Hinrichtung von fünf dieser Verbrecher in der Potomac-Armee hat einen interessanten Präzedenzfall in Bezug auf die confessionellen Verhältnisse in Amerika herbeigeführt. Sie waren jüdischen, katholischen und protestantischen Glaubens, und durften sämmtlich in Begleitung ihrer geistlichen Trostsprecher zur Richtstätte wandern. Ein Streit um den Vortritt war unvermeidlich, — obgleich der protestantische Geistliche sofort vor seinen beiden Nebenbuhlern zurücktrat. Der Rabbiner machte geltend, daß seine Religion die älteste, der römische Priester, daß seine Kirche die beste und alleinseligmachende sei. Die Entscheidung kam einem Yankee-General zu, der schwerlich aus Heines „Disputation" Belehrung geschöpft hat, denn er entschied zu Gunsten des Israeliten. Sollte nun die Frage, ob ein Land als christlich gelten kann, in dem ein

Judendeserteur vor einem Katholikendeserteur erschossen wird, von der europäischen Theo... unbeleuchtet bleiben?

Als als die Unzulänglichkeit dieser kläglichen Einrichtung dem Blödesten klar wurde, und man sich endlich zur Conscription entschloß, wurde ein Stück des alten Schlauchs in den Behälter des neuen Weins genäht, und so gerade die Explosion herbeigeführt, die zu umgehen man sich so ängstlich bemüht hatte. Es sollte nun jeder Waffenfähige zum Dienst gezwungen werden, — außer wer sich mit Einzahlung von $300 loskaufen wollte. Der Hallo, der über diese Bestimmung losging, ist von den Meisten, auch derer, die ihn mit verführt haben, auf's Gröbste mißverstanden worden. Darüber, daß diese Vorkehrung dem Reichen Exemption gewährte, hatte man sich nicht zu ärgern, denn diese Exemption hatte immer bestanden, sie war die einzige Grundlage des ganzen Bounty-Wesens, indem alle Bounties entweder direkt durch freiwillige Beiträge der Bemittelten oder indirekt durch Besteuerung des Eigenthums aufgetrieben wurden. Nein, — nur darüber daß der „Reiche" so billig loskam, — daß ihm mit $300 direkter Beisteuer und seinem Antheil an der Besteuerung zur Auftreibung der $100 Bounty, welch' letzterer Belastung er so wie so nicht entgehen konnte — der Stellvertreter gesichert wurde, für den ihm sonst der Mäkler vielleicht mehrere Tausende abgejagt, und der Bounty-Jumper wenigstens ein fettes Sümmchen eingestrichen hätte — das empörte denjenigen Theil der Bevölkerung, der darüber in Aufruhr gerieth, und der sich auch zuvor der Hauptsache nach nur als Mäkler oder als Bounty-Jumper am Krieg betheiligt hatte. Liest man die Ausbrüche sittlicher Entrüstung der loyalen Presse über die Scheußlichkeiten der New-Yorker Rioters „auf Anstiften der Rebellen", so läuft man Gefahr, die Anstifterei, die durch die Bounty-Politik der Loyalisten entstand, und die bodenlose Entsittlichung, in der solche Greuel erst möglich wurden, hervorrief, ganz zu übersehen.

Noch in einer anderen Beziehung ruht die Schuld an der illoyalen Bewegung, die in den New-Yorker Schandscenen gipfelte, nicht an den Rebellen oder den Copperheads, sondern an der Regierung und dem Congreß in Washington. Es waren die irischen Weiber, die das Volk auf den Höhepunkt der Raserei trieben, und als wahre Furien den ärgsten Greueln die Höllenweihe gaben. Dies Benehmen steht in auffallendem Gegensatz zur Aufführung der Soldatenweiber im Dreimonatsfeldzug. Hatte sich damals ein zärtlicher Gatte vom Heimweh übertölpelt, bei nächtlicher Weile nach Hause geschlichen, so schlug ihm die treue Ehehälfte die Thüre ins Gesicht, und rief selbst die erboßten Nachbarn herbei, welche ihm das Städtchen so heiß machten, daß er nichts Eiligeres zu thun hatte, als sich in die schützenden Arme der sanftmüthigeren Waffengefährten zurückzuflüchten. Woher schreibt sich dieser auffallende Unterschied? Aus dem angeborenen oder angedichteten Wankelmuth des Geschlechts? Mit Nichten.

Es kam daher, daß man zwischen April 1861 und Juli 1863 diesen Leuten auf das Schmählichste, Unverzeihlichste, das Wort gebrochen hatte. Wie der bübischste Fabrikenspekulant mit seinen Arbeitern und ihren Familien nicht umgeht — denn der zahlt ihnen doch immer bis auf den vorletzten Samstag

den Wochenlohn, so war die Regierung der Union mit ihren armen Soldaten und ihren hülflosen Frauen und Kindern verfahren, — und so verfährt sie in der Hauptsache noch bis auf den heutigen Tag. Als eine Zeit lang der Krieg die Finanzen zerrüttet hatte, da richtete sich der ganze Ernst der allgemeinen Aufmerksamkeit auf die Wiederherstellung des öffentlichen Kredits, und erledigte sich dieser Aufgabe in kurzer Frist, — aber mit dem Brode, das man den Soldatenkindern vor dem Munde wegnahm.

Man that der Entwerthung der Greenbacks theilweise dadurch Einhalt, daß man ihre Emission nach Kräften verzögerte; und man verzögerte sie dadurch, daß man die Soldaten auf ihren Sold warten ließ. Der Schatz litt an den vielen Zahlungen, mit denen man die Lieferanten und Contraktörs bereichern mußte. Um das wieder einzubringen, erhob man und erhebt man noch die chikanösesten Schwierigkeiten gegen die Auszahlung der versprochenen Bounties und zugesagten Pensionen, um Viele gegen alles Recht ganz abzuschlagen, und bei Allem auf Kosten der Soldaten und ihrer Angehörigen Zeit zu gewinnen.

Diesen Schmutzfleck unserer Geschichte aufzudecken ist eine Arbeit, um die uns unsere Leser Dank wissen werden, so wenig Erquickung sie gewähren kann. In jedem Freundeskreis, wo nicht in jeder Familie, namentlich der deutschen Amerikaner, geht sie den Einen oder den Anderen persönlich an; — nur durch die Presse kann diese Unmasse von Privatbeschwerden zur Würde einer großen Gesammtangelegenheit erhoben werden. Und wenn es der deutschen Presse vorbehalten war, den Reigen zu eröffnen, so ist das ja bei den Reformen in Amerika nichts Seltenes.

Nach englischem Vorbilde ist das „Zahlungs-Departement" in der amerikanischen Armee von jedem andern Departement, und von der ganzen übrigen Organisation vollständig getrennt und ausgeschieden. In Washington sitzt der General-Zahlmeister, und läßt sich vom Generaladjutanten die Regimentslisten behändigen, nach denen—mit Zuziehung der letzten Berichte der Zahlmeister—er die jedesmaligen "Pay-Rolls" anfertigt. Einen möglichst großen Haufen solcher Regimentsmusterungen, und einen entsprechenden Haufen Greenbacks giebt er einem Paymaster, und läßt ihn damit in's Feld ziehen. Der Arbeitsersparniß halber geschieht dies möglichst selten. Die Dienstordnung bestimmt, daß es, „außer in ungewöhnlichen Fällen," nicht seltener als von zwei Monaten zu zwei Monaten geschehe. „Ungewöhnliche Fälle" sind aber im Kriege häufig, zumal in einem Kriege, der die Kasse arg mitnimmt. In der Praxis geschieht es zuweilen in zwölf Monaten nicht einmal; die Homeguards von Missouri, die nur mit direkter Uebertretung ihres Werbekontrakts überhaupt in's Feld geführt wurden, haben zwei Jahre warten müssen und warten noch immer. Ist der Paymaster beim Regiment angekommen, so zieht er nochmals Erkundigungen ein, ob nicht auf seinen Listen irgend einem Soldaten zu viel gut geschrieben sei. Ist zu wenig gut geschrieben, so kann das erst bei der nächstfolgenden Zahlung ausgeglichen werden, für diesmal ist zur Abänderung keine Autorisation da. — Nach beendigter Revision der Pay-

Rolls quittirt jeder Soldat eigenhändig den Betrag, der ihm zukommt. Das geschieht immer vor der wirklichen Auszahlung, und in der Praxis immer, ohne den Betheiligten auseinanderzusetzen, welcher Betrag ihm gutgeschrieben sei, und wie es damit zusammenhänge. Findet sich nun bei der wirklichen Auszahlung der Eine oder der Andere in seinen vielleicht durchaus gerechtfertigten Erwartungen getäuscht, so wird ihm statt aller Erklärung, seine Quittung entgegen gehalten und stellt er sich ungebärdig, so kommt er in's Wachthaus. Aus der Unerläßlichkeit der eigenhändigen Quittung folgt auch, daß jeder, der bei der Ankunft des Zahlmeisters aus irgend welcher Ursache nicht anwesend ist, ohne Gnade auslaufen muß; und hat er beim zweiten und dritten Zahlungstag das nämliche Mißgeschick, so ist für ihn keine Rettung. In der Praxis hilft man sich wohl auch durch Vorschieben des Einen für den Anderen—ein frommer Betrug, der dem betheiligten Offizier, der doch dabei niemals etwas für sich sucht, den Dienst kostet, wenn er übel abläuft.

In diesem System sind sich der Soldat und der Zahlmeister gegenseitig nichts als Ziffern — sie kennen sich weder von Namen noch von Angesicht — die Unterschrift und das Geld sind die einzigen Berührungspunkte. Es kann also unter keinen Umständen von Berücksichtigung spezieller Umstände, von vernünftigen Vorstellungen, von Mitleid, von Uebernahme einer persönlichen Verantwortlichkeit, von persönlichem Vertrauen die Rede sein. Die amtlichen Berichte sind der Anfang und das Ende; wenn durch diese Unrecht geschieht, dann ist keine Hülfe; wem diese nicht ausdrücklich seinen Lohn zusagen, dem bringt keine Diensttreue, keine Heldenthat einen Pfennig in die Tasche. Wenn diese Register von preußischen Beamten geführt würden, so möchte es noch hingehen, so aber sind sie das Werk amerikanischer Volontairs. Darf es wundern, wenn bei dieser Einrichtung nicht nur die ganze Armee um die Verzugszinsen ihrer Löhnung betrogen, sondern die Hälfte an der Hauptsumme verkürzt wird? Und gegen eine solche Unbill giebt es absolut kein Rechtsmittel. Wer nicht eine spezielle Congreßakte erwirken kann, muß sich in sein Schicksal ergeben.

Noch schlimmer wird die Sache, wenn ein Soldat wegen Krankheit, Verwundung oder anderer Ursachen vor dem Ablauf der ausbedungenen Dienstzeit austreten muß. Da er in diesem Fall unmöglich bis zum nächsten Zahltag beim Regiment bleiben kann, so hat ihm sein Compagnie-Chef doppelte sogenannte „endgiltige Aufstellungen"—"final statements"—zu behändigen, bei deren Abgabe, mit Vorzeigen seines Abschiedes, er von irgend einem Paymaster sein Geld beziehen soll. Diese Aufstellungen scheinen in jedem Fall unrichtig gemacht zu werden, obgleich nicht abzusehen ist, wie die damit beauftragten Offiziere bei der Verkürzung der Betheiligten etwas für sich suchen können. Gewöhnlich ist der Austretende bei der Ausfertigung gar nicht zugegen, sondern in einem entlegenen Spital, oder gar auf Urlaub zu Hause. Ist er dennoch an Ort und Stelle, und macht er seine Einwendungen, so wird ihm bedeutet, bis zur nächsten Abrechnung des Quartermasters lasse sich nichts machen, er müsse also auf eigene Verköstigung noch vierzehn Tage beim Regiment bleiben, wenn er nicht vorziehe, die Sache

mit dem Paymaster selbst zu berichtigen, der ja kein Interesse dabei habe, ihm sein Recht zu verweigern. Um nur davon zu kommen, nimmt der Soldat seine Papiere, wie sie sind, und sucht den nächsten besten Paymaster auf. Der Paymaster kann sich unmöglich auf Abänderung der Papiere einlassen; auch überhaupt anders, als gegen vollständige Quittung, keinen Heller auszahlen. Geld hat der Soldat keinen Pfennig—in der fremden Stadt ist er—und versäumt er den nächsten Wagenzug, so ist er wieder um ein Paar Thaler ärmer. Er läßt sich das Unrecht gefallen, stellt seine Quittung aus, und geht mit bitterm Haß gegen die Vereinigten Staaten nach Hause.

Nicht Jeder hat das Glück, auch nur Das thun zu können. Friedrich Schmitt (ich halte natürlich den wahren Namen zurück, um die wahren Thatsachen desto unbefangener erzählen zu können) war Anführer der Musikbande eines Regiments, und bekam gleichzeitig mit allen übrigen Regiments-Musikern durch eine Ersparniß halber getroffene Verfügung des Kriegsministeriums, seine Entlassung. Am 9. Januar 1863 schrieb er an den Paymaster in Washington um Auszahlung seines Löhnungs-Rückstandes. Am 12. Januar erhielt er den Bescheid, daß beigefügte doppelte Quittung vor allen Dingen unterschrieben und eingeschickt werden müsse. Das geschah am 13. Januar. Am 19. kam die Weisung, daß diese Forderung durch den „ordentlichen Zahlmeister" in Pittsburg zu beziehen sei. In Pittsburg befand sich kein ordentlicher, und, soweit zu ermitteln war, auch kein unordentlicher Zahlmeister. Am 21. ging die Forderung nach Harrisburg ab. Der Zahlmeister in Harrisburg bedauerte sehr, nicht bezahlen zu können, weil er nicht wisse, was die Löhnung oder Gage des Anführers einer Musikbande betrage. Am 29. Januar erreichte diese Meldung den Applikanten. Am 4. Februar ging die Rechnung zum zweitenmal an den General-Zahlmeister in Washington. Es erfolgte gar keine Antwort. Am 15. Februar wurde schriftlich um Antwort gebeten, —ohne jeden Erfolg. Am 6. März wurde—gegen baar bezahlte angemessene Entschädigung—die Hülfe eines Bürgers von Washington in Anspruch genommen, dessen freundlichen Bemühungen es gelang, am 14. März den Bescheid zu erwirken, es könne nicht bezahlt werden, weil das eine der "final statements" angebe, der Applikant habe seine Löhnung bereits bis zum 30. April 1862 erhalten, während das Andere besage, daß er sie bloß bis zum 28. Februar bekommen habe.

Es wurde nun am 21. März an das Regiment geschrieben, mit der Bitte um neue, gleichmäßige und wahrheitsgetreue "final statements." Am 18. April kam die verbesserte Auflage der "final statements', an und wanderte unverzüglich nach Washington. Am 23. lief das Reskript ein: „Dieser Ausweis ist nicht in Ordnung: die "final statements" sind ohne Datum, in den "final statements" heißt der Applikant "leader of the band," im Abschied "band musician." Am 25. April wurde wieder an das Regiment geschrieben, mit der Bitte, die „final statements" mit einem Datum zu versehen, und, um jeden Widerspruch abzuschneiden, neue auszufertigen, in denen Schmitt als ein bloßer "band musician" figurire. Diese Papiere ließen bloß bis zum 28. Mai auf sich warten, und gingen

sodann eiligst nach Washington weiter. Am 4. Juni kehrten sie zurück mit der Weisung: „Der Abschied hat den Datum des 9. Juni 1862, und die "final statements" besagen, er habe Löhnung zu fordern bis zum 11. Mai 1863; also verweigert."—Der unglückselige Adjutant oder sein Schreiber hatte nämlich dem final statement denjenigen Datum gegeben, an dem er zufällig die verspäteten Exemplare aussertigte, und das gedruckte Formular dieser Schriftstücke lautet, der Soldat habe „bis auf diesen Tag," seine Löhnung zu fordern!

Am 18. Juni kam die fernere Ordre, daß vom Regiments-Commando aus bescheinigt werden müsse, daß Schmitt als "leader of tbe band" eingemustert und ausgemustert worden sei.

Am 23. schrieb Schmitt nochmals an's Regiment, und bat sich neue "statements" und einen neuen Abschied aus, welche alle wahrheitsgetreu sein und übereinstimmen sollten. Dieser Brief blieb unbeantwortet. Am 29. Juli las Schmitt zufällig in der Zeitung, daß sein ehemaliger Oberst im Invaliden-Corps aufgenommen sei und in Kentucky stehe, und schrieb an ihn. Am 16. August antwortete der Oberst, daß er keinen der früheren Briefe erhalten habe, auch überhaupt nichts um die Sache wisse. Am 17. August kam die Antwort, mit den erbetenen neuen "final statements" und Abschied. Das Regiment, hieß es, sei beständig auf dem Marsch gewesen, weshalb die Sache nicht eher habe besorgt werden können. Zum guten Glück unterwarf Schmitt die Dokumente sogleich einer genauen Prüfung und fand, daß sie wiederum falsch seien, indem sie die letzte Zahlung auf den 28. Februar statt auf den 30. April setzten! Sie wurden also am 20. nochmals an's Regiment geschickt. Schon am 25. waren die endgiltigen "final statements" da, mit einem höflichen Brief, der die vorgekommenen Unrichtigkeiten der Zerstörung des Regimentsarchivs zuschrieb, und wanderten, in Begleitung des gewünschten Scheins über die Ein- und Ausmusterung, am 29. nach Washington. Mit umgehender Post kehrten sie zurück, indem — „einige Blanks unausgefüllt seien." Am 22. September war auch dieser Einwand beseitigt, und die verhängnißvollen Dokumente noch einmal auf der Reise nach der Hauptstadt. Am 31. Oktober kam die Meldung, daß, weil die Sache schon so alt sei, der General-Zahlmeister sie an das Schatzamt verwiesen habe, um daselbst in der Reihenfolge der übrigen veralteten Forderungen liquidirt zu werden.

Im Schatzamt liegt die Sache, meines Wissens, noch. Schmitt's Eifer hat seit jener Periode bedeutend nachgelassen. Er sieht wahrscheinlich das Schicksal des Ferdinand Müller vor sich, dessen Forderung auch an das Schatzamt geschickt wurde, und der keinen andern Bescheid erhielt, als daß sie erst nach Eingang der Muster- und Pay-Rolle liquidirt werden könne, welche Rollen aber immer erst nach dem Tode des Soldaten einlaufen!

Die Löhnung eines Verabschiedeten wird also erst nach seinem Ableben ausbezahlt; um seine Bounty wird er vollständig geprellt. Gegen das Versprechen dieser Bounty hat er das Leben zum Besten der Vereinigten Staaten in die Schanze geschlagen. Das Bein oder der Arm ist verloren, oder doch die Gesund-

heit dahin. Er fordert seinen Blutlohn—die hundert Dollars. Mit frecher Stirn wird ihm das Gesetzbuch aufgeschlagen und darin steht, daß die Bounty Jedem bezahlt wird, der zwei Jahre gedient hat. Er hat nicht zwei Jahre gedient. Also bekommt er keine Bounty. „Aber," meint er, „die Vereinigten Staaten haben mich gegen meinen Willen als untüchtig verabschiedet, nachdem sie mich erst selbst um meine Gesundheit gebracht haben."—„Du kannst recht haben, lautet die einzige Antwort, „und der Congreß sollte dir helfen, aber ohne Congreßakt kann der Schatzmeister dir kein Geld geben."—Der Soldat begreift, daß nicht der Schatzmeister, sondern der Congreß ihn betrogen hat, aber betrogen ist und bleibt er.

Recht, als wäre es darauf abgesehen, die Leute in ihrem Unglück noch zu necken, hat der Congreß nachträglich zur Hebung des Uebels einen Anlauf genommen, aber auf eine Weise, die es wo möglich noch verschlimmert. Er verfügte nämlich im März 1863, daß die Bounty auch an Solche bezahlt werden solle, die vor Ablauf von zwei Jahren ihrer Dienstbarkeit, wegen im Gefecht erhaltener Wunden, ehrenvoll verabschiedet worden seien. Warum derjenige, der durch Krankheit unfähig zur Arbeit gemacht wurde, nicht dasselbe Recht auf ehrliche Behandlung hat, als der Verwundete, ist eine Frage, auf die sich nur die eine Antwort gefunden hat, daß der Congreß befürchte, es würden gar zu Viele (unter Hintergehung oder Mitschuld der Regimentsärzte) Krankheiten simuliren, um die Bounty zu bekommen. Also, um nicht von Einigen betrogen zu werden, betrügt der Congreß Alle.

Sind nun die Verwundeten ausdrücklich in dem Gesetz benannt, so folgt daraus noch bei Weitem nicht, daß sie zu ihrem Gelde kommen. Denn wenn sie, darauf fußend, ihre Forderung eingeben, so werden sie beschieden, daß der Congreß zwar ihnen die Zahlung zugesagt, aber keine Verfügung getroffen habe, die dem Schatzmeister die Befugniß gäbe, irgend welches Geld der Regierung anzugreifen, um die Zahlung zu machen. Auch diese Feinheit ist staatsrechtlich begründet, denn das ist ja ein Grundsatz unserer Verfassung, daß die Regierung, auch wenn sie Millionen schuldig ist, die öffentlichen Gelder nicht ohne ausdrückliche Verwilligung (Appropriation) der Gesetzgebung angreifen darf. Die großen Schuldner des Staates leiden darunter nicht, denn an sie wird immer gedacht, wenn Geld verwilligt wird. Nur die Soldaten fühlen die Strenge des Gesetzes,—weil sie eben nichts sind als Soldaten.

Es liegt jetzt eine Congreßakte vor, die den Pension-Commissioner (wegen Ueberbürdung des eigentlichen Schatzamts) beauftragt, diese Forderungen zu prüfen und zu begutachten. Sie enthält jedoch ebenfalls keine Geldverwilligungs-Klausel. Wahrscheinlich wird man in diesem oder in sonst einem Umstand nach Vertagung des Congresses Grund finden, auch jetzt die Auszahlung nicht zu machen.

Eine noch tiefsinnigere Umgehung der Bountyzahlung ist aus der Beschränkung auf die zweijährige Dienstzeit hergeleitet worden. Eine Anzahl Regimenter sind bloß auf zwei Jahre eingemustert und nach Ablauf dieses Termins entlassen worden. Während ihrer Dienstzeit hatten sie sich rekrutirt, die Rekruten waren

zwar auch auf zwei Jahre eingeschworen, als aber die Regimenter zu existiren aufhörten, waren auch sie keine Soldaten mehr. Nun wurde ihnen ebenfalls die Bounty vorenthalten, weil sie nicht zwei Jahre gedient hatten!

Die letztere Auffassung ging sogar über den Horizont der Regierung, und der General-Staatsanwalt entschied, daß in diesen Fällen die Zahlung dennoch stattzufinden habe. Allein der Scharfsinn der Patrioten im Schatzamt war so leicht nicht zu bändigen. Sie entdeckten nun, daß die Meisten der durch die letzte Entscheidung Betroffenen zu früh in den Dienst getreten seien, um an der Bounty Theil zu nehmen. Denn diese sei durch die Congreßakte nur „Volunteers“ und Soldaten der stehenden Armee gewährt. Die in Frage Stehenden seien aber weder das Eine noch das Andere, denn die erste Proklamation des Präsidenten, auf die hin sie sich gestellt hatten, sei nicht an „Volunteers,“ sondern an „Miliz“ gerichtet gewesen. Sie seien bloße Miliz-Soldaten, und den Miliz-Soldaten gewähre die Congreßakte keine Bounty.

Auf diesen Einfall kam man leider erst, nachdem die betroffenen Regimenter bereits ausgemustert und, in der Masse, mit Bounty bezahlt waren. Es handelte sich nur noch um die Ausnahmsfälle Derer, die bei der Ausmusterung ihrer Regimenter wegen Krankheit oder anderer Ursache nicht zugegen gewesen, oder als nicht völlig Zweijährige beanstandet worden waren. Immerhin darf man annehmen, daß auf diese ehrenvolle Weise der Musterrepublik an $5000 erspart wurden.

— Außer des Lohnes und der Bounty sagte der Congreß jedem im Kriegsdienste verunglückten Soldaten eine Pension zu, welche bei völliger Arbeitslosigkeit $8.00 für den Monat betragen, bei leichteren Schäden um die Hälfte oder einen andern Bruchtheil reducirt werden soll. Der Commissioner of Pensions soll den nöthigen Schein ausstellen, und über die erforderliche Beweisführung vernünftige und gesetzmäßige Bestimmungen treffen.

An Bestimmungen hat es dieser Herr nicht fehlen lassen. Ob sie gesetzmäßig und vernünftig sind, darüber hat noch kein Gericht gesprochen. Zuvörderst verlangt er, daß jeder Invalide das Zeugniß seines Regiments- oder Hospitalarztes über die Art und Tragweite seiner Verletzungen beibringe. Dagegen ist einzuwenden, daß eine andere Verordnung das Beibringen dieses Zeugnisses unmöglich macht, indem sie den Aerzten ausdrücklich untersagt, dem Invaliden Einsicht in das Zeugniß zu geben, geschweige denn es ihm zu behändigen. Auch das würde etwas für sich haben, wenn bei Vernachlässigung dieser Pflicht des Arztes die Strafe auf diesen statt auf den Soldaten fiele. So aber geschieht in der Regel die Einsendung des Zeugnisses nicht zur Zeit, wo es der Regel nach geschehen sollte, d. h. beim Abgang des Invaliden, sondern erst gegen die auf Eingabe des Letztern vom Pensionsamte erfolgte Aufforderung. Bis dahin hat aber der Arzt den Fall vergessen, und schreibt in sein Zeugniß, was ihm gerade in den Sinn kommt. Läßt sich nun zwischen diesem Zeugniß und der Aussage des—in manchen Fällen ungeschulten und jedenfalls in der Heilkunde bis auf's Aeußerste unwissenden—Soldaten eine Differenz entdecken, so hat natürlich nicht der Arzt ungenau berichtet, sondern der Applikant gelogen.

Das Zweite, was verlangt wird, ist das Zeugniß eines Arztes am Wohnort des Applikanten, der zu diesem Zwecke den Kranken untersuchen muß, und auch sein Zeugniß ungesehen nach Washington zu schicken bat.

Außerdem muß ein Zeugniß des Offiziers beigebracht werden, unter dem der Soldat gedient hat. Wenigstens ein Fall liegt vor, in dem der Soldat um seine Pension gekommen ist, weil der Offizier behauptet, den „Regulations" nach kein solches Zeugniß hergeben zu dürfen, während das Pensions-Bureau darauf schwört, ohne dasselbe keine Pension geben zu können. Ist der Offizier todt, oder außer Dienst und verschollen, oder dem Soldaten feind, oder nachlässig, oder der zu bescheinigenden Thatsachen ganz unkundig, oder im Schreiben so unbeholfen, daß er die Sache von Monat zu Monat verschiebt,—so leidet der Soldat, und die Vereinigten Staaten gewinnen die Zinsen. Schreibfaul ist selbstredend jeder Offizier im Felde,—wenn er nicht Liebesbriefe verfertigt. Wenn man die ganze Bescheinigung ausschreibt, so sind die Meisten so gefällig den Namen drunter zu setzen. Nur die sehr Gewissenhaften machen dann noch den Einwand, daß sie sich der Sache gar nicht mehr erinnern.

Nach diesen Vorbereitungen soll der Applikant seine beschworene Aussage machen, und dieselbe, mit der Beeidigung zweier Identitätszeugen, einsenden. Hat er das gethan, so hört er nach drei Monaten—so lange dauert gewöhnlich der Turnus—daß er irriger Weise seinen Eid vor einem Friedensrichter abgelegt habe, und daher die Prozedur noch einmal vor einem höhern Civilgericht durchmachen müsse. Er tritt also vor das Civilgericht — die Richter verweigern ihm standhaft jedes Gehör. Mit solchen Lappalien kann sich ein ordentlicher Richter unmöglich befassen.

Dergestalt von Neuem zwischen zwei Stühle gesetzt, verfällt der Invalide wohl auf den Ausweg, vom Gerichtsschreiber unter dem Gerichtssiegel eine Bescheinigung zu erwirken, daß das Gericht die Eide abgenommen habe. Das ist das Ergebniß der strengen Sittenzucht des Pensions-Bureaus.

Wenn die nächste Weigerung erfolgt, so ist es gewöhnlich aus dem Grunde, daß die Bescheinigung nicht die Unterschrift des offiziellen Gerichts-Protonotars selbst, sondern nur die eines seiner angestellten Schreiber führe. Verfügt sich der geliebte Vaterlandsvertheidiger wieder auf die Amtsstube, so erfährt er, daß der Herr Protonotar auf der Jagd sei. Er komme heute nicht wieder. Er komme morgen schwerlich auf's Bureau. Er komme überhaupt nicht auf's Bureau. Was man denn eigentlich wolle? Die Herren in Washington seien Esel. Man möge übermorgen wiederkommen rc. rc.

In den Städten sind diese Bureaus sehr überlaufen, und auf dem Lande wohnt Mancher eine Tagereise von einem Gerichtsorte entfernt. Alles Veranlassungen, die Eingabe um die Pension zu verzögern — und also den Vereinigten Staaten Zinsen zu ersparen.

Besteht die erlittene Verletzung eben in einem Bruchschaden oder einer Herzkrankheit, so kommen noch Aufforderungen, weitere Zeugnisse über frühere gute Gesundheit einzubringen—wobei vorausgesetzt wird, daß der Soldat Jahre lang

im Ort des Diensteintritts gewohnt und sich daselbst mit Vettern, Basen und Familienarzt versehen habe. Wer das unterlassen hat, der hat sich jetzt die bösen Folgen seines Leichtsinns selbst zuzuschreiben.

Wird die Pension überhaupt gewährt, so geschieht das in der Regel in dreiviertel Jahren nach Einreichung des Gesuchs. Durch die sehr bedeutende Zahl der Pensionen summirt sich einerseits der Gewinn an Zinsen, andrerseits die Unpopularität des Kriegsdienstes. Die Pension ist halbjährlich in der Hauptstadt des Staates zu beziehen. Die zur jedesmaligen Erhebung nöthigen Reisekosten werden nicht vergütet.

So ergeht es dem Soldaten selbst. Stirbt er im Dienst, so geht sein rückständiger Lohn und seine Bounty auf seine Angehörigen über. Sie haben beim Schatzamt ihre Eingabe zu machen, mit Identitätsnachweis, Trauschein, u. s. w. Auf die Einreichung erfolgt gewöhnlich die Antwort, daß die Prüfung erst nach Einlauf der Musterrolle und Zahlungsrolle, welche erst nach dem Tod des Verstorbenen verfertigt und Monate darauf eingesendet werden, vorgenommen werden könne. In der That dauert es wenigstens fünf Viertel Jahre, bevor ein solches Geschäft zum Austrag kommt. Die Prüfung der verschiedenen Eingaben wird nach der Reihenfolge der Todestage der Verstorbenen besorgt. Als McClellan noch dafür sorgte, daß die Arbeit nicht ausging, sollen einmal an 200,000 solcher Forderungen unerledigt vorgelegen sein! Jetzt ist man an der Fredericksburger Schlacht — den 13. Dezember 1862 — angekommen, und wird dabei voraussichtlich lange stehen bleiben.

Widerwärtigkeiten entstehen, wenn Gläubiger Ansprüche auf den Sold erheben. In dem Fall fordert das Schatzamt den Nachweis, daß die Nachlassenschaft insolvent sei — was auf dem Grundsatz beruhen muß, daß die Leute ihre Schulden blos dann bezahlen sollen, wenn sie sie nicht bezahlen können. Wird der Nachweis geliefert, so kommt der Bescheid, daß die Erben und die Gläubiger sich vergleichen müssen, weil das Geld nur gegen ihre gemeinschaftliche Quittung ausbezahlt werde. Wenn sie sich nun nicht vergleichen, — so ist ein Fall eingetreten, für den zu sorgen man sich nicht bemüßigt fand. Einstweilen behält Onkel Sam das Geld.

Ein anderer Hemmschuh wird dadurch angelegt, daß wenn die Summe unter mehreren Geschwistern oder Anderen zu vertheilen ist, demjenigen, der zuerst einkommt, Alles vorenthalten wird, bis er die Uebrigen bestimmt hat, ebenfalls einzukommen. Ich kenne eine Savoyardenfamilie, deren Ansprüche brach liegen, bis sämmtliche Eingaben des einen Bruders aus Californien, des Andern aus Pennsylvanien, des Dritten aus Edinburg, und zweier Schwestern aus Italien, eingereicht sind.

Im Verschieben thut das Schatzamt, welches diese Forderungen zu reguliren hat, alles Mögliche; in der eigentlichen Chikane kann es sich hingegen mit dem Pensionsbureau von fern nicht messen; und dieses übertrifft wieder sich selbst in der Behandlung der Pensionsgesuche bei verstorbenen Soldaten, — wahrscheinlich weil es hier Wittwen und Waisen zu peinigen gibt. Da werden vor allen

Dingen „genügende“ Trauscheine gefordert — ein Artikel, der bekanntlich in Amerika nach den bestehenden Landeseinrichtungen weder existirt noch existiren kann. Frauen kümmern sich überhaupt wenig um Aktenstücke, Jahrestage, Personennamen, Lokalitäten und Präzision im Allgemeinen — man lese Bogumil Golz und besuche seine Freundinnen. Bei dem Theil der Bevölkerung, der unsere Soldatenfrauen abgibt, ist diese Ungenauigkeit recht eigentlich zu Hause. Wenn alle die Frauen, die, wenn es die Folter gälte, nicht angeben könnten, in welchem Jahre sie getraut wurden, durch welchen Pastor, in Gegenwart welcher Zeugen, in welcher Kirche, an welcher Straße, als unverheirathet im Census stehen, so ergibt der Census einen schreckenerregenden Sittenzustand, dem zum guten Glück in Wirklichkeit nichts entspricht.

Das ist aber das Wenigste. Die arme Frau muß beweisen, daß der Mann, um den die Vereinigten Staaten sie gebracht haben, wirklich todt ist, und daß er wirklich gedient hat, das heißt, daß die Ver. Staaten ihn wirklich umgebracht haben. Sie muß mit Gewalt ihr Elend selbst verhöhnen. Da diese Beweise nur aus der Armee zu holen sind, so bedingt diese Forderung ebenfalls langwierige Correspondenzen mit erschossenen, abgesetzten, gleichgültigen, schreibfaulen und unschreibefertigen Offizieren.

Wenn der verstorbene Soldat keine Frau, keine Kinder und keinen Vater hinterlassen hat, und seine Mutter nachweisen kann, daß sie für ihren Lebensunterhalt auf den Verdienst des Verstorbenen angewiesen war, so verheißt der Congreß der Mutter eine Pension. Um die Erfüllung dieses Versprechens zu hintertreiben, fügt das Pensionsbureau den bereits angeführten Forderungen noch hinzu, daß die Trauung der Mutter und der Tod ihres Mannes mit gesetzmäßiger Genauigkeit erwiesen werde. Das klingt sehr einfach und vernünftig; kommt aber eine gichtbrüchige, halbkindische alte Frau, die in ihrem langen Leben keine zehn Briefe geschrieben hat, und erzählt, wie sie vor 40 bis 45 Jahren — näher kann sie es nicht angeben — in Pennsylvanien im jetzigen County X., das aber damals noch zum County Y. gehörte, von einem Friedensrichter getraut worden sei, der 10 Jahre drauf nach Illinois auswanderte, und sein Register (in das er wahrscheinlich nur die rückständigen Sporteln eintrug) einem andern Friedensrichter übergab, bei dessen Tod es an einen dritten Friedensrichter überging und mit seinen Effekten abbrannte, — daß von den Zeugen vor 6 Jahren nur noch Einer am Leben und zwar todtkrank gewesen — daß sie selbst seit 6 Jahren das County nicht gesehen und seit 30 Jahren wenigstens 40 Meilen davon entfernt gewohnt habe — daß ihr Mann vor 20 bis 30 Jahren nach Wisconsin, um sich Land auszusuchen, gegangen, aber niemals zurückgekehrt sei, blos habe ihr einmal ein Pennsylvanier aus Wisconsin geschrieben, es stehe eine Mordgeschichte in der Zeitung, und vermuthlich sei ihr Mann der Gemordete — so geht Einem der Athem aus, und man bedauert unwillkürlich, daß der Congreß der armen Alten den kurzen Rest ihrer Tage mit nicht zu erfüllenden Vorspiegelungen, und mit so saurer Mühe und Arbeit vergällt habe.

Mit dem Hauptkunststück aber hält das Pensionsbureau hinter dem Berge, bis die andern Hindernisse beseitigt sind. Dann kommt eine Mittheilung, daß sich im Archiv der Generaladjutantur keine richtig formulirte Urkunde über die Einmusterung des Verstorbenen vorfinde, und somit die Wittwe, beziehungsweise die verwaisten Kinder, sich mit dem Generaladjutanten in Vernehmen zu setzen, und diesem Herrn nach von ihm einzuholender Vorschrift den verlangten Beweis zu liefern haben!

Die Tragweite dieser Zumuthung erhellt erst bei längerem Nachdenken. Vor allen Dingen ist es unbegreiflich, wie das Anrecht auf eine Pension mit der Einmusterung in Beziehung stehen könne. Wenn der Mann gedient hat und im Dienst gestorben ist, so sind die Erfordernisse der Congreßakte erfüllt, und wäre laut der Congreßakte die Pension zu zahlen. Die Einmusterung geschieht nicht durch den Soldaten, sondern durch einen Offizier, und zwar gewöhnlich durch einen Offizier der stehenden Armee. Sollte dieser im vorliegenden Fall die Einmusterung vorzunehmen vernachlässigt haben, so wird doch nicht einmal ein Bureaukrat aus solcher Ursache die Wittwen und Waisen darben lassen wollen. Daß der Dienst ohne Einmusterung kein Dienst sei, wird der Spitzfindigste nicht behaupten. Die Musterung ist nicht eine Ceremonie zur Bezeichnung des Eingehens der Dienstpflicht seitens des Soldaten, sondern ein Rechnungseintrag der Regierung in ihre eigenen Bücher, zur Controlle, nicht des Eingemusterten, sondern der Offiziere und anderen Beamten, die zur Ausübung der Pflichten der Regierung gegen den Eingemusterten als Organe dienen. Die Einwendung ist ungefähr so vernünftig, als wenn ein Kaufmann sich weigere, eine Consignation zu bezahlen, weil er den Empfang der Waare in seinen Büchern einzutragen vernachlässigte.

In Wirklichkeit dreht sich aber der Zweifel nicht um die Einmusterung als Thatsache, sondern um den Nachweis der Einmusterung. Die damit betrauten Offiziere hatten sehr bestimmte Verhaltungsbefehle über die Art und Weise, wie sie über ihre Thätigkeit nach Washington berichten sollten. Nach diesen Befehlen haben sie sich in den meisten Fällen nicht gerichtet. Zum Theil waren sie wohl dieses besonderen Geschäfts nicht hinreichend kundig; zum Theil ungewissenhaft; zum Theil glaubten sie, daß es bei Volunteers nicht so genau darauf ankomme; zum Theil hatten sie nicht die gehörige Unterstützung von Seiten der Linienoffiziere, von denen nicht Wenige nur mangelhaft schreiben konnten; zum Theil, was die Hauptsache sein mag, geschehen die Einmusterungen so massenhaft und bisweilen in solcher Eile, daß an keine streng bureaukratische Ordnung zu denken war; und endlich mögen die Musterungsoffiziere in manchen Fällen ihre volle Pflicht gethan haben, aber wegen vermeidlicher oder unvermeidlicher Unordnung im Bureau des Generaladjutanten selbst, die gehörige Buchung doch unterblieben sein. An diesen Mängeln ist nun Jedermann Schuld, nur nicht der Soldat — der dem Aufruf des Präsidenten folgte — und seine Familie. Sie am allerwenigsten sollte dafür büßen. Es ist schon ein Unsinn prozeßualistisch genügende Beweise zu fordern, wo gar keine Litigation vorliegt, und wo die Kosten

der Beweisführung dem beweisenden Theil zufallen, ob er gewinnt oder verliert. Aber in einem Prozeß gilt es noch als Regel, daß der eine Theil niemals einen Beweis zu liefern braucht, der der ganzen Sachlage nach nicht in seinem sondern im Besitz des andern Theiles liegen muß. Wie kann nun der eingemusterte Soldat Beweise seiner Einmusterung in Händen haben? Wenn er bei der Einmusterung Einsicht in die Rolle gefordert hätte, um sich zu überzeugen, daß sein Name richtig darauf stände, wenn er stipulirt hätte, daß ihm die Quittung des Generaladjutanten über eingelaufenen Musterungsbericht vorzulegen sei, so würde er sich nichts als eine Strafwache zugezogen haben. Wäre er, statt eines bloßen Soldaten, ein von der Regierung zu Grunde gerichtetes Pferd gewesen, so dürfte die Regierung nach keinem Grundsatz der Beweisführung dem Eigenthümer den Nachweis über das, was eigentlich aus dem Pferd geworden sei, abfordern.

Da diese Betrachtungen nichts helfen, so bleibt der Wittwe nichts übrig, als an den Generaladjutanten zu schreiben. Zur Antwort erhält sie ein in gewissenhafter Uebersetzung folgendermaßen lautendes Rundschreiben:

„Geehrter Herr!

Ich habe die Ehre mich zum Empfang Ihrer Eingabe in Bezug auf das Pensions-Gesuch der Angehörigen des verstorbenen N. N. zu bekennen.

Indem auf diesem Bureau kein Nachweis seiner Einmusterung hinterlegt ist, wird es zu einer mit Beweisen zu beantwortenden Frage, ob er eingemustert zu werden berechtigt war, und wenn die Betheiligten seinen Namen als eingemustert hier eingetragen zu haben wünschen, so müssen sie ihrem desfallsigen Gesuch hinreichende Beweise beilegen, um das Bureau von der Richtigkeit ihrer Angaben zu überzeugen.

Das Original der Einschreibung, und der Einmusterungsrolle, und die Originale der ordentlichen Muster und Zahlungs-Rollen, enthalten die besten Beweise, die über Einschreibung, Einmusterung, Dienst, Tod rc. geführt werden können. Wenn sie zu haben sind, werden andere Beweise nicht angenommen. Sind sie nicht zu haben, so bringe man die eidliche Aussage des Offiziers, der die Compagnie einmusterte, oder einen anderen zuständigen Beweis, daß er nicht bei der der Einmusterung vorangehenden Untersuchung verworfen wurde; nebst Beweisen seiner Einschreibung, wenn er eingeschrieben wurde, und den Beweis, daß er zur Zeit der Einschreibung körperlich zum Dienst der Vereinigten Staaten tüchtig war; wie auch die eidlichen Aussagen wenigstens zweier Offiziere seiner Compagnie (des Befehlshabers und eines Andern), welche während seiner ganzen Dienstzeit oder zur Zeit seines Todes, mit ihm gedient haben, um darzuthun, daß er wirklich gedient habe. Wenn er zu Hause starb, so muß der Arzt eidliche Aussage machen, mit Zeugniß über seine Respektabilität von zwei verlaßbaren Bürgern, welches unter Sigel gehörig zu bescheinigen ist; — ist der Arzt selbst gestorben, oder war kein Arzt da, so muß ein anderweitiger genügender Beweis geführt werden.

Wenn die hier geforderten Beweise nicht aufzutreiben sind, so müssen hin-

reichend ähnliche, auf dieselben Gegenstände gerichtete Beweise, beigebracht werden.

Ich habe die Ehre, ꝛc."

Der „geehrte Herr", d. h. die altersschwache Wittwe, wird diesen Erlaß wahrscheinlich mehr als einmal durchlesen, bevor sie ihn versteht. Ich kenne einen Advokaten, der die Bemerkung, daß „nur, wo die Musterrolle verloren gegangen sei, anderweitige Beweise angenommen werden," so deutete, daß die Wittwe erst das Verlorengehen der Musterrolle den Leuten, die sie verloren haben, nachweisen müsse, bevor sie anderswoher die Einmusterung konstatire. Doch ist es wohl so zu verstehen, daß der Verlust der Musterrolle die Beanstandung des Pensionsgesuchs veranlaßt habe, und als feststehend zu betrachten sei. In dem Fall läuft der ganze Brief darauf hinaus, daß man zwei Schriftstücke zu liefern habe, nemlich erstens eine eidliche Aussage des Musterungs-Offiziers, zweitens die eidliche Aussage zweier Offiziere der Compagnie des Verstorbenen.

In Bezug auf letzteres Aktenstück ist den Schwierigkeiten zu begegnen, daß die Offiziere todt oder verschollen sein können, daß sie sich der Umstände, die sie bezeugen sollen, nicht mehr erinnern, daß sie schreibfaul und vielleicht unwissend sind. Das ist für eine Soldatenmutter natürlich eine Kleinigkeit. Das andere Aktenstück zu liefern, übersteigt hingegen alle menschlichen Kräfte. Der Offizier, der ein Regiment einmustert, ist demselben total fremd und kommt vorher und nachher mit demselben in keinerlei Berührung. Wer er sei, erfahren die wenigsten der Offiziere, niemals die gemeinen Soldaten. Am allerwenigsten wird ihn ein Soldat auf dem Sterbebette seiner alten Mutter mittheilen. Wenn ihn also der Generaladjutant nicht angeben kann, so ist er einfach nicht ausfindig zu machen. Daß der Generaladjutant ihn nicht weiß, scheint daraus hervorzugehen, daß er ihn in seinem Brief nicht nennt; denn bei seiner Geschäftskenntniß muß er doch voraussetzen, daß die Applikantin ihn nur durch ihn erfahren könne.

Was kann es aber nützen den Musterungs-Offizier ausfindig zu machen? Ist er dem Soldaten fremd, so muß ihm der Soldat erst recht fremd sein. Er hat vielleicht 10,000 Mann an einem Tage eingemustert; Schriftliches besitzt er nichts mehr darüber — sonst würde es ja in der Generaladjutantur auch nicht fehlen. Er kann also nicht eidlich aussagen, daß dieser oder jener zu den 10,000 gehört habe.

Wie behauptet wird, ist es noch keinem einzigen Applikanten gelungen, diesen Beweis zur Befriedigung der betreffenden Bureaus zu führen.

— Weit entfernt, die Herzählung dieser Chikanen erschöpft zu haben, brechen wir ab. Das Gesagte reicht hin, um die Ausdehnung des Uebels zu beleuchten, die Behauptung, daß die New-Yorker Riots und was damit zusammenhing von Seiten des Nordens mitverschuldet worden, zu rechtfertigen, und die Nöthigkeit schleuniger Abhülfe darzuthun. Auf welche Weise die Letztere erfolgen soll, ist eine weit erquicklichere Frage.

Im Congreß ist vor der Vertagung ein Gesetz beantragt worden, das jedoch nur zwei einschlägige Bestimmungen enthält. Um den Verzug abzuscheiden, der

im Schatzamt entsteht, wenn Soldrückstände eines verstorbenen Soldaten gefordert werden, und erst auf Einlauf der Zahl- und Muster-Rollen gewartet wird, soll der Offizier gleich beim Ableben eines Soldaten direkt an das Schatzamt einen Ausweis über den Rechnungsstand des Verstorbenen senden, dadurch wird allerdings die Wartezeit um einige Monate verkürzt werden.

Die andere Bestimmung bezieht sich auf die Liquidirung der noch nicht ausgezahlten Bounties an diejenigen Volunteers, die wegen Verwundung oder Krankheit innerhalb zweier Jahre nach ihrem Diensteintritt verabschiedet wurden. Es wird verfügt, daß diese Forderungen künftig nicht durch das Schatzamt, sondern durch das Pensions-Bureau berichtigt werden sollen, nach Art und Weise der entsprechenden Verrichtungen bei Eingaben um Invaliden-Pensionen. Die Vertauschung des Schatzamts mit dem Pensionsbureau geschieht wegen Ueberbürdung des Letzteren. Wenn aber, wie oben ausgeführt, das Verfahren mit den Invaliden-Pensionen höchst unbefriedigend ist, so wird die Besorgung der Bounties nicht besser ausfallen.

Es bedarf ganz anderer Maßregeln. Das bestehende System paßt, wie die gesammte Militäreinrichtnng, aus zwei Gründen nicht auf unsere jetzigen Zustände: einmal weil es auf eine ganz kleine Armee berechnet ist, während wir jetzt unter allen Umständen auf Jahre hinaus eine bedeutende Truppenmacht unter den Waffen werden halten müssen, andererseits, weil es der englischen Wirthschaft entlehnt ist, also einem Junkerthum, das mit Söldlingen umgeht.

In der preußischen Armee wird dem Soldaten seine Löhnung *alle drei Tage* vom Feldwebel unter Verantwortlichkeit des Compagnie-Chefs behändigt. Dadurch gibt es niemals alte Posten zu debattiren, die Verhältnisse sind allen Betheiligten bekannt und in frischer Erinnerung, und ein ehrliches Gesicht und guter Name gilt auch etwas, wenn ein schriftlicher Beleg nicht gleich zur Hand ist. Wenn sich diese Einrichtung verlohnt, wo die Beträge so klein sind wie im preußischen Dienste, so muß sie das erst recht bei den größeren Beträgen der Unsrigen. — Unter solchen Umständen würden beim Ableben eines Soldaten bedeutende Rückstände niemals zu klariren sein.

In Bezug auf die Invaliden-Pensionen müßte sich die Sache sehr vereinfachen lassen, wenn man das Pensions-Bureau wieder vom Ressort des Ministeriums des Innern unter das des Krieges brächte, so daß die Geschäfte jederzeit durch die Offiziere der Armee besorgt werden könnten. Der Verabschiedete hätte dann blos, beim Austritt aus dem Regiment oder dem Hospital, seinen beabsichtigten Wohnort und einen daselbst ansässigen Vertrauensmann anzuzeigen, aus dessen Händen er seine Stipendien zu beziehen wünscht. Die Regierung müßte ihrerseits an demselben Ort sich einen Vertrauensmann aussuchen, — der ja zugleich entweder ein Arzt oder ein Provost-Marschall sein könnte, — und durch diesen die Gelder an den Vertrauten des Pensionärs auszahlen. Auf diese Art würde jeder Identitätsnachweis überflüssig. Zur Controlle könnte man immer, wie beim Postamt, von Zeit zu Zeit das Land durch geheime Agenten bereisen lassen.

Auch bei Pensionen der Wittwen und Waisen wäre die Sache nicht so schwierig. Man müßte sich von jedem Rekruten bei der Einschreibung ein möglichst ausführliches Verzeichniß seiner Angehörigen geben lassen, sowie ebenfalls den Namen eines in seinem Heimathsort wohnhaften Vertrauensmannes. Im Sterbefall würde dann der an demselben Ort sich aufhaltende Vertrauensmann der Regierung die Sache ohne Schwierigkeit ordnen.

Sollte zu dieser Einrichtung gegriffen werden, so würde sich derselben ungezwungen eine weitere Reform anschließen, durch die das leidige System der Bounties sich ohne jeden Nachtheil beseitigen ließe. Die Pension der Angehörigen sollte im Prinzip nicht mit dem Tode des Soldaten, sondern mit seinem Diensteintritt beginnen; denn von diesem Augenblicke an entzieht die Regierung den Hülflosen ihren natürlichen Versorger, und macht sich moralisch für ihre Verpflegung verantwortlich. Daß der Soldat Lohn bekommt, ist für die Regierung im Prinzip wenigstens dann keine Ausrede, wenn sie ihn ohne seine Einwilligung in Dienst nimmt, weil sie ja nicht danach frägt, ob der Lohn ihn auch hinreichend entschädige; und ist der Diensteintritt freiwillig, so wäre es klüger den Unterhalt der Familie von vorne herein unter allen Umständen zu garantiren, als eine hohe Bounty zu versprechen, die vielleicht erst nach Jahren bezahlt wird, und immerhin nur in einzelnen Fällen der Familie wirklich zum Nutzen gereicht. Man sollte also den Angehörigen, die auf den Verdienst des Rekruten angewiesen waren, vom Diensteintritt an die Pension bezahlen, bis entweder der Soldat nach erledigter Dienstzeit unversehrt heimkehrt, oder der Pensionär stirbt, oder — wenn es ein Kind ist, — das 16. Lebensjahr erreicht.

— Das bündige Hinwerfen dieser Vorschläge geschieht keineswegs aus übergroßem Vertrauen auf das eigene Urtheil oder in der Hoffnung auf unbedingte Annahme, sondern in der Absicht die Aufmerksamkeit der Sachverständigen auf den Gegenstand zu lenken. Unter den Lesern der Monatshefte befinden sich erfahrene Militärs aus allen Staaten Europas. Auf dem Schlachtfeld haben sie ihre Pflicht gethan, doch auch in der Schreibstube sind Siege zu erfechten. Wir fordern sie auf, der Oeffentlichkeit ihre Sachkenntniß nicht vorzuenthalten. Eine Arbeit, die den Kranken und Lahmen, Wittwen und Waisen zu Gute kommt, lohnt sich immer; und den Vertheidigern des Vaterlandes kann des Guten nicht zu viel geschehen.

Abraham Lincoln.

Zweiter Artikel.

Vom Herausgeber.

Merke Dir, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.
Axel Oxenstierna an seinen Sohn.

Der Kampf um die nächste Präsidentschaft ist als eröffnet zu betrachten; wenigstens hat das Plänkeln bereits in ausgedehntem, ja großartigem Maßstabe begonnen. Wenige Monate noch und der Hauptschlag wird geführt werden; die Convention zur Nominirung eines Candidaten der sogenannten Fortschrittspartei wird ihr Urtheil abgeben und einen Namen aus ihrer Urne hervorgehen lassen, gegen welchen es dann, nach alter Sitte, als ein Vergehen und Verbrechen betrachtet wird, zu opponiren. Es ist sehr möglich, daß dieser Name zum zweiten Male — Abraham Lincoln lauten wird.

Wohl nie, seit Gründung der Republik, ist das amerikanische Volk zu einer Wahl aufgefordert worden, von welcher seine demokratische Zukunft (wir gebrauchen das Wort nicht im amerikanischen Parteisinne) so sehr abhängt. Die wilden Stürme eines dreijährigen Krieges, die Nothwendigkeit eines Zusammenschaarens um eine Centralgewalt (die Administration in Washington), das Bedürfniß einer Oberleitung in dem gigantischen Kampfe, haben in einem großen Theile des Volkes die Gewohnheit des Gehorchens ausgebildet. Bis jetzt mußte, um das Vaterland und die Freiheit zu retten, die Regierung um jeden Preis und unter allen Umständen unterstützt werden, einerlei, ob ihre Maßregeln kindisch oder weise waren. Gegen die Thorheiten gab es den Protest oder die Sturmpetition; die Weisheit konnte man mit erleichtertem Herzen preisen — und Jeder hätte zu gern eine häufiger wiederkehrende Veranlassung gewünscht. — Die Rebellion liegt in den letzten Zügen und es fragt sich jetzt, ob das Volk, das den am Staatsruder befindlichen Männern ein solches Vertrauen entgegentrug und ihnen ohne Murren eine so ausgebreitete Gewalt delegirte, nunmehr auf die alte demokratische Basis, die in Republiken nur in großen Krisen verlassen werden kann, zurückfallen und seine Diener nach der Verwaltung der ihnen anvertrauten Vollmachten fragen,— kurz und in einem Worte: ob es das Recht der freien Kritik üben will?

Es mußte in den letzten drei Jahren viel regiert werden. Die Bildsäule der Freiheit, so weit wenigstens, als das Individuum in Betracht kam, mußte zuweilen verschleiert werden; in Revolutionen müssen die Interessen des Einzelnen den Interessen der Gesammtheit weichen. Niemand hat dies richtiger eingesehen, als der entschiedene Radikale, wie sehr er auch über manche Maßregel den Kopf schüttelte, und sich bemühte, wenigstens durch einen Protest das Prinzip zu wahren. Doch jetzt, in dem Wahlkampfe von 1864 kommt die Frage direkt vor das amerikanische Volk: Hat die gegenwärtige Administration ihre Pflicht gethan

und besitzt sie das Vertrauen des Volkes? Ist dies der Fall — nun so wähle man sie, in der Person des Präsidenten zum zweiten Male. War dies nicht der Fall — so gebe man ihr, durch die Wahl eines andern Mannes ein Mißtrauensvotum. Jedenfalls aber laßt uns die Herren kritisiren.

Von Seiten der Freunde des Herrn Lincoln sind bereits die vorbereitenden Schritte zu einer Wiederwahl des gegenwärtigen Hauptes der Administration getroffen worden. Wie Minerva aus dem Haupte Jupiters springt plötzlich der Name Lincoln, siegesgewiß gerüstet und gepanzert, in die politische Arena. Wehe, wer ihm opponirt; er ist ein Disloyaler, ein „Copperhead" und in ächtem Wahlrunnerstil rückt ihm ein Theil der Lincoln-Presse auf den Leib. Eine ruhige, besonnene, politische Discussion scheint mit einem Theil der Anhänger des Herrn Lincoln kaum noch möglich zu sein. Im Geräusch der (vielleicht zu voreiligen) Siegesfanfare soll jede Opposition verstummen; das Volk (so versichert man) ist mit Herz und Seele für den Riegelspalter aus Illinois; keiner repräsentirt besser die Ansichten des Volkes, keiner ist mehr der Mann des Volkes, als — Abraham Lincoln. So tönt es uns täglich in der Regierungspresse in die Ohren.

Das Volk — ja! wie denkt denn eigentlich das Volk über Lincoln? Sind alle diese Betheurungen von seiner enormen Popularität wahr? Sind wirklich die Farmer, kurz: ist die Masse des Volkes für eine Wiederwahl des jetzigen Präsidenten? Ist diese, jetzt von so vielen Zeitungen ausposaunte Behauptung, eine wirkliche Wahrheit oder eine fabrizirte Lüge. Als unabhängiger Journalist ist es unsere Pflicht, hierüber eine Untersuchung anzustellen.

Es muß ein eigener Zauber in der Ausübung der Gewalt liegen. Das Regieren scheint selbst in Republiken dem damit betrauten gar bald zur „süßen Gewohnheit" zu werden. Es ist diese Erscheinung in der Menschennatur begründet. Noch alle Präsidenten der Republik, selbst Tyler, Pierce und Buchanan, schmeichelten sich mit der Hoffnung einer Wiederwahl. Warum sollte Lincoln nicht dieselben nächtlichen Träume haben, wie jene Herren, mit welchen wir ihn übrigens nicht zusammenwerfen wollen, denn er ist unendlich besser, wie jenes elende Triumvirat. Allein in einer Beziehung befolgt er das Beispiel seiner Vorgänger; er setzt die Regierungsmaschine in Bewegung, um seine Wiederwahl vorzubereiten.

Weiß das Volk, was im Jahre 1854 die Regierung bedeutet und was Regierungseinfluß ist? Möge es doch das Budget nachsehen und die Summen berechnen, welche jetzt jährlich durch die verschiedenen Canäle der Verwaltung eingezogen und in hunderten von Formen wieder verausgabt werden. Es war während des Krieges eine Nothwendigkeit, diese Beamten-Hierarchie, welche von Washington abhängt, zu schaffen; allein ist deshalb der Beamte meist ein gebildeter und einflußreicher Mann, der Exponent der Volksmeinung, die vielleicht in ganz anderen Bahnen läuft, als wie er und die, so leicht beeinflußte, Presse es glauben machen will? Der Farmer im Urwald, der Handwerker in seiner Werkstube, der Kaufmann in seinem Comptoir — sie alle denken und haben eine Meinung, allein sie denken für sich und handeln für sich, manche mögen sich auch von dem zuver-

sichtlichen Gebahren ihrer Zeitung bestimmen lassen — allein deshalb vertritt weder der öffentliche Beamte, noch die Presse die Meinung des Volkes. Die Gefahr für die Republik liegt darin, daß diese öffentlich ausgesprochene Meinung als die wahre Meinung des Volkes angenommen wird.

Eine andere vielleicht noch wirksamere Waffe in den Händen der Anhänger Lincolns sind die sogenannten Union-Leagues. Wir sind nie Mitglied dieser geheimen Verbindung gewesen, obschon man unsern Namen, so viel wir wissen, auf die Liste der Mitglieder gesetzt und obschon uns öfters von Washington, Springfield und Gott weiß woher, die vertraulichsten Documente zukamen, welche wir auch natürlich, ohne das in uns gesetzte Vertrauen zu mißbrauchen, einem der League angehörenden Freunde übergaben. Wir sind — außer in Verschwörungsfällen in monarchischen Staaten — gegen alle geheime politische Gesellschaften. In einer Republik arten dieselben nur zu leicht in Instrumente schlauer berechnender Politiker aus. Wir können einsehen, weshalb in den Bergen von Ost-Tennessee die braven Unionsleute sich im Dunkel der Nacht gegen ihre blutdürstigen Dränger zu einem geheimen Bündniß für die Union organisirten; dort waren solche Grütliscenen gerechtfertigt. Im freien Norden waren sie unnöthig; sie vor allen Dingen gaben zuerst Veranlassung zu der beliebten Classifizirung der Bürger in Loyale und Illoyale, sie sollten ein Gegengewicht gegen die „Ritter vom goldenen Cirkel", über welche zuweilen haarsträubende Sensationsartikel erschienen, bilden. Freilich haben jene plumpen Reaktionaire im Norden, jene Ruhewüthigen, denen die Ehre der Nation Nichts galt, welche die Freiheit um weniger als ein Linsengericht verschachert hätten, die meiste Schuld an der Ausbreitung dieser geheimen Gesellschaft. Allein jetzt zeigen sich die üblen Wirkungen dieser Geheimbündelei. Wir sind überzeugt, daß die Hunderttausende, welche zu diesen Gesellschaften gehören, noch lange nicht, ja bei Weitem noch lange nicht, für die zweite Candidatur des Herrn Lincoln schwärmen; allein die Politiker haben sich der Organisation bemächtigt, alle Centralausschüsse sind aus Freunden des Herrn Lincoln gebildet worden und offiziell proklamirt man: — die Union-Leagues sind für die Wiederwahl des jetzigen Präsidenten.

Das sind die Hebel, welche in Bewegung gesetzt werden, um den jetzigen Bewohner des weißen Hauses und mit ihm eine Unmasse anderer Beamten noch auf weitere vier Jahre in ihren Stellen zu erhalten. Uns aber, die wir uns das Recht der freien Kritik herausnehmen, ruft man zu: „Du irrst Dich; Lincoln ist die Verkörperung des amerikanischen Volksgeistes; das Volk steht hinter ihm und will ihn wieder wählen." Ist das Volk wirklich für ihn, so werden wir uns zu bescheiden wissen; bis jetzt zweifeln wir noch daran. Man sagt und schreibt uns — die Stimmung ist übrigens sehr getheilt — es sei ein Glück, daß in dieser gewaltigen Crisis kein Mann von hervorragenden geistigen Fähigkeiten an der Spitze der Nation stehe; es hätte möglicherweise für die Freiheit eine Gefahr entstehen können. — Daß Lincoln von sehr mittelmäßiger geistiger Begabung ist, giebt Jeder zu. Daß er mit wenig Weisheit die Angelegenheiten der Nation geleitet, daß er unsicher und schwankend auftrat, daß er wartete, bis peremptorisch

ihm der Ruf des Volks in die Ohren klang — Keiner läugnet es, daß er endlich Das that, was von Anfang an seine Pflicht gewesen wäre, das wird ihm jetzt zum unsterblichen Verdienste angerechnet und deckt der „Sünden Menge"; an die verlorene Zeit, an die entsetzliche Masse der Opfer — daran scheint Keiner mehr zu denken. — Man sagt, das Volk sei noch nicht reif gewesen; erst die Logik der Ereignisse, an welche wir übrigens auch immer geglaubt, habe es so weit gebracht und dann sei der Präsident sofort das Organ des Volkes geworden.

Wir haben eine bessere Meinung vom amerikanischen Volke. Wer den Enthusiasmus und die Opferfreudigkeit der Massen im Frühjahr 1861 gesehen, dem mußte es klar werden, daß mit diesem Volke die Rebellion in wenigen Monaten, selbst mit vollständiger Vernichtung der Sklaverei zu Boden geworfen werden konnte. Zaudern und Zögern, Schwanken und Vermitteln theilen allerdings ein opferbereites Volk und rufen die alten Parteiunterschiede wieder in's Leben. Das Volk glaubte zu jener Zeit einen Augenblick, Lincoln zu verstehen; sein größter Fehler war, daß er das Volk nicht verstand.

Aber, man sagt uns, ein hervorragender Mann, ein Mann von Genie, hätte durch eine geniale Bewältigung der Rebellion der Freiheit gefährlich werden können. Ein solcher Mann würde die Rellellion rasch unterdrückt haben; das Volk hätte nicht Zeit gefunden, sich an irgend eine Regierungs-Bevormundung zu gewöhnen; monarchische Keime hätten keine Wurzel fassen können. Herr Lincoln ist gewiß, was wir Freunden und Feinden gern zugestehen wollen, ein sehr mittelmäßiger Geist, allein wenn wir die heutige Regierungspresse ansehen, die determinirten Versuche von oben herab, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, wenn wir wissen, wie kleine Geister ihren starren Eigensinn so gerne für Standhaftigkeit und Charakterstärke halten, wenn wir an die Behandlung Missouri's denken, wenn uns Herr Halleck in's Gedächtniß kommt und so unzählige Gelegenheiten, wo Herr Lincoln taub war gegen die Stimme des Volkes,—so will es uns bedünken, als könne auch ein mittelmäßiger Geist in Zeiten großer nationaler Bedrängnisse der Freiheit gefährlich werden.

Doch Herr Lindoln ist noch nicht am Ziele seiner Wünsche; er ist bis jetzt nur noch Präsident bis zum 4. März 1865. Seine Wiederwahl hat noch nicht stattgefunden. Im Norden allerdings wird die Posaune für ihn auf allen Kreuzwegen geblasen. . Wir haben gehandelt, geschachert, geredet hier im Norden; die großen Städte haben zugenommen an Einwohnerzahl; der großartige Bedarf für die Armee hat die Industrie beschäftigt; es ist, wie während der napoleonischen Kriege in Deutschland, von denen schon in unseren Kindertagen ältere Leute nicht genug erzählen konnten, wie damals das Geld „roulirt" habe. Wir haben wenig gefühlt von dem Druck und Drang des Krieges; unsere braven Volontäre freilich wissen, was der Krieg bedeutet; allein sie sind nicht zu Hause und haben auch überhaupt wenig Zeit, sich um Politik zu bekümmern. Ihre praktische Politik ist, die Rebellion zu unterdrücken. Allein in jenen Staaten, die von den Gräueln des Bürgerkrieges verheert, das Elend der letzten drei Jahre getragen, regt sich

eine Opposition gegen Herrn Lincoln, die keine Beamten-Maschinerie und keine Union-League-Organisation beseitigen kann. Dort, wo er im Interesse der Sklavenhalter den Bestrebungen der Freibodenmänner entgegen trat, dort, wo seine unselige Grenzstaaten-Politik so bittere Früchte getragen hat, dort, wo seine Shofields und Gambles die Stimme des Volkes unterdrücken—wächst eine Opposition gegen Herrn Lincoln empor, die nicht so leicht zu beseitigen ist.—Wird der freie Norden endlich die Stimme dieser „Schmerzenskinder" der Union hören? Oder soll das Rennen und Jagen nach dem Dollar, das Versinken in den krassesten Materialismus die Furcht vor einem Wechsel in der Präsidentschaft in dieser Zeit —die innere, geheime Stimme der Sympathie übertäuben?

Es geschieht freilich alles Mögliche, um diese brennende Wunde, diesen Fleck auf dem offiziellen Lincoln'schen Ruhmesmantel zu verhüllen. In verschiedenen Legislaturen votiren die sogenannten „republikanischen" Mitglieder die Wiederwahl Lincolns. Den Reigen eröffnet, wie billig, Pennsylvanien, der alte conservative „Keystone State," der so überreich an Politikern und zuweilen etwas zurück in seinem Patriotismus ist. Die Adresse an Herrn Lincoln, sich doch wieder wählen zu lassen, wird hübsch auf Pergament geschrieben; sämmtliche „republikanische" Mitglieder unterzeichnen, die Beamten der beiden Häuser beglaubigen und sodann wird das Dokument einem Ueberbringer anvertraut und dieser Ueberbringer ist — Herr Simon Cameron, der frühere Kriegsminister, den noch im Jahre 1861 die gesammte Lincoln-Presse der Corruption beschuldigte und der in Folge dieses Sturmes sein Portefeuille an Stanton abtreten mußte. „Der ehrliche Abraham" wird von Cameron als der Erkorene Pennsylvaniens ausgerufen! Was sagen unsere deutschredenden Landsleute in jenem Staate zu dieser so prächtig in Scene gesetzten Comödie?

So fabrizirt man, im Interesse des Herrn Lincoln, „öffentliche Meinung."—

Und wie verfährt man in Washington mit jenen hervorragenden Männern, welche einen Halt im Volke haben, denen die Sympathieen des Landes gehören? Sie könnten ja gefährlich werden für die Aspirationen Lincolns und so entfernt man sie von der militärisch-politischen Bühne und verurtheilt sie zu ruhmloser Unthätigkeit. Fremont wurde das erste Opfer; ihm folgte Butler, und Banks wurde in's entfernte Texas relegirt. Es ist ja ein offenkundiges Geheimniß in Washington, daß Grant sich verpflichtete, nie als Candidat für die Präsidentschaft aufzutreten; man hätte ihn, im anderen Falle, nie Vicksburg einnehmen und nie Missionary Ridge stürmen lasien; man hätte schon längst irgend einen Vorwand gefunden, um ihn von dem Schauplatze des Ruhmes zu entfernen. Es ist an der Zeit, dem Volke die Wahrheit zu sagen und wir gedenken dies stets zu thun—aller Schmähungen ungeachtet.

Mag es Herrn Lincoln immerhin an großer staatsmännischer Begabung fehlen—in der Intrigue und „im Drahtziehen" leisten sowohl er, wie Herr Seward, der Regisseur des Intriguenstückes, betitelt „die Wiederwahl," etwas Erkleckliches.—

Wir sagten in einem frühern Artikel, daß wir noch nicht an den Tod der Sklaverei glaubten. Aber wir glauben, daß die Sklaverei ihre Machtstellung in der amerikanischen Union für immer verloren hat. Es war ein politischer Selbstmord, den ihre Vertreter begingen. Andere Fragen werden künftig in den Vordergrund treten, zuerst das Verhältniß der Union zum Auslande, namentlich zu Frankreich, dann, wie wir hoffen, die Entwicklung unserer öffentlichen Zustände im Sinne des wahren Humanismus. Die Ueberklugen mögen über uns spotten, wir behaupten, daß nach dem Kriege die sociale Frage mehr wie je vorher discutirt werden wird. Der Krieg hat eine Menge abnormer Verhältnisse geschaffen, hier eine Masse erschwindelten Reichthums, dort Verluste und Opfer, die manche Familie an den Bettelstab gebracht haben. National-ökonomische Fragen von der gewaltigsten Tragweite werden vor das Volk kommen; die Wiederbevölkerung des Südens und der Grenzstaaten — kurz es handelt sich um den dauerhaften Neubau des gesammten Staatsorganismus.—Glauben unsere Leser, daß hierzu Politiker, wie Lincoln und Seward, befähigt sind, oder daß es vielmehr eines großen Staatsmannes bedarf?

Es liegt vielleicht außer unserer Aufgabe, in einer Kritik der Verwaltung des Herrn Lincoln auf andere Namen hinzudeuten, die wir für würdig halten, nach ihm das weiße Haus zu beziehen! Unsere persönliche Vorliebe ist übrigens wohl einem großen Theil unserer Leser bekannt. Wir haben seit dem Wahlfeldzuge von 1856 noch Nichts entdecken können, das unsern Glauben an John C. Fremont hätte erschüttern können. Der Führer in dem ersten ernstlichen Kampfe gegen den Uebermuth der Sklavokratie, ist er sich selbst und den ewigen Principien der allgemeinen Freiheit treu geblieben. Wer zuerst das große Wort der Befreiung, "and their slaves shall be free," über den nordamerikanischen Continent erschallen ließ, den halten wir auch für würdig, in einer Zeit, wo die wichtigsten Fragen des staatlichen Lebens zu entscheiden sind, an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten zu stehen. Daß er uns Deutschen näher steht, wie irgend ein anderer Candidat, braucht wohl nicht erst erörtert zu werden.

Die Politik ist sicher nicht unser Steckenpferd, allein als Journalist glauben wir die Pflicht zu haben, das zu sagen, was wir für Wahrheit erachten. Wir haben jetzt dieser Pflicht genügt. Wir hoffen, daß schon im nächsten Hefte sich eine gewichtigere Stimme, als die unsrige, vernehmen lassen wird. In den Geburtswehen einer neuen Zeit ist es natürlich, daß die „Doctoren" differiren und auch einer von der unsrigen abweichenden Meinung, besonders wenn sie von so ehrenwerther Seite her kommt, öffnen sich gern die Spalten der „Monatshefte." Wir suchen Alle nach der Wahrheit, denn nur „die Wahrheit kann uns frei machen!"

Die Kunst in Amerika.

Von Emil Preetorius.

I.

Ist es wahr, was so vielfach und mit einem gewissen Anschein von Recht behauptet worden ist, daß der politische Fortschritt im umgekehrten Verhältniß steht zur Entwickelung jener feinsten Blüthe des menschlichen Geistes, des Kunstsinnes? Ist es wahr, daß die Kunst, einer zarten Pflanze vergleichbar, der Pflege der Höfe bedarf, und nur im Sonnenschein aristokratischer Gunst gedeihen kann? Das alte Europa bejaht die Frage seit Jahrhunderten, und die noch nach Jahrzehnten zählende Geschichte des jugendlichen Amerika kann sie leider bis jetzt nicht verneinen. Wir haben jenseits des Oceans den politischen Verfall, die staatliche und nationale Erniedrigung der Völker, Hand in Hand gehen sehen mit einer hohen Kunstblüthe, und diesseits erscheint neben der stolzen Herrlichkeit der Selbstregierung des Volkes eine Rohheit in Gefühl und Anschauung, ein Indianerthum des Geschmackes und der feineren Cultur überhaupt, daß man sich wohl versucht fühlen könnte, Politik und Kunst als diametrale Gegensätze zu betrachten. Und doch ist dies nicht so, wenigstens nicht im Prinzip, und sollte daher auch in der Praxis nicht so sein, was immer der reine Empiriker dagegen vorbringen möge. Ein correktes Prinzip kann von der Empirie nur scheinbar aufgehoben werden, und so sicher die harmonisch-gleichmäßige Ausbildung aller seelischen Kräfte des Menschen ein Postulat der Vernunft und darum absolut möglich ist, so sicher auf ihr jede edlere Weltanschauung als auf einer conditio sine qua non zu bestehen hat, so sicher muß für uns auch deren Verwirklichung im Schooße der Zukunft ebenso liegen, wie uns bereits die graue Vergangenheit im Hellenenthum ein durch alle Zeiten fortstrahlendes Beispiel eines auf gleicher Höhe der Kunst und Politik stehenden Volkes geliefert hat.

Doch wir schweifen hier, was zunächst nicht unsere Absicht war, auf philosophische und historische Gebiete ab, wo uns Untersuchungen über jenes eigenthümliche Regiment der Intelligenzen, jene Aristokratie des Geistes, wenn wir so sagen dürfen, jenes Prävaliren der kaloi kai agathoi näher liegen, als ein Eingehen auf amerikanische Kunst. Das wird ein Wandern auf dürren Steppen werden; doch sei es immerhin gewagt!

Es sind jetzt wohl ein zehn Jahre her, daß Schreiber dieses auf einem rheinischen Dampfer die grüngoldigen Fluthen, die noch immer der Kunst und Poesie urewigen Wiegensang singen, in Gesellschaft eines dort heimischen und wohlbekannten Künstlers durchfurchte. Es war Adolph Schrödter, der Schwager Lessing's, dessen humoristischem Pinsel wir so manches sprudelnde Rhein—, Wein— und Lebensbild verdanken. Wer, der mit Düsseldorfer Bildern vertraut, hat nicht schon sein charakteristisches Monogramm, den Pfropfzieher, gesehen? Ja, seine

drastischen Bilder ziehen in der That die Pfropfen von der Flasche rheinischer Lebenslust, daß der berauschende Inhalt in Humor und Farbenpracht überschäumt. Damals aber war er ernst und gedankenvoll, und die Unterhaltung über das Thema, das uns beiden das interessanteste war, die deutsche Kunst, war von seiner Seite eine Reihe von Besorgnissen, von Befürchtungen, von Klagen. Ihm schien durch die acht und neunundvierziger Jahre ein böser Geist über Kunst und Künstler gekommen, und wie er einerseits eine politisirende Kunst verwarf und überhaupt dem geistigen Einfluß der revolutionären Kämpfe in dieser Richtung abhold war, so sprach er sich auch andererseits sehr deprimirt über die Hemmungen aus, die in solchen Zeiten das materielle Gedeihen der schönen Künste erfahren muß. Polemisirend gegen den ersten Theil seiner Behauptungen, konnte ich ihm den letzten Theil sehr gern zugeben, obschon ich die Störung nur für eine momentane hielt, während er an einen Verfall alles besseren Geschmacks für lange Zeit hinaus glaubte. In solchem Mißmuth hatte auch er seine Augen über den Ocean hinüber nach Amerika gerichtet, wo die mehr stabilen Verhältnisse (so schienen sie damals in der That!) Garantie dafür zu bieten schienen, daß Kunst und Kunstgeschmack dort erwachen und Künstler ein sicheres Feld für ihre Thätigkeit finden würden. Von solchen Voraussetzungen ausgehend hatte er, wie er mir weiter erzählte, sein letztes Gemälde (ein prächtiges acht Fuß langes und zwei und einhalb Fuß hohes Friesbild, den Triumphzug des Königs Wein darstellend) nach New-York geschickt, wo damals die Weltausstellung im Crystallpalaste en vogue war. Er hatte aber über den Erfolg seines Werkes niemals etwas erfahren können, und erbot ich mich daher, da ich mich auf dem Wege dahin befand, ihm darüber die gewünschte Auskunft zu verschaffen.

So war denn auch einer meiner ersten Gänge in der Metropole der neuen Welt jener seltsamen Ausgeburt moderner Architectur zugewandt, die unter dem mährchenhaften Namen „Glaspalast“ schon in den Prachtexemplaren zu London und Paris die alte Welt heimgesucht hatte. Für ein griechisches Auge (und eines solchen theilhaftig zu werden und in seinem Besitze zu bleiben ist Zeitlebens mein Bemühen gewesen) gab es da selbstredend im Aeußern wie im Innern, wenn ich einige plastischen Sachen von oder nach Thorwaldsen ausnehme, nicht viel, und rasch galt daher meine Frage der Gemäldegallerie. Dort oben, hieß es, und eine Treppe ersteigend, fand ich sie denn auch sofort. Die ganze Breite des einen Flügels war von ihr eingenommen, und mein Auge fiel voll auf eine unendlich lange Reihe von Bildern. Aber o Schrecken! Nannte man diese schauerlich mißhandelte Leinwand, diesen in den grellsten Mißtönen gegeneinander schreienden Farbencomplex hier zu Lande denn wirklich Bilder? Und welche Stufe künstlerischer Cultur verrieth die Anordnung, wonach grade die Ehrenplätze in auffälligster Weise von sein sollenden Historienbildern eingenommen wurden, die in ihrem spread eagle Styl und in dem kunterbunten Zusammenwerfen historischer Persönlichkeiten mit seltsam gestalteten Wesen aus der Geisterwelt, das unerhörteste Attentat und die grenzenloseste Persiflage auf alle Kunst und allen Kunstgeschmack überhaupt darstellten! Mein erster Gedanke war schleunige Flucht, aber die

Erinnerung an mein gegebenes Versprechen fesselte mich an den Ort des Schreckens. Mit einer gewissen Todesverachtung schritt ich der langen Reihe gemalter Wachsfiguren entlang, die Augen nach der Decke gerichtet, wo ich mein Friesbild ja natürlich zu suchen hatte. Fielen meine Blicke hie und da etwas tiefer, so sah ich wohl, daß sich mitten unter die Schreckbilder auch manche ganz gute Sachen verirrt hatten, so einige Hasenclevers und andere verdienstvolle Düsseldorfer; aber die Art, wie sie in entsetzlicher Nachbarschaft aufgehängt waren, ließ mich auch in ihrem Anschauen zu keinerlei Genuß kommen. Mein Bild dagegen fand ich gar nicht, und gab endlich, ermüdet und noch mehr deprimirt über meine ersten ästhetischen Erfahrungen in diesem Lande, das Suchen danach auf.

Bei einer spätern Gelegenheit, die mich wieder in den Crystallpalast führte, versuchte ich abermals mein Glück und abermals ohne Erfolg, bis ich endlich bei einem dritten oder vierten Versuche mein Ziel erreichte. Aber wo sollte ich mein Friesbild finden? In der kleinen Seitengallerie, an den Boden gelehnt, das einzige Bild in der ganzen Sammlung, das auf dem Boden stand, während es zugleich das einzige war, das absolut nichts auf dem Boden zu thun hatte.— Solches war in New-York noch vor zehn Jahren möglich, und weder erwartete noch fand ich damals in anderen östlichen und westlichen Plätzen den öffentlichen Geschmack in mehr verfeinertem Zustande. Nirgends Gallerien und Museen, die auch nur entfernt diesen Namen verdienten, nirgends auch bei den reichsten und sonst auf's Luxuriöseste eingerichteten Privaten-Sammlungen, die etwa in engeren Kreisen einen kunstsinnigen Aufschwung hätten anbahnen können. Es war eine der ersten niederschlagenden Beobachtungen im Großen, die ich zwar bald genug auch auf anderen Gebieten machen sollte, und es bedurfte meines ganzen festen Glaubens an die Allgewalt freier Institutionen, um über diese ersten Eindrücke wegzukommen. Es muß und wird bei dem Fortschritte, der hier ja allenthalben regiert, auch darin nach und nach besser werden, sagte ich mir zum Trost, und in der That, besser, viel besser ist es denn doch auch auf ästhetischem Gebiete im letzten Jahrzehnte in Amerika geworden.

Eine zweite Crystallpalast-Gallerie und ein in eine Ecke am Boden gedrücktes Friesbild wäre heutzutage eine Unmöglichkeit in New-York, und wer in den letzten Jahren die frühere Aufermann'sche internationale Gallerie und andere wenigstens mit Geschmack geordnete Sammlungen am Broadway besuchte, dem müssen günstige Vergleichungen nahe genug liegen. Und andere Plätze haben darin in verhältnißmäßiger Weise mit New-York Schritt gehalten. Ganz naturgemäß wurde und wird der steigende Luxus in Canäle gelenkt, die einem nach und nach veredelten Bedürfniß verfeinerte Nahrung zuführen. Meist unbeabsichtigt und unbewußt sind die Wirkungen derartiger Liebhabereien des Capitals, das vielleicht nur eine Mode-Thorheit darin sieht und befolgt, darum nicht weniger eingreifend und bedeutungsvoll für die höhere Cultur. Dem Schaffen eines Marktes für die künstlerischen Waaren folgt nach allgemeinen Gesetzen der Verkehr auf diesem Markte, der Künstler findet neben der Beschäftigung auch bald mehr und mehr

das Verständniß, und dieses wirkt wieder, eine allbelebende Sonne, auf die Entwicklung künstlerischer Naturen im Volke zurück.

Solche Wirkungen sind bereits vielfach ersichtlich, und merkwürdiger Weise ist gerade das Gebiet, das bei dem Künstler wie bei dem Beschauer den höchsten Grad ästhetischer Cultur voraussetzt, hier das quantitativ und selbst qualitativ angebauteste geworden. Wir meinen das Gebiet der Plastik, jener erhabensten der bildenden Künste, die (ungleich der durch dem Verständniß naheliegenden Medien wirkenden Malerei) das Ideal direct darstellt, und so weit selbstredend in all ihrer Herrlichkeit nur dem entwickelten, voller Abstraction fähigen Sinn offenbar werden kann. Sind es die Extreme, die sich auch hier berühren, oder welch' anderer psychologische Proceß liegt hier zu Grunde, daß der realistisch-nüchterne, der praktisch-materielle Amerikaner sich mit Vorliebe jenen hochidealen Gebieten zuwendet, in denen ewige Schönheit und Harmonie ihr hellenisches Scepter schwingen? Ist es vielleicht ein Wink, daß auf diesem wunderbar begünstigten Continent, dem, unbehindert von dem traditionellen Schutt des sogenannten historischen Rechtes, ein politischer Neubau vom Fundament auf gestattet war und ist, auch eine Kunstblüthe sich entfalten soll, die an klassischer Reinheit den matten europäischen Eklekticismus so hoch überragt, wie frische Thatkraft die Gedankenblöße? Es ist bekannt, daß da, wo die strengen Stylgesetze der Sculptur maßgebend geworden sind, auch die Schwesterkünste, namentlich die Malerei, sich in edlen Bahnen zu bewegen pflegen, während ein Vorherrschen malerischer Gesichtspunkte die Sculptur verdirbt. Und so möchte denn allerdings vielleicht die Richtung, die unsere Crawford und Powers, unsere Barbus und Hosmers, wenn auch noch mit tastenden und unsicheren Schritten, eingeschlagen, eine gewisse Gewähr und Bürgschaft dafür sein, daß wir zugleich einer gesunden und edlen Entwicklung der schönen Künste in Amerika entgegen gehen.

Das italienische Mittelalter hat das malerische Ideal geschaffen. Was immer der Pinsel in hochedler Composition, was er in ergreifend dramatischer Darstellung alles Wahren, Schönen und Guten in der Menschennatur zu leisten vermag—Raphael hat es ein für allemal gethan, und unübertrefflich, wo nicht unerreichbar, werden seine Bilder die ewigen Muster für Gegenwart und Zukunft bleiben. So hat auch die Bildhauerkunst, und zwar schon lange, lange vorher, ihren idealsten Ausdruck gefunden. Im klassischen Alterthume, und auch ein- für allemal, war solches geschehen, und wer die Menschenschöne hellenischer Götterbilder, wer die Götterhoheit der Menschengestalten in der griechischen Kunst begriffen, wer sich einmal in den Strahlen gesonnt hat, die z. B. eine Venus von Milo mit ewigem Glanze umweben, der weiß, daß die Plastik ihr Vollkommenstes vor Jahrtausenden unter dem glücklichsten Zusammenwirken historischer, klimatischer und ethnologischer Einflüsse leistete.

Sonach dürften wir also eine originale Kunst, die sich über bereits Erreichtes erhebt, hier nicht erwarten? Sicher nicht, so weit es sich um Malerei und Sculptur handelt, obwohl das obenerwähnte Vorherrschen plastischer Neigungen für beide Künste eine edle und bedeutungsvolle Entwicklung verspricht. Wie aber, wenn der

so geläuterte Kunsttrieb auf die ursprünglichste, die umfassendste der Künste, die Architectur, sich concentriren sollte? Dort giebt es noch einen Idealstyl zu finden, und da gerade die Baukunst es ist, welche, wie keine andere, den Volksgeist in seinem innersten Charakter widerspiegelt, so möchte der humane Cosmopolitismus, dem unser politisches Leben zutreibt, vielleicht hier auch künstlerisch in adäquaten Bauwerken zu Tage treten, deren Schöpfer als Fürst aller Baumeister dereinst gleichberechtigt neben Phidias und Raphael treten könnte. Wenn man bedenkt, daß der griechische Tempel mit all seiner wunderbaren Schönheit doch nur die in ihrer Naivetät einseitige Ausbildung des Hellenenthums repräsentirt, und daß ebenso der gothische Dom nur die Metaphysik des Mittelalters, wenn auch in höchster Verklärung, zum Ausdruck bringt, so wird man wohl den Gedanken der Erreichbarkeit eines architectonischen Ideals gerade auf diesem Boden, wo doch so eben die letzten und höchsten Probleme des Volkslebens ihrer Lösung nahen, nicht absurd schelten dürfen. Die gewaltigen Tunnels, die mächtigen Brücken und sonstigen technischen Bauten einer industriellen Neuzeit haben in ihrer Großartigkeit bereits die Vorbedingungen dazu, wenigstens nach einer Seite hin, gegeben. Man denke sich die gewonnenen Resultate auf Pracht- statt Nutzbauten angewandt, und entsprechend im Lichte einer harmonischen Cultur verklärt, und man wird zugeben müssen, daß der dereinstige Versammlungsplatz der Vertreter des freiesten Volkes auf Erden, daß das Capitol der Zukunft die Krone aller Bauwerke und als Idealgebäude ebenso der Abschluß architectonischer Entwickelung werden kann, wie offenbar alle Phasen menschlichen Ringens auf staatlichem Gebiete in diesem Volke gipfeln wollen.

Wissenschaftliche und literarische Uebersicht.

I. Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Welche Aufschlüsse giebt uns die Geologie über das Alter des Menschengeschlechts? Wie überall, so eröffnet auch hier die wissenschaftliche Forschung unsern Blicken endlose Perspektiven. Wir sind der Mühe überhoben, die von Lyell und Andern gesammelten und unter das Licht der Geologie gestellten Thatsachen übersichtlich zu ordnen, indem Schleiden, den wir in Nachstehendem für uns reden lassen, in der oben (siehe Februarheft) citirten schönen Arbeit den Gegenstand auf's Bündigste zur Erörterung gebracht hat.

„Die Frage,“ sagt Schleiden, „ist die: Wie lange giebt es Menschen auf der Erde? eine Frage, für deren Beantwortung allerdings schon frühe Thatsachen sich dargeboten haben, die man aber immer zurückschob und unbeachtet liegen ließ, weil Vorurtheile der mannichfachsten Art damit in Streit kamen. Das Eine der-

selben muß ich kurz berühren. Es ist das Vorurtheil, welches aus unserem Jugendunterrichte entspringt und lange Zeit auch die Geologen verhindert hat, ihre eignen glänzenden Entdeckungen richtig zu verwerthen. — Die Meinung, als sei die Zeitrechnung, welche man gewöhnlich den Erzählungen des alten Testamentes unterlegt, wirklich in demselben enthalten und habe somit nicht nur wissenschaftliche, sondern geradezu heilige Autorität zu beanspruchen, hat lange Zeit selbst die Männer der Wissenschaft verwirrt, und zu falschen Beurtheilungen der klarsten Thatsachen verführt. — Erst im XII. Jahrhundert fingen die Juden an, sich allgemeiner der Rechnung nach Jahren der Welt zu bedienen und selbst ihre, noch keineswegs über allen Zweifel erhobenen Sagen schieben die erste Aufstellung dieser Zeitrechnung, überhaupt den ersten Versuch, den Erzählungen des alten Testamentes, ihres Widerstrebens ungeachtet, eine feste Chronologie unterzulegen, nicht weiter zurück als bis in die Mitte des IV. Jahrhunderts nach Christo, um welche Zeit der Rabbi Hillel Ben Jehuda zu Tiberias diese neue Chronologie erfunden und aufgestellt haben soll. — Thatsache ist, daß das alte Testament zur Aufstellung einer festen Zeitrechnung überhaupt gar keine Grundlagen darbietet, weil die Juden selbst nie eine Zeitrechnung gehabt hatten. Ist doch in der That das früheste Datum in der ganzen Weltgeschichte, das früheste, welches wirklich wissenschaftlich feststeht, der Beginn der Nabonassarschen Aera 747 vor Chr. Alles was dem vorhergeht, verliert sich sehr bald in vage nur mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthungen, unter denen nur einige Zeitbestimmungen aus der ägyptischen Geschichte, die mit astronomischen Thatsachen in Verbindung gebracht werden können, der Gewißheit ziemlich nahe kommen.

Das unbeachtete Nachwirken des hier erwähnten Vorurtheils war es eben, welches die Geognosten so lange blind machte gegen alle Entdeckungen, wodurch die Existenz der Menschen auf der Erde in Zeiträume versetzt wird, die weit über alle angeblichen Berechnungen von dem Alter der Welt hinausgreifen. — Wenn man die gewöhnlich angegebenen lächerlich kurzen Zeiträume von etwa 6000 Jahren als Maßstab festhielt, so war es allerdings unbegreiflich, wie die großen Veränderungen, von denen die Erde Zeugniß ablegte, ohne unerklärbare plötzliche Revolutionen vor sich gehen, wie der Mensch aus dem Zustande eines sehr rohen Wilden zu den hohen Culturstufen, mit denen wir ihn schon in dem Beginn der Geschichte auftreten sehen, sich hinauf bilden konnte. Zum Glück sind wir aber jetzt im Stande, das alte Vorurtheil in einer solchen Weise zu durchbrechen, daß es seinen ganzen Einfluß verlieren muß. — Wenn man mit der Erscheinung des Menschen auf der Erde nothwendig auf wenigstens 100,000 Jahre zurückgewiesen wird, so bedarf es keiner Entschuldigung mehr, wenn man die allmähliche Entwicklung der Erde selbst nach vielen Millionen von Jahren abzumessen versucht.

Es ist nun an sich klar und bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung, von wie weitgreifendem Einflusse es auf die Behandlung der verschiedensten, kaum damit irgendwie verwandt scheinenden Disciplinen sein muß, wenn man nachweisen kann, daß das Alter des Menschengeschlechts so lange Zeiträume umfaßt, daß dieselben für die langsamen Entwicklungen aus einem rohen, fast thierischen Zustande durch ganz kleine erst allmählich in Jahrtausenden sich summirende Fortschritte zu höheren Culturstufen genügenden Raum gewähren. — Nicht nur die Ansichten der systematischen Naturgeschichte, sondern auch die der Physiologie, der Ethnographie, der Linguistik und vieler anderer Wissenschaften werden nach und nach den tiefgreifenden Einfluß dieser neuen Entdeckungen erfahren. Diese Wichtigkeit läßt es denn auch gerechtfertigt erscheinen, wenn ich hier über die dahineinschlagenden Entdeckungen einen etwas ausführlicheren Bericht erstatte, indem ich dabei vorzugsweise an das eben erschienene schon oben erwähnte Werk des berühmten englischen Geognosten Sir Charles Lyell anknüpfe.

Im Jahre 1838 sprach es der Archäolog Boucher de Perthes in seinem Buche, De la création, essai sur l'origine et la progression des êtres, zuerst ganz bestimmt aus: "Que tôt ou tard on finirait par trouver dans le diluvium à défaut des fossiles humains des traces d'hommes antédiluviens." — Dieser seiner Ueberzeugung folgend, durchforschte er mit unermüdlichem Fleiße alle Diluvialgebilde, die ihm geeignet schienen, dergleichen Spuren früherer Menschen zu umschließen und fand endlich in den Steinbrüchen im Sommethal in der Nähe von Amiens den Lohn seines Eifers. Seine Entdeckungen stellte er dann 1847 in seinen „Antiquités celtiques et antédiluviennes" zusammen, denen er 1857 noch einen zweiten Band folgen ließ. In beiden Bänden theilte er zahlreiche Abbildungen der gefundenen Kunstprodukte, namentlich aus Feuerstein gearbeitete Beile, Lanzen- und Pfeilspitzen, Messer und dergleichen mit. Seine Entdeckungen wurden anfänglich mit kindischem Lachen, dann mit Zweifel und Widerspruch aufgenommen. Er verlor aber nicht den Muth; alle Einwürfe widerlegend, zwang er endlich die Geognosten, von der Sache Kenntniß zu nehmen; die Fundorte wurden von den ausgezeichnetsten Männern der Wissenschaft genau untersucht, die Entdeckungen und die Richtigkeit der daraus gezogenen Schlüsse bestätigt und endlich der Satz in der Wissenschaft zugelassen, daß in einer undenklich frühen Zeit zusammen mit Mammuth, Rhinoceros, Höhlenlöwen, Höhlenhyänen, Höhlenbären und anderen einer längst vergangenen Periode der Erdbildung angehörigen, lange vor der ältesten Sagenzeit ausgestorbenen Thierarten auch der Mensch schon Bewohner der Erde gewesen sei. Wenn vor Boucher de Perthes Niemand einem solchen Gedanken hatte Raum geben wollen, so wurden jetzt von allen Seiten ähnliche Thatsachen bekannt gemacht oder früher schon entdeckte, aber unbeachtet gebliebene Erscheinungen aus der Nacht der Vergessenheit hervorgezogen. Gegenwärtig sind schon gegen 35 bis 40 solcher Beobachtungen bekannt geworden, deren älteste sogar bis auf das Jahr 1715 zurückgeht, Beobachtungen, welche sich auf die verschiedensten Oertlichkeiten, Aegypten, Sicilien und Sardinien, die Pyrenäen, das mittlere Frankreich, das Seine-, Oise- und Sommethal, die Schweiz, den Rhein, Dänemark, ganz England und Schottland, Brasilien, Florida, das Mississippi- und Ohiogebiet beziehen. Nach diesen sämmtlichen Entdeckungen zusammengenommen kann man die Anwesenheit der Menschen auf der Erde schon gegenwärtig auf weit über 100,000 Jahre zurückdatiren und doch stehen wir jedenfalls erst im allerersten Anfang und keineswegs am Ende der Entdeckungen.

Um die Sache dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen, will ich zunächst eine Uebersicht der allmählichen Entwickelung der Erdoberfläche und ihrer Perioden geben und dann die wichtigeren der gemachten Entdeckungen in diese Perioden einreihen. Bestimmte Gebirgsarten, die wir nach den in ihnen enthaltenen Versteinerungen als gleichzeitig erkennen, nennen wir Formationen; eine Reihe solcher Formationen, die durch gewisse Charaktere als näher verwandt sich zeigen, nennen wir Perioden, und mehrere Perioden können wir noch wieder als Epochen zusammenfassen. — Wenn die älteste Epoche so eigenthümliche Pflanzen und Thierformen darbietet, daß kaum irgend eine Beziehung derselben auf die jetzt um uns lebenden gefunden werden kann, so zeigt die zweite Epoche eine allmähliche Verähnlichung mit unserer Jetztwelt, aber erst in der dritten Epoche treten nach und nach anfänglich in geringer Artenzahl, dann allmählich immer häufiger Thier- und Pflanzenarten auf, die sich auch noch jetzt lebendig auf der Erde finden. Die älteste Epoche oder die Paläozoische umfaßt fünf Perioden mit neun Formationen; die Secundäre oder Mesozoische Epoche drei Perioden mit achtzehn Formationen, endlich die Tertiäre oder Känozoische Epoche drei Perioden mit sieben Formationen. Auf diese vierunddreißig Formationen folgen dann noch zwei, welche man als die vierte oder Quartäre Epoche zusammenfaßt; die

älteste dieser letzten Formationen bezeichnet man als die Postpliocäne, sie enthält zwar keine Muscheln mehr, die nicht auch jetzt noch lebend auf der Erde gefunden würden, aber dagegen sehr viele eigenthümliche jetzt längst ausgestorbene Säugethierarten, Elephanten-, (Mammuth) Rhinoceros-, Löwen-, Hyänen-, Bärenarten, Mastodonten und andere. Die jüngste Formation endlich, welche man als Neuzeit bezeichnet, bietet uns ausschließlich nur noch jetzt lebende Organismen aus allen Lebenskreisen dar. — Die postpliocäne Formation bezeichnete man früher auch wohl als Diluvium und die Neuzeit als Alluvium, beides sehr schlecht gewählte und daher mit Recht von den neueren Geognosten beseitigte Ausdrücke. Bestimmt kann man nachweisen, daß im Anfang der postpliocänen Formation Europa eine von der jetzigen ganz verschiedene geographische Gestaltung und in Folge dessen manche höchst eigenthümliche physikalische Erscheinungen dargeboten hat.

Am Ende der Tertiärperiode war die große Sahara, wie die Bohrversuche von Laurent bewiesen haben, ein Meeresbecken, dagegen hingen nach den Untersuchungen von Heer und Anderen das nordwestliche Afrika, die Azoren und Portugal mit dem südöstlichen Nordamerika in einem großen Continent zusammen, woraus sich die Uebereinstimmung der Flora und Fauna der genannten Länder am Ende der Tertiärepoche erklärt.—Das erste Verhältniß, ein Meeresbecken statt einer glühenden Sandwüste, hatte zur Folge, daß es für Europa keinen gegenwärtig aus der Sahara kommenden heißen, gletscherschmelzenden Föhnwind gab; das zweite schloß den die ganze Westküste von Europa erwärmenden Golfstrom vom nördlichen atlantischen Ocean ab. Der Golfstrom lief vielmehr durch das Gebiet des jetzigen Mississippi gerade nach Norden und brachte seinen erwärmenden Einfluß in die amerikanischen Polargegenden, wovon sich die letzten Spuren wahrscheinlich erst im Beginn der historischen Zeit verloren haben, da sich die großen norwegischen und isländischen Colonien auf Grönland im 9. und 10. Jahrhundert nicht füglich denken lassen, wenn das Klima jener Gegenden nicht bedeutend milder als gegenwärtig gewesen wäre. In Folge dieser ganz verschiedenen Vertheilung von Land und Meer, von Wärme und Kälte, war Europa im Beginne der postpliocänen Periode viel rauher als jetzt und zeigte eine Ausdehnung der Gletscher und eine Anhäufung von Eis, die für diese Zeit den Namen der Eiszeit bei den Geognosten in Aufnahme gebracht haben. Man darf dies aber nicht so verstehen, wie es anfänglich auch wohl von Männern der Wissenschaft aufgefaßt worden ist, als ob es eine Zeit gegeben habe, in welcher die ganze Erdoberfläche im Eise erstarrt gewesen wäre, vielmehr, wie es niemals eine die ganze Erde bedeckende Fluth, wohl aber zu verschiedenen Zeiten auf jedem beschränktern Theil der Oberfläche solche Bedeckungen des Bodens mit Wasser gab, so wurde auch die Temperatur-Erniedrigung, die das Wachsen der Gletscher in einem Gebirgssystem hervorrief, durch eine erhöhte Temperatur in anderen Regionen wieder ausgeglichen; mit dieser Warnung können wir nun immerhin aussprechen, daß fast jeder Theil der Erdoberfläche einmal seine Eiszeit erlebt hat.—Die Geographie des nördlichen Europa war nun folgende:

Anfänglich bedeckte Meer fast den ganzen nördlichen Theil von Finnland, durch die Ostsee-Provinzen, das nördliche Deutschland bis Dünkerken und ebenso Großbritannien mit Ausnahme eines schmalen südlichen Streifens und der höchsten Gebirgspunkte, die als Inseln aus dem Meere hervorragten. Gleichzeitig war nur der mittlere höchste Theil von Skandinavien frei vom Meere und gerade wie gegenwärtig Grönland ganz in Eis gehüllt. In dieser Zeit trugen die sich ablösenden Eisberge und Eisinseln Schutt, große und kleine Blöcke skandinavischer Felsen über das Meer nach Osten, Süden und Westen und wo das Eis strandete und in der südlichern Luft schmolz, fielen jener Schutt, jene Felsblöcke auf den Meeresboden. Darauf folgte eine Zeit, in welcher sich der Boden allmälig hob

und zwar bis zu einem solchen Niveau, daß England und Frankreich in feste Landverbindung gesetzt und einen großen Theil der Nordsee trocken gelegt wurde. In dieser Zeit breiteten sich denn auch nordfranzösische und deutsche Pflanzen und Thiere über England aus. Gerade in dieser Periode dehnten sich die Gletscher in Tirol, der Schweiz, Frankreich und Großbritannien von den viel höheren und daher viel kälteren Bergen zu einem Umfange aus, von dem uns jetzt nur noch die Schliffe und Schrunden auf den Felsen, die alten noch erkennbaren Moränen und Gufferlinien Nachricht geben. Diese Gletscher, mit ihren gewaltigen schweren Massen auf den felsigen Unterlagen sich fortschiebend, rieben von denselben, wie das auch noch jetzt geschieht, eine große Masse des feinsten Staubes ab, die dann von Bächen und Flüssen fortgeschwemmt, in den Ebenen, wo die letzteren sich ausbreiteten, abgelagert wurde und so die eigenthümlichen oft mächtigen Schichten bildete, welche von den Geognosten als Löß bezeichnet werden. Nun erst trat wieder eine allmäliche Senkung ein, welche England und Frankreich von einander trennte und die Nordsee wieder als Meer herstellte. Ich habe in Vorstehendem nur die großen Hauptzüge jener Periode charakterisirt, während zeitweilig und an verschiedenen Orten untergeordnetere Hebungen und Senkungen noch vielfach mit einander gewechselt haben müssen. Man wird aber nur durch diese gewaltigen Veränderungen in der geographischen Vertheilung von Land und Meer und den mannichfachen dadurch bedingten klimatischen Veränderungen eine etwas anschaulichere Vorstellung davon erhalten, welche unendlich lange Zeiträume nöthig gewesen sind, um alle diese Erscheinungen entstehen und vergehen zu lassen. Aehnliche Bewegungen der Erdoberfläche, wie die erwähnten, haben zu allen Zeiten stattgefunden und langsam, aber in Zeiträumen von Hunderttausend und mehr Jahren, die Geographie der Erde umgestaltet. Aehnliche Bewegungen sind aber auch an den verschiedensten Orten innerhalb der streng historischen Zeit vor sich gegangen oder greifen noch jetzt auf der Erde unter unseren Augen Platz, so z. B. die bekannte, schon von Celsius erkannte Bewegung, durch welche die ganze Ostküste von Schweden, schneller im Norden, langsamer im Süden; aus dem Finnischen Meerbusen hervorgehoben wird. Da wir diese letztere Bewegung in genügend langen Zeiträumen beobachten und mit Meßinstrumenten controliren konnten, um von derselben ein mittleres Maß der Hebung oder Senkung abzuleiten, so gewinnen wir dadurch einen Anhalt zur Berechnung geognostischer Perioden, indem uns die Umgebung von Stockholm auf eine Niveau-Veränderung von 1 Fuß im Jahrhundert hinführt. Ein anderes Beispiel bietet uns die Grenze zwischen Schottland und England dar, wo seit der Errichtung der sogenannten Pictenmauer unter Hadrian sich das Land um etwa 20 Fuß gehoben hat. Daraus ließe sich ein mittlerer Werth der Niveau-Veränderungen von etwa 1½ Fuß für das Jahrhundert ableiten. Wenn wir nun in England und Schottland Beweise finden, daß sich der Boden innerhalb der eigentlichen Neuzeit im Ganzen um 600 Fuß gehoben habe, so setzt das schon einen Zeitraum von 40,000 Jahren voraus. Indeß führe ich dieses hier nur an, um an einem einzelnen Beispiele dem Laien verständlich zu machen, auf welche Weise der Geognost zur Bestimmung der Zeiten, in denen ein Ereigniß stattfand, gelangt. Natürlich ist die Berechnung für jede einzelne Oertlichkeit, für jede einzelne Erscheinung immer nach den besonderen Umständen und Erwägungen eine sehr verschiedene, beruht aber immer auf ebenso sicheren, ja meistentheils noch sichereren Grundlagen als die Angaben der Historiker für Ereignisse, die auch nur einigermaßen weit in der Geschichte zurückliegen.— Auf diese Weise können wir nun feststellen, daß die Formation der Neuzeit zum allerwenigsten einen Zeitraum von 100,000 Jahren und die postpliocäne Formation jedenfalls einen ebenso langen oder noch längeren umfaßt, daß wir daher schon mit den letzten Formationen der tertiären Epoche in Zeiten, die mehr als 300,000 Jahre hinter der Gegenwart zurückliegen, eingeführt werden.

Ich gehe nun zu einer etwas genaueren Darstellung der wichtigsten der oben erwähnten Entdeckungen über und zwar will ich dieselben nach ihrem Alter in drei Gruppen ordnen; die ersten, welche noch den Menschen in der Neuzeit, in den uns vertrauten Umgebungen betrachten, die zweiten, welche das Vorhandensein des Menschen in der zweiten Hälfte der Postpliocän-Formation als Zeitgenossen des Mammuth und Rhinoceros darthun und endlich die dritten, die ihn als gleichzeitig mit den mächtigen Gletscher-Entwicklungen der älteren postpliocänen Formation, der sogenannten Eiszeit, erscheinen lassen.

Die ersten interessanten Thatsachen bieten uns die Torfmoore der dänischen Inseln und die an ihren Ostküsten sich findenden oft zwei Millionen Cubikfuß umfassenden Bänke von Austern- und anderen Muschelschalen, Knochenresten, Steinwaffen und dergleichen, welche die Dänen Kjökken-Möddings („Küchenkehricht") nennen. Die Untersuchungen dieser Acten der Vergangenheit erzählen uns die Geschichte einer Bevölkerung, welche vor wenigstens 10,000 Jahren in diesen Gegenden unter mächtigen Kiefernwäldern, eine Baumart, die jetzt aus Skandinavien verschwunden ist, von Jagd und Fischfang lebte. Die Bearbeitung dieser Entdeckungen verdanken wir hauptsächlich dem Dr. Steenstrup, Dr. Busch und einigen Anderen.

An diese eben erwähnten Funde schließen sich sehr eng die viel interessanteren an, mit denen uns seit 1858 durch eine Reihe von Aufsätzen in den Akten der Züricher antiquarischen Gesellschaft, sowie in selbstständigen Werken Keller und Rütimeyer bekannt gemacht haben. Man fand nämlich zuerst in dem trocknen Winter von 1853 bis 54 im Züricher See bei Meilen, später in fast allen übrigen schweizer Seen die Reste von Pfahlbauten (auf Platformen im Wasser errichteten Wohnungen), wie sie schon in ältester Zeit von Herodot bei einem thrakischen Stamme, der im See Prasias im heutigen Rumelien seine Wohnsitze aufgeschlagen hatte, 520 vor Chr. beschrieben worden sind. Zugleich umschloß der Schlamm der schweizer Seen zahlreiche Knochenreste, Stein-, Bronce- und Eisenwaffen, Töpfergeschirr, Kähne u. dgl. m.—Die genauere Durchforschung dieser Reste führte zu einer ganzen Geschichte dieser Pfahlbauten-Bewohner, die wohl auch über 10,000 Jahre zurückreicht und sich kurz so wiedergeben läßt. Die ersten Gründer dieser Pfahlbauten kamen aus Asien, von woher sie noch Steinwaffen aus Beilstein, der in Europa nicht gefunden wird, mitbrachten. Sie wurden von anderen, wahrscheinlich iberischen Stämmen verdrängt und diese mußten wieder den Kelten der ächten Broncezeit weichen. Von diesen wissen wir durch Meyer, daß sie noch 1500 Jahre vor Chr. von Kleinasien bis zum Westen Europa's sehr verbreitet waren. — Den Kelten folgten jüngere Stämme, die bereits Eisenwaffen führten und etwa 200 Jahre vor Chr. zur Zeit der griechischen Besitzungen in Marseille, aus welcher Zeit einige Münzen gefunden wurden, diese Pfahlbauten verließen, die dann verfielen und vergessen wurden, so daß Cäsar schon keine Kunde mehr von ihnen erhielt. Man unterscheidet hier deutlich ein Zeitalter der rohen, nur durch Absplittern geformten und ein anderes der sorgfältig durch Schleifen geglätteten Steinwaffen. Beide gehen der Zeit der iberischen und der diese verdrängenden keltischen Stämme vorher, denn diese beiden haben in ihrer Sprache das Wort für Erz aus derselben Wurzel wie in alten indo-germanischen Sprachen abgeleitet. Bei den Basken (Iberern) findet sich "urraida," bei den Iren, Wallisern u. s. w. (Kelten) "jaran," "hajarn," "houarn" u. s. w. —Die iberische und keltische Zeit charakterisiren sich in jenen Resten durch eine rohere und eine feinere, zierlichere Bearbeitung der Bronce-Waffen, worauf denn endlich die Stämme mit Eisenwaffen, wohl die ältesten teutonischen folgten. Auch in der Lebensart und den Nahrungsmitteln giebt sich ein solcher periodischer Fortschritt vom roheren zum civilisirten Zustande zu erkennen.

Eine weitere interessante Entdeckung wurde durch die von Horner, dem Präsidenten der geologischen Gesellschaft in London, veranlaßten systematischen Bohrungen im Nilthal herbeigeführt. Dieselben brachten aus Tiefen von 60 und 72 Fuß Bruchstücke von ägyptischem Töpfergeschirr herauf. Da wir nun durch Girard's und Rocière's gründliche Untersuchungen belehrt, die säculare Erhöhung des Bodens durch den jährlich abgelagerten Nilschlamm im Mittel zu etwa 5½ Zoll annehmen dürfen, so haben wir hier einen Beweis, daß die ägyptische Cultur im Nilthal schon wenigstens 24,000 Jahre alt ist, daß also die immer für fabelhaft angesehenen Angaben Manetho's über das Zeitalter der ersten Dynastieen vielleicht nichts weniger als übertrieben sind.

Noch weiter in der Zeit zurück werden wir aber durch die interessanten Bohrungen im Delta des Mississippi geführt, von denen uns Dr. Bennet-Dowler in seinem Werke über New-Orleans ausführliche Nachrichten mitgetheilt hat. Nach den sehr umsichtigen Untersuchungen dieses Forschers, der alle auf die Bildung des Mississippi-Delta's von Einfluß seienden Verhältnisse sorgfältig erwogen hat, ist zur Bildung dieses Delta's ein Zeitraum von mindestens 258,000 Jahren erforderlich gewesen und die Menschenknochen, die man aus einer sehr bedeutenden Tiefe heraufbrachte, dürfen ein Alter von wenigstens 57,000 Jahren beanspruchen.

Endlich erwähne ich noch der beim Graben des Södertelge-Canals, der den Mälarsee mit dem Finnischen Meerbusen verbindet, 64 Fuß unter der Oberfläche des Bodens gefundenen Fischerhütte, in deren Flur man eine Art von Heerd, Holzkohlen und Reisigbündel fand. Wir kennen den gegenwärtigen Betrag der Niveau-Veränderungen der schwedischen Ostküste sehr genau. Lyell hat sie für die hier in Betracht kommende Umgegend von Stockholm auf 10 Zoll für das Jahrhundert berechnet. — Zugleich hat er eine vorhergehende Senkung, wodurch eben jene Hütte mit Meeressand und Meeresmuscheln bedeckt wurde, nachgewiesen, die für die Umgebung von Stockholm wenigstens 400 Fuß unter den jetzigen Spiegel der Ostsee betragen haben muß, auf welche Senkung erst die jetzige Hebung folgte. Die sämmtlichen hier in Betracht kommenden Verhältnisse beweisen, daß die Senkung wie die darauf folgende Hebung ganz ruhig und stetig, wie es noch jetzt geschieht, ohne gewaltsame Revolutionen und Störungen vor sich gegangen sind, und daß beide Bewegungen, die nach Unten und nach Oben, durchaus der Neuzeit angehören. Beide Bewegungen zusammen zu 800 Fuß angenommen, ergeben also nach dem obigen Maßstab einen Zeitraum von 70—80,000 Jahren, der wenigstens vergangen sein muß, seit Fischer jene Hütte am Strande der Ostsee erbauten.

Ich könnte hier die Beispiele leicht vermehren, die von mir mitgetheilten genügen aber schon vollkommen, um die Gegenwart der Menschen auf der Erde in der ganzen Neuzeit, also in einem Zeitraume von wenigstens 100,000 Jahren zu erweisen. Ich wende mich deshalb lieber zu den Thatsachen, welche für eine noch viel frühere Existenz des Menschen auf der Erde sprechen.

Wir werden hier in die eigentlich postpliocäne Formation hineingeführt, in eine Periode unserer Erde, in der Elephanten (Mammuth), Rhinoceros, Höhlen-Löwen, -Hyänen und -Bären das mittlere und nördliche Europa belebten, der Mensch auf dieselben Jagd machte, ihr Fleisch verzehrte, ihre Knochen aufschlug, um sich des Markes zu bemächtigen und dann von den größeren und härteren Stücken sich Lanzen- und Pfeilspitzen zu neuen Jagdabenteuern schnitzte, wobei er rohe Steinmesser benutzte, die ebenso unkünstlerisch geformt waren als die von ihm benutzten steinernen Beile und Streitäxte.

Schon 1715 hatte man in dem sogenannten Londoner Thon, einem Gliede der postpliocänen Formation, zwischen den Knochen untergegangener Thiere eine steinerne Axt gefunden, diesen Fund aber als völlig gleichgültig und werthlos bei

Seite gelegt und vergessen. Nicht besser ging es den Entdeckungen von Frere in Suffolk (1801), von Tournal im Departement de l'Aube (1828) und von Christol bei Nismes (1829). Auch die schönen Funde von Dr. Schmerling, der in den Knochenhöhlen von Engis und Engihoul bei Lüttich (1831—33) viele Menschenknochen und fast ganz erhaltene Schädel fand, wurden nicht einmal von ihm selbst ihrem wahren Werthe nach gewürdigt und von den Geognosten, wie selbst Lyell jetzt zugesteht, mit sehr ungerechtfertigter Gleichgültigkeit unbeachtet gelassen.

Erst die, wie schon Eingangs erwähnt, anfänglich geradezu verlachten Untersuchungen von Boucher de Perthes brachen endlich für diese neuen Anschauungsweisen Bahn. Die neuen Entdeckungen und die Wiederaufnahme älterer Untersuchungen folgten sich schnell und alte wurden nun in der richtigen Weise verwerthet. So zeigte sich, daß das ganze mittlere wie nördliche Frankreich, so wie das südliche England in den massenhaften Kieselgeschieben und Thonlagern, welche bald nach der Eiszeit abgelagert wurden und die man gewöhnlich Diluvialgebilde nennt, überall in Gesellschaft mit den schon vor unserer neuesten Erdbildungsperiode untergegangenen Thieren auch Menschenknochen oder menschliche Kunstprodukte umschließe. Aber derartige Entdeckungen blieben keineswegs auf die genannten Länder beschränkt. Sicilien, Sardinien, die Pyrenäen wie das Ohiothal stellten ihr Contingent zu diesen längst untergegangenen Völkerschaften, deren Lebenszeit jedenfalls noch weit über 100,000 Jahre hinter uns liegt.

Ich will nur auf einen dieser Funde etwas näher eingehen, da sich an denselben einige ganz interessante Betrachtungen anknüpfen lassen, die ich, wenn auch nicht ausführen, doch andeuten will.

Im Jahre 1852 untersuchte ein Arbeiter bei Aurignac im Departement der Haute Garonne einen Kaninchenbau und zog zu seiner Ueberraschung aus der Tiefe desselben einen der längeren Knochen eines Menschen hervor. Aus Neugier räumte er die lockere Erde am Abhange des Hügels fort und stand nach der Arbeit von einigen Stunden vor einer großen schweren, den Eingang in eine Felsenhöhle verschließenden Steinplatte. Nach Entfernung derselben fand er einen Raum 7 — 8 Fuß hoch, etwa 10 Fuß breit und 7 Fuß tief zum großen Theil mit Knochen gefüllt, von denen er sogleich zwei Schädel als menschliche erkannte. Die Kunde davon verbreitete sich schnell und Dr. med. Amiel in Amiens, dessen Name nur wegen seiner rohen Unwissenheit und Bildungslosigkeit, die aber bekanntlich in Frankreich nicht selten ist, aufbewahrt zu werden verdient, ließ alle diese Knochen sorgfältig sammeln und aufs neue auf dem Gemeinde-Kirchhof christlich bestatten. — Der Herr Doctor medicinae hatte indeß wenigstens soviel anatomische Kenntnisse, daß er sich klar machte, er habe nahebei die sämmtlichen Knochen von ohngefähr 17 männlichen und weiblichen Skeleten sehr verschiedenen Alters und im ganzen von sehr kleiner Statur vor sich. Das ist aber leider auch alles, was wir von diesen Skeleten wissen, denn als acht Jahre später die Angelegenheit zufällig zur Kenntniß wissenschaftlich gebildeter Männer kam, hatte man leider auch den Ort, wo diese Skelete auf dem Kirchhofe begraben waren, ganz und gar vergessen. Es war der Geognost Lartet, der zu der erwähnten Zeit Aurignac besuchte und natürlich sogleich eine sorgfältige wissenschaftliche Untersuchung vornahm. Die Resultate derselben sind kurz folgende.

Die Höhle war eine regelmäßige Begräbnißstätte. Lartet fand darin noch einige übersehene Menschenknochen, ein Muschelhalsband nebst einigen anderen Schmucksachen von Knochen, ein ganz neues, noch ungebrauchtes Feuersteinmesser, einige Zähne von Höhlenbären und Eber- und viele andere Thierknochen, die offenbar als ganze Thiere mit den Menschen begraben waren, da die sämmtlichen Knochen z. B. die eines Höhlenbären unzerstreut und im natürlichen Zusammenhange des Skeletes neben einander lagen, auch keiner zerschlagen oder benagt gefunden wurde. Vor dem Eingang in die Höhle zeigte sich dagegen ein ganz

16

anderer Schauplatz. Hier war ein flacher Heerd von Sandsteinen gebaut, die sichtbare Spuren der Einwirkung des Feuers zeigten. Darüber lag eine starke Schicht Erde untermischt mit Holzkohlen, vielen gebrauchten Feuersteinwaffen, wie Messer, Schleudersteine, Pfeilspitzen und dergleichen; ferner fand sich dazwischen eine große Anzahl von Thierknochen zerstreut und darunter namentlich die vom Höhlenbären, Höhlenlöwen, von der Höhlenhyäne, vom Mammuth, dem sibirischen Rhinoceros, dem irländischen Riesenhirsch, dem Rennthier und so weiter. Die meisten dieser Knochen waren mit Steinmessern abgeschabt, einige offenbar am Feuer geröstet, die markführenden alle aufgeschlagen, um das Mark herauszuziehen. — Unzweifelhaft waren hier vor der Grabstätte Todtenfeste und Schmäuße gefeiert. Der Platz wurde dann später wohl von Raubthieren besucht, um sich der Ueberbleibsel zu bemächtigen, wahrscheinlich besonders von der Höhlenhyäne, denn viele der übriggebliebenen Knochen waren deutlich benagt und die weicheren Enden abgefressen.

Außer manchen anderen Betrachtungen, zu denen dieser Fund auffordert, sind es besonders folgende, die von Wichtigkeit erscheinen. So hoch wir auch das Alter dieser Menschen hinaufrücken müssen, so waren dieselben doch schon bis zu einem solchen Grade der Cultur entwickelt, daß sie ihre Todten regelmäßig und mit gewissen Feierlichkeiten begruben und ihr Andenken durch Todtenfeste ehrten. Noch bedeutender ist aber, daß sie ihre Todten mit ganzen Jagdthieren, mit Schmuck und mit neuen Waffen versorgten, was auf eine, wenn auch noch so rohe Vorstellung von einem zukünftigen Leben, etwa wie die „glücklichen Jagdgründe“ der nordamerikanischen Indianer hindeutet und lebhaft an Schillers „Nadowessische Todtenklage“ erinnert:

„Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Todtenklag' !
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unter's Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang;

Auch das Messer scharf geschliffen“....

Aber auch hier können wir noch nicht abbrechen, denn nach dem, was oben über die Entstehung des Löß, jener eigenthümlichen feinen Thonart der europäischen Niederungen gesagt worden ist, müssen wir uns an den Gedanken gewöhnen, die Zeit unserer Vorfahren auf der Erde noch viel weiter hinaufzurücken, da Menschenknochen zusammen mit ächten (nicht wollhaarigen) Elephanten schon 1815—23 in dem Löß bei Mästricht aufgefunden worden sind. Und in der That möchte es gut sein sich vorläufig mit diesem Gedanken vertraut zu machen, denn allem Anscheine nach stehen wir erst am Anfange, aber noch lange nicht am Ende der Entdeckungen. Auch Cuvier sprach noch 1830 sein Erstaunen darüber aus, daß in den tertiären Formationen noch keine fossilen Affen gefunden seien und in der That blieb es lange ein Glaubenssatz bei den Geognosten, daß die Affen ganz und gar der allerneuesten Erdbildung angehörig seien. Fünf Jahre nach Cuvier's Tode 1837 wurden fast gleichzeitig in Europa und Brasilien die ersten fossilen Affen der Tertiärzeit entdeckt und jetzt kennt man allein in Europa schon sechs Arten derselben. Es ist nicht nur nicht unwahrscheinlich, sondern im Gegentheil fast mit Gewißheit vorauszusagen, daß über kurz oder lang auch Menschenformen, vielleicht von den bis jetzt gefundenen in manchen Punkten abweichend in den ter-

tiären Schichten entdeckt werden und dann dürften wir mit der Annahme von 300,000 Jahren kaum das Zeitalter ihres Lebens erreichen.

In Bezug auf diesen letzten Punkt will ich noch eine interessante Thatsache hervorheben, auf die zuerst Ami Boué aufmerksam gemacht hat. Bekanntlich haben wir in der sogenannten alten Welt drei große ganz scharf geschiedene Typen der Menschheit oder Rassen, die weiße oder Indo-atlantische, die schwarze oder Negerrasse und die gelbe oder Mongolische Rasse. Die Vertheilung dieser drei Rassen auf der Erde, zumal, wenn wir an den Anfang unserer Geschichte und Sage zurückgehen, ehe Kriege und Wanderungen die Menschen so sehr durcheinander geschüttelt hatten, bietet nun eine ganz eigenthümliche Erscheinung dar. Ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die Geographie von Europa und Afrika und wie ich jetzt noch hinzufügen will auch von Asien eine durchaus andere war. Zwei große Meeresbecken, die jetzt als Wüsten sich darstellen, durchsetzten die damals bestehenden Continente. Der Nordrand von Afrika war mit Europa vielfach durch festes Land verbunden, was wir mit Sicherheit für den westlichen Theil und für Sizilien zwischen Marsala und Cap Bon wissen. Aber vom südlichen Afrika war dieser Landstrich durch das große Meer getrennt, dessen gehobener Boden jetzt in fast ununterbrochenem Zuge von der Westküste Afrika's bis an den Fuß des Hymalaya's sich erstreckt. Keine Sage und kein natürliches Denkmal deutet an, daß jemals am Nordende dieses Meeres Negerstämme gehaust hätten, während wir dieselben am Südrande bis in die südlichen Theile von Ostindien verfolgen können. Am Nordrande dieses Meeres und selbst in Afrika finden wir seit den ältesten Zeiten immer nur Völker der weißen Rasse ansäßig. In ähnlicher Weise bilden aber auch in Asien die ehemaligen der Tertiärepoche angehörigen Meeresbecken von Tübet, der Wüste Gobi nach Süden und Osten die Grenze zwischen der weißen Rasse und der Mongolischen. Diese seltsame Trennung der Hauptrassen, nicht durch die gegenwärtigen Meere, sondern durch die Meere der Tertiärzeit giebt einen starken Wahrscheinlichkeitsgrund dafür, daß diese drei Rassen schon in der Tertiärzeit existirt haben.

Den größten Theil der Thatsachen, welche sich auf die frühere, vorhistorische Gegenwart der Menschen auf der Erde beziehen, hat Lyell in dem Eingangs erwähnten Werke zusammengestellt, mit der strengsten Kritik und der sorgfältigsten Umsicht geprüft und damit einen augenblicklichen Abschluß in dieser Lehre erreicht, dessen Resultate ich im Vorstehenden übersichtlich zusammengestellt habe."

So weit Schleiden. Es wäre noch hinzuzufügen, daß auch die Ethnologie und die vergleichende Sprachforschung sich des hier besprochenen archäologischen und geognostischen Befundes bemächtigt, und die Thatsachen für ihre Zwecke verarbeitet haben. So z. B. suchen die Ethnologen nachzuweisen, die Lappen und Finnen unserer Tage seien als Nachkömmlinge und Stammhalter der oben erwähnten Pfahlbauer zu betrachten u. s. w., u. s. w. Das Alles ist aber so sehr bloße Muthmaßung, daß Endgültiges darüber wohl einer Zeit vorbehalten sein muß, wo auch die vergleichende Physiologie in's Dunkel unserer vorhistorischen Vergangenheit ihre Fackel tragen wird.

J. B. St.

II. Literatur.

(Fortsetzung.)

Von den Sonetten Pollhammers spricht uns das folgende sehr an:

Der Fischer.

Es war vor langer Zeit ein Fischerknabe,
Ihn sahen seine Nachbarn Morgens immer
Zum Meere wandern mit dem Angelstabe
Und wiederkehren in des Abends Schimmer.

Doch einstens zog er aus und kehrte nimmer;
Sie wähnten ihn versenkt im Flutbengrabe
Und theilten trauernd seine kleine Habe,
Die Angeln, Netze, wie der Muscheln Flimmer.

Nach Jahren kam er als ein Mann gegangen;
Sie sah'n wie sonst ihn, nur mit bleichen Wangen
Und trübem Blick, zum Meere niedersteigen.

Und forschten fragend sie um sein Beginnen,
Sprach er vor sich in langem, düstrem Sinnen:
„Ich hab' die Welt gesehn," — und sank in Schweigen.

Im Ganzen finden wir nicht viele Gedichte von Bedeutung; es scheint uns, als ob wenigstens jener fromme himmelnde Ton, der zur Zeit der Reaktion von 1849—51 die deutsche Lyrik durchwehte und einen Poetaster, wie Redwitz, den Verfasser der „Amaranth" berühmt machen konnte, verschwunden sei; für diesen Fortschritt können die guten Deutschen sich nicht genug bedanken. Das folgende Gedicht von Emil Rittershaus ist poetisch gefühlt, wenn auch die Form hie und da uns nicht besonders ansprechen will:

In stiller Mitternacht.

Es will der Vogel Frühlingsweh'n,
Wenn er sein Lied dir singen soll,
Und zwischen Blumen muß ich geh'n,
Wenn ich den Strauß dir bringen soll.
Auf meinem Pfad liegt Fels und Dorn
Und winterlich umhaucht die Stirn der Gram;
Zur Hetzjagd treibt mich harter Sorge Sporn!
Nur Abends, wenn der Tag mich müd' gemacht,
Komm' ich zu der Begeist'rung heil'gem Born,
Wie Nikodemus zu dem Heiland kam
In stiller Mitternacht.

Mein Herz, das ist ein Saitenspiel,
Das Gottes Hauch durchwehen soll!
Du weißt, wie mir der Würfel fiel,
Weißt, welchen Weg ich gehen soll!
Zu Windmühlflügeln soll das Herz
Sich wandeln, die den schweren Mühlstein drehn;
Im Staube, such' ich nach dem blanken Erz,
Ich wühlt' nach Gold in düst'rer Klüfte Schacht,
Und jede Fiber strebt doch himmelwärts!
Ich darf nur zu den ew'gen Sternen sehn
In stiller Mitternacht.

Nicht ahnt die Welt, wie Tag und Nacht
Die Qual zertret'nen Strebens drückt;
Ihr ist die Kunst nur Flitterpracht,
Die ihr den Saal des Lebens schmückt.
Doch, daß im Lied, im echten Lied
Der Gottheit Herzschlag wird ein flammend Wort,
Vergißt der Thor, der vor dem Götzen kniet
Der Selbstsucht, voll gemeiner Niedertracht!
Du weißt, mein Weib, wie es tief innen glüht,
Wie oft der Schlummer floh vom Auge fort
In stiller Mitternacht!

Hab' Dank, mein Weib! Ein Echo hat
In deiner Brust mein Streben noch;
Du streutest manches Blütenblatt
In ein verfehltes Leben doch— —
Nein, nicht verfehlt? Durch Sorg' und Noth
Stählt sich ein rechter Mann zu ernster That,
Und ring' ich heute auch im Schweiß um Brot,
Des heil'gen Amtes dennoch hab' ich Acht,
Und hoffe freudig, daß ein Morgenroth,
Ein bess'res einst mir mild und tröstend naht
Nach dieser Mitternacht!

Gehen wir zur Prosa über, so finden wir, daß Goethe noch immer im Grabe nicht sicher ist, da er unklug genug war, seine Correspondenz auf Erden zurückgelassen zu haben. Der so lange erwartete „Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe“ ist endlich erschienen und scheint denn doch auch den größten Goethe-Enthusiasten gründlich enttäuscht zu haben. Es sind meist Geschäftsbriefe, die entweder der Minister an seinen Fürsten, oder kurze vertrauliche Handbillets, die der Freund dem Freund schreibt. Ueber die Werke des Unsterblichen geben sie höchst spärlichen Aufschluß. Wir geben im Nachstehenden das Urtheil eines deutschen Kritikers über das Buch:

„Doch sehen wir uns die Briefe etwas genauer darauf an, was sich für unsere Leser Interessantes in ihnen findet. Unsere Hochachtung und Verehrung für Goethe bleibt nach Durchsicht der Lectüre durchaus die alte, innige und tiefe. Er macht, wie stets, so auch hier den liebenswürdigsten, menschlich angenehmsten und schönsten Eindruck. Der bei weitem größere Theil all dieser uns mitgetheilten Briefe von und an den Herzog betrifft rein Geschäftliches, und da wiederholt sich denn das lebhafte Erstaunen darüber, was Alles Goethe in Weimar war und that, was Alles er sein und thun mußte. Er ist Premierminister und Vorsitzender der Regierung, Curator der Universität, Intendant des Theaters, er beaufsichtigt den Bergbau, die Löschanstalten, trifft Anordnungen bei Feuersbrünsten und Ueberschwemmungen, reist im Lande herum zur Rekrutenaushebung, inspicirt alle öffentlichen Bauten, Communicationswege, Chausseen und Forsten, wird vom Herzog mit allerhand geheimen Aufträgen an die benachbarten Höfe geschickt, ist sein steter Begleiter auf Reisen und Ausflügen, nimmt Antheil an der Erziehung der prinzlichen Kinder, ist besonders häufig an der Hoftafel zu treffen, namentlich wenn fremde Souveräne da waren, ordnet die Bälle und Redouten an, schreibt zu den Hoffesten Prologe und Gelegenheitsgedichte, gilt Allen als der eigentliche Schöpfer und die Seele des Liebhabertheaters, verfaßt für dasselbe Stücke und spielt selber mit, an ihn wenden sich alle Bittenden, er ist der Vermittler aller antiquarischen und wissenschaftlichen Käufe und Bestellungen des Herzogs, er steht demselben treulich zur Seite in seinem gelehrten Streben, d. h. dem Studium der Zoologie,

Botanik, Mineralogie, Osteologie und Meteorologie, studirt auf seine Hand fleißig die Sprachen und Kunst des Alterthums, fängt selbst an zu zeichnen, zu radiren 2c. zieht Blumen und Pflanzen, ist der Vertraute aller zarten Geheimnisse, wird in alle Scherze der Hofdamen untereinander eingeweiht, gleicht alle Verwicklungen und delicaten Angelegenheiten aus, ist in Italien Cicerone der Herzogin-Mutter, hält vor den Herzoginnen und der weiblichen Noblesse Vorlesungen über Kunst- und wissenschaftliche Gegenstände 2c. 2c., kurz ist der universellste, nach allen nur denkbaren Seiten und Gebieten des menschlichen Lebens hin stets angeregte und beschäftigte Geist, findet aber dennoch bei einer tausendfach sich zersplitternden, das Größte wie das Kleinste und Kleinlichste umfassenden Thätigkeit immer noch Zeit und Muße zu seinen gewaltigen poetischen Schöpfungen, zu den auch räumlich weitesten und ausgedehntesten dichterischen Werken."

Daß durch den italienischen Aufenthalt Goethe's Welt- und Lebensanschauung, sein künstlerisches Streben, seine poetische Production, überhaupt sein ganzer innerer Fond und Genius ungemein und wunderbar gefördert und geklärt wurde, empfindet er selbst nur zu gut und viele Briefstellen enthalten darauf zielende Andeutungen. „So Vieles—schreibt er z. B.—bringt von allen Ecken und Enden auf mich zu, daß ich kaum zu mir selbst komme. Aber es ist eine Lust, in einem so großen Elemente zu leben, wo man für viele Jahre Nahrung vor sich sieht, wenn man sie auch nur für den Augenblick und nur mit den äußersten Lippen kosten kann. Schon fühl' ich in meinem Gemüth, in meiner Vorstellungsart gar merklichen Unterschied und ich habe Hoffnung, einen wohl ausgewaschenen, wohl ausstaffirten Menschen wieder zurückzubringen."—„Ich lege hier den Grund zu einer soliden Zufriedenheit und werde zurückkehrend mit einiger Einrichtung Vieles thun können."—„Ich werde täglich fleißiger und treibe die Kunst, die eine so ernsthafte Sache ist, immer ernsthafter!"—„Noch eine andere Epoche denke ich mit Ostern zu schließen: meine erste (oder eigentlich meine zweite) Schriftsteller-Epoche. Egmont ist fertig und ich hoffe, bis Neujahr den Tasso, bis Ostern den Faust ausgearbeitet zu haben, was mir nur in dieser Abgeschiedenheit möglich wird.... daß ich meine älteren Sachen fertig arbeite, dient mir erstaunend. Es ist eine Recapitulation meines Lebens und meiner Kunst, und indem ich gezwungen bin, mich und meine jetzige Denkart, meine neuere Manier, nach meiner ersten zurückzubilden, das, was ich nur entworfen hatte, neu auszuführen, so lern' ich mich selbst und meine Engen und Weiten recht kennen. Hätte ich die alten Sachen stehen und liegen lassen, ich würde niemals so weit gekommen sein, als ich jetzt zu reichen hoffe."—„Die Hauptabsicht meiner Reise war: mich von den physisch-moralischen Uebeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten, sodann den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen. Das Erste ist mir ziemlich, das Letzte ganz geglückt. Da ich ganz frei war, nach meinem Wunsch und Willen lebte, so konnte ich nichts auf Andre, nichts auf Umstände, Zwang und Verhältnisse schieben, Alles kehrte unmittelbar auf mich zurück und ich habe mich recht durchaus kennen lernen. So unter fremden Menschen in einem fremden Lande zu leben, auch nicht einen bekannten Bedienten zu haben, an den man sich hätte anlehnen können, hat mich aus manchen Träumen geweckt, ich habe an munterem und resolutem Leben viel gewonnen." Doch bei all diesem Selbstbewußtsein verläßt den seltenen Mann nie seine Bescheidenheit. „Für den ersten Anbiß — meint er — habe ich nun Italien genug gekostet. Wollte ich es mehr und gründlicher nutzen, so müßte ich in einigen Jahren wiederkommen. Ich bin nur von Gipfel zu Gipfel geeilt und sehe nun erst recht, was mir Alles an Mittelkenntnissen noch fehlt."

Briefstellen, die sich speciell auf Goethe'sche Dichtung beziehen, finden sich außer der oben mitgetheilten allgemeinen Bemerkung verhältnißmäßig wenige. So lautet die eine, noch aus dem Jahre 1779: „Alsdann steige ich in meine alte

Burg der Poesie und koche an meinem Töchterchen (Iphigenie). Bei dieser Gelegenheit sehe ich doch auch, daß ich diese gute Gabe der Himmlischen ein wenig zu kavalier behandle und ich habe wirklich Zeit, wieder häuslicher mit meinem Talent zu werden, wenn ich ja noch was hervorbringen will." Also auch hier schon ist Goethe der liebenswürdig Bescheidene, mit wahrem Ernst und Eifer weiter hinauf zur Vollendung Strebende. Ueber „Faust" äußerte er sich einmal von Italien aus also: „An ihn gehe ich ganz zuletzt, wenn ich alles Andere hinter mir habe. Um das Stück zu vollenden, werde ich mich sonderbar zusammennehmen müssen. Ich muß einen magischen Kreis um mich ziehen, wozu mir das günstige Glück eine eigene Stätte bereiten möge." Von „Wilhelm Meister" sagt uns der Dichter, der Roman „solle vom vierzigsten Jahre aus geschrieben sein." Endlich stehe hier eine merkwürdige Aeußerung in Betreff des „Egmont," den der Herzog in manchen Punkten getadelt hatte: „Gewiß konnte kein gefährlicherer Punkt für das Stück sein als Sie. Wer selbst auf der Stelle der Existenz steht, um welche der Dichter sich spielend dreht, dem können die Gaukeleien der Poesie, welche aus dem Gebiete der Wahrheit in's Gebiet der Lüge schwankt, weder genug thun, weil er es besser weiß, noch können sie ihn ergötzen, weil er zu nahe ist und es vor seinem Auge kein Ganzes wird."

Bei der großen und gerechten Vorliebe, welche unsere Zeit für die Naturwissenschaft hegt, wird es interessant sein, zu vernehmen, wie Goethe seine Zuneigung für dieselbe begründete. „Sie ist sicher, wahr, mannigfaltig, lebendig; man mag viel oder wenig in ihr thun, sich an einen Theil halten oder auf's Ganze ausgehen, leicht oder tief, zum Scherz oder Ernst sie treiben, immer ist sie befriedigend und bleibt doch immer unendlich. Der Beobachter und Denker, der Ruhige und Strebende, jeder findet seine Nahrung."

Nicht mit Stillschweigen übergangen werde ferner ein sonderbar erbittertes und gehässiges Urtheil über Leipzig aus dem Jahre 1776, welches mit dem Sprüchlein im Faust: „Mein Leipzig lob' ich mir ꝛc." durchaus nicht zusammenstimmen will. „Lieber Herr," schreibt Goethe an Karl August, „da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderbar worden beim Nähern; davon mündlich mehr und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarzgrau streifröckigen, krummbeinigen, perrückengeklebten, degenschwänzlichen Magisters, gegen die Feiertagsberockte, altmodische, schlankliche, vielbünkliche Studentenbuben, gegen die zuckende, kriesende, schnäbelnde und schwämelnde Mägdlein und gegen die strotzliche, schwänzliche und finzliche Junge-Mägde ausnimmt, welcher Gräuel mir alle heut um die Thore entgegnet sind." Einzig lobend gedenkt er der damals noch in Leipzig beim Gewandhausconcert angestellten Sängerin Corona Schröter, „von der mich Gott bewahre was zu sagen." Sentenzen und Reflexionen bietet der Briefwechsel fast gar nicht, er hält sich meist knapp ans Thatsächliche. Von dem Wenigen, was wir fanden, sei unseren Lesern schließlich nicht vorenthalten: „Von Oben herein sieht man Alles falsch, und die Dinge gehen so menschlich, daß man, um was zu nützen, sich nicht genug im menschlichen Gesichtskreis halten kann."—„Die Umstände erziehen alle Menschen, und man mache, was man will, die verändert man nicht."—„Es geht mit dem Guten, wie mit den Quecken: Die Cur schlägt erst im dritten Jahr Wiederholung recht an."

Wir sprachen bisher nur von Goethe'schen Briefen. Was die des Herzogs anlangt, so ist ihr Ton natürlich ein andrer, verschiedener. Charakteristisch scheint vor Allem eine gewisse leichte, bequeme, kurz angebundene und sich nicht an äußere Form und Etikette haltende Art des Schreibens. Die Anrede „Sie" wird nur in wenigen rein amtlichen Schreiben gebraucht, sonst steht immer das vertrauliche „Du" da. Besonders häufig findet sich die dritte Person: „Ew. Excellenz möge das und das thun," „der Herr Minister wird ersucht" ꝛc. Der Ausdruck der Freundschaft, des persönlichen Wohlwollens ist gemessen und ohne Umschweife,

aber man merkt, das Gefühl ist wahr, es steigt aus der Tiefe. „Leb' wohl, Alter, und schreib' hübsch fleißig," „lieber Waffenbruder in dieser stürmischen Welt," „ich habe das Bedürfniß, Dich heute noch zu sehen" u. s. w.—das sind so Proben der Art und Weise, wie das Herz des fürstlichen Freundes gegen Goethe sich ausläßt. Das Wichtige, wie das Unwichtige, Großes wie Kleines wird ihm mitgetheilt, er wird stets um Rath, um Auskunft gebeten; kaum Etwas von Belang thut Karl August, wenn nicht Goethe vorher seine Meinung darüber abgegeben hat. Oft sind es kleine, aber rührende Züge freundschaftlicher Gesinnung, zu deren Zeugen wir gemacht werden. So blühen im Garten des Herzogs einige schöne Blumen. Goethe hütet wegen Unwohlseins das Zimmer, da sendet ihm Jener die Blumen in's Haus, damit er sie ja noch sehe, ehe sie verwelken. Er weiß ja, daß er dem Freunde damit ein Vergnügen bereitet. Im Parke wird der Cadaver eines Maulwurfs, die Raupe eines Schmetterlings, welche sich eingesponnen hat, gefunden, und auch dies Beides muß Goethe zugeschickt werden, es könnte vielleicht etwas für seine Sammlungen sein u. s. w.

Vom Kriegsschauplatze, aus der Campagne in den Rheinlanden enthalten des Herzogs Briefe nicht das Geringste von allgemeinerem Interesse. Der hauptsächlichste Inhalt aller Schreiben, namentlich aus späterer Zeit, dreht sich um wissenschaftliche Fragen und Angelegenheiten, um die Studien Karl Augusts mit Döbereiner, Blumenbach u. A., so wie um die laufenden Staatsgeschäfte, wobei natürlich viele uns durchaus nicht berührende Verhältnisse und Persönlichkeiten oft sehr ausführlich besprochen werden. Interessant wird es für unsere Leser sein, einige Urtheile Karl August's über Schiller'sche Dichtungen zu erfahren. So schreibt er einmal vom „Wallenstein." Die Sprache ist schön und wirklich vortrefflich, aber über seine Fehler möchte ich ein ordentlich Programm schreiben; indessen muß man den zweiten Theil erst abwarten. Ich glaube wirklich, daß aus beiden Theilen ein schönes Ganze könnte ausgeschieden werden; es müßte aber mit vieler Herzhaftigkeit davon abgelöst und Anderes eingeflickt werden. Der Charakter des Helden, der meiner Meinung nach auch eine Verbesserung bedürfte, könnte gewiß mit Wenigem ständiger gemacht werden." Sehr scharf, fast schroff äußert sich der Herzog über die Abendmahls-Scene in „Maria Stuart." „Es ist mir gestern erzählt worden, daß in der Maria Stuart eine förmliche Communion oder Abendmahl auf dem Theater passiren würde. Vermuthlich soll sie katholisch sein und sich vielleicht mit der in den Jesuiten entschuldigen. Indessen ist doch auf unserer Bühne bei der Vorstellung der Jesuiten die Sache so anständig gemacht worden, daß, bis auf ein Crucifix, das wohl auch hätte wegbleiben können, nichts sehr Anstößiges vorkam. Siehe doch zu, daß dieses auch bei Maria Stuart der Fall sei; ich erinnere Dich daran, weil ich der prudentia mimica externa Schilleri nicht recht traue. So ein braver Mann er sonsten ist, so ist doch leider die göttliche Unverschämtheit oder die unverschämte Göttlichkeit, nach Schlegel'scher Terminologie, dergestalt zum Tone geworden, daß man sich mancherlei poetische Auswüchse erwarten kann, wenn es bei neueren Dichtungen darauf ankommt, einen Effekt, wenigstens einen sogenannten hervorzubringen, und der Gedanke oder der poetische Schwung nicht zureichen wollte, um durch Worte und Gedanken das Herz des Zuhörers zu rühren."

Nicht weniger scharf beurtheilt der Herzog in einem der spätern Briefe Schillers „Braut von Messina": „Schiller hat mir sein Stück Arbeit gegeben. Ich habe es mit großer Aufmerksamkeit, aber nicht mit wohlbehaglichem Gefühle gelesen; indessen verschließe ich meinen Mund wohlbedächtig darüber. Ueber die Sache selbst ist ihm nichts zu sagen, er reitet auf einem Steckenpferde, von dem ihm nur die Erfahrung wird absitzen helfen, aber Eines sollte man ihm doch einzureden suchen, das ist die Revision der Verse, in denen er seine Werke geschrieben hat; denn hier und da kommen mitten im Pathos komische Knittelverse vor,

dann unausstehliche Härten, undeutsche Worte und Wortversetzungen.....Verschiedenes habe ich extrahirt, ich werde es Dir gelegentlich einmal vorlegen. Etwas sehr Auffallendes wird dem Publico nicht entgehen: die eigentlichen Hauptpersonen des Stückes sind Stockkatholiken, das Chor aber Heiden; letztere sprechen von allen Göttern des Alterthums, erstere von der Mutter Gottes, den Heiligen u. s. w. Da nun das Chor eigentlich ein Corps unter Waffen darstellt, so kann man die Personen für nichts als für bewaffnete Poeten ansprechen, denn die meistens ganz unnütze, bilderreiche Schwulstigkeit, in der dieses Corps den Zuschauer von einer Scene zur andern führt, und noch dazu sehr langsam, kann unmöglich für Kriegsknechte passen. Das Zugleichreden der Koryphäen des Chors habe ich schon gesucht, Schiller auszureden, weil man sich platterdings nichts Unharmonisches erlauben muß."

Man sieht, Karl August ist gewöhnt, streng zu urtheilen, aber er begegnet so nicht allein Schillern, sondern, wie wir schon eben in Betreff des Egmont wahrnahmen, in gleicher Weise auch seinem Goethe. Diesem sagt er z. B. nicht weniger derbe Wahrheiten hinsichtlich seines „Groß-Kophtha," doch lassen wir das betreffende Schreiben wegen der Unbekanntheit des Stückes in unserer Zeit wohl besser weg. Interesse wird jedenfalls das Schreiben erregen, worin der Herzog Letzterem seinen Entschluß, Schillers Ueberreste in der Fürstengruft beisetzen zu lassen, zu wissen thut: „Es wird so verschiedentlich über die Aufbewahrung der Schiller'schen Relicten auf hiesiger Bibliothek hin und her gesprochen und meistens wohl misbilliget, daß ich es für rathsam halten möchte, selbige in dem Kasten, in welchem sie liegen, incl. des Hauptes, von welchem vorher noch ein Abguß zu nehmen wäre, in die Familiengruft einstweilen setzen und aufheben zu lassen, welche ich für mein Geschlecht auf hiesigem, neuem Kirchhofe habe bauen lass'n, bis daß Schillers Familie einmal anders darüber disponiret. So Du hiermit einstimmst, so werde ich dem Hofmarschallamte die Anweisung geben, Schiller's Ueberbleibsel unter seinen Beschluß bei meinen Ahnen zu nehmen."

Von Johannes Scherr, einem der genialsten jetzt lebenden deutschen Schriftsteller, auch in Amerika als Verfasser des „Michel", der „Graziella" und vor Allem der deutschen „Kulturgeschichte" (seines Meisterwerks) bekannt, ist ein neues Werk „Blücher, sein Leben und seine Zeit" (Leipzig bei Otto Wigand) erschienen, aus welchem wir Einzelnes mittheilen:

„In der Neujahrsnacht von 1814 war in dem alten Rheinstädtchen Kaub, wo auf einem Felsen mitten im Strome die Burg Rheingrafenstein steht, ein hochbewegtes und doch zugleich behutsam sich äußerndes Leben und Weben. Es war nicht der gewohnte Neujahrnachtslärm, obgleich die französischen Zollwächter, welche gegenüber der Burg auf dem linken Rheinufer ein Wachthaus hatten, das zu ihnen herüberdringende Geräusch dafür halten mochten. Die Winternacht war kalt und an dem klaren Himmel glänzten die Sterne, aber in dem tief eingeschnittenen Rheinthale war es ganz dunkel. Der zwölfte Schlag der Stadtuhr war eben verhallt, als sämmtliche Gassen des Orts von Truppen zu wimmeln begannen. Sie bewegten sich, dem erhaltenen Befehl gehorsam, schweigend dem Ufer zu, wo die Fischergilde von Kaub sogleich ihre Kähne ins Wasser schob. In diesem Augenblicke ritt der alte Marschall Vorwärts, in seinen Mantel gewickelt und seine kurze Pfeife dampfend, ans Ufer hinab, wo die zweihundert Füsiliere, welche unter ihrem Major Grafen Brandenburg zuerst übergeben sollten, sich aufgestellt hatten, bot ihnen mit gedämpfter Stimme ein: „Prosit Neujahr!" und setzte hinzu: „Nun wollen wir dem Kerl von Bonaparte zum neuen Jahre gratuliren, daß er's gerne besser hätte. Wollen wir nicht, Kinder?" „Ja, bei Gott, Vater Blücher," antworteten die Füsiliere, „das wollen wir." Damit stiegen sie in die Kähne, und noch war keine Viertelstunde verflossen, als man vom linken Ufer ihr schallendes Hurrah herübertönen hörte.

Das war einer von den Tagen, die über Blüchers Lebensabend die schönsten Lichter einer untergehenden Sonne ausgossen. Er war ein Greis von einundsiebzig Jahren, als endlich die heißersehnte Zeit der Erhebung Preußens und Deutschlands, der Rache für Jena und Lübeck kam. Sie verjüngte ihn, diese Zeit. Saß er zu Pferde, so erschien er mit seinem offenen blühenden Antlitz, mit seinen großen blitzenden Augen und seiner Donnerstimme noch in der ganzen Schönheit und Kraft der Mannesjahre. In diesem Glücks- und Ruhmesjahre 1813 begann auch seine weltgeschichtliche Rolle, die ihn zu der Hauptspringfeder machte, welche Napoleon aus Deutschland hinaus und von seinem Thron herunterschnellte. In Trachenberg war der Plan entworfen worden, mit den verschiedenen Heeren zugleich gegen Napoleon vorzurücken, aber auf jeder Seite einer Schlacht auszuweichen, bis man endlich vereinigt sei. Blüchers Weigerung, nur zu fuchsschwänzen und zu retiriren, erzwang die Aenderung, daß jeder Führer eines einzelnen Heerkörpers, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu zeige, frischweg angreifen dürfe. Dadurch erst erhob sich der Trachenberger Plan, der sonst nur ein elendes Stückwerk geblieben sein würde, aus seiner Halbheit zu einem vollwichtigen Ganzen, und diese strategische Entwicklung hatte Blücher entschieden, dem die Wenigsten ein Unrecht zu thun glaubten, wenn sie ihn einen Husarengeneral und einen blinden Drauflosgänger nannten. Er selbst hatte sich nun die Freiheit des Urtheilens und Handelns errungen und konnte mit einer Art von Triumph an den General Krusemark schreiben: „Die Narrenpossen der Diplomatiker und das Notenschmieren müssen nun mal ein Ende haben. Ich werde den Takt ohne Noten schlagen." Hatte er mit dem „feder Vichfolkh von Diplomahtikern" auch noch manchen schweren Aerger, so konnte er doch nun seinen Grundsatz bethätigen, daß man dem Feinde keine Zeit zum Verschnaufen lassen dürfe und ihm „alle weile auf dem Buckel sitzen" müsse. Die größten Resultate — 103 Geschütze, 250 Munitionswagen, 18,000 Gefangene und viele Trophäen — erwarb er sich dadurch nach der Schlacht an der Katzbach, die ihn auch mit der Landwehr vollständig aussöhnte. „Mit die Landwehr-Patelljons", lautete sein Urtheil, „gings z'erst so so; als sie aber mal tüchtig Pulver geschmeckt hatten, gings mit ihnen so gut wie mit die Linien-Patelljons."

Das Poltern, Toben und Schelten, das man dem Alten zum Vorwurf machen muß, hatte für ihn selbst eine gute, sehr gesunde Seite. Hätte er sich dadurch nicht das Herz erleichtert, so würde der Aerger ihn todt gemacht haben, den er von der Katzbach bis zum Wartenburger Elbübergang, von da bis Leipzig und nachher noch hundertmal zu ertragen hatte. Bernadotte allein hätte genügt, ihn in die Grube zu bringen. Der Kronprinz von Schweden, ein schlauer Gascogner, hatte gleichzeitig zwei Ziele im Auge, von denen er gleichwohl nur eins erreichen konnte. Entweder wollte er Napoleons Nachfolger auf dem französischen Thron werden, oder Norwegen zu Schweden schlagen. Seine ganze Kriegspolitik war nur darnach eingerichtet, sich beide Ziele offen zu halten. Um es mit den verbündeten Monarchen, von denen alle Entscheidung abhing, nicht zu verderben, machte er den Feldzug mit und entwarf gute Kriegspläne. Um den Franzosen nicht verhaßt zu werden, hielt er sich von den Schlachtfeldern zurück und schonte dadurch seine Schweden, die er daheim vielleicht nöthiger brauchte. Und mit diesem diplomatischen Rechner hatte es hauptsächlich Blücher zu thun! Bei Leipzig brachte er den Schweden endlich ins Feuer, und da war dieser plötzlich wieder der alte Bernadotte, ordnete Angriffe, war bald unter den Plänklern, bald bei den Geschützen und bewies, daß er ein rechter General und ein braver Soldat sein konnte, wenn er nur wollte.

Die Leipziger Schlacht hatte Erfolge geliefert, die ungeheurer hätten sein sollen. Man hatte die Verfolgung zu früh, bei Weimar, eingestellt. Als man darauf, bequem weiterziehend, nach Frankfurt gelangte, gab es Kriegsrath auf

Kriegsrath, und bei jedem redete man sich mehr in die Ansicht hinein, daß ein Winterfeldzug, ein Rheinübergang, unthunlich sei. Die Diplomaten und die Pedanten unter den Generalen, für die Knesebeck das große Wort führte, glaubten bereits der Politik des Zauderns den Sieg gewonnen zu haben, als Blücher, vielleicht auf einen Wink Schwarzenbergs, von Höchst herbeistürmte. Er sprach im Namen des Heeres, der Leute von der Katzbach, von Wartenburg, von Großbeeren, Dennewitz, Möckern und gab jeder seiner Donnerreden den Schluß: „Vorwärts nach Paris!" Den armen Knesebeck behandelte er so, daß dieser es lange nicht verwinden konnte. Noch im Januar des nächsten Jahres klagte er in einem Briefe an Gneisenau: „Ich habe Alles über mich ergehen lassen, habe es ruhig ertragen, daß mir der Feldmarschall die härtesten Sachen sagte, bin aber vor Verdruß und Aerger krank geworden."

Blücher hatte die Verbündeten glücklich an und über den Rhein gebracht, doch wurde er drüben von seinem Elend, alle Augenblicke Bedenken und kassandrische Weissagungen hören zu müssen, nicht erlöst. „Wihr guht gesinnten," schrieb er am 28. Januar 1814 dem Freiherrn von Vincke, „wihr guht gesinnten wollen Schlagen, aber die Diplomatiquer haben hundert andere Projekte; soll die Sache guht für die Menschheit werden, so müssen wihr nach Paris. Dohrt können unsere Monarchen einen guten Frieden schließen, ich darf sagen diktiren. Der Tiran hat alle Hauptstätte besucht, geplündert und bestohlen; wihr wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in seinem neste zu besuchen."

Schwarzenberg, über den Blücher nicht selten ungehalten war, hatte es übrigens noch schlimmer als der Alte. Als er seinen Plan, bei Mery eine Hauptschlacht zu liefern, hatte aufgeben müssen, schrieb er an „seine Nani" (seine Gemahlin): „Wir sind aus allen Nationen zusammengesetzt und leiden an dem traurigen Uebel, drei Souveraine auf den Schultern zu haben. Viel, sehr viel mußte ich ob diesem Entschlusse, die Schlacht nicht anzunehmen, bitter leiden, denn mit stolzen, eitlen, unwissenden, Soldaten spielenden Souverainen geplagt zu werden, ist eine grauenvolle Marter." Wenn ein Schwarzenberg von den höchsten Monarchen in solchen Ausdrücken sprach, so mußte es wohl schlimm stehen, und in der That war in diesen Februartagen eine Krisis eingetreten, die alle bisherigen Erfolge in Frage stellte. Die Diplomaten unterhandelten, die Mattherzigen unter den Generalen sprachen von Rückzug, und diese letztere Entscheidung sollte schon getroffen werden, als Grolmann im Auftrage Blüchers bei Kaiser Alexander sich meldete. Blücher, so meldete sein Bote, sei fest entschlossen, dem Rückzuge Schwarzenbergs nicht zu folgen, und werde, wenn man ihn mit den Truppen Winzingerode's und Bülows verstärke, allein gegen Paris marschiren. Alexander genehmigte den Plan, der Ausgang des Feldzugs lag nun in Blüchers Hand. In der Nacht vom 23. auf den 24. Februar bliesen seine zum Aufbruch mahnenden Trompeten der Herrschaft Napoleons den Todesmarsch. Bei dem Sturm auf Paris litt er noch an einer Augenkrankheit, die am 10. März zum Ausbruch gekommen war, und leitete den Angriff vom Wagen aus, mit einem grünen Damenhut auf dem Kopfe.

Sobald Paris erobert war, legte Blücher seinen Oberbefehl nieder. In aller Stille kam er, mehrere Tage nach dem glänzenden Einzuge der Verbündeten, nach Paris und bezog eine Wohnung im Hause Fouché's. Zu Anfang Mai traf Wellington ein, und er und Blücher begegneten sich zuerst auf einem von Sir Charles Stewart gegebenen Balle. Wellington begrüßte die Monarchen kurz und wendete sich dann zu Blücher. Die Beide betrachteten sich eine Weile schweigend, schüttelten sich dann herzlich die Hände und unterhielten sich mittelst eines Dolmetschers Stunden lang. Berührungen gab es von da an zwischen den beiden Feldherrn wenige. Wellington war Staatsmann und machte sich in die-

ser Beziehung sehr geltend, Blücher war blos Patriot und Soldat. So prächtig sein Wettern gegen das „feder Vichfolkh von Diplomahtikern“ seiner Zeit gewirkt hatte, jetzt war es nicht mehr am Platze. Die Diplomaten waren die Herren der Situation, Blücher wurde zur Seite geschoben. Ihm war das ganz recht, denn die Luft der Salons behagte ihm nicht. Er vergnügte sich, speiste in der berühmtesten Restauration, der von Very, zu Mittag, trank Wein und Punsch und spielte jeden Tag zweimal Pharao, immer mit der Pfeife im Munde und oft, wenn es ihm zu heiß wurde, in Hemdärmeln.

Einen oder zwei Tage vor seiner Abreise von Paris erhielt Blücher die Belohnung des Königs. Er wurde zum Fürsten von Wahlstatt erhoben und mit Staatsgütern beschenkt. Dann machte er sich, einer Einladung entsprechend, nach London auf den Weg. Am 6. Juni landete er in Dover und war bis zum Tage seiner Abreise (12. Juli) die große Merkwürdigkeit des Landes. Als er dem Prinzregenten seine Aufwartung machte, spannte das Volk seine Pferde aus und zog den Wagen bis Carltonhouse. An den Thoren des Palastes hätten die zweibeinigen Pferde eigentlich zurückbleiben sollen, aber sie drangen nach, stießen die Thüren ein, warfen Schildwachen und Dienerschaft über den Haufen und wohnten dem Empfange bei. An manchem Morgen flutheten Herren und Damen in sein Schlafzimmer und schüttelten ihm im Bett die Hand. Das allgemeine Verlangen der Damen nach einer Locke von seinem Haar konnte er leicht abweisen, indem er seinen Hut abnahm und ihnen zeigte, „wie schlecht sein Kramladen mit Waare der Art versehen sei.“ Die Ehre eines Kusses mußte er vielen hundert Schönen zu Theil werden lassen. Ein einziger Engländer war von dem Blücherfieber frei — Byron. Er hatte Napoleon als den Helden des Jahrhunderts gefeiert, und es war ihm gewiß nicht gleichgültig, daß the old Marshal Forwards ihm sein Monopol entriß, der Löwe des Tages zu sein. „Ich erinnere mich — sagte er 1816 in einem Briefe — Blücher in Londoner Gesellschaften gesehen zu haben, und nie sah ich einen Mann, welcher mir weniger ehrwürdig vorkam. Mit den Manieren und der Sprache eines Corporals machte er Anspruch auf die Auszeichnungen eines Helden, gerade, als ob ein Stein verehrt werden müßte, weil ein Mensch darüber gestolpert ist.“

Beifallsmüde und ehrensatt kam Blücher nach Deutschland zurück. „Lieber“, äußerte er in Braunschweig gegen den Herzog Wilhelm, „lieber noch einen Feldzug als so 'ne Fahrt nach England.“ Auch auf heimischem Boden hatte er noch ähnliche Strapazen durchzumachen. In Berlin zerzupften schöne Hände seinen Federstutz zu Andenken, und wenn man einer Sage glauben darf, so wurden seinem unglücklichen Schimmel alle Haare der Mähne und des Schweifes ausgerissen. Scherr vermuthet, daß die begeisterten Berlinerinnen, die das thaten, die Schimmelhaare an die Stelle der Wolle von Jean Pauls Pudel legten, welche sie vor vierzehn Jahren in Busennadeln und Ringe hatten fassen lassen. Als der Taumel verraucht war, konnte er seinen Neigungen folgen und im schlichten blauen Bürgerrock, die ewig dampfende Pfeife im Munde, umhergehen und mit allen Volksklassen vertraulich verkehren. Bei einem Festmahle brachte er ein Hoch „auf die glückliche Verbindung des Krieger- und Bürgerstandes vermittelst der Landwehr.“ Als die Freimaurer ihrem berühmten Bruder in der Loge zu den drei Weltkugeln ein Fest gaben, erwiederte er ein Hoch, das ihm gebracht wurde, mit einer Lobrede auf Scharnhorst und schloß mit den Worten: „Bist du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst, dann sei du selber Zeuge, daß ich ohne dich nichts würde vollbracht haben.“ Mit derselben Neidlosigkeit hatte er in England, als er von Orford zum Doctor gemacht wurde, geäußert: „Soll ich Doctor werden, so müssen sie den Gneisenau wenigstens zu meinem Apotheker machen, denn wir zwei gehören nun einmal zusammen.“

Die Wiener Verhandlungen waren für Blücher „eine Kongreßluderei.“ Er sagte so nicht als Deutscher, sondern als Preuße, dem es ans Herz ging, daß Preußen für seine unermeßlichen Opfer kärglichst entschädigt werden sollte. Man war auf dem Punkte angekommen, sich gegenseitig (Rußland und Preußen gegen Oesterreich, England und Frankreich, eine Constellation, die eben jetzt wieder droht!) zu bekriegen, als Napoleon von Elba entfloh. An demselben Tage noch, als die Nachricht Berlin erreichte, vertauschte Blücher seinen bürgerlichen Rock mit der Feldmarschallsuniform. So zeigte er sich unter den Linden und das Volk jubelte ihm zu: „Hurrah, Papa Blücher, nun geht's wieder vorwärts!“ Nach dem Willen einer Partei, derselben Coalition von Diplomaten und Militärpedanten, die in den beiden Vorjahren stets gegen Blücher gearbeitet hatte, sollte er den Oberbefehl nicht erhalten. Knesebeck wurde von Wien nach Berlin geschickt, um den alten Recken zu bestimmen, daß er selbst entsage. Der General begann mit Phrasen über Blüchers Ruhm, die dieser in seinen Jahren nicht durch einen neuen Feldzug aufs Spiel setzen dürfe, und wollte eben diesem Vordersatze die logische Schlußfolgerung: Also bleiben Excellenz hübsch zu Hause! hinzufügen, als Blücher ihn unterbrach: „Donnerwetter, was das für dummes Zeug ist!“ ihm den Rücken kehrte und davonging.

Wie gut war es, daß Blücher sich den Oberbefehl nicht entwinden ließ! Radetzky, zweiundachtzig Jahre alt mit einem Hemd als einzigem Gepäck in der Tasche von Verona gegen Vicenza reitend und von da bis zum Einzuge in Mailand Sieg auf Sieg erfechtend, giebt noch immer kein so schönes Bild wie der Blücher von 1815. Man vergegenwärtige sich den herrlichen Greis, wie er, bei Ligny von seinem gestürzten Pferde an hundert Stellen arg gequetscht, am andern Morgen mit schmerzenden und steifen Gliedern wieder im Sattel sitzt, auf bodenlosen Wegen gen Waterloo reitet, an der schlimmsten Stelle, im Hohlwege von St. Lambert, absteigt und zu Fuß vorangeht, um seinen murrenden Soldaten zu beweisen, daß es doch möglich sei, das Kothmeer zu durchwaten; man vergegenwärtige sich ihn, wie er bei Waterloo sogleich auf den entscheidenden Punkt losgeht, und nach dem Siege den letzten Hauch von Mann und Roß daransetzt, um die Niederlage des französischen Heeres bis zu einer Auflösung zu steigern, und man wird sich sagen: der Mann durfte 1815 an der höchsten Stelle nicht fehlen, das hätte kein anderer Oberfeldherr gethan, auch der mürrische York nicht. Dieses Mal war es Blücher, der in St. Cloud die Bedingungen der Uebergabe von Paris diktirte; doch als der Kampf ausgetobt hatte, wurde er wieder bei Seite geschoben, während Wellington sich eine noch gebietendere Stellung als 1814 verschaffte. Von den Schranken seines eigenen Wesens gehindert, kräftig einzugreifen, konnte der Alte blos den Protest erheben, den er an Wellingtons Tafel in den Toast einkleidete: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht verderben, was die Schwerter der Soldaten so mühsam erworben haben!“

Am 31. Oktober 1815 sagte er von Compiegne aus dem Heere Lebewohl und reiste über Belgien heimwärts. In Aachen lag er eine Woche krank, die Beschwerden und Schwächen des Alters machten sich immer unabweisbarer geltend. „Ich bin am Abend meines Lebens,“ sagte er, „und fürchte die Nacht nicht.“ In Frankfurt las er in den Zeitungen, daß der zum Tode verurtheilte Lavallette durch seine Frau befreit worden sei. Diese That freute ihn so, daß er der edlen Frau in einem Briefe seine Hochachtung aussprach. Den Winter verbrachte er kränkelnd in Berlin, als der Frühling kam, ging er auf eines seiner Güter und im Sommer nach Karlsbad. Die preußischen Badegäste veranstalteten ihm zu Ehren am 18. Juni eine Festfeier des Jahrestags von Waterloo. Die Adeligen trennten sich dabei von den Bürgerlichen, weil sie ihre besondere Feier haben wollten. Er ging zuerst zu den Bürgerlichen, obgleich die Einladung derselben ihm zuletzt zugekommen war. Tiedge, der Urania-Dichter, brachte das

Hoch auf ihn aus, und er antwortete: „Ehrenzeichen, Titel, Würden, Belohnungen aller und reichlicher Art sind mir zu Theil geworden; meinen schönsten Lohn aber finde ich in der Liebe meiner Landsleute, in der Achtung der Zeitgenossen und in dem Bewußtsein, meine Schuldigkeit gethan zu haben." Bei den Adeligen sagte er: „Die Söhne von Bürgern und von Edelleuten haben den Krieg gleich wacker mitsammen ausgefochten, und darum sollen sie jetzt auch mitsammen tanzen und sollen zusammenhalten und des Sieges brüderlich mit einander sich freuen."

Auf der Rückreise von Karlsbad begegnete ihm bei dem mecklenburgischen Städtchen Teterow ein absonderliches Abenteuer. Man hatte ihm einen feierlichen Empfang bereitet und vor der Stadt, zwischen Scheunen, eine Wache aufgestellt, die seine Ankunft signalisiren sollte. Die guten Teterower konnten sich einen Fürsten und Generalfeldmarschall nicht anders denken, als mit vielen Ordenssternen auf der Brust, Federhut und Schärpe in einem vierspännigen Galawagen sitzend. Nun kam eine gewöhnliche zweispännige Kalesche mit zwei Herren in bürgerlichem Anzuge, von denen der eine aus einer Meerschaumpfeife stark rauchte. Zwischen den Scheunen zu rauchen war polizeilich verboten. Also hielt die Wache den Wagen an und sagte: „Wer zwischen den Teterower Scheunen raucht, dem kostet es die Pfeife." „Wirklich?" sagte der alte Herr. „Na, da habt Ihr sie," lieferte die Pfeife ab und fuhr durch Teterow. Der nachfahrende Packwagen klärte die Bürger auf, wen sie polizeilich bestraft hatten. Sie schickten ihm die Pfeife zurück, aber er lehnte sie mit den Worten ab: „Wat mal futsch ist, det nehm ich nich wieder."

Seine letzten Lebensjahre waren fortgesetzte Bade- und Festfahrten. Am glänzendsten wurde er 1816 in Hamburg gefeiert. Im Jahre 1819 traf er in Karlsbald mit dem Fürsten Schwarzenberg zusammen und brachte ihm einen ächt waffenbrüderlichen Trinkspruch. Im September desselben Jahres erhielt er in Krieblowitz einen Besuch seines Nostitz, des treuen Adjutanten, der bei Ligny neben dem unter dem Pferde Liegenden ausgeharrt hatte. „Mein lieber Nostitz," sagte er ihm, „nicht wahr, Sie haben Manches von mir gelernt? Jetzt sollen Sie auch noch von mir lernen, wie man mit Ruhe stirbt." In der zehnten Abendstunde des 12. Septembers 1819 erlosch sein Lebenslicht sanft und still. Man begrub ihn in der Blüchergruft, die am Wege von Krieblowitz nach Kauth im Schatten von drei Linden liegt.

Man hat ihm drei Denkmäler errichtet. Das eine, welches ihm trotz seines Einspruchs noch bei seinen Lebzeiten errichtet wurde, steht in seiner Geburtsstadt Rostock. Schadow ist der Schöpfer dieser Bildsäule, deren antikisirender Styl nicht den besten Eindruck macht. Am Piedestal steht die von Goethe gedichtete Inschrift:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns vom Feinde los.

Ein zweites Denkmal, ein von Rauch modellirtes Erzbild auf dem Salzringe zu Breslau, widmete ihm die Provinz Schlesien. Das dritte, das bekannte Koloßbild auf dem Opernplatze in Berlin, wurde im Auftrage Friedrich Wilhelms III. ebenfalls von Rauch geschaffen.

Blücher hinterließ aus seiner zweiten Ehe — die erste war kinderlos geblieben — zwei Söhne und eine Tochter. Alle drei leben noch. Der älteste Sohn und Majoratsherr, Fürst Gebhard, ist mit einer Gräfin von Larisch-Moenich verheirathet, die ihm fünf Herrschaften im österreichischen Schlesien zugebracht hat.

Seine beiden Söhne sind katholisch. Sein Bruder Gustav ist verheirathet, aber ohne Nachkommenschaft, die ebenfalls kinderlose Tochter Blüchers ist eine verwittwete Gräfin Asseburg.

Wir finden folgende hübsche Novelle im „Morgenblatt" und wollen dieselbe unseren schönen Leserinnen nicht vorenthalten:

Eine Kaufmannsfamilie.

Das Tagewerk im Comptoir war geschehen; Cornelius Drey sah noch die letzten Posten durch, die ihm der erste Buchführer überreichte, während die schreibenden Gehilfen und Commis, einer nach dem andern, den Pult, die grün behangene Lampe darüber und das Zimmer verließen. Nachdem die Posten richtig befunden, ordnete Cornelius noch ein und das andere Papier, gab dem ersten Buchführer verschiedene Weisungen und überließ ihm, die Kasse zu schließen, dem alten, tauben Adam aber, die Lampen zu löschen und alle sonst nöthigen Anordnungen für die Nacht in diesen dem Kaufmann geheiligten Räumen zu treffen. Nachdem er einen saubern Rock übergeworfen, der zu dem Behufe in einem Nebenzimmer hing, öffnete er die Glasthüre des Comptoirs, dann die schützende Thüre, mit grünem Fries und gelben Nägeln beschlagen, und trat in den hell erleuchteten Corridor. Er war aber kaum über die Cocusmatten des Ganges bis an die Haupttreppe des Hauses gelangt, die stattlich breit, in braun polirten Stufen, mit buntem Teppich belegt, prangte, als ihn Jemand am Arme festhielt. Es war sein junger Vetter Bertram.

Wo willst du hin, Cornelius? rief dieser. Wieder hinauf zu Tische, zur schönen, langweiligen Frau Schwägerin und dem steinernen Herrn Bruder? Komm mit mir, wir essen bei Faber zusammen, und nachher gehen wir in den Kranich; da werden wir einen Hauptspaß haben.—Unsere „Anspruchslosen" sind da beisammen und dem alten Job haben wir ein paar Flaschen Champagner versprochen, wenn er Vogt, die Unke, in Witz und feinen Redensarten übertrifft.

Was ihr mit dem alten Magister immer für Thorheiten treibt! sagte Cornelius. Es ist doch ein prächtiger Bursche und birgt unter seinem kahlen Scheitel mehr Verstand und Witz, als all deine anständigen, feinen Herrn zusammen auftreiben können.—Ich will den Abend in den Kranich kommen, wenn ich mit dem Bruder und der Schwägerin gegessen habe; du weißt, das ist unsere Hausordnung.

Mit all deinen Hausordnungen! rief Bertram. Wenn ihr Leute hier nicht Tag für Tag, Stunde für Stunde dieselbe Melodie ableiert, die ihr Jahr aus, Jahr ein gewohnt seid, denkt ihr ein Kapital-Verbrechen zu begehen.

Während des Brummens war aber Bertram dem Vetter die Stiege hinauf gefolgt und machte Anstalt, Herrn Joseph Drey's Zimmer zu betreten. Cornelius blieb im Flur stehen, der nach alt-hanseatischer Weise mit niederländischen Porträts, großen nußbaumenen Schränken und geschnitzten Tischen geziert war. Er sah Bertram verwundert an. Dieser aber gab dem sehr bunt gekleideten Diener, der sie empfing, seinen Ueberrock und Stock, nahm den Hut ab, ordnete etwas seine Haare und sagte: Wenn du nicht mit mir, muß ich wohl mit dir gehen. Uebrigens sollte ich schon längst einmal bei Herrn Joseph speisen, so mag es denn heute abgemacht sein.

Die beiden Vettern traten in ein geräumiges, hell erleuchtetes Zimmer, dessen dunkle Wände und schwerstoffene Gardinen den Glanz der Lampen von Tischen und Wänden milderten. Am hellen Kaminfeuer saß Herr Joseph Drey, eine stattliche Gestalt, im Gespräch mit einem andern Herrn. Er schien erfreut, Bertram als Tischgast zu begrüßen, wenigstens verzogen sich seine starren, etwas gelblichen Züge zwischen den großen, weißen Hemdkrägen zu einer Art Lächeln, als er ihm die Hand reichte und sagte: Eine seltene Ehre, Herr Vetter, Sie hier zu sehen.

Bertram murmelte einige unverständliche Worte, da er Herrn Josephs Gruß erwiederte, rieb sich die Hände, weil er aus der Kälte kam, und war im Begriff ebenfalls am Kamine einen Platz einzunehmen, als sich die Thüre öffnete und die junge Hausfrau eintrat. Blau angethan, in schwerer Seide mit vielen schwarzen Spitzen daran und darum, war sie sehr reizend anzusehen; das junge Gesicht etwas zu stark gefärbt, aber von den zartesten, regelmäßigsten Formen; der kleine Mund geöffnet, weil die Oberlippe zu kurz war. Sie erschien beinahe blöde und verlegen, als sie die feine Gestalt zierlich verneigte und die anwesenden Männer lächelnd begrüßte, ein Lächeln, das selten aus ihren Zügen verschwand.

Einige Worte wurden stehenden Fußes gewechselt, dann meldete ein anderer bunt gekleideter Diener, daß angerichtet sei, und man trat durch die geöffneten Flügelthüren in das Speisezimmer, das ganz einfach im besten Style hergerichtet war; nur wurde Bertrams guter Geschmack durch ein paar abscheulich moderne Familienbilder an der Wand und einen großen Glasschrank voll Silber und feinem Porcellan gestört, der neben dem schönen und massiven Büffet stand, wie denn überhaupt in dem Hause des Herrn Joseph Drey moderner Luxus, der jungen Frau zu Liebe eingeführt, mit alt hergebrachter kaufmännischer Behaglichkeit und Gemüthlichkeit kämpfte.

In Cornelius Dreys Zimmer, hinten nach dem Hofe hinaus, sah es freilich anders aus. Bei ihm fand man den bequemen Sorgenstuhl des Vaters, die weiß lackirten Stühle seiner verstorbenen Mutter, ein altes, mit Maserholz eingelegtes Bureau und einen sehr großen Arbeitstisch, der schon dem Großvater gedient hatte, alles in bester Ordnung an den Wänden aufgestellt; statt aller Gardinen ein paar grünseidene Behänge, die bis zur Hälfte des Fensters hinauf reichten und im Zimmer gewöhnlich eine Art Halbdunkel verbreiteten, das Cornelius liebte.

Zum Verzweifeln ordentlich sieht es immer bei dir aus, sagte wohl Bertram, ganz wie du bist, Cornelius.

Ganz wie es dem zweitgeborenen Sohne des Hauses ziemt, antwortete dann dieser.

Doch man war bei Herrn Joseph Drey zu Tisch. Die Unterredung war nicht sehr lebhaft; Cornelius, der fremde Gast, ein Geschäftsfreund, und der Hauswirth thaten das Meiste dazu. Besonders erzählte Cornelius heute viel von seinem Aufenthalt auf Goa, wo das Haus Drey eine Niederlassung gegründet hatte und beträchtlichen Handel mit den Eingeborenen trieb. Bertram hätte gern von des Vetters Reisen im Innern von Afrika gehört, die dieser verschiedene Male von dort aus unternommen hatte, aber Herr Joseph und sein Freund wollten natürlich von Handels- und Geschäfts-Angelegenheiten unterrichtet sein.

Neben seiner Cousine Sophie verschlang Bertram schweigend und hastig, was ihm vorgesetzt wurde. Endlich sagte er, zu ihr gewandt: Dem Cornelius sieht man's nicht an, daß er Jahre lang bloß mit Negern und halbwilden Menschen, Elephantenzähnen und Glasperlen zu thun gehabt, so anständig, ganz nach allen Regeln benimmt er sich, als hätte er nie die Grenzmarken und den Hafen unserer Vaterstadt überschritten. Sophie sagte: Finden Sie das zu tadeln?

O nein, gar nicht; ich finde nichts an meinem Vetter zu tadeln, als daß er tadellos ist.

Cornelius, der die letzten Worte gehört hatte, warf Bertram mit einer kleinen Brodkugel, die er in den Händen hielt, und sprach dann mit dem Bruder weiter.

Aber, fuhr Bertram fort und nahm von dem Dessert, das ihm gereicht wurde, Sie haben heute eine ganz wundervolle Toilette gemacht, Cousine; dieses blaue Kleid und die rothe Sammtschleife dazu im Haare—à la reine Hortense, nicht wahr?—steht Ihnen vortrefflich.

Herr Drey hat mir die Sachen aus Paris mitgebracht, sagte die Kleine mit ihrem stehenden Lächeln, und ihre ohnehin rosigen Wangen färbten sich noch viel

höher, während sie halb ungeschickt mit dem weiß gepuderten Schoßhündchen spielte, das an ihr herauf sprang.

Bertram bewunderte die Schönheit der jungen Frau, die ihm noch nie so aufgefallen war, wie gerade heute.—Schön, aber langweilig, um verrückt zu werden! dachte er und blickte sehnsüchtig nach Cornelius hinüber, ob man noch nicht bald Anstalt zum Tischaufbruch mache; aber seine sehnsüchtigen Blicke wurden nur mit etwas schadenfrohem Lächeln von der andern Seite erwiedert.

Als man endlich vom Tische aufgestanden und der Kaffee im angrenzenden Zimmer vor dem Kamine eingenommen war, hatte Cornelius Mitleid mit dem Vetter und wollte sich, sobald es thunlich war, mit ihm entfernen.

Wollt Ihr schon gehen? fragte Herr Drey.

Ich dachte, Ihr Beide würdet eine Partie mit uns machen.

Wir haben einigen Freunden den Abend versprochen, sagte Bertram eilig. Herr Drey musterte den Vetter einen Augenblick, als dächte er: Schöne Freunde werden das sein.—Aber seine Brille mit dem Foulard abwischend, sagte er: Viel Vergnügen denn!

Sophie reichte mit demselben nichtssagenden Lächeln, mit dem sie sie empfangen, den Vettern die Hand zum Abschied. — Weißt du, hätte die Frau deinen Bruder nicht um seiner Millionen willen geheirathet, sie könnte mich jammern, daß sie ihre Jugend so neben ihm verbringen soll, trotz ihrer bodenlosen Nichtigkeit und Albernheit. So sprach Bertram, als er mit Cornelius auf der Straße war und sie im dicken Nebel zum Weinkeller des Kranichs gingen.

Du denkst von der Schwägerin zu schlecht; sie war ein willenloses Geschöpf in den Händen ihrer Eltern, als sie meinen Bruder heirathete, überdieß in derselben Art des Lebens groß gezogen, wie sie es jetzt führt, kennt sie nichts anderes und fühlt sich, so viel ich weiß, ganz glücklich.

Den Kuckuck auch, mit Herrn Joseph Drey glücklich zu sein! Verzeih, er ist ja nur dein Stiefbruder, der Herr Joseph, und Ihr Beide seid einander so wenig ähnlich, wie ein Molchei dem Straußenei.

Ich ehre und achte in dem Bruder den anständigen und gewissenhaften Geschäftsmann.

Ja, und damit ist auch Alles gesagt, und nun wollen wir hier zu den Freunden herein, denn wir sind eben vor dem Kranich angelangt, schloß Bertram das Gespräch.

Der Ort, wo sich die „Anspruchlosen" zu versammeln pflegten, war ein niedriges, aber äußerst sauber gehaltenes Lokal. In dem ersten Raume, den die beiden Vettern betraten, saßen heute nur einzelne Gruppen von Männern an kleinen, mit Marmorplatten belegten Tischen, lasen Zeitungen, Journale, oder plauderten zusammen, während ein oder zwei Kellner mit leichten, unhörbaren Tritten die Gäste in der hell erleuchteten Halle bedienten.

Bertram und Cornelius durchschritten rasch diese Vorhalle und traten in einen kleineren, aber eben so hell erleuchteten Raum, wo sie die Freunde versammelt fanden, sechs bis sieben Männer, von denen der eine las, zwei Schach spielten und die übrigen, bis auf einen graubärtigen, sehr großen Mann, in tiefem Gespräch begriffen schienen. Dieser Graubärtige, in stark vernachlässigtem Anzuge, hielt ein Glas Wein in die Höhe und schien darüber in tiefem Nachsinnen verloren.

Was sinnst du aus dem Glase Leistenwein heraus, Job? sagte Bertram, während er und Cornelius nach herzlicher Begrüßung sich am Tische niederließen. Wär's noch ein Glas Falerner, der uns aus Italien etwas erzählte, aus Italiens Blüthezeit, da Mord und Todtschlag, Gift und Verrath Hand in Hand gingen mit feiner Kennerschaft und edler Begeisterung für Kunst und Wissenschaft.

Oder aus der alten goldenen Zeit Roms, fiel Job ein und setzte sein Glas nieder, da die lukrinische Auster ein Hochzeitgeschenk war, die Hausfrau selbst die

Spindel drehte und dabei den Topf auf dem Herde im Auge behielt, damit er nicht verbrenne; auch zufrieden war, wenn der Mann sie ein- oder zweimal im Jahr in ungepolstertem Wagen über Land führte, wie Varro erzählt, der bekanntlich die alte goldene römische Zeit ausläutete und die neue kommende unter dem ersten Imperator nicht einläuten mochte. Nein, der Leistenwein hier duftete mich so süß und lieblich an, daß ich mich in meine Knaben- und Jünglingsjahre versetzt glaubte, wo ich ihn am Rhein in Oberwesel als Apothekerlehrling manch liebes mal gekostet und von ihm zu sinnigen Reimen und zarten Sonetten für Traudchen Thunichtgut begeistert ward, die damals meine Lesbia oder Cynthia vorstellte. Diese Reime und Sonette waren so vortrefflich, ihr möget's mir glauben, wie sie je die gerühmtesten Poeten und Unpoeten unserer Tage nur erfunden haben. Ach, es waren schöne Zeiten, da ich in blonden Locken, mit schlanker Hüfte und zierlichem Bein Sonntags die verschämten Augen der jungen Kirchgängerinnen des Städtchens auf mich zog, Abends, nach lustigem Bechern mit andern jungen Burschen, bis tief in die Nacht am mondbeschienenen Strome lag und seinen vorüber rauschenden Wellen träumend und sinnend nachschaute.

Was sagte aber der Herr, oder die Frau Apothekerin zu solchem nachtwandelndem Lehrling? fragte Cornelius.

Daß du auch immer mit deiner Hausordnung kommen mußt, Cornelius! rief Bertram. Frage lieber Job, wo diese Poesien, seine Meisterwerke, geblieben sind, die die Mit- und Nachwelt in Staunen setzen würden, wenn sie dieselben kennte.

Darnach fragt man nicht, rief Siebert, ein junger Architekt; der Magister hat sie anderen klugen Leuten geliehen, die sie mit den ihrigen verwechselt, wie das vorkommt, und damit Lorbeeren geerntet haben, die unserm Freunde gebührten.

Ganz recht, so ungefähr, rief Job. Wenn Ihr's nicht verrathen wollt, dem Schlegel habe ich sie gegeben, dem August Wilhelm, der sie als spanische Romanzen oder indische Gedichte in das Publikum gebracht und die Welt damit entzückt hat. Ich brauchte damals gerade Geld, darum erlaubte ich mir diese kleine Freiheit, doch eigentlich recht unschuldig!

So unschuldig, wie all deine Geschichten, mit denen du uns unterhältst! rief Bertram. Aber wo ist Vogt, die Unke? Wir hofften, er solle mit dem Magister ein rechtes Tourniren und Wettrennen in Witz und Wortspielen halten, und nun ist er ausgeblieben.

Ein geringes Ungemach hält ihn zu Hause, sagte der kleine Hofrath mit den rothen Augen, den glattgescheitelten Haaren und der frommen Miene, von den Anspruchslosen der Quäcker genannt. Sein Stubenkamerad hat heute den gemeinschaftlichen Rock gebraucht und da muß Vogt zu Hause bleiben, bis morgen die Reihe dazu an den Stubenkameraden kommt.

Schade, daß er keine spanischen Sonette an Schlegel zu verkaufen hat, meinte Cornelius.

Der alte Job schmunzelte ihm zu: Ihr fangt an Euch unter uns zu bilden und zu entwickeln, Herr Drey, den Comptoirstaub etwas von Euch abzuschütteln. Ein würdiger Stand, der Kaufmannsstand, möchte ihn aber doch nicht für mein lumpiges Magisterthum eintauschen.

Wie kam's doch, daß Ihr der Gelahrtheit den Rücken kehrtet und Kaufmann wurdet, Herr Drey? fragte der Baumeister.

Weil Noth am Mann war, sagte Cornelius. Mein Vater starb plötzlich, als unser Haus durch den Krieg und seine Folgen äußerst bedrängt war, ja dem Bankerott nahe stand. Es wurde mir damals schwer genug, meine Studien aufzugeben und mich in den neuen Beruf zu schicken. Aber das Gelingen stand mir zur Seite und so blieb ich dem aufgedrungenen Lebenswege treu und gewann ihn nach und nach sogar lieb.

Ich sage Euch, Cornelius hat sein ganzes Leben nur gethan, was er mußte, nie, was er wollte, rief Bertram und legte seine Hand auf des Vetters Schulter.

Weiß wohl, weiß wohl, murmelte Job; wir kennen einander von Kindheit an, da ich meine paar Zehrpfennige aus des seligen Herrn Vaters Hause jedes halbe Jahr abholte.

Aber Euer ältester Bruder, Herr Orey, wo war er damals, als Ihr, so jung, die Leitung des Hauses übernehmen mußtet? fragte der Baumeister weiter.

Auf Java, wo er schon selbstständig einem Hause vorstand, antwortete Cornelius. Später kam er hierher zurück, und wir vereinten unsere Kräfte, um die Firma unseres Hauses in ihrem alten Ruhme wieder herzustellen.

Eine große Wanduhr in prächtig geschnitztem Gehäuse schlug halb zehn Uhr. Schnarrt das alte Räderwerk! rief Bertram.

Es mahnt uns, daß wir unsere Zeit nicht länger vergeuden, bemerkte mit Salbung der Quäcker, und etwas Nützliches, etwas zu unserer Förderung Schickliches vornehmen.

Also etwa ein plautinisches Lustspiel lesen? sagte Cornelius.

Sehr passend, meinte der Quäcker.

Da aber öffnete der Kellner die Thüre und ließ einen kleinen, schmutzigen Buben eintreten. Der Knabe zog ein Billet hervor und sagte: Von Madame Herbert an Herrn Bertram, schien aber unschlüssig, wem von den Männern er seinen Zettel abgeben sollte.

Hier! rief Bertram und griff eilig und etwas verwirrt nach dem Billet.

Der Herr Bertram bin ich, Junge! sagte Job. Gib den Brief mir!

Der Bube stand einen Augenblick da, betrachtete Job und Bertram, und reichte dann lächelnd seinen Zettel dem Letzteren hin.

Du läßt dich bethören, Junge, rief Job eifrig, gibst den Brief falsch ab!

Glaub's nit, Herr, sagte der Knabe.

Glaub's nit? und warum glaubst's nit? fragte Job.

Weil die junge, schöne Dame, die mir das Briefchen gab, Euch keines schicken würde.

Bravo, bravo! erscholl es von allen Seiten.

Job lachte herzlich mit. Ist solch naseweises Ungeziefer wohl schon in der Welt gesehen worden? rief er. Aber was für einen schmierigen Liebesboten hat sich die schöne Spanierin für dich ausgesucht, Bertram? Und Bertram wurde mit Neckereien überschüttet, nachdem er den Zettel gelesen, einen andern aus seiner Brieftasche gerissen, darauf einige Worte mit Bleistift geschrieben und ihn dem Jungen für Madame Herbert eingehändigt hatte.

Laßt mich in Ruhe! sagte er, offenbar von den Späßen der Gesellschaft gereizt. Es ist kein Liebesbrief, sage ich Euch, es ist ein Zettel von Madame Herbert, die mich bittet, morgen früh zu ihr zu kommen, ein nöthiges Geschäft für sie zu besorgen.

Das heißt Geld für sie zu besorgen, meinte Job. Bertram warf ihm einen zornigen Blick zu.

Freilich, wer sich in des Teufels und seiner Großmutter Gesellschaft begiebt, muß bluten, fuhr der Alte fort, das ist sicher.

Wer zu meinen Bekannten, nicht einmal zu meinen Freunden gehört, darf in meiner Gegenwart nicht gelästert werden, fuhr Bertram heftig auf und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Stille, junges Blut! sagte der Magister, so schlimm war's nicht gemeint. Die schöne Tochter mag ein Engel sein, was aber die beiden anderen Damen angeht, darüber kann man verschiedener Ansicht sein.

Die Freunde suchten Bertram zu beruhigen, was ihnen auch theilweise gelang. Um Cornelius bekümmerte sich zu seinem Glücke Niemand. Er war

beim Namen der Madame Herbert, beim Anblick des Billets, das Bertram von ihr überreicht worden, erbleicht und hatte seit der Zeit ganz theinahmlos dagesessen.

Also ein plautinisches Stück zu unserer Erbauung! hob der Magister an. Bei meiner Wahrhaftigkeit, ein vortrefflicher Einfall, Herr Orey!

Bei deiner Wahrhaftigkeit, Job! rief Bertram lachend.

Bei meiner Wahrhaftigkeit, die ich, in drei Fällen ausgenommen, mein ganzes Leben hindurch nie verläugnet habe.

Und wie heißen denn die drei Fälle, in denen Ihr lügen durftet, Magister? fragte der Baumeister.

Muß ich Euch beichten, junger Herr?—Nun, ich verschleierte stets die Wahrheit um ein Geringes vor meiner Geliebten, vor meinem Gläubiger und vor einem Kranken.

O, du Erzschelm! rief Siebert, dem der Wein bereits zu Kopfe gestiegen war. Wer liebt dich, wer borgt dir und wen pflegst du?

Ruhig, ruhig! sagte der Quäcker in seiner eigenthümlich heisern, sanften Weise, und legte den Arm auf des Baumeisters Schulter. Freund Job spricht von vergangenen Sünden, jetzt lebt er in Unschuld und Keuschheit, wie die Lilien auf dem Felde, die da nicht spinnen und nicht weben——

Und doch bekleidet sind, wie Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht war, fiel der Magister ein, und warf einen Blick auf seinen abgetragenen Rock.

In solcher Weise schwatzte man noch eine Weile fort, dann las die Gesellschaft wirklich ein plautinisches Stück zu allgemeiner Belustigung und trennte sich spät in der Nacht. Cornelius aber hatte die Freunde verlassen, ehe noch die Vorlesung begonnen..

Des andern Tages, da Cornelius Orey oben mit dem Bruder und der schönen Schwägerin gegessen hatte, sagte Herr Joseph: Du könntest wohl Sophie heute Abend in die Oper begleiten.

Cornelius hatte keinen Grund, es abzuschlagen. So stieg er mit der Schwägerin in den Wagen, führte die reich mit Hermelin und Seide geschmückte junge Frau in ihre Loge und nahm seinen Platz hinter ihr ein. Man gab Fidelio; Beethovens Meisterwerk fesselte Cornelius ganz und gar, er war in die Musik versunken. Sophie hörte auch aufmerksam zu, sie war sehr musikalisch; wenn der Schwager ihr aber sein Entzücken mittheilte, sagte sie: „Ja, sehr schön," und schwieg wie vorher. Auf einmal aber lorgnettirte die junge Frau beständig nach einer der benachbarten Logen. Der Schwager, aufmerksam gemacht, folgt ihrem Glase und sieht Bertram in Begleitung zweier Damen, beide schwarz gekleidet; aber wenn die ältere schön gewesen war, so erschien die jüngere in unendlichem Zauber.

Eine zarte, biegsame Gestalt, deren schlanker Hals einen Kopf trug, der den Murilloschen Madonnen zum Vorbilde gedient haben könnte; die bräunlichen Wangen leise gefärbt, das glänzende schwarze Haar glatt gescheitelt, hinten in einen Knoten geschlungen; lange Wimpern und von ihnen beschattet ein Paar wundervolle, sanfte Augen, die schüchtern und träumerisch hie und da zu Bertram aufschauten, wenn er etwas zu flüstern hatte.

Cornelius wandte sich hastig ab, ein jäher Schmerz zuckte durch seine Brust. Aber er mußte das Auge wieder hinüber nach jener Loge richten und immerfort dorthin sehen.

Bertram war sichtbar in den Anblick seiner jungen Nachbarin ganz versunken; er hörte und sah nichts von Allem, was um ihn her vorging, war nur Aug und Ohr und Bewunderung für das junge Mädchen vor ihm.

Kennen Sie die Damen in Schwarz, mit denen Herr Bertram in der Loge sitzt? fragte Sophie den Schwager.

Cornelius schrack auf. Es ist Madame Herbert mit ihrer Tochter, sagte er.

Ach so, die Spanierinnen, versetzte die junge Frau, Damen von etwas zweideutigem Rufe.

Cornelius stieg das Blut zu Kopfe. Sophie hätte im Augenblick die Zornesader sehen können, die dem Schwager bei solchen Gelegenheiten immer an der Stirne stark anschwoll; aber er schwieg. Das junge Mädchen scheint sehr schön, und Herr Bertram sehr beflissen zu sein, fuhr Sophie fort und lorgnettirte wieder hinüber zu den beiden schwarz gekleideten Damen, bis der Eintritt einiger jungen Männer und Anbeter in ihrer Loge sie anders beschäftigte.

Auch bei Madame Herbert erschienen im Zwischenakte junge Männer, aber Bertram bewahrte eifersüchtig seinen Platz hinter der Schönen, die übrigens die neuen Ankömmlinge wenig oder gar nicht zu bemerken schien.

Nach dem Schluß der Oper wartete man einen Moment in den Logen, bis sich unten die große Menge verloren hatte. Bertram grüßte zu Sophie und Cornelius freundlich herüber, verließ aber seinen Platz nicht, um Beiden einen guten Abend zu bieten. Beim Herausgehen, da man etwas im Gedränge war, sah Drey, wie Bertram, dem Anschein nach berauscht von Glück, die junge Spanierin am Arme vorüberführte.

Cornelius hob die Schwägerin noch in ihren Wagen und suchte dann seinen Weg durch das Gewühl von Equipagen und Fiakern. Wo wollte er hin? Er wußte es selbst nicht. Hinaus zu Madame Herbert? Einen Augenblick stand er unschlüssig da. Nein, nein, dachte er, Bertram ist draußen, und unwillkührlich wandte er seine Schritte dem Kranich zu. Er wollte Wein trinken, Zeitungen lesen, mit irgend Jemand sprechen, gleich viel mit wem, nur in den nächsten Stunden nicht allein sein. Er eilt hastig vorwärts. Da ruft eine Stimme hinter ihm: Herr Drey! Herr Drey! und als Cornelius sich umwendet, sieht er Job, den Magister.

Ihr lauft ja vor mir her, wie der heilige Antonius vor der Versucherin, der schönen Helena, Herr Drey, sagte er, da er außer Athem den jungen Mann eingeholt hatte. Wo geht es hin?

In den Kranich, sagte Cornelius stillstehend.

Dann nehmt mich mit, ich wollte Euch ohnehin dieser Tage aufsuchen, um mit Euch ein Wort über Euern Vetter zu reden, über ihn und die schöne Spanierin, mit der sich etwas einfädelt.

Schreit nicht so laut, Magister! sagte Cornelius, wir sind auf der Straße.

Ja so, nun im Kranich können wir das bequemer verhandeln, hinten in dem kleinen Zimmer, das gewöhnlich leer ist.

Der Magister und Cornelius gingen in's beliebte Wirthshaus. Das kleine Zimmer war wirklich leer, und so bald sie sich niedergelassen, nahm Job wieder das Wort.

Also, hob Job an, mit Euerm Vetter und den spanischen Damen fädelt sich etwas ein, was bedenkliche Folgen für ihn haben könnte. Die junge Tochter im Hause soll sehr schön sein, Herr Bertram ist bis über die Ohren verliebt und die Frau Mama und die alte Kupplerin, die Großmutter, die im Hause ist, schinden ihn bei lebendigem Leibe, das heißt nehmen ihm im Kartenspiel sein Geld ab.

Wem sagte Job, daß Madame Herberts Tochter schön sei, daß Bertram sterblich in sie verliebt sei? Cornelius sammelte sich einige Augenblicke, dann bemerkte er: Ich bezweifle keinen Augenblick, daß Bertram Leonore Herbert liebt — — Ei, woher wißt Ihr denn den Namen des schönen Lockvogels? Seid Ihr auch schon in der Schlinge gefangen?

Cornelius Ader an der Stirn war wieder angeschwollen; es empörte ihn bis in's Innerste, von jenem jungen Mädchen so wegwerfend reden zu hören, aber gewöhnt, sich stets zu beherrschen, sagte er: Ich bin überzeugt, daß Leonore Herbert sich auf keine Weise zu jenen Dingen herabwürdigt, wie Ihr vermuthet. Die Mutter ist verderbt, noch mehr die alte Großmutter, aber das junge Mädchen ist erst vor wenigen Monaten aus einem Kloster in Spanien gekommen, wo sie nach dem letzten Willen ihres Vaters, eines Deutschen, Hannoveraners von Geburt, der den Krieg in Spanien unter Wellington mitgemacht, erzogen worden. Sie ist das unschuldigste und reinste Geschöpf, das man auf Erden finden kann; auch scheint mir die Mutter diese Reinheit und Unschuld der Tochter eifersüchtig zu bewachen.

Hm, so? meinte Job. Also das Junge ist noch weiß und rein, innerlich und äußerlich, und Herr Bertram thäte gar ein gutes Werk, wenn er die Kleine aus ihrem schmutzigen Neste nähme und sie zu seiner Frau Gemahlin machte. Immerhin ein gewagtes Ding, ein Kind solcher Mutter zur Ehefrau zu wählen, und ein gewagtes Ding, Herrn Bertram zum Eheherrn zu besitzen. Der junge, heißblütige Herr hält nirgends lange Stand und die spanischen Weiber verstehen keinen Spaß in derlei Dingen; wir könnten da Tod und Verderben, eine bürgerliche Tragödie mitten unter uns aufführen sehen, wie das herrlichste französische Melodrama sie nicht besser erfinden konnte.

Cornelius schauderte unwillkürlich zusammen; er war so aufgeregt. Aber sagt mir, fuhr der Alte fort, woher kennt Ihr Madame Herbert? — Sie hatte Wechsel auf unser Haus zu beziehen und kam eines Tags deßhalb in unser Comptoir, und da sie überhaupt verwickelte Geldgeschäfte mit ihren ausländischen Papieren und Beziehungen hat, bin ich öfter bei ihr gewesen, um ihr dabei meinen Rath zu geben.

Cornelius verschwieg, daß an jenem Morgen, da Madame Herbert in seinem Comptoir gewesen, Leonore sie begleitet hatte, und daß er auch ohne Geschäfte, auf der Dame Einladung, manchen Abend bei ihr zugebracht; zufällig aber war er dem Vetter Bertram nie dort begegnet, der erst seit vierzehn Tagen von einem Ausflug nach Paris heimgekehrt.

So, so? brummte Job. Die Geldgeschäfte und Wechsel werden aber nicht sehr wichtig gewesen sein, denn Madame soll mit dem Herrn General Herbert gar nicht verheirathet gewesen sein und derselbe General auf seinem Sterbebette deshalb mit Madame und seiner Nachkommenschaft nicht viel Umstände gemacht haben.

Da wißt Ihr mehr, als ich, von all diesen Dingen, sagte Cornelius, der bei der ganzen Unterhaltung wie auf Kohlen saß. Aber lassen wir das jetzt und spielen eine Partie Schach, wir sind ohnedieß nicht mehr allein hier.

Die Partie Schach wurde gespielt, aber Cornelius war so wenig dabei, daß Job einmal über das andere sein Hobo ausstieß, oder was macht Ihr in des Teufels Namen, Herr Drey? und der junge Mann nach der ersten beendigten Partie aufsprang. Ich habe so arges Kopfweh, sagte er, daß ich nach Hause muß.

Der Magister packte die Schachfiguren ein und sah Drey forschend an. Mir ist, als wenn Euer Lebensconto eine geringe Störung erlitten hätte, sagte er, als ob Soll und Haben nicht mehr im richtigen Einklang bei Euch wären.

Cornelius hörte nicht, was der Mann sagte. Er eilte nach Hause, trat in sein Zimmer, zündete Licht an, warf sich in den einzigen Lehnstuhl, der bei ihm zu finden, und blieb darin sitzen, bis der Morgen graute, die erste Tagesdämmerung mit dem matten Scheine kämpfte, den das flackernde, eben ausgehende Licht im Zimmer verbreitete. Leonore Herbert, wie er sie den Abend eben wieder gesehen, in all ihrem Zauber, in all ihrer Holdseligkeit stand vor ihm. Immer

tiefer und tiefer prägte sich das süße Bild seiner Seele ein. Er wagte nicht mehr zu athmen, denn er hörte ihr Gewand rauschen, sah, wie sie sich zu ihm vorbeugte und ihre lang beschatteten, sanften Augen bittend zu ihm aufschlug, ein leichtes Lächeln ihre Lippen umschwebte. Aber plötzlich stand Bertram neben ihr. Cornelius griff zum Herzen und ein tiefes Ach entfuhr seinen Lippen. „Sie gehört ihm! ist sein!“ klang es in seinem Innern seit gestern Abend beständig wieder.

Cornelius bog sich über einen Tisch, der neben seinem Stuhle stand, legte die Arme darüber, den Kopf darauf und blieb so liegen. Nicht daß er auf den Vetter eifersüchtig gewesen wäre; er war dazu zu bescheiden, zu selbstlos, und hielt Bertram für so ungleich höher begabt und besser als sich selbst, daß es ihm ganz natürlich schien, wenn ein junges, schönes Mädchen, wenn Leonore ihm den Vorzug gab. Aber Schmerz, ein herzzerreißender Schmerz brannte in seiner Brust. Sollte er wirklich nur dazu auf der Welt sein, um der Pflicht und ihren herben Geboten zu leben? Sollte er da, wo er zum erstenmal in seinem Leben ganz und voll und innig liebte, zurückgestoßen werden? Sollte seine Seele, die plötzlich erwacht, all ihre Schwingen entfaltet und in eine Welt voll Glanz und Licht und nie geahntem Glücke geschaut hatte, sollte sie in jene Oede und Einsamkeit zurück sinken, in der sie bisher, ihm halb unbewußt, gedarbt? Ihm graute davor, ein Schauder durchzuckte seinen Körper.

„Aber ist es denn wirklich so? Liebt Leonore Bertram? Wer sagt mir, daß es so sei? Sind es nicht vielleicht Fieberschauer und Phantasien, die mich martern und quälen?“ Er sprang auf. — „Sobald es Tag ist, muß ich zu ihm hin! Ich will Gewißheit haben!“

Mit diesem Gedanken, der ihn für einige Augenblicke beruhigte, warf er sich auf sein Lager und schlief für kurze Zeit ein. Er wachte plötzlich auf, da die Sonne hell und glänzend in sein Zimmer schien. Hastig zog er sich an, von dem kurzen Schlummer wenig gestärkt, und öffnete das Fenster. Ein scharfer Seewind, Ostwind, der die helle Sonne im nordischen Winter gewöhnlich begleitet, kühlte seine brennenden Schläfe; dann warf er einen Mantel über, nahm Hut und Stock und eilte in Bertrams Haus, ein Gebäude, würdig eines altpatricischen Handelsgeschlechts. Der Portier öffnete ihm die Thüre, verwundert über den frühen Besuch, schellte jedoch dienstfertig zweimal, sobald er Herrn Drey erkannte.

Ein Diener, der eben erst die Federn verlassen hatte, erschien gähnend oben an der Treppe. — Herr Bertram liegt noch zu Bette, sagte er, höflich hinzutretend.

Gleichviel, rief Cornelius, trat in einen Vorsaal, ging durch allerlei Gemächer, die mit schweren Damasttapeten, gewaltigen seidenen Vorhängen, türkischen Teppichen, großen marmornen Kaminen den Geschmack und die Wohlhabenheit ihrer früheren Bewohner bekundeten, Bewohner, die längst dahin gegangen waren und deren einziger Erbe jetzt Bertram Glauburg war; dieses Kind des Glücks, von einer alten Tante und seinem Vormund erzogen und verzogen, dem nichts fehlte, weder reiche Begabung, noch körperliche Schönheit, weder edler Sinn, noch Wärme und Reichthum des Herzens; den man nur nie gelehrt, sich selbst, seinen ungestümen Sinn zu beherrschen, seinen Einfällen und Launen irgend welchen Zaum anzulegen; der studirte, weil es ihm gefiel und weil er einen heißen Wissensdurst hatte, dann Alles hinwarf und in der Welt umher schwärmte, sich von tausenderlei Interessen einnehmen ließ, bis der alte Trieb zur Natur und ihrer Kunde ihn wieder ergriff und er schwur, ihr nie wieder ungetreu zu werden.

Steh auf, zieh dich an, Bertram! sagte Cornelius, als er in des Vetters Schlafzimmer getreten war und ihn noch im Bette fand. Ich habe mit dir zu sprechen und thue das nicht gerne mit jemand, der zu Bette liegt.

Wieder dein philisterhafter Ordnungssinn, der alle Leute um fünf Uhr aus dem Bette jagen möchte! rief Bertram. Schade, daß du nicht der Tante

Minna Haushofmeister sein kannst, mit der Perrücke, dem Zopf und der ungeheuern Tabaksdose in der Hand, wie ich ihn als Kind immer bewundert habe, und den sie zu ihrem großen Leidwesen dahin fahren sah, von wo Niemand wieder kommt. Die gute Tante Minna und du, Ihr beide würdet vortrefflich zusammen passen.

Während er so sprach, kleidete er sich jedoch an und saß bald neben dem Vetter. Nun, was hat Herr Drey Wichtiges mit mir zu verhandeln? fragte er freundlich. Cornelius stockte, das Blut stieg ihm zum Herzen, er konnte das rechte Wort nicht finden; aber er nahm sich rasch zusammen und sagte: Ich komme, um mit dir von Leonore Herbert zu reden, die du liebst.

O, von Leonore Herbert! sagte Bertram und sein Antlitz verfärbte sich plötzlich. Wohl liebe ich sie, wie man das schönste und reinste Wesen, das Gott erdenken und schaffen mochte, liebt und heilig hält.

Und liebt sie dich wieder? fragte Cornelius und seine Stimme klang ganz heiser. — Ob sie mich liebt! rief Bertram. Ich werbe um ihre Liebe; sie kennt mich seit vierzehn Tagen. In ihrer Hand liegt es, mich zu vernichten, oder zu dem glückseligsten aller Erdenkinder zu machen; aber sie wird mich lieben. — Sie wird dich lieben, Bertram, sicher! sagte Cornelius und saß da wie in Träumen. Sie wird dich lieben und du wirst sie zu deiner Frau machen!

Soll ich sie zu meiner Geliebten machen? fuhr Bertram heftig auf; zu einer Dirne? Pfui über dich, Cornelius! Wie kommt ein so schmachvoller Gedanke in dein edles Gemüth?

Wer sagt, daß ich das meine? rief Cornelius, der plötzlich sich selbst wieder gegeben war.

O, ich weiß, wer dich schickt, sagte Bertram; man hat dich aufgehetzt, du sollst mir auseinander setzen, wie es gar nicht schicklich wäre, wenn ich, ein reicher Erbe aus alt philisterhaftem Hause unserer ehrbaren Vaterstadt, eine Fremde, die Tochter eines hergelaufenen Weibes von schlimmem Rufe heirathete; wie ich durchaus ein fein anständiges Kind mit frischen Wangen und blauen Augen, vielleicht auch noch mit einer halben Million in der Tasche, aus einem unserer Geschlechter hätte wählen müssen, damit meine Kinder nicht aus der Art schlügen, einmal eben so anständig, nüchtern und leer würden wie ihre Frau Mutter. Ist es nicht so, Herr Drey?

Mich schickt Niemand, erwiederte Cornelius, Niemand. — Ich weiß, daß du Leonore Herbert heirathen wirst, wenn sie dich liebt; aber kannst du die Ehe schon brauchen und ertragen? Du, der jede Fessel, jede Spur von Abhängigkeit verabscheut, der bis jetzt keine Pflicht kannte, als für seine eigene Wohlfahrt zu sorgen — wirst du nicht jenes zarte, schöne Wesen in's Verderben führen?

Leonore in's Verderben führen! Und Bertram ging hastig mehrere Male im Zimmer umher, dann setzte er sich wieder neben dem Vetter nieder. — Du kennst Leonore nicht, sprach er sanft und ergriff Cornelius Hand. Kenntest du sie, du würdest begreifen, wie es ein Ding der Unmöglichkeit ist, nach ihr noch eine andere Frau zu lieben.

Cornelius sah Bertram an, ein schmerzliches Lächeln umzog seinen Mund. Ich sah Leonore schon öfter im Hause ihrer Mutter.

Du sahst Leonore schon öfter im Hause ihrer Mutter? rief Bertram im höchsten Erstaunen. Du bei Madame Herbert?

Ich bei Madame Herbert, bei der ich in Geschäften zu thun hatte.

Du sahst Leonore, aber du kennst sie nicht, sprach Bertram weiter. Komm heute Abend mit mir! Du fürchtest dich doch nicht vor Madame Herbert? Ich bitte dich, komm mit mir und lerne Leonore kennen. Cornelius sah einige Augenblicke vor sich nieder; heftiges Widerstreben und heiße Begier, schon heute

sein Schicksal zu erfahren, kämpften in ihm. — Ich will dich heute Abend zur Generalin begleiten, sagte er.

Und wirklich holte Abends acht Uhr Bertram den Vetter ab. Sie fuhren durch die Hauptstraßen der Stadt, über die Esplanade, an der schönen Promenade am Wasser vorüber, der Vorstadt zu, wo man so viel reizende, sorgsam gehaltene und gepflegte Landhäuser findet. Vor einem derselben, aber vor keinem sorgsam gepflegten und gehaltenen, stiegen die beiden jungen Männer aus. Die Hausthüre stand weit offen, eine kleine elende Lampe erleuchtete spärlich den weiten, öden Flur, auf dem, durch zerbrochene Fensterscheiben, ein empfindlicher Zug wehte. Oben an der Treppe, nachdem Bertram geschellt, erschien ein schmutziger, schwarz gekleideter Diener in ächt südländischer Haltung und Manier und ließ die Herrn zu seiner Gebieterin eintreten.

Madame Herberts Empfangzimmer waren ein Durcheinander von englischem Comfort und pompejanischer Geschmacklosigkeit, wie sie das napoleonische Kaiserthum ganz besonders begünstigte. Warme Teppiche, ein behaglich brennender Kamin, die Stühle, Tische, Divans nach antik sein sollendem Styl, aber den Marmor und die Bronze vertrat schwarzes Ebenholz, mit vielen Goldzierrathen behangen.

Die Dame des Hauses saß vor dem Kamin auf einem Stuhl, dessen Muster der Livia oder Agrippina zum Ausruhen gedient haben konnte. Weit darin zurückgelehnt, die feinen Füße, in seidene Schuhe und Strümpfe gehüllt, auf einem Bänkchen davor ausgestreckt, zeigte sie die edelsten Formen, der Kopf Spuren großer Schönheit, die aber Leidenschaften und aufreibende Lebensart viel mehr als die Zeit selbst hatten verblühen lassen. Sie sprach mit einem älteren Herrn von vornehmem Aeußern, der neben ihr saß, und grüßte Bertram mit leichtem Kopfnicken bei seinem Eintritt; Drey reichte sie die Hand und bot ihm einen Stuhl neben sich an.

Mitten im Zimmer stand die alte Großmutter und erzählte in gebrochenem Deutsch und fließendem Französisch dem Canonikus Gebern eine Anekdote, wahrscheinlich aus dem französisch-spanischen Feldzuge, von woher ihr Kopf mit Geschichten ganz angefüllt war, wie sie überhaupt nur in jener Zeit lebte und webte. Sie trug ihre Erzählung unter vielem Lachen und mit lautem Geschrei vor, während sie beständig aus ihrer großen Tabatière schnupfte und ihr ohnehin unsauberes grauseidenes Gewand noch unsauberer machte. Dabei versäumten aber die klugen Augen der alten Frau nicht, Alles zu bemerken, was um sie herum vorging, besonders Herrn Drey zu mustern, wahrscheinlich um abzuschätzen, wie viel oder wie wenig er ihrem Hause einbringen könnte.

Bertram gesellte sich zu ihr, aber Cornelius fiel sogleich des Magisters „Teufel und seine Großmutter" ein, wie ihm denn jeden Augenblick seine ganze Umgebung unheimlicher und widerwärtiger wurde, da er bisher die eigentlichen Empfangsstunden bei der Generalin immer zu umgehen gewußt hatte.

Da öffnete sich die Thüre und Leonore trat mit einem zehnjährigen Knaben, ihrem Bruder, in's Zimmer, wie ein Engel des Lichtes mitten unter Unholden und Gestalten der Nacht. Bertram eilte ihr entgegen, Cornelius sah, wie sie erröthete, lächelte; dann setzten die beiden sich an einen Tisch und Leonore arbeitete. Sie schnitt aus bunten Kattunflicken Blumen und Figuren, um sie auf Schalen und Vasen zu kleben. Bertram lehnte an dem Tische und sah ihr zu.

"S'il vous plaît", sagte die Großmutter und reichte Cornelius eine Karte. Er dankte, weil er das Spiel nicht liebe. — "Un petit jeu, cela refraichit", sprach die Alte eindringlich. Aber Madame Herbert sagte nachlässig, indem sie sich selbst mit ihrem Nachbar zum Spiel erhob: "Monsieur prefère s'entretenir avec ma fille et Monsieur Bertram", und Cornelius stand auf und trat zu Bertram und Leonore.

Sie sprachen von italienischen Büchern, die Bertram dem Fräulein gegeben und die sie noch nicht gelesen hatte, wie sie auf französisch versicherte.

Also mein Petrarca liegt noch unberührt und Sie lasen nicht darin?

"Piu di quella ineffabile dolcezza,
Che del bel viso trassen gli occhi miei!"

Nein, sagte sie, ich verstehe noch nicht genug Italienisch dazu. Aber sie erröthete und senkte die Augen, hob sie dann so schüchtern, sanft, innig und unschuldig zu dem jungen Manne empor, daß es ein Wunder war, wie ein solcher Blick ihn nicht gleich zu ihren Füßen nieder zog.

Warum lehrst du die Sennora vor allen Dingen Italienisch, nicht Deutsch? fragte Cornelius.

Weil unsere Sprache zu rauh für solche Lippen ist, das Ohr sich erst nach und nach an unsere etwas barbarischen Laute gewöhnen muß. O, ich werde Ihre Sprache auch lernen! rief Leonore. Werden Sie das? rief Bertram, legte den Arm auf den Tisch und schaute dem Mädchen tief in die Augen, die sie wieder niederschlug, während sie anfing ihre Kattunblumen emsig auszuschneiden. Eine Weile blieb Bertram in derselben Stellung, dann sprang er auf und ging, wie außer sich, im Zimmer auf und nieder.

Cornelius sprach mit Leonore weiter. Die Rede kam auf ihr Kloster in Spanien. Sie erzählte so anmuthig und reizend von ihrer Kindheit dort; es war alles Poesie, was sie berührte, ihre Gespielinnen, ihre Schulklassen, der herrliche Garten mit der Aussicht auf's Gebirge, die strenge Oberin, die Alles in Schrecken und Furcht erhielt.

Bertram trat, etwas beruhigt, wieder zu ihnen. Leonore schwieg. Warum erzählen Sie nicht weiter? fragte Cornelius. — Weil Herr Bertram mein Kloster immer verhöhnt, sagte sie. Er behauptet, wir hätten dort nur gebetet, gesungen und gespielt.

Ungefähr so wird's wohl auch gewesen sein, meinte Bertram lächelnd; aber verzeihen Sie mir, wenn ich Sie kränkte, ich liebe ja Ihr Kloster, wie keinen Ort in der Welt, weil Sie dort aufgewachsen, dort allein vielleicht so werden konnten, wie Sie sind. Leonore sah nichts weniger als unwillig aus.

Cornelius nahm ein Journal und setzte sich etwas seitabwärts an einen besondern Tisch. Die beiden Andern sprachen weiter. Wie süßes Liebesrauschen klang die Rede. Julien sah Cornelius vor sich, wie sie da steht und zu Romeo sagt:

„Nein, Pilger, lege nichts der Hand zu Schulden
Für ihren sittsam andachtsvollen Gruß.
Die heilige Rechte darf Berührung dulden,
Und Hand in Hand ist frommer Waller Kuß."

Sie saßen da, die beiden, und redeten mit einander und vergaßen Drey, die Gegenwart, die ganze Welt um sie herum.

Cornelius legte sein Journal still nieder und verließ das Zimmer, Madame Herberts Haus, den Tod im Herzen. Für ihn war Alles gesagt, was er wissen mußte.

Er erschrack nicht, als er nach zwei Tagen zu Tische hinauf kam und die junge Schwägerin in ganz besonderer Aufregung fand und sie ihm sagte: Wissen Sie schon die große Neuigkeit, daß Bertram mit der schönen Spanierin verlobt ist?

Ich vermuthete, daß es dazu kommen würde, erwiederte Cornelius.

Aber ich hätte doch nicht gedacht, fuhr die kleine schöne Frau eifrig fort und hatte ganz ihre gewöhnliche Indolenz abgelegt, daß Bertram sich dazu hergeben würde, eine umherziehende Abenteuerin zu seiner Frau zu machen; ein junger Mann von seiner Stellung, seiner Familie und seinem Vermögen!

Cornelius Gesicht bedeckte sich mit glühender Röthe, um desto mehr zu erbleichen. Er war auf all diese Dinge gefaßt gewesen, wußte, wie Bertrams Verlo-

bung in der Familie aufgenommen werden würde, und dennoch verletzten ihn Sophiens lästernde Redensarten auf's Grausamste. Er verglich in Gedanken die schöne Schwägerin mit Leonore.

Leonore Herberts Familienverhältnisse sind sehr zu beklagen, sagte er endlich, aber das junge Mädchen selbst ist eben so tadellos und rein, wie schön, und Bertram wegen seiner Wahl nur glücklich zu preisen.

Eine schöne Reinheit und Unschuld, die aus solcher Mutter Händen hervorgeht! lachte Herr Joseph Drey.

Cornelius erzählte, wie neulich dem alten Magister, daß Leonore im Kloster erzogen worden und erst kürzlich zu ihrer Mutter aus Spanien gekommen sei, dann schwieg er, fest entschlossen, kein Wort mehr über diese Angelegenheit mit den Seinigen zu verlieren.

Sehr schön soll die junge Dame sein, sagte Sophie und zog ihre kleine Oberlippe noch mehr als gewöhnlich in die Höhe; wir sahen sie neulich zusammen im Theater, nicht wahr? Nun, Bertram hat Geld, er wird sich die schöne Frau etwas kosten lassen und dann wieder auf Reisen gehen, wie er das gewöhnlich thut, und sie werden mit einander fertig werden, wie andere Leute auch.

Das heißt, wenn das Geld nicht alles durchgebracht wird, meinte Herr Joseph. — Solch kolassales Vermögen! rief Sophie. — Man hat schon kolossalere Vermögen verschwinden sehen, antwortete Herr Drey.

Ein paar Gäste kamen noch zu Tische, die alle des Langen und Breiten von der großen Neuigkeit, des Vetters Verlobung, unterhalten wurden. Nach Tische, da man den Kaffee nahm, trat Bertram, der vielbesprochene, in's Zimmer. Cornelius Herz stand einen Augenblick still, er hatte keinen Athem. In seiner leichten Manier ging der Vetter auf Sophie zu, drückte ihr die Hand, sagte, er sei gekommen, ihr seine Verlobung mit Fräulein Leonore Herbert anzukündigen, und wenn sie es erlaube, wolle er ihr seine Braut in den nächsten Tagen zuführen.

Sophie war verlegen, wie sie das leicht wurde, stammelte einige hergebrachte Gratulationsphrasen, und Bertram schüttelte ihr die Hand, küßte sie und redete mit dem Schwager und den Umstehenden von andern Dingen, bis der Wagen zum Conzert gemeldet wurde.

Kommst du heute Abend nicht mit mir zu Leonore? sagte Bertram, Cornelius Arm ergreifend, als sie zusammen die Treppe hinunter gingen. Willst du ihr keinen Glückwunsch sagen, der Einzige von den Verwandten hier, der das thut, der Einzige, der ganz ermißt, welch unendlicher Segen mir in ihrer Liebe gegeben ist! Cornelius drückte dem Vetter die Hand und begleitete ihn zu Madame Herbert.

Es war der schwerste Gang, den er in seinem Leben gemacht, und doch that er, was Bertram wünschte. Mit schwindelndem Kopf und unsicherem Schritt ging er neben dem Vetter einher und drückte Leonore zum Glückwunsch die Hand. Sie war verklärt, die keuscheste, lieblichste Braut, die man sehen konnte, Bertram trunken von Glück, Mutter und Großmutter mit dem reichen, jungen und schönen Schwiegersohn vollkommen zufrieden. Ja die alte Großmutter schlug heute erst um zehn Uhr ihren Spieltisch auf.

Als Cornelius sich nach etwa einer Stunde entfernen wollte, erklangen unten vor dem Hause plötzlich mehrstimmige Gesänge. Unsere Anspruchslosen! sagte Bertram, erstaunt aufspringend. Ich erkenne deutlich Jobs tiefen Baß. Und wirklich war es der Club, der dem Bräutigam und seiner jungen Braut ein Ständchen brachte. Die Lieder klangen süß und weich; Cornelius schienen sie unendlich traurig, wie Grabgesang, nicht wie fröhliche Brautlieder.

Als Bertram Leonore an das Fenster geführt, wo sie sich grüßend verneigen mußte, und er hinunter gelaufen war, den Freunden zu danken, sah Cornelius die junge Braut an; Thränen standen in ihren Augen. Sie lächelte aber sogleich,

als sie seine Blicke bemerkte, und sagte: Es ist sehr thöricht von mir, aber diese Lieder rühren mich in seltsamer Weise.

Magister Job war der Einzige, der von Bertram mit einiger Mühe zu Madame Herbert heraufgebracht wurde; die übrigen Freunde waren durchaus nicht dazu zu bewegen gewesen. Hm, hm, sagte der Alte, sah die Braut an, strich sich den Bart, stand bald anf dem einen, bald auf dem andern Fuße und hob dann an: Ich bin eine Blume zu Sidon, eine Rose im Thal. — Wie eine Rose unter Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern Zions.

Daß du jetzt eben nicht Deutsch verstehst, Leonore, um des Magisters Gruß zu hören! rief Bertram. Seit wann bist du aber so fromm geworden, Job, daß du in biblischen Bildern und Sprüchen redest? — Job erwiederte: Meine Hauswirthin, die dicke Bäckersfrau, hat mich so fromm gemacht. Wenn sie gezankt und geschrieen hat, daß sie heiser geworden ist, sagt sie: „Geduldig sein ist weise," setzt sich hin und strickt. Und wenn sie arme Bettler fortgeschickt und ihnen keinen rothen Pfennig gegeben, setzt sie sich wieder hin und strickt und sagt: „Es gibt oft Einer etwas, da es übel angelegt, dagegen gibt Einer, da es sehr wohl angelegt." Und wenn sie gelästert hat über ihre Nachbarinnen, daß sie den armen Weibern kein gutes Haar gelassen, strickt sie und sagt: „Die unnützen Wäscher plaudern, die Weisen aber wägen ihre Worte."

Eine prächtige Bäckersfrau! rief Bertram voll Vergnügen über Jobs Erzählung. Und eine Moralpredigerin, wie man ihnen nur zu oft im Leben begegnet, meinte Cornelius. Nur Schade, Magister, daß Ihr nicht mehr Vortheil von ihren guten Lehren zieht.

Daß ich nicht mehr Vortheil von ihren Lehren ziehe? rief Job. Ich behaupte, daß, wenn wir da drüben sind, wo unser Herrgott unsere Conduitenlisten nachsieht, ich besser bestehen werde, als die ganze ehrenwerthe Gesellschaft hier zusammen, der hochwürdige geistliche Herr hier nicht ausgenommen, wohl aber die schöne junge Braut; der mag ich den Vorrang lassen.

Die Männer lachten. Galant bist du doch wenigstens, Job, sagte Bertram und nahm Leonorens Hand. Meine Blume in Sidon, meine Rose im Thal wird bald deinen erbaulichen Umgang zu würden wissen, Magister, wie es denn wirklich nur Einen Job in der Welt gibt.

Der Alte lachte und betrachtete das junge Mädchen wohlgefällig, aber von Madame Herbert und der alten Großmutter, die hinzu getreten waren, von dem ganzen Gespräch nichts verstanden und den seltsamen Gast mit Verwunderung betrachteten, wollte er nichts wissen, sah sie mit großen Augen an und that, als wenn sie nicht da wären.

So beschloß Bertram seinen ersten Brautabend, um den andern Tag mit neuer Wonne, mit neuem Entzücken zu begrüßen. So beschloß Cornelius diesen Abend, um den andern Tag mit nie geahnter Qual und Pein zu beginnen.

Wenn Naturen wie Cornelius lieben, dem Anschein nach kalt und doch nur blöde, und doch voll innerer Gluth und mit unendlichem Reichthum des Herzens, dann vergöttern sie. Er war nicht trunken von der Leidenschaft, wie Bertram, aber seine Seele war ihrer selbst entäußert; sie wußte nur in, mit und durch jene andere Seele zu existiren, vor der er in Anbetung lag und die er doch nur als sein und ganz allein sein denken konnte und mußte.

Wie Cornelius die ersten Tage nach Bertrams Verlobung verlebte? Er bewegte sich gleich andern Menschen, arbeitete, ging aus, saß bei Tische, sprach; aber Alles geschah, wie bei einem Maschinenwerk, das sich nach innerer Nothwendigkeit bewegt. Frau Sophie Drey sagte wohl: Sie sehen sehr übel aus, Schwager, und arbeiten gewiß zu viel; Sie müßten einen Ausflug machen, eine Luftveränderung vornehmen.

Luftveränderung nach Art der Engländer, sagte Joseph Drey lachend. Aber du kannst nach London gehen, das ist wahr, wir müssen ja doch nächstens irgend Jemand hinschicken. Das wollte Cornelius auch; er wollte nach London, er wollte noch einige Geschäfte ordnen, die allernöthigsten, dringendsten, und dann reisen.

Mit diesem festen Entschluß trat Cornelius zum Hause hinaus, um die zwei Stunden Mittagsrast, die das Geschäft erlaubte, im Freien zuzubringen. Es war erstes Frühlingswehen. Die Schneeglöckchen und Leberblumen hatten sich Nachts in dem kleinen Vorgarten des Hauses aufgethan. Die Sonne schien mild und warm und lockte die bräunlichen Knospen der Sträuche und Bäume zum Ergrünen. Die Sperlinge badeten sich mit Wohlbehagen im Sande des Weges. Alles war neu belebt, neu erwacht. Aber in Cornelius Herzen wollte nichts erblühen, nichts erwachen, der heiße Schmerz brannte tiefer, immer schärfer in seiner Brust. Mit niedergeschlagenen Blicken eilte er den sonnigen Kai entlang und wollte zum Thor hinaus, da wo die schönen Baumalleen sind und die Begräbnißplätze der Stadt. Da trat ihm Bertram entgegen.

Eben wollte ich zu dir, um dir tausend Dinge zu erzählen, deinen Rath für tausend Dinge einzuholen, sagte er, nahm Cornelius Arm unter den seinen und ging mit ihm weiter. Ich will natürlich so bald wie möglich Hochzeit machen, draußen auf Werderau. Du bist erster und einziger Brautführer; der Vormund, Tante Minna und die unvermeidliche Mama und Großmama sind die einzigen Zeugen bei der Trauung; meine werthe Verwandtschaft halte ich mir dabei vom Halse; dann reise ich mit Leonore ab. Wir gehen nach Italien, Sicilien, an die afrikanische Küste. Leonore studirt mit mir Polypen, Seesterne, Quallen und alles sonstige Meerungeziefer, was meine aparte Liebhaberei ist. Wir bekümmern uns um die ganze Welt nicht, und die ganze Welt bekümmert sich nicht um uns, und wir sind die glückseligsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden. Meine Frau Schwiegermama räumt hier inzwischen den Platz, weil sie nie lange an einem Orte aushält, und verzehrt irgend wo anders die Pension, die ich ihr gebe. Ihren Lebenswandel wird sie nicht ändern, da ist einmal nichts zu machen, und man muß sich in das Unvermeidliche schicken. Den verzogenen Knaben habe ich in eine Anstalt gethan. Sage mir nun, ob meine Anordnungen nicht sehr einfach und gut sind?

Sehr gut, sagte Cornelius.

Aber jetzt komm mit mir, fuhr Bertram fort; ich will für Leonore Geschenke einkaufen, solche, wie sie sie liebt, schöne Blumen, Vögel, Kupferstiche.

Nein, damit laß mich zufrieden! rief Cornelius heftig. Du weißt, daß ich von solchen Dingen nichts verstehe.

Bis du auch eine Leonore gefunden hast und liebst, wie ich liebe, sagte Bertram; dann sucht man eine Blume, einen Vogel, der uns ein Lächeln, einen Dankesblick von der Geliebten einbringt, mit unendlicher Freude aus. Aber ich fürchte, solche Freude wird dir nie werden.

Du hast Recht, Bertram, erwiederte Cornelius. Ein Glück wie das deine ist mir hier auf Erden nicht vergönnt.

Weil du es entbehren kannst, dein Heil in andern Dingen findest, ich nicht. Nun, jeder in seiner Weise. Der Bessere bist du, ich der Geringere, aber doch der Beneidenswerthere. Damit trennten sich die beiden Vettern.

Ja wohl, der Beneidenswerthere! dachte Cornelius. Er ging weiter, seine Gedanken verfolgten Bertram, wie er Blumen, bunte Vögel einkaufte, zu Leonore kam, sie ihr brachte, wie sie lächelte und er sie an sein Herz drückte. Er preßte das seine mit beiden Händen zusammen, weil ihm war, als wolle es zerspringen; er mußte einen Augenblick stillstehen, weil ihm der Athem fehlte; dann ging er

weiter. Aber die Uhr schlug drei Viertel auf zwei; er mußte rasch umkehren, um zur rechten Zeit im Comptoir zu sein.

In zwei Tagen bin ich unterwegs nach London, das war der einzige Gedanke, den er fassen konnte, und er arbeitete emsig und ununterbrochen, um die nöthigsten Geschäfte zu ordnen, vor allen Dingen aber sich selbst zu entfliehen.

Aber nach zwei Tagen lag Cornelius im heftigsten Fieber auf seinem Lager; die sonst so kräftige Natur war den unausgesetzten Seelenkämpfen erlegen. Wochenlang war er völlig ohne Bewußtsein, schwebte in beständiger Todesgefahr. Die junge Schwägerin that im Hause für den Kranken, was nöthig war; seine treuen Pfleger aber waren, außer dem alten, tauben Adam, Bertram und Job, der Magister.

Nacht um Nacht saßen sie da und wachten an seinem Bette. Was ihnen Cornelius' Fieberphantasien sagten, wissen wir nicht. Als aber Cornelius endlich wieder die Augen aufschlug und sich auf sich selbst besinnen konnte, saß Bertram da, hielt seine Hand in seinen und Thränen füllten seine Augen, Thränen der Freude, daß ihm der geliebte Freund wieder gegeben war.

Du da? sagte Cornelius. Mir ist, als wenn ich aus einer andern Welt erwachte! Nach einer Pause fragte er: Was macht Leonore? — Sie ist wohl und preist Gott, der dich uns wieder gegeben hat. Aber laß das jetzt! Und der Kranke wandte sich gegen die Wand und schlief wieder ein.

Die Genesung ging langsam voran; als aber Cornelius den sichern Weg dazu betreten hatte, feierte Bertram seine Hochzeit auf einem seiner schönen Landhäuser ganz im Stillen, und reiste mit seiner jungen Frau ab. Wie er es gehofft, blieb Madame Herbert nach Leonorens Verheirathung nur noch kurze Zeit am Orte und wandte sich dann nach Brüssel, wo sie Freunde zu haben behauptete und für ihre Neigungen ein weiteres Feld fand, als in ihres Schwiegersohns Heimath. Bertram überwachte sorgsam den Briefwechsel seiner jungen Frau mit der Mutter, und war oft voll Bewunderung über den Geist und Scharfsinn, der sich in diesen Briefen offenbarte. So viel Licht und so viel Schatten neben einander! dachte er.

Fünf Jahre flohen Bertram im Rausche des Glücks dahin, eines Glücks, von Liebe, Poesie, geistigem und materiellem Reichthum getragen, während Cornelius in New York war, wo er für die Firma Drey fleißig wirkte und ein selbstständiges Haus für sie gründete. Er wäre am liebsten ganz in New York geblieben und kehrte nur auf dringendes Bitten seines älteren Bruders, der sich von allen Geschäften zurück zu ziehen wünschte, in die Heimath zurück.

Aber ein Anderer, als der er gegangen, kehrte er heim, ruhig, fest, sicher, dem Leben gegenüber für alle Stürme gewaffnet, die es ihm bringen mochte. So dachte er und dachten alle, die ihn sahen. Mit Bertram hatte er brieflich verkehrt, wie man das von zwei Welttheilen aus thut, hatte sich gewöhnt, Leonore als seine Frau zu denken, als solche von ihr zu schreiben, zu sprechen, und sah ohne Scheu dem Augenblick entgegen, wo er sie an des Vetters Seite begrüßen würde.

Dieser Augenblick ward indessen verschoben, denn zu seiner nicht geringen Verwunderung hörte Cornelius bei seiner Rückkehr, daß Sophie Drey, seine schöne Schwägerin, mit dem Bertram'schen Ehepaar den Winter in Rom zugebracht habe. Sophie ist seit längerer Zeit leidend, erklärte ihm sein Bruder, Herr Joseph Drey. Ich konnte nicht von Hause fort, um ihr im Süden Gesellschaft zu leisten; so bat ich Bertram, der ja zum Umherziehen immer Zeit hat, sie dorthin mitzunehmen, und werde sie nun, da du zurückgekehrt bist, nächster Tage von Rom oder Frascati, wo sie eben sind, abholen.

Die erste Zeit nach seiner Rückkehr verwendete Cornelius, um sich in der einheimischen Geschäftsführung wieder zurecht zu finden.

Eines Abends, da er sich müde gearbeitet hatte — es war wieder Frühling, und die Luft in der Stadt schon ermattend — ging er zum alten Magister, um ihn zu einem Spaziergang abzuholen. Da man auf wiederholtes Klopfen nicht öffnete, drehte Cornelius den Schlüssel um, der vom Magister nie abgezogen wurde, und trat in das Zimmer. Job war nicht zu Hause, aber auf seinem Tische lagen, neben einem Haufen bunt durcheinander geworfener Papiere, einige Zeichnungen. Die Neugier treibt den jungen Mann, darnach zu sehen. Ein kleines Bild, ein Frauenkopf, liegt seitabwärts. Er hebt es auf, es ist Leonorens Bild, das Job wohl schon lange besessen, ihm aber nie gezeigt hatte. Cornelius betrachtet es — diese Züge, die einst in seiner Seele so tief eingegraben waren, daß es ihn beinahe das Leben gekostet, sie nur einigermaßen daraus zu verbannen, daß er einen ganzen Welttheil zwischen sie und sich legen mußte, ihrem Zauber zu entgehen! Ach, diese Augen, der jungfräuliche Schnitt des Kopfes, der liebliche Mund und vor Allem die Zartheit und unnachahmliche Anmuth, die aus jeder Miene spricht! Immerfort sieht Cornelius das kleine Bild an; seine Pulse schlagen, ein unbeschreibliches Weh zieht durch seine Brust. Sollte sein ganzer Kampf, sollte die Ueberwindung umsonst gewesen sein?

„Nein, nein!" rief er beinahe laut und warf das Bild auf den Tisch. „Ich werde Leonore an Bertrams Seite als seine Frau wiedersehen, und damit ist jeder Zauber gebrochen!" Er eilte hinaus, aber nicht, um spazieren zu gehen, er wendete sich nach Hause.

Als er das Gitter des kleinen Gartens vor dem Hause hinter sich geschlossen, dröhnen die Glocken der nahe stehenden Kirche St. Jakobi; es war acht Uhr. Cornelius setzt sich unter einen breiten Ulmenbaum, dessen Aeste den halben, wohlgepflegten Garten beschatteten. Drüben, da, wo die Mauern des alten Klosters, dick mit Epheu bezogen sind, sitzt am offenen Fenster ein Schusterjunge und arbeitet noch fleißig für seinen Meister. Als die mächtigen Glocken ausgeklungen, fängt er an zu singen:

„Es gingen drei Bursche wohl über den Rhein,"

An dem Schlußvers angekommen:

„Dich hab' ich geliebet, Dich lieb' ich noch heut,
Und werde Dich lieben in Ewigkeit."

war es, als sänge der Bursche aus seinem eigenen Herzen heraus, so wehmüthig ergreifend klang das Lied.

Cornelius bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, eine Thräne stürzte aus seinen Augen. Er blieb eine Weile unbeweglich sitzen, dann sprang er auf. Es sollte das letztemal sein, daß er schwach gewesen.

Aber alle bösen Mächte schienen sich heute gegen ihn verschworen zu haben. Auf seinem Zimmer angekommen, fand er einen Brief von Bertram, aus Frascati bei Rom datirt:

„Leonore kommt in wenigen Tagen mit den Kindern in Vorderau an; sorge für sie, Cornelius.

Bertram."

Das war Alles, was darin zu lesen stand. Was sollte Cornelius davon denken? Aber er besann sich nicht lange. Der Wagen wurde bestellt. Vor Mitternacht schon war er in Vorderau und fand das ganze Haus in Bewegung; denn Leonore war schon vor zwei Stunden mit den Kindern dort eingetroffen und ruhte jetzt in ihrem Zimmer. In welcher Stimmung Cornelius die Nacht zubrachte, ist schwer zu sagen.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als er im schönen Park des Hauses umherstreifte. Alles war still, nur die Vögel erhoben ihre Stimmen, um den

neuen Tag zu begrüßen. Die Lerche stieg mit ihrem hellen Jubelgesang vom Felde auf; die Nachtigall schlug im tiefen Gebüsch einzelne sehnsüchtige Töne an, oder versuchte einen lang hingezogenen Triller, und die ganze Schaar der andern Vögel zwitscherte und schwirrte emsig dazwischen. Durch herrliche Baumgruppen hindurch, über üppige Wiesen hinweg, erblickte man hie und da den breiten Strom, auf dem ein Schiff nach dem andern abwärts glitt, aber mit matt hängenden Segeln, die Luft war ganz still; wenige lavirten den Strom aufwärts. Die höhere Sonne brachte mehr Leben. Hie und da ging ein Gartenbursche an Cornelius vorüber, aber nicht, um zu arbeiten, sondern in schmucker Kleidung; es war Sonntag. Ein Bauer oder eine Bäuerin, auch sonntäglich geputzt, schlug den Fahrweg durch den Park ein, um in die nahe Kirche zu gelangen. Die Dienerschaft war im Hause erwacht und bewegte sich emsig hin und her. Die Jalousien wurden geöffnet, damit die frische Morgenluft die Zimmer kühle. Nun läuteten die Glocken der Kirche. Cornelius sah die Leute schaarenweise dorthin ziehen. Ihm dünkte, die Zeit dehne sich heute endlos aus, jede Minute schleiche bleiern dahin, und dann flog sie ihm wieder zu hastig. Er sollte ja Leonore sehen.

Endlich erschallten Kinderstimmen in einer der weiten Alleen. Ueber den Wiesenplan, zu einer Gruppe blühender Kastanienbäume, unter denen Cornelius eben steht, kommen zwei reizende kleine Geschöpfe gesprungen, ein Knabe und ein Mädchen, die Wärterin hinterher.

Madame wünscht Herrn Drey zu sprechen, sagte sie. Cornelius sah die schönen Kinder nicht an, die ihn mit großen, verwunderten Augen anstarrten; er eilte in's Haus, durch den Gartensaal in die Wohnzimmer. Im zweiten Zimmer kommt ihm Leonore entgegen, schwarz gekleidet, wie er sie als Mädchen kennen gelernt; aber statt des Kindes, das eben zur Jungfrau erblüht, steht jetzt eine junge Frau vor ihm, so schön, aber so bleich! Statt der sanften Schüchternheit, die sonst jenes holde Wesen wie mit zartem Dufte umgeben, sprachen jetzt Schmerz, Leiden, Selbstbewußtsein aus diesen reinen Zügen.

Was ist Ihnen geschehen, Leonore? rief Cornelius und ergriff die Hand der jungen Frau. Sie konnte nicht antworten. Als er noch einmal fragte: Was ist Ihnen geschehen, Leonore? und ihre kleine Hand fest in der seinen hielt, sagte sie: Was mir geschehen ist? und fiel in einen Stuhl nieder. Was vielen Frauen begegnet, ist mir geschehen. Bertram hat aufgehört mich zu lieben, liebt eine andere, verräth mit ihr unsere Ehe!

Leonore! rief Cornelius und sah die junge Frau fest und ungläubig an.

O, Sie begreifen und verstehen nicht. Ich habe auch lange nicht begreifen und verstehen können, bis ich jetzt endlich weiß, wie wandelbar eines Menschen Herz sein kann.

Sie sah still vor sich nieder, dann schlug sie ihre Augen zu dem Vetter auf und sagte sanft: Wie gut von Ihnen, daß Sie gekommen sind, jetzt wohl der Einzige, der sich meiner und der Kinder in der Welt annehmen will! Und sie barg ihr Gesicht im Uebermaß des Schmerzes in beiden Händen.

Sprechen Sie, erklären Sie mir Alles, Leonore! rief Cornelius. Leonore hob ihren Kopf, sie strich mit einer Hand langsam über das schwarze glänzende Haar, als müsse sie sich auf sich selbst besinnen. Dann hob sie an und erzählte rasch und mit klarer Stimme.

Vorigen Herbst, da wir in Rom waren, kam Herr Joseph Drey mit seiner Frau, Ihrer Schwägerin, dorthin und bat uns, Sophie unter unsern Schutz zu nehmen, da ihr, der Gesundheit wegen, der Aufenthalt im Süden verordnet war, er aber der Geschäfte halber nicht lange von Hause wegbleiben konnte. Bertram war außer sich bei dem Gedanken an all die Langeweile, die er auszustehen haben würde. Ich begütigte ihn, sprach ihm von Sophiens Jugend und Verlassenheit in der fremden Stadt, wie es unsere Pflicht sei, schon der Verwandtschaft wegen,

für sie Sorge zu tragen. So schickte er sich in das Unvermeidliche und unsere Wintereinrichtung wurde getroffen. Sophie wohnte uns nahe und wir lebten bald ganz und gar mit einander.

Was soll ich Ihnen sagen, wie soll ich Ihnen Alles erklären? Sophiens Schönheit, ihre traurige Ehe, ihr stilles, einsylbiges Wesen, hinter dem vielleicht eine Welt von Gefühl und Empfindung zu suchen war, lockten Bertrams Herz — Sophie liebte ihn wohl schon lange. Er konnte nicht mehr ohne sie sein, brachte ganze Abende allein bei ihr zu, war verstört, unruhig, zerstreut. Seine Leonore, die ihm bisher alles Erdenglück gewesen, sie und die Kinder, sie waren ihm nichts, gar nichts mehr!

Die junge Frau hielt inne, ihre Wangen, die durch die Erzählung geröthet und belebt worden, erbleichten mehr und mehr und sie brauchte geraume Zeit, ehe sie wieder sprechen konnte.

Sie nicht mehr lieben! rief Cornelius, der gar nicht zu fassen vermochte, wie man Leonore für Sophie, für irgend Jemand in der Welt geben könnte. Leonore überhörte seine Worte, so sehr war sie von dem ergriffen, was sie erzählen sollte. Der Aufenthalt in Rom ging zu Ende, fuhr sie endlich fort. Wir gingen im März, gleich nach Ostern, nach Frascati und bezogen eine schöne Villa, die Bertram gemiethet hatte; Sophie kam mit uns und bewohnte dasselbe Haus. Ich schwieg zu allen Dingen, die bei uns vorgingen; ich war zu stolz, zu sprechen. Einmal Nachts, da eines der Kinder unwohl war und ich es weinen hörte, kleidete ich mich hastig an und ging mit dem Nachtlicht über den Corridor. Bertram kam mir aus Sophiens Zimmer entgegen. Das Licht entfiel meinen Händen, Bertram glitt eilig an mir vorüber.

Cornelius sprang auf und ergriff Leonorens Hand. Unmöglich! rief er.

Und doch möglich, sagte sie ruhig. Erlassen Sie mir alle Einzelheiten; nur so viel noch, daß ich am andern Morgen Herrn Bertram schrieb, daß ich der Luftveränderung wegen mit den Kindern nach Albano gehen würde; in der That aber ging ich mit den Kleinen nach Rom, um von dort aus hierher zu reisen. Und nun bin ich hier, kaum zwanzig Jahre alt, mit den Kindern, von dem Manne verlassen und verstoßen, der mich durch's Leben schützen und führen wollte, dem ich meine ganze Seele, mein ganzes Seelenheil hingegeben.

Cornelius hatte sich wieder gefaßt. Verstoßen, verlassen! Ganz unmöglich! rief er. Bertram ist leidenschaftlich, von unbezähmbarem Temperament, man hat ihn nie gelehrt, sich selbst auch nur einen Moment zu beherrschen. Eine augenblickliche Verirrung, wenn auch noch so schmählich, müssen Sie ihm vergeben, Sie richten sonst Ihr Glück zu Grunde, Leonore!

Glauben Sie wirklich? rief die junge Frau heftig. Und wenn ich ihm die augenblickliche Verirrung, wie Sie es nennen wollen, vergebe, wer bürgt mir dafür, daß er nicht im nächsten Augenblick in eine andere Verirrung geräth und von dieser wieder in eine andere? Wie soll ich Ruhe, Zuversicht, die verlorene glückselige Zuversicht neben Bertram wieder finden! Ich würde eifersüchtig sein, beständig alle Qualen der Eifersucht zu bekämpfen haben, und das will und vermag ich nicht! — Vergeben! Ich könnte es nicht, es ist zu schmählich, wie er meine Liebe verrathen hat, unser Glück — welch ein Glück!

Und träte jetzt Bertram vor Sie hin, Leonore, so würden Sie doch in seine Arme sinken, würde Alles vergeben und vergessen sein! — Die junge Frau schüttelte traurig den Kopf.

Da öffnet sich auf einmal die Thür und Bertram stürzt herein, bestaubt und beschmutzt von der hastigen Reise, bleich wie der Tod. Er eilt auf Leonore zu; sie springt auf und will mit einem Schrei aus dem Zimmer eilen; er hält sie bei der Hand fest.

Leonore! ruft er—es war der Angstschrei seiner Seele—noch einmal: Leonore! Ein Ton war in seiner Stimme, dem die junge Frau nicht widerstehen konnte. Sie hebt die Augen zu ihrem Manne auf und liegt in seinen Armen.

Er drückt sie an sein Herz, sprachlos, ganz außer sich. Warum hast du mir das gethan, Leonore? stammelte er. Als Leonore sich seiner Umarmung entwunden hat und in den Stuhl sinkt, liegt er zu ihren Füßen, den Kopf auf ihre Kniee gebeugt, und fleht um Vergebung.

Cornelius stand erschüttert da. Er vergaß ganz, daß ein Zeuge für die Beiden zu viel war. Jetzt verließ er das Zimmer leise, um die Kinder aufzusuchen und den jungen Eltern hineinzuschicken. Aber die Kleinen kamen ihm zuvor.

Papa, Papa! jubelte der kleine Bertram an ihm vorüber, und die kleine Leonore, die noch kaum auf den Füßchen stehen konnte, mühte sich ab, dem Bruder zu folgen.

Wieder schweifte Cornelius jetzt im Garten und Park umher, aber alle seine Gedanken gehörten jenen Beiden, die sich verloren zu haben schienen und sich eben wieder gefunden hatten, und seine Seele füllten nur heiße Wünsche für Beider wahres Wohl und Heil, keine Spur von selbstischer Regung war in ihm.

Als er den Wagen bestellen wollte, um nach der Stadt zurückzufahren, kam Bertram zu ihm herunter. Er war ganz herzgewinnende Offenheit gegen Cornelius, zeigte die heftigste Reue über seinen Wahnsinn, der sein häusliches Glück beinahe zu Grunde gerichtet hätte, sprach mit innigster Rührung und heißer Liebe von Leonore.

Aber Sophie, die du die Sünde gelehrt hast! sagte Cornelius.

Bertram erröthete. Ja, Sophie, die ich die Sünde gelehrt! Es ist schmachvoll von mir! Aber sieh mich nicht ungläubig und vorwurfsvoll an. Wäre ich nicht der Erste gewesen, sie dieselbe zu lehren, hätte es ein Anderer übernommen.

Pfui über Dich, Bertram!

Nicht so, Cornelius! rief jener heftig, Sophie ist keines wahren Gefühls fähig. Jugend, Temperament, augenblickliche Leidenschaft—das ist Alles. Ich habe keine Empfindung mehr für sie, als die der Beschämung, der tiefen Reue über mein Vergehen ihr gegenüber; der sicherste Beweis meiner Behauptung.

Cornelius schwieg. Armes, verlorenes Kind! sagte er endlich.

Bertram erwiederte nichts. Des Vetters Ausruf hatte ihn scharf und empfindlich berührt. Darauf aber, nach seiner gewöhnlichen leichtblütigen Weise, die Alles, was ihm Unlust oder Pein verursachte, nicht trug, sondern zur Seite legte, so weit es irgend möglich war, sagte er: Komm jetzt hinauf zu Leonore, wir müssen doch zusammen speisen, und sieh, was wahre, heilige Liebe ist, denke nicht: eine heilige Liebe, die ich doch verrathen konnte. Leonore hat mir vergeben, so mußt du es auch thun.

Cornelius nahm Bertrams Hand und drückte sie warm und herzlich, und die Beiden gingen hinauf zu Tische, wo Cornelius wirklich sah, was wahre, heilige Liebe war, wenn er Leonorens bleiches, liebliches Antlitz betrachtete, wie sie, vom wieder gefundenen Glücke verklärt, ihr Auge zu dem Gatten erhob und ein bezauberndes Lächeln um ihren Mund schwebte. — Bertram war trunken, wie in den ersten Tagen seines Bräutigamstandes. Glücklich waren die Beiden an jenem Tage.

Cornelius fuhr Abends still und in sich versunken zur Stadt zurück. Er dachte, wie reich sein Vetter sei, trotz all seines Leichtsinnes, seiner Sünde, wie arm er sei, trotz alles Bemühens, dem Himmel und den Menschen gerecht zu sein.

Drei Wochen später saß Job, der Magister, neben Cornelius in der Hinterstube desselben, wo diesmal die Fenster mit den grünseidenen Vorhängen nach dem Hofe hinaus, um der abendlichen Kühle willen, weit geöffnet waren. Wie gesagt,

fuhr der Magister in seiner angefangenen Rede fort, es steht geschrieben: Betritt nicht den Pfad der Ungerechten, denn in weß Haus das Unrecht einmal eingekehrt, der wirft's nicht leicht zur Thüre hinaus.

Trotz Eurer dicken Bäckersfrau gesprochen, Magister, bemerkte Cornelius und ordnete Papiere an seinem Pulte.

Ja, meine dicke Bäckersfrau, Gott habe sie selig! Die gute Frau hat sich zu Tode getrunken, und die letzten Worte, die sie sprach, waren: Folge nicht deinen bösen Lüsten, sondern brich deinen Willen, damit du nicht den Leuten zum Gespötte wirst.

Cornelius lachte. Sie wird jetzt mit St. Jakobus und Johannes um die Wette die frommen Seelen dort oben erbauen, meinte er.

Sicher, sagte Job ganz ernsthaft. Aber Scherz zur Seite. Ich wollte Euch nur sagen, daß das häßliche Geklatsch und böse Gerede, das über Frau Leonorens neuliche schnelle Reise oder Flucht von Rom hieher entstanden, jetzt zu Herrn Bertram's Ohren gekommen ist, und daß wir auf allerlei schlimme Dinge gefaßt sein mögen. Die Spanierinnen, die Spanierinnen! Ich hab's Euch gleich bei der Verlobung gesagt, sie verstehen keinen Spaß.

Cornelius kramte mit den Papieren, die er in ein Pult einreihte, weiter und antwortete nichts auf des Magisters Rede.

Das Kammerkätzchen draußen in Vorderau hat mir allerlei zugeflüstert, was besser nicht nacherzählt wird. Nun, nun, wir sind eben Alle Menschen. Aber, wenn Ihr vielleicht Uebel verhüten wollt, geht zu Bertram, er ist in der Stadt.

Wo habt Ihr ihn gesehen? fragte Cornelius hastig.

In sein Haus bog er mit dem Wagen ein, als ich vorüberging.

Cornelius warf eilig alle seine Papiere zusammen, griff zu Hut und Stock und stand bereit zum Gehen.—So recht! sagte der Magister. Vielleicht bringt Ihr Alles wieder in's rechte Geleise, und damit begleitete er den jungen Orey zur Thüre hinaus und drückte ihm die Hand.

Cornelius eilte in Bertram's Haus; ohne sich um Portier und Diener zu kümmern schritt er hastig durch mehrere Zimmer, bis er den Vetter in seiner Arbeitsstube an seinem Pulte schreibend fand.

Du da? sagte Bertram, als Cornelius eintrat. Ich wollte eben zu dir und dich um eine Gefälligkeit bitten: ob du morgen früh um sechs Uhr mein Secundant sein willst?

Also doch?—also so weit ist es gekommen? rief Cornelius. Muß es denn sein? ist keine Auskunft, keine Ausgleichung möglich?

Lies diese Zettel hier; und Bertram reichte dem Vetter verschiedene Briefe hin. Meine Correspondenz mit Karl J.. und dem Doktor S.. Sage selbst, ob darnach eine Ausgleichung möglich ist. Cornelius las die Zettel und legte sie dann still wieder nieder.

Und das Fürchterliche ist, daß alle Duelle der Welt Leonorens Ruf nicht vor Befleckung und Beschmutzung schützen können, fuhr Bertram fort. Ihre Herkunft—Briefe, die Sophie hierher geschrieben hat, mit dunkeln Andeutungen gegen Leonore, um auch den Schatten einer Schuld von sich abzulenken—ihr großer Familienanhang, der diese Briefe geflissentlich verbreitet. Wenn ich mich als schuldig erkläre, als Sünder, bemitleidet man meine Großmuth und lacht mich aus. Und ich kann und darf die Wahrheit nicht sagen!—O, es ist fürchterlich! Der junge Mann stützte seinen Kopf in beide Hände und blieb so sitzen.

Eine Herausforderung auf Pistolen, auf zwanzig Schritt Barrière, das ist beinahe vorsätzlicher Mord, Bertram! sagte Cornelius. Hast Du an Leonore, an deine kleine Kinder gedacht?

Wohl, ich schreibe eben nieder, was für sie nöthig ist. Du bist nachher mein Testaments-Vollstrecker, sorgst für Leonore und die Kinder besser, als ich's gethan

hätte. Du liebtest einst Leonore, Cornelius. Bertram hob dabei den Kopf und sah den Vetter durchdringend an.—Damals, als du krank warst, haben deine Fieberphantasieen es mir gesagt. Ach, sie hätte dich wählen sollen, statt meiner! du hättest sie glücklich, ruhig und sanft durch's Leben geführt!

Cornelius war einen Augenblick erbleicht, dann lächelte er traurig und sagte, den Blick des Vetters ruhig aushaltend: Und doch gäbe noch heute Leonore ein ganzes Leben voll Ruhe und Frieden neben mir für wenige Jahre des Glückes mit dir hin.

Glaubst du? fragte Bertram und sein Antlitz überflog helles Glück. O, sie liebt mich, meine holde Leonore! ist mein, ganz mein!—Ob sie Trennung—Tod ertragen wird? Aber man stirbt selten am Leid—und die Kinder, unser schöner Junge und das süße Geschöpf, die kleine Leonore!

Bertram, rief Cornelius, gib dich nicht solchen Gedanken hin! Das Duell morgen wird enden, wie alle Duelle, und die Sache ist abgethan und wird dem bösen Geschwätz ein Ende machen.

Du hast Recht, Cornelius, man soll sich von Stimmungen und Träumen nicht beherrschen lassen. Hier, hilf mir noch einige Anordnungen treffen, die mein Testament angehen und die doch auf jeden Fall in Ordnung gebracht sein müssen. Dann wollen wir in den Kranich gehen und den Abend bei den Freunden verbringen.

Der Abend wurde wirklich bei den Freunden, das heißt so viel noch von den alten „Anspruchlosen“ übrig waren, im Kranich zugebracht.

Den andern Morgen um fünf Uhr fanden sich Bertram und sein Gegner, Doktor S.., im Walde, eine Stunde vor der Stadt, an dem festgesetzten Orte ein. Nachdem die gewöhnlichen Vorbereitungen getroffen waren, sollte Bertram zuerst schießen. Er weigerte sich. Der Gegner legt an und schießt. Bertram sinkt zusammen. Die Kugel war gerade durch den Kopf gegangen; der Gegner hatte hoch gezielt, um nicht zu treffen, und gerade deßhalb Bertrams Haupt erreicht.

Alle ärztliche Hilfe war vergebens, wie Cornelius im ersten Augenblick sah. Er stützte das zerschmetterte Haupt, hielt die Hand des Vetters, dessen feurige Seele Alles mit sich fortriß, was sich ihm nahen mochte, selbst wenn's in das Verderben ging, dessen Liebenswürdigkeit und Herzensgüte Niemand widerstehen konnte, dem auch die strengsten Sittenrichter und Moralisten seine Fehler und Schattenseiten vergeben mußten. Cornelius hielt diese geliebte Hand in der seinen und hätte mit tausend Freuden sein Leben für ihn, den Dahingegangenen, gegeben, nur um nicht vor Leonore zu treten und ihr zu sagen: „Bertram ist nicht mehr!“

In das alte, schöne und stattliche väterliche Haus wurde die Leiche des jüngst noch so glänzenden und lebensfrischen jungen Erben gebracht. Cornelius traf die nöthigsten Anordnungen mit der Dienerschaft und wollte nun nach Vorderau hinausfahren. Er tritt in das Vorzimmer. Ein Wagen ist unten in den Hof gefahren, Leonoren eilt die Treppe herauf.

Um Gotteswillen, was ist geschehen? ruft sie athemlos, da Cornelius ihr entgegen tritt. Wo ist Bertram?—Der Vetter antwortet nicht.—Wo ist Bertram? ruft sie in tödtlicher Angst und stürzt auf die nächste Thüre zu.

Bleiben Sie, Leonore! ruft Cornelius und will sie bei der Hand zurückhalten. Aber mit wunderbarer Kraft macht sie sich von ihm los, stürzt in die nächsten Zimmer, in das gemeinschaftliche Schlafzimmer. Dort lag auf ihrem ehemaligen Brautbette, mit verhülltem Haupte, still und regungslos der Körper ihres Gatten und Geliebten.

Ein Jahr war vergangen. In Vorderau war wieder Frühling. Cornelius lehnt an der weit geöffneten Thüre des Gartensaals und sah mit Job, dem Magister, den schwarz gekleideten Kindern Bertrams zu, wie sie fröhlich mit einander

spielten, trotz dem man ihnen die Mutter erst vor vierzehn Tagen begraben hatte. —Das lacht und singt und springt und weiß nicht, welch Leid über sein junges Haupt dahin gezogen ist! sagte der Alte.

Cornelius blickte in schmerzlicher Wehmuth zu den Kleinen hinüber. Seine Züge trugen den Stempel der Erschöpfung, so sehr hatten Leid und Schmerz seine Seele gebeugt. Aber doch war Friede und Ergebung auf seinem Antlitz zu sehen. Er hatte ja Leonore dieses ganze letzte Jahr pflegen und hüten dürfen, ihr die Augen im Tode schließen und versprechen dürfen, für die Kinder zu sorgen. Wie oft hatte sie mit inniger Dankbarkeit und Liebe zu ihm aufgeblickt und in stummer Rührung seine Hand gedrückt!

Bertram und Leonore! rief der Magister laut. Die Kleinen hielten im Spiel inne und kamen herbei.—Ich habe Euch etwas zu sagen. Gehorchet mir, ihr Kinder, und wachset wie die Rosen an den Bächlein und seid dankbar Eurem Oheim; liebt ihn, denn er ist Vater und Mutter, Bruder und Schwester und Alles jetzt auf Erden für Euch!

Cornelius nahm das kleine Mädchen auf seine Arme, drückte sie an seine Brust und strich ihr die dunkeln Haare aus dem Kindergesicht, aus dem die lieblichen Züge der Mutter deutlich entgegen leuchteten. Er konnte sich von der Kleinen nicht trennen.—Ja, Ihr seid jetzt Alles für mich auf Erden, wie ich Alles für Euch auf Erden sein will! sagte er und setzte das Kind auf den Boden.

Und er hielt Wort. Mit der guten Tante Minna, die schon Bertram's Jugend gepflegt, erzog und bewachte er die Kinder. Seine ganze Existenz, so weit sie nicht der Arbeit und dem Berufe gehörte, war ihnen gewidmet, und sein Leben war reich und gesegnet durch die Liebe und das Erblühen der beiden Kleinen, der heiligen Hinterlassenschaft von Bertram und Leonore.

Frau Sophie Orey, die schöne Sophie, war, nachdem sie aus Italien zurückgekehrt, vor wie nach in Seide und Spitzen gehüllt, vor wie nach waren ihre Wangen rosig gefärbt und schwebte um ihren kleinen Mund jenes eigenthümliche stehende Lächeln.

Herr Joseph Orey sah geduldig oder mit Anstand zu, wie ein Anbeter nach dem andern sich ihrer Gunst erfreute. Cornelius aber dachte dabei immer an Bertram, der sie zuerst die Sünde gelehrt. In diesem Gedanken und um den Bruder zu schonen, war es ihm allein möglich, ab und zu in den Zimmern seiner Schwägerin zu erscheinen.

* * *

Ueber Amerika sagen die literarischen Blätter Deutschlands sehr wenig. Die gewaltige Bewegung auf dem nordamerikanischen Continente scheint an unseren deutschen Schriftstellern fast spurlos vorüber zu gehen. Bandmann's Auftreten in New-York als „Narciß" auf der englischen Bühne wird mit drei Worten erwähnt, das „Morgenblatt" bespricht den Pöbelaufruhr in New-York im Juli v. J.; man giebt einen Catalog der über den Krieg erschienenen Werke—das ist so ziemlich Alles. Die „Europa" giebt Auszüge aus Douai's trefflichem Buche: „Land und Leute in der Union," lobt das Werk verdientermaßen, vergißt aber nicht, die Leser zu w a r n e n in Betreff des Douai'schen Urtheils, da „der Verfasser sehr gegen den Süden e i n g e n o m m e n" sei. Und das geschieht in Leipzig, der Metropole deutscher Intelligenz. „Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein klein Paris und b i l d e t seine Leute." Wir meinen, wir hörten hinter uns ein mephistophilisches Hohngelächter!

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit, von Gustav Freytag. 2 Bände. Leipzig, S. Hirzel, 1859.

Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes, von Demselben. Leipzig, S. Hirzel, 1862.

Unsere Leser kennen gewiß Freytag, den talentvollen Dichter des „Soll und Haben", „Valentine", der „Journalisten" und der so großartig angelegten „Fabier." Er ist vielleicht kein „Poet von Gottes Gnaden," keins von jenen blendenden Meteoren auf dem deutschen Parnasse, deren Strahlen unauslöschlich bis tief hinab in's Volk dringen. Aber er ist ein Dichter und nicht bloß das allein, sondern auch ein Forscher und zwar ein genialer, der gern hinabsteigt in die „Staubkammern" der Vergangenheit, wie Carlyle sich so gerne ausdrückt und uns besonders aus dem Leben unserer Vorfahren die reizendsten und anziehendsten Schilderungen mit heraufbringt. Und das liest sich Alles so äußerst interessant; es giebt keinen Roman, kein Novellenbuch, das, wenigstens für uns, diesen wunderlieblichen Reiz hätte. Die Sprache des Mittelalters, jene treuherzigen Laute, die uns hie und da noch in der Luther'schen Bibelübersetzung an's Ohr schlagen, ist beibehalten, natürlich so weit modernisirt, um vollständig verständlich zu sein. Es sind wirkliche Bilder aus der Vergangenheit; der Verfasser hat, so zu sagen, die Memoiren-Literatur des Mittelalters studirt und führt uns in langer Reihe Bürger und Edelmann, Bauer und Schüler, Bürgersfrau und Edeldame vor, die in ihrer altdeutschen Sprache uns von den Freuden und Schmerzen, von den Eigenthümlichkeiten und Wunderlichkeiten ihres Lebens unterhalten. Und geistreich in hohem Grade ist der Commentar des Verfassers, der alle diese verschiedenen Documente mit einander verbindet. Da sehen wir Götz von Berlichingen, den Goethe unsterblich gemacht, wie er sich als Junker in einer Dorfgasse rauft; den klugen Sebastian Schärtlin von Burtenbach, den Feldobersten des schmalkaldischen Bundes, wie er sich nach wechselvollem Leben, als reicher Mann zur Ruhe setzt und mit seinen aristokratischen Nachbarn nicht in Ruhe leben kann. Dann der unübertreffliche Hans von Schweinichen, diese gelungene Gestalt eines armen Junkers, der seinem versoffenen Herrn, dem Herrn von Liegnitz, auf seinen Bettelfahrten durch Deutschland treu zur Seite steht und endlich, nachdem sein Herr längst im Trunke untergegangen, alt und respectabel als behäbiger Biedermann das Zeitliche segnet. Wie oft mußte der gute Hans dem Herzog „vor dem Trunk stehen," d. h. sich mit ihm besaufen. Und er thut das mit einer rührenden Selbstaufopferung, die uns vermuthen läßt, daß auch er ein ächter Deutscher war!—

Reichhaltig und anziehend sind die Bilder aus dem dreißigjährigen Kriege. Die Schilderung der Heeresorganisation jener Zeit ist unübertrefflich. Der „Simplicissimus" hat natürlich ein sehr reiches Material für diese Zeit geliefert.

Mit den politischen Ansichten des Verfassers sind wir selbstredend nicht einverstanden. Er gehört zu jener bekannten Gothaischen Schule, die mitunter sehr gute und freisinnige Ideen hat, aber, wie die Israeliten in der Wüste, geduldig wartet, bis das Manna von oben (von den Tafeln der Fürsten) dem harrenden Volke zu Füßen fällt. Er lebt in Siebleben bei Gotha und ist, wie wir vernehmen, ein Freund des Herzogs Ernst von Coburg, der so gern das Mäcenat ausübt und, wie uns erzählt wird, förmlich Jagd macht auf alle literarische Größen, die nicht allzu sehr politisch compromittirt sind.—Störend, ja zuweilen mehr als störend, ist in dem Werke das ewige Hinweisen auf die Nothwendigkeit einer preu-

ßischen Hegemonie, besonders jetzt, wo die sogenannte preußische „neue Aera" so glänzend Fiasco gemacht hat und der Verrath an Schleswig-Holstein so offen an das Tageslicht tritt. Auch in seinem Urtheil über Luther und Gustav Adolf stimmen wir mit dem Verfasser nicht überein. Wer in Luther bloß den Mönch und Theologen sieht, muß von der gewaltigen Geisteskraft des Reformators, so weit sein dogmatisches Feld zu beackern war, frappirt werden; wer in Luther m e h r zu sehen wünscht, als den bloßen Kirchenmann, kann unmöglich mit Herrn Freytag übereinstimmen. Die Anbetung des preußischen Absolutisten, Friedrich II., begreifen wir nun durchaus einmal nicht, auch nicht die Behauptung, daß die Theilung Polens eine historische Nothwendigkeit war. Selbst die Berufung auf Goethe, dem bei der Schilderung des meereindämmenden Faust (im 2. Theil) der alte König mit seinen Entsumpfungen in Westpreußen in die Seele hinabgestiegen sein soll, kann uns mit dem Urtheil nicht befreunden.

Doch statt aller Kritik wollen wir lieber dem Leser eine Skizze aus dem Buche geben. Wir wählen die Erzählung eines schweizer Studenten, der Luther sah, als dieser im Begriff stand, von der Wartburg zu entweichen.—Seine Erzählung beginnt:

„Da wir die heilige Schrift zu studiren gen Wittenberg reisten, sind wir nach Jena im Land Thüringen weiß Gott! in einem wüsten Gewitter gekommen und nach vielen Umfragen in der Stadt um eine Herberge, wo wir über Nacht blieben, haben wir keine erhaschen noch erfragen können; überall ward uns Herberge abgeschlagen. Denn es war Fastnacht (der Abend des 4. März 1522), wo man nicht viel Sorge für die Pilger und Fremdlinge trägt. Da haben wir uns aus der Stadt wieder heraus gewandt, um weiter zu gehen, ob wir ein Dorf erreichten, wo man uns doch beherbergen wollte. Indem begegnete uns unter dem Thor ein ehrbarer Mann, sprach freundlich zu uns und fragte, wo wir noch so spät hinwollten, da wir in keiner Nähe weder Haus noch Hof, wo man uns behielte, vor finstrer Nacht erreichen würden. Zudem sei es ein Weg, leicht zu fehlen und sich zu verirren; deshalb wolle er uns rathen, allhier zu bleiben.

Wir antworteten: „Lieber Vater, wir sind bei allen Wirthshäusern gewesen, wohin man uns hin und her gewiesen hat, allenthalben aber hat man uns abgewiesen und Herberge versagt; müssen also aus Noth fürbaß ziehn." Da sprach er, ob wir auch im Wirthshaus zum schwarzen Bären gefragt hätten? Da sprachen wir: „Es ist uns nie vorgekommen: Lieber, sagt, wo finden wir dies?" Da zeigte er's uns ein wenig vor der Stadt. Und als wir den schwarzen Bär sahen, siehe, wie uns vorher alle Wirthe abgeschlagen hatten, so kam hier der Wirth unter die Thür, empfing uns und erbot sich selbst gutwillig uns zu beherbergen und führte uns in die Stube.

Dort fanden wir einen Mann allein am Tische sitzen und vor ihm lag ein Büchel; er grüßte uns freundlich, hieß uns näher kommen und zu sich an den Tisch setzen. Denn unsere Schuhe waren—hier mit Verlaub zu schreiben—so voll Koth und Schmuz, daß wir aus Scham über die Kothpflecken nicht fröhlich in die Stube eintreten konnten, und drückten uns heimlich bei der Thür auf ein Bänkli nieder. Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abschlagen konnten. Als wir so seine Freundlichkeit und Herzlichkeit erkannten, setzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an seinen Tisch, ließen ein Maß Wein auftragen, damit wir der Ehre wegen wiederum auch ihm zu trinken böten. Wir vermeinten aber nicht anders, als es wäre ein Reiter, der nach Landsgewohnheit da saß, mit einem rothen Lederkäppel, in Hosen und Wamms, ohne Rüstung, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfassend. (Seine Augen waren schwarz und tief, blitzend und funkelnd wie ein Stern, so daß sie nicht wohl mochten angesehen werden.)

Bald fing er an zu fragen, von wannen wir gebürtig wären. Doch gab er sich selbst Antwort. „Ihr seid Schweizer. Woher seid Ihr aus dem Schweizerland?“—Wir antworteten: „Von St. Gallen.“—Da sprach er: „Wollt Ihr von hier, wie ich höre, nach Wittenberg, so findet Ihr dort gute Landsleute, nämlich Doctor Hieronymus Schurf und sein Bruder Doctor Augustin.“

Wir sagten: „Wir haben Briefe an sie.“ Da fragten wir ihn wieder: „Mein Herr, wißt Ihr uns nicht zu bescheiden, ob Martinus Luther jetzt zu Witberg oder an welchem Ort er sonst sei?“

Antwortete er: „Ich habe gewisse Kundschaft, daß der Luther jetzt nicht zu Wittenberg ist; er wird aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber ist dort, er lehrt die griechische Sprache, so auch andere die hebräische lehren. In Treue will ich Euch rathen, beide zu studiren; denn sie sind nothwendig, die heilige Schrift zu verstehn.“ Sprachen wir: „Gott sei gelobt! Denn so Gott unser Leben fristet, wollen wir nicht ablassen, bis wir den Mann sehen und hören; denn seinetwegen haben wir diese Fahrt unternommen, da wir vernahmen, daß er das Priesterthum sammt der Messe als einen ungegründeten Gottesdienst umstoßen will. Dieweil wir von Jugend auf von unseren Eltern dazu gezogen und bestimmt sind, Priester zu werden, wollen wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben wird und mit welchem Fug er solchen Vorsatz zu Wege bringen will.“

Nach solchen Worten fragte er: „Wo habt Ihr bis jetzt studirt?“—Antwort: „Zu Basel.“—Da sagte er: „Wie steht es zu Basel? ist Erasmus Roterdamus noch daselbst, und was thut er?“

„Mein Herr,“ sprachen wir: „Wir wissen nicht anders, als daß es wohl steht; auch ist Erasmus da, was er aber treibe, ist jedermann unbekannt und verborgen, da er sich gar still und heimlich verhält.“

Diese Reden kamen uns gar fremd an dem Reiter vor; daß er von den beiden Schurf, von Philippo und Erasmo, desgleichen von der Erforderniß Beider, der griechischen und hebräischen Zunge zu reden wußte. Zudem sprach er dazwischen etliche lateinische Worte, so daß uns bedünken wollte, er sei eine andere Person, als ein gemeiner Reiter.

„Lieber“, fragte er uns, „was hält man im Schweizer Land von dem Luther?“

„Mein Herr, es sind, wie allenthalben mancherlei Meinungen. Manche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbaret und die Irrthümer zu erkennen gegeben hat, manche aber verdammen ihn als einen verruchten Ketzer und vor andern die Geistlichen.“

Da sprach er: „Ich denke mir's wohl, es sind die Pfaffen.“

Unter solchem Gespräch ward es uns gar heimlich, so daß mein Gesell das Büchel, das vor ihm lag, aufhob und sperrte es auf. Es war ein hebräischer Psalter. Da legte er es schnell wieder hin und der Reiter nahm es zu sich. Und mein Gesell sprach: „Ich wollte einen Finger von der Hand hergeben, daß ich diese Sprache verstünde.“ Antwortete er: „Ihr werdet sie wohl begreifen, wenn Ihr anders Fleiß anwendet; auch ich begehre sie weiter zu erlernen und übe mich täglich darin.“

Unterdeß ging der Tag ganz hinunter und es wurde sehr dunkel, bis der Wirth an den Tisch kam. Als er unser hoch Verlangen und Begierde nach dem M. Luther vernommen, sprach er: „Liebe Gesellen, wäret Ihr vor zwei Tagen hier gewesen, so wär es Euch gelungen; denn hier an dem Tisch hat er gesessen und“—er zeigte mit dem Finger—„an der Stelle.“ Das verdroß uns sehr und zürnten, daß wir uns versäumt hatten, ließen den Zorn an dem kothigen und schlechten Wege aus, der uns verhindert hatte. Doch sprachen wir: „Nun freuet uns doch, daß wir in dem Haus und an dem Tische sitzen, wo er saß.“ Darüber mußte der Wirth lachen, und ging so zur Thür hinaus.

Nach einer kleinen Weil ruft mich der Wirth, ich soll vor die Stubenthür zu ihm herauskommen. Ich erschrack und dachte bei mir, was ich Unschickliches gethan, oder was mir ohne meine Schuld verargt würde.

Da sprach der Wirth zu mir: „Dieweil ich erkenne, daß Ihr den Luther zu hören und zu sehen begehrt;—der ist's, der bei Euch sitzet."

Diese Worte nahm ich für Spott und sprach: „Ja, Herr Wirth, Ihr wollt mich gern foppen und meine Begier durch des Luther's Trugbild ersättigen." Er antwortete: „Er ist es gewißlich. Doch thue nicht, als ob Du ihn dafür haltest und erkennst."

Ich ließ dem Wirth recht, ich konnt' es aber nit glauben. Ich ging wieder in die Stube, setzte mich wieder zu dem Tisch und hätte es doch gerne meinem Gesellen gesagt, was mir der Wirth eröffnet hatte. Endlich wandt ich mich zu ihm und raunte heimlich: „Der Wirth hat mir gesagt, der sei der Luther."—Er wollt' es auch, wie ich, nicht gleich glauben und sprach: „Er hat vielleicht gesagt, es sei der Hutten, und Du hast ihn nicht recht verstanden."

Weil mich nun die Reiterkleidung und Geberde mehr an den Hutten, denn als den Luther, als einen Mönch, gemahnten, ließ ich mich bereden, er hätte gesprochen, „es ist der Hutten," da die Anfänge beider Namen schier zusammenklingen. Was ich deshalb ferner redete, geschah so, als ob ich mit Herrn Huldrich ab Hutten, Ritter, redete.

Während alle dem kamen zwei Kaufleute, die auch allda über Nacht bleiben wollten, und nachdem sie sich entkleidet und entspornt, legte einer neben sich ein uneingebundenes Buch. Da fragte „Martinus," was das für ein Buch wäre, er sprach: „Es ist Doctor Luther's Auslegung etlicher Evangelien und Episteln; erst neu gedruckt und ausgegangen, habt Ihr die nie gesehen?" Sprach Martinus: „sie werden mir auch bald zukommen." Da sprach der Wirth: „Nun verfügt Euch zum Tisch, wir wollen essen,", wir aber sprachen und baten den Wirth, er möchte mit uns Nachsicht haben und uns Etwas besonders geben. Da sprach der Wirth: „Liebe Gesellen, setzt Euch nur zu den Herren an den Tisch, ich will Euch anständig halten." Da das Martinus hörte, sprach er: „Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirth schon abmachen."

Unter dem Essen sprach Martinus viel gottselige, freundliche Reden, daß die Kaufleute und wir vor ihm verstummten, mehr auf seine Worte, als auf alle Speisen achteten. Unter diesen beklagte er sich mit einem Seufzer, wie gerade jetzt die Fürsten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg wegen Gottes Wort, diesen schwebenden Händeln und der Beschwerung deutscher Nation versammelt wären, aber zu nichts mehr geneigt wären, als die gute Zeit mit kostbarem Turnier, Schlittenfahrt, Unzucht, Hoffart und Hurerei zu verbringen, da doch Gottesfurcht und christliche Bitte zu Gott besser dazu helfen würde. „Aber das sind unsere christliche Fürsten." Weiter sagte er, er sei der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei unsern Kindern und Nachkommen bringen werde, die nicht von dem päpstlichen Irrthum vergiftet, sondern jetzt auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzt werden, als an den Eltern, in welche die Irrthümer so eingewurzelt wären, daß sie schwerlich ausgerottet werden möchten.

Darnach sagten die Kaufleute auch ihre gute Meinung, und sprach der ältere: „Ich bin ein einfältiger, schlichter Laie, versteh mich auf die Händel nicht besonders, das sprech ich aber, wie ich die Sach ansehe: der Luther muß entweder ein Engel vom Himmel, oder ein Teufel aus der Hölle sein. Ich hätte Lust, noch zehn Gulden ihm zu Liebe aufzuwenden, damit ich ihm beichten kann, denn ich glaube, er würde und könnte mein Gewissen wohl unterrichten." Indem kam der Wirth neben uns und sprach heimlich: „Martinus hat das Nachtmahl für euch berichtigt." Das freute uns sehr, nicht wegen des Geldes und Genusses, sondern daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hatte. Nach dem Nachtmahl stunden die

Kaufmänner auf, gingen in den Stall, die Rosse zu versehen. Indeß blieb Martinus allein bei uns in der Stube, da dankten wir ihm für seine Verehrung und Spende und ließen uns dabei merken, daß wir ihn für Huldrich ab Hutten hielten. Er aber sprach: „ich bin es nit."

Dazu kommt der Wirth und Martinus spricht: „Ich bin diese Nacht zu einem Edelmann geworden, denn diese Schweizer halten mich für Huldrichen ab Hutten." Sprach der Wirth: „Ihr seid es nit, aber Martinus Luther." Da lächelte er mit solchem Scherz: „Die halten mich für den Hutten, ihr für den Luther, bald werde ich wol gar Markolfus * werden." Und nach solchem Gespräch nahm er ein hoch Bierglas und sprach nach des Landes Brauch: „Schweizer, trinket mir nach einen Freundestrunk zum Segen!"—Und wie ich das Glas von ihm empfangen wollte, wechselte er das Glas, bot dafür ein Glas mit Wein und sprach: „Das Bier ist euch unheimisch und ungewohnt, trinket den Wein." Indem stand er auf, warf den Waffenrock auf seine Achsel und nahm Abschied. Er bot uns seine Hand und sprach: „So ihr nach Wittenberg kommt, grüßet mir den Dr. Hieronymus Schurf." Sprachen wir: „wir wollten das gerne thun, doch wie sollen wir euch nennen, daß er den Gruß von euch verstehe?" Sprach er: „sagt nichts weiter, als: der kommen wird, läßt euch grüßen,—so versteht er die Worte sogleich." Also schied er von uns und ging zu seiner Ruhe.

Darnach kamen die Kaufmänner wieder in die Stube und hießen den Wirth ihnen noch einen Trunk auftragen, während welchem sie viel Unterredungen hielten des Gasts halber, wer der wol wäre. Doch der Wirth ließ sich merken, er hielte ihn für den Luther und sie die Kaufleute ließen sich bald bereden und bedauerten und kümmerten sich, daß sie so ungeschickt vor ihm geredet hatten, und sprachen, sie wollten am Morgen um so früher aufstehn, ehe er wegritte und wollten ihn bitten, er möge nicht auf sie zürnen noch im Arg daran denken, da sie seine Person nicht erkannt hätten. Dies ist geschehen und sie haben ihn am Morgen im Stall gefunden. Aber Martinus hat geantwortet: „Ihr habt zur Nacht beim Nachtmahl gesagt, ihr wollt zehn Gulden wegen des Luther's ausgeben, um ihm zu beichten. Wenn ihr ihm beichtet, werdet ihr wol sehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther sei." Weiter hat er sich nicht zu erkennen gegeben, ist darauf bald aufgesessen und auf Wittenberg zugeritten.

An demselben Tage sind wir auf Naumburg zugezogen und wie wir in ein Dorf kommen—es liegt unten an einem Berg, ich vermeine, der Berg heißt Orlamunde und das Dorf Naßhausen—dadurch fließt ein Wasser, das war vom übergroßen Regen ausgetreten und hatte die Brücke zum Theil hinweggeführt, daß keiner mit einem Pferd herüberreiten konnte. In demselbigen Dorf sind wir eingekehrt und haben durch Zufall die zween Kaufmänner in der Herberge gefunden, welche uns daselbst um des Luther's willen auch bei sich gastfrei hielten.

Am Samstag darauf, den Tag vor dem ersten Sonntag in der Fasten, sind wir bei dem Dr. Hieronymus Schurf eingekehrt, um unsere Briefe zu überantworten. Wie man uns in die Stube beruft, siehe, so finden wir den Reiter Martinus, ebenso wie zu Jena. Und bei ihm ist Philippus Melanchthon, Justus Jodocus Jonas, Nikolaus Amsdorf, Dr. Augustin Schurf, sie erzählen ihm, was sich während seiner Abwesenheit zu Wittenberg ereignet hat. Er grüßt uns und lacht, zeigt mit dem Finger und spricht: „Dies ist der Philipp Melanchthon, von dem ich euch gesagt hab."

In der treuherzigen Darstellung Keßler's ist nichts merkwürdiger, als die heitere Ruhe des gewaltigen Mannes, der unter Acht und Bann durch Thüringen ritt, im Herzen leidenschaftliche Sorge um die größte Gefahr, welche seiner Lehre drohte, um den Fanatismus seiner eigenen Parteigenossen.

* Komische Volksfigur des 15. und 16. Jahrhunderts, wie jetzt noch Till Eulenspiegel.

Die „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes" reichen bis in die Gegenwart und enthalten viel des Schönen. Wir wählen eine Skizze aus dem sogenannten Befreiungskriege von 1813, eine Straßenschlacht, in einem schlesischen Städtchen.

„Eine angstvolle Stunde verrinnt in fiebrigem Hoffen. Auf der Straße rasseln die ersten Verkünder des Rückzugs, beschädigte Geschütze, von Kosaken escortirt. Langsam ziehen sie zurück, ihre Mannschaft ist unvollständig, von Pulver geschwärzt, mehr als einer wankt verwundet. Die Infanterie folgt, Wagen überfüllt mit wunden und halbtodten Kriegern. Die Nachhut postirt sich, am Thor und den Straßenecken den Feind erwartend. Halbwüchsige Buben laufen aus den Häusern und tragen den Kriegern noch zu, wornach sie gerufen, einen Trunk, ein Brod, sie halten den Wunden die Tornister und helfen bei schnellem Verbande.

Staubwolken auf der Landstraße. Der erste feindliche Reiter nähert sich dem Thor, vorsichtig spähend, den Karabiner auf dem rechten Schenkel; da fällt aus der Nachhut ein Schuß, auch der Chasseur schießt seinen Karabiner ab, wendet das Pferd und zieht sich zurück. Gleich darauf dringt der feindliche Vortrab in schnellem Trabe vor, die preußischen Tirailleurs ziehen sich von Stellung zu Stellung zurück und feuern. Endlich hat der Letzte die Häuserreihe verlassen. Draußen am Thor sammeln sie sich noch einmal, die feindlichen Reiter, die sich wieder geordnet, aufzuhalten.

Leere Straßen, lautlose Stille. Auch die Knaben, welche die preußischen Tirailleure begleitet haben, sind verschwunden, die Vorhänge der Fenster werden herabgelassen, die Thüren geschlossen, aber hinter Vorhang und Thor spähen ängstliche Blicke auf den heranziehenden Feind. Plötzlich ein rauher tausendstimmiger Ruf: Vive l'empereur! und wie eine Wasserfluth stürzt französisches Fußvolk in die Stadt. Sogleich dröhnen die Kolbenschläge an den Hausthüren, öffnet sich eine Thür nicht schnell, so wird sie zornig erbrochen. Und nun folgt der wüste Streit, welchen der schutzlose Bürger mit dem gereizten Feind auszumachen hat, unerschwingliche Forderungen, Drohung, nicht selten Mißhandlung und Todesgefahr, überall Geschrei, Jammern, Gewaltthat. Schränke und Truhen werden erbrochen, Werthvolles und Werthloses geraubt, verdorben, zerschlagen, am meisten bei Solchen, welche geflohen sind, denn die Habe ihres ungastlichen Hauses ist nach Soldatenbrauch dem Eindringenden verfallen. Die Behörden der Stadt werden auf das Rathhaus geschleppt und über die Quartiere der Truppen, über Lieferung von Lebensmitteln und Fourage und über eine unmögliche Contribution, welche die Stadt zahlen soll, beginnt die peinliche Verhandlung.

Können die feindlichen Führer nicht durch Geschenke befriedigt werden, oder soll die Stadt eine Strafe erhalten, so werden angesehene Einwohner zusammengetrieben, festgehalten, bedroht, vielleicht beim Aufbruch als Geiseln fortgeführt. Lagert ein größeres Corps um die Stadt, so bivouakirt auch wohl ein Bataillon auf dem Markt. Schnell ist der Franzose eingerichtet, aus den Vorstädten hat er sich Stroh herbeigeholt, die Lebensmittel hat er unterwegs geraubt, zum Brennholz zerschlägt er die Thüren und Möbeln, häßlich dröhnt das Krachen der Aexte in den Balken und Schränken der Häuser. Hell flackern die Lagerfeuer auf, lautes Lachen, französische Lieder klingen um die Flammen.

Und zieht am Morgen nach einer Nacht, die der Bürger ängstlich durchwachte, der Feind wieder ab, dann sieht der Städter erstaunt die schnelle Verwüstung in der Stadt, und vor dem Thor die plötzliche Verwandlung der Landschaft. Das unabsehbare Getreidemeer, welches gestern um seine Stadtmauern wogte, ist verschwunden, von Roß und Mann zerwühlt, niedergestampft, zertreten; die Holzzäune der Gärten sind zerbrochen, Sommerlauben, Gartenhäuser abgerissen, Fruchtbäume abgehauen. In Haufen liegt das Brennholz um die erlöschenden Wachtfeuer, der Bürger mag darin die Bretter seines Wagens, die Thore seiner

Scheuer finden; kaum erkennt er die Stelle, wo sein eigner Garten war, denn mit Lagerstroh und wüstem Unrath, mit dem Blut und Eingeweide geschlachteter Thiere ist der Platz bedeckt. Und in der Ferne, wo die Häuser des nächsten Dorfes aus dem Baumlaub ragten, erkennt er auch die Umrisse der Dächer nicht mehr, nur die Wände stehen, wie ein Trümmerhaufen.

Herb war es, solche Stunden zu durchleben, und auf Tage fiel wohl Manchem der Muth. Auch dem Begüterten wurde jetzt schwer, den Seinen nur das Leben zu fristen. Alles war aufgezehrt und verwüstet, die Lebensmittel der Stadt und der Umgegend, und kein Landmann brachte das Unentbehrliche auf den Markt, weit in das Land mußte man senden, den Hunger zu stillen. Aber der Mensch wird bei einer schnellen Folge großer Ereignisse kälter, zäher, härter gegen sich selbst, der starke Antheil, welchen jeder Einzelne an dem Schicksal des Staates nahm, machte gleichgültiger gegen die eigene Noth. Nach jeder Gefahr empfand man mit Behagen, daß man das Letzte, das Leben, doch gerettet. Und man hoffte.

Nicht lange, und die verheerende Welle schlägt zurück. Wieder dröhnt der Geschützdonner, rasseln die Trommeln. Die Unseren sind vorgedrungen, um die Stadt tobt der wilde Kampf. Gegen den Feind, der noch die westliche Vorstadt hält, dringen die preußischen Bataillone in die Straßen und auf den Markt. Es ist junge Landwehr, die heut ihre Bluttaufe erhalten soll. Die Kugeln pfeifen durch die Straßen, sie schlagen die Dachziegel und den Kalk von den Häusern, die Bürger haben Frauen und Kinder wieder in Kellern und abgelegenen Räumen geborgen. Auf dem Marktplatz halten die Bataillone, Munitionswagen werden aufgefahren und geöffnet. Die ersten Compagnien dringen vor, an demselben Thor, durch welches vor wenigen Tagen der Feind in die Stadt stürzte, brennt der heiße Kampf, im Anlauf wird der Feind zurückgeworfen, aber neue Haufen setzen sich in den Häusern der Vorstadt fest und ringen um den Eingang in die Straßen. Schwer verwundete, verstümmelte Männer werden aus den Kampf-Linien zurückgetragen und auf dem Markte niedergelegt, mehr als einmal müssen die Kämpfenden abgelöst werden. Wenn die Kameraden aus dem Gefecht zurückkehren, das Antlitz von Pulver geschwärzt, mit Schweiß und Blut bedeckt, da will der ungeübten Mannschaft fast der Muth entsinken, aber die Offiziere, auch sie vielleicht zum erstenmale vor dem Handgemenge, springen vor: „Vorwärts Kinder, das Vaterland ruft!" schallt es in die Reihen. Einmal ist dem Feind gelungen, das Oberthor zu erstürmen, aber kaum ist er in die erste Straße gedrungen, die zum Markte führt, so wirft sich ihm eine Compagnie Landwehr mit lautem Hurrah entgegen, treibt ihn zum Thore hinaus und hält das Thor fest*).

Der Donner dröhnt, der feurige Hagel schlägt durch Thüren und Fenster, die Todten liegen auf dem Pflaster und den Schwellen der Häuser. Da vermag, wer von den Bürgern ein mannhaftes Herz hat, nicht länger die geschlossene Luft seines Verstecks zu ertragen. Dicht hinter den fechtenden Landsleuten drängt er sich in die Nähe des Kampfes. Die Verwundeten hebt er vom Pflaster und trägt sie sich auf dem Rücken in das Haus oder in's Lazareth. Nicht die letzten sind wieder die Knaben, sie holen Wasser und rufen in die Häuser nach einem Trunk, sie stützen die Verwundeten, sie klettern auf den Munitionswagen und reichen die Patronen herab, stolz auf ihre Arbeit, unbekümmert um das pfeifende Blei. Ja auch Frauen stürzen aus den Häusern, in den Schürzen geschnittenes Brod, in den Händen die gefüllten Krüge. Es mag doch etwas helfen für das Vaterland.

Das Gefecht ist vorüber, der Feind zurückgeschlagen. Da bewegt sich im heißen Sonnenschein ein trauriger Zug durch die Stadt, gefangene Feinde, von Kosaken escortirt. Hartherzig treiben die Reiter den ermatteten Haufen, auf dem

---

*) Scene aus dem Gefecht in Goldberg am 23. August, nach Mittheilung eines Augenzeugen.

freien Platz der Vorstadt wird kurze Rast gestattet. Erschöpft, wund, halb ohnmächtig legen sich die Gefangenen in den Staub der Landstraße, es ist der zweite Tag, daß sie nicht Speise, nicht Trank erhalten, nicht einmal einen Trunk aus Brunnen oder Graben haben die Treiber gestattet, mit Schlägen und Lanzenstößen haben sie die Ermatteten gemißhandelt. Jetzt flehen diese mit ausgestreckten Händen in ihrer Sprache zu den Städtern, welche neugierig und theilnahmvoll umherstehen. Es ist in der Mehrzahl junges Franzosenvolk, das hier wimmert, arme Knaben, bleich und verfallen die Gesichter. Wieder eilen die Bürger mit Speise und Trank herzu, reichliche Haufen von Brod werden herangetragen, aber die Russen hungern selbst, sie stoßen die herantretenden Leute rauh zurück und entreißen ihnen die Gaben. Da legen die Hausfrauen Körbe und Flaschen in die Hände ihrer Kinder, ein beherzter Knabe springt voran, die kleine Schaar, Mädchen und kleine Buben trippeln nach mitten unter die liegenden Gefangenen, auch die Kleinsten wanken tapfer von Mann zu Mann, und theilen lächelnd aus, unbekümmert um die bärtigen Wächter*). Denn der Kosak thut den Kindern nichts zu Leide. Der Deutsche aber ist auch gegen seine Feinde nicht unbillig.

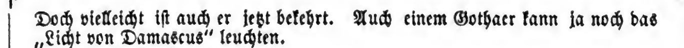
Wer aber aus dem nahen Gefecht einen wunden Landsmann in sein Haus geholt hat, wie treu und sorglich pflegt er ihn! Er ist dem Hause wie der eigene Sohn und Bruder, der fern beim Heere des Königs steht. Das beste Zimmer, ein weiches Lager wird ihm bereitet, selbst überwacht die Hausfrau Verband und Wartung.

Denn das ganze Volk fühlte sich wie eine große Familie. Der Unterschied der Stände, die Verschiedenheit des Berufes trennten nicht mehr, Freude und Leid war gemeinsam, auch von Habe und Erwerb ward williger mitgetheilt. Die Fürstentochter stand neben der Frau des Handwerkers in demselben Verein und beide beriethen eifrig und achtungsvoll miteinander, und der feste Landjunker, der noch vor wenig Monaten jeden bürgerlichen Mann in seiner Ressource als Eindringling betrachtet hätte, ritt jetzt wohl täglich vom Gute nach der Stadt, um bei seinen neuen Freunden, dem Rathsherrn oder Fabrikanten, die Kriegspfeife zu rauchen, und mit ihm über die Neuigkeiten und über das zu plaudern, was Beiden das Liebste war, über das Regiment, in welchem ihre Söhne neben einander fochten. Freier, sicherer, besser wurden die Menschen in dieser Zeit, die grämliche Pedanterie der Beamten, der Hochmuth des Edelmannes, selbst der mißtrauische Eigennutz des Bauern waren den Meisten wie Staub von gutem Metall weggeblasen, Selbstsucht wurde von Jedermann verachtet, altes Unrecht, lange genährter Groll waren vergessen, der Kern des Menschen war für Alle sichtbar zu Tage gekommen. Wie sich Jeder gegen das Vaterland gezeigt, darnach wurde er beurtheilt. Ueberrascht sahen die Leute in Stadt und Land, daß plötzlich neue Charaktere unter ihnen zur Geltung kamen, manch kleiner Bürger, der bis dahin wenig beachtet war, wurde Rathgeber, Freude und Stolz der ganzen Stadt. Wer sich aber schwach gezeigt, dem gelang es selten, das Vertrauen seiner Mitbürger wiederzugewinnen, der Makel haftete an ihm, so lange die Generation lebte. Und diese freie und großartige Auffassung des Lebens, der herzliche, gesellige Ton und der unbefangene Verkehr verschiedener Stände dauerten noch Jahre nach dem Kriege. Aeltere der Mitlebenden wissen wohl davon zu erzählen."

Wir, die Epigonen jener Jahre, fühlen noch im fernsten Westen Amerikas die großartige Bedeutung jener Kämpfe. An Herrn Freytag möchten wir nur die Frage richten, ob das Benehmen der Hohenzollern unmittelbar nach jenem Kriege bis auf die heutige Stunde sie so sehr der Hegemonie würdig macht? —

---

*) So am 22. Mai in Bunzlau während des Rückzuges nach der Schlacht bei Bautzen, die Gefangenen, rothe Husaren, lagen in der Vorstadt neben dem Galgenteich.



Doch vielleicht ist auch er jetzt bekehrt. Auch einem Gothaer kann ja noch das „Licht von Damascus" leuchten.

Miscellen.

Shakespeare's Königsdramen in Weimar. Franz Dingelstedt zeigt mittelst eines Circulares an, daß auf dem Weimarer Hoftheater die vier ersten Stücke des angekündigten Cyclus der historischen Tragödien Shakespeare's in der letzten Woche dieses Jahres zur Aufführung gelangen werden, und zwar am 27. Decbr. „Richard II.", am 28. und 29. „Heinrich IV.", 1. und 2. Theil, sowie am 30. „Heinrich V." In der Osterwoche 1864 wird alsdann zur Vorfeier des auf den 23. April fallenden Shakespeare-Jubiläums der ganze aus sieben Stücken bestehende Cyclus folgen, nämlich außer den vier eben genannten „Heinrich VI." in zwei Theilen und „Richard III."

Deutscher Fürstencongreß in Photographie. Nach der Schlußsitzung des deutschen Fürstencongresses zu Frankfurt a. M. am 1. September 1863 ließen die versammelten achtundzwanzig fürstlichen Personen und Vertreter der freien Städte durch den königlich bairischen Hofphotographen Jos. Albert ein Gruppenbild im Hofe des Bundespalais aufnehmen. Es würde vielleicht kein anderer Photograph im Stande gewesen sein, die technische Schwierigkeit der unter den ungünstigsten Umständen und in kürzester Zeit herzustellenden Aufnahme in einer Weise zu lösen, wie es Albert gelungen ist. An ein künstlerisches Arrangement der Gruppe war dabei freilich nicht zu denken, und die hohen Herren können nur eben in der Handlung des „Photographirtwerdens" gedacht werden. Einige, besonders der Kurfürst von Hessen und der Großherzog von Baden, haben etwas geschwankt und dadurch den Eindruck ihrer Persönlichkeit im eigentlichsten Wortsinn getrübt, sonst bietet aber dies Blatt Gelegenheit, Gesichtsausdruck und Haltung der Dargestellten auch in der Ausgabe des kleineren Formats (10 zu 7½ Zoll) auf das deutlichste wahrzunehmen.

Zur Frage der Vollendung des Hermanndenkmales. Mit dem vom Hannöverschen Localcomite neuerdings angesammelten Gelde — etwa 3000 Thaler — hat sich der Bildhauer von Bandel nunmehr wieder sein Atelier eingerichtet und will zunächst den Kopf der kolossalen Gestalt, sowie das Schwert — jenen 20, dieses 24 Fuß hoch — zur Vollendung bringen, um dann mit diesen beiden Fragmenten in Deutschland herumzureisen, sie auszustellen und so hoffentlich die für das Ganze noch erforderliche Summe nach und nach zusammen zu bekommen.

(Armer Armin! Achtzehnhundert Jahre nach der Teutoburger Schlacht noch so „fechten" gehn zu müssen! Undankbare Söhne „Tuiskions!" Warum lebt Klopstock nicht mehr! Mit einer neuen, „für die Gelegenheit", verfaßten Ode würde Herr von Bandel vielleicht bessere Geschäfte machen. Will sich keiner unserer jungen Dichter erbarmen? — Red. der „Monatshefte.")

Theodor Körner als Opernheld. Historische Gestalten einer fernen Vergangenheit im Rahmen einer Oper vorgeführt lassen wir uns wohl gefallen, aber der Gedanke, daß dies auch mit Personen der uns noch zunächst liegenden Vergangenheit geschehen soll, hat für uns etwas Komisches. Man stelle sich z. B. Theodor Körner in Recitativen sprechend und Arien singend vor — liegt darin nicht Etwas, das dem tragischen Ernst seines Todes zuwiderläuft? Und doch hat ein junger Componist aus der Liszt-Wagner'schen Schule — wie man uns sagt, noch dazu von ihrer alleräußersten Linken — das Wagniß unternommen und einen von Luise Otto-Peters verfaßten Operntext: „Theodor Körner" in Musik gesetzt. Der Name des Componisten ist Wendelin Weißheimer. Das Vorspiel der Oper: „Deutschlands Erhebung", soll demnächst im Leipziger Stadttheater gegeben werden.

Ein Lustspiel von Frau Görner. Der Schauspieler Görner in Hamburg ist unsern Lesern als begabter Lustspieldichter sicher schon längst bekannt; neuerdings hat er in seinem „geadelten Kaufmann" auch ein ernstgehaltenes Stück, ein Familiengemälde in modernisirt Iffland'scher Manier, geliefert. Jetzt wird nun seine Frau Ida, geb. v. Buch, gleich ihm Mitglied des Hamburger Stadttheaters, auf schriftstellerischem Gebiete mit ihm ebenfalls zu wetteifern versuchen. Sie schrieb ein dreiaktiges Lustspiel: „Unsere Alliirten."

Eine neue Theaterzeitung. Vom 1. Oktober erscheint in Berlin eine Theaterzeitung, welche laut Programm, um ihre Unparteilichkeit zu wahren, keinem Bühnenmitgliede zugesandt werden soll. Recht löblich, aber wo sonst Leser hernehmen? Das Blatt führt den Titel: „Der Beobachter im Parket."

Ein Denkmal für Vercingetorix. Der Kaiser Napoleon läßt zu Ehren des letzten Vertheidigers der Unabhängigkeit Galliens, Vercingetorix, in Alise-Sainte-Reine eine Statue errichten. Mit Anfertigung derselben wurde der Bildhauer Aimé Millet betraut, welcher auch bereits dem Erzgießer das Modell übergeben hat.

Leonardo da Vinci's Grabstätte. Einem Bericht der „Nation" zufolge stellte Arsène Houssaye aus Paris, im Auftrag der französischen Regierung, seit längerer Zeit schon in Amboise Nachforschungen über die Grabstätte Leonardo da Vinci's an. Vor Kurzem ist nun der Sarg des Genannten in einer alten Kirche daselbst aufgefunden und an einer Inschrift unzweifelhaft als solcher erkannt worden. Es berichtigt diese Entdeckung auch die verschiedenen abweichenden Angaben über den Sterbeort des Künstlers.

Erfolg der „Trojaner" von Berlioz. Das große Musikereigniß der Woche war für Paris die endlich nach jahrelangen Mühen bewerkstelligte erste Aufführung der Berlioz'schen Oper: "Les Troyens" im Théâtre lyrique. Das Werk des von seinem Vaterlande zwar geachteten, aber doch nicht vollständig gewürdigten Künstlers hat wunderbarer Weise Eindruck gemacht. Es war kein bloßer succès d'estime, sondern ein wirklicher Erfolg. Der Componist verfaßte bekanntlich, wie Wagner, Gedicht und Musik; wie jener die ganze Nibelungensage, so hat er die ganze Aeneide zu Opernstoffen und Texten umgewandelt. „Die Trojaner" bilden mithin nur den ersten Theil eines Cyclus, dessen Vollendung späterer Zeit vorbehalten bleibt. Zunächst schildert die bisher fertige Oper, die in fünf Akte, einen Prolog und ein mimisch-choreographisches Intermezzo zerfällt, die Liebe der Dido und des Aeneas, sowie den Tod der carthagischen Königin. Dem Prologe des auch bezüglich seiner Eintheilung eigenthümlichen Werkes geht ein kurzes Stück Programmmusik: „Lamento" voran, welches den Schmerz

über Troja's Fall ausdrücken soll. Das Vorspiel geht auf dem Proscenium vor sich, der große Vorhang erhebt sich erst bei Beginn des ersten Aktes. Ein Rhapsode tritt vor und erzählt in recitativischer Form die Geschichte vom hölzernen Pferde und die Einnahme Ilions, dazwischen schildert ein unsichtbarer Chor die verschiedenen Phasen jenes zehnjährigen Krieges. Der Rhapsode tritt ab, der Gesang hinter der Scene verstummt, es öffnet sich die Bühne und wir sind im Palaste der Dido. Held Aeneas schifft sich aus. Empfangen von der Königin, berauscht er sich an ihrem Anblick, wie sie an dem seinen. Er bietet der Herrscherin seine Dienste an, um Jarbas, den wilden Numiden, zu bekämpfen, der mit seinem Heere Carthago bedroht. Dem zweiten Akte geht, wie schon bemerkt, ein mimisches Intermezzo voran, ein sichtbares Programm zu einem symphonischen Orchestersatze. Hier der ungefähre Inhalt. Die Bühne zeigt einen zaubervollen africanischen Hochwald in der Morgendämmerung. Quellen rieseln vom Felsen und ergießen sich in ein natürliches, von Binsen und Schilf umrahmtes Bassin. Ein paar Najaden lassen sich sehen, sie verschwinden wieder, tauchen aus dem Wasser empor u. s. w. Nun kündigen Fanfaren das Nahen der königlichen Jagd. Die Najaden erschrecken und fliehen. Tyrische Jäger passiren die Bühne, Ascan folgt im Wagen. Der Himmel verfinstert sich, Regen fällt, der Sturm wächst zu rasender Gewalt, Blitze zischen nieder. Die verirrten Jäger geben sich gegenseitig Trompetensignale. Dido mit dem Bogen in der Hand und in Dianencostüm tritt auf, geleitet von Aeneas. Sie suchen in einer Grotte Schutz vor dem Unwetter. Die Quellen werden zu brausenden Wasserfällen und mischen ihr Geräusch mit dem Tosen des Sturmes. In der Finsterniß führen Satyrn, Faune, Sylvane groteske Tänze auf. Der Blitz zerschmettert und entzündet einen Baum. Die Tanzenden ergreifen die brennenden Zweige, tanzen fort und verschwinden endlich in den Tiefen der Waldung. Die Scene füllt sich mit Wasserfluthen, der Sturm hört allmählich auf. „Man kann wohl kaum — meint der Correspondent der Zellner'schen „Blätter für Musik" — effektvollerer und raffinirterer Weise für Auge und Ohr Effekte häufen, als in dieser ganz unvergleichlich ausgestatteten Scene geschah. So etwas muß packen." Die vier folgenden Akte haben wenig eigentliche Handlung, Liebesduette sind die Hauptsache, auch einige Kriegsgesänge finden sich. Aeneas wird endlich aus seinem Sinnenrausch durch Erscheinungen des Priamus, Hectors und der Cassandra — also sind, wie man sieht, auch die neuen Spiegelgespenster zum Dienst herangezogen — aufgerüttelt und an seine Pflicht und Bestimmung gemahnt. Er scheidet. Dido, verzweifelnd, wählt den Flammentod. Dies letzte Tableau ist wahrhaft großartig. Ihren Geist aushauchend und im Moment des Sterbens zur Seherin werdend — nach dem Glauben der Alten — verkündet die Königin vom brennenden Holzstoß herab die künftigen Geschicke Roms. Ueber dem Scheiterhaufen erscheint, von Glorienschein umrahmt, das Capitol, man sieht Legionen defiliren und einen Kaiser von Künstlern und Dichtern umgeben. Den Vordergrund füllt carthagisches Volk, das dieses Bild mit Bewunderung und Grauen betrachtet. Die Apotheose ist so recht im Geschmack der Franzosen erfunden. Musikalisch hat der zweite Akt am vorzüglichsten gefallen. Die Composition ist da wirklich von großartigem Schwung, voll Anmuth und Originalität. Die Perle des Ganzen ist ein träumerisches Duett zwischen den Liebenden. Im dritten Akt hat eine Arie des Aeneas Sensation erregt. Das Lobendste, was man sagen kann, besteht darin, daß der Meister wenigstens auf theilweiser Umkehr zu natürlicheren Bahnen begriffen scheint.

Deutsch-Amerikanische Monatshefte

für

Politik, Wissenschaft und Literatur,

herausgegeben von

Caspar Butz.

Erster Band. 1864. April-Heft.

Präsidentliche Selbstnachfolge.

Von Emil Preetorius.

Hört man die Lincolnlitaneien, die jetzt tagtäglich von einem Theil der englischen und leider auch der deutschen Presse abgeleiert werden, so wie ihren stehenden Refrain: Er muß wiedergewählt werden, so sollte man sich fast versucht fühlen zu glauben, in der bloßen Innehabung der präsidentlichen Würde liege ganz von selbst das wohlerworbene Recht, solche auf weitere vier Jahre beanspruchen zu können. Was in aller Welt außer dem Umstande, daß der Posten zufälliger Weise gerade durch ihn besetzt war, berechtigt Herrn Abraham Lincoln als bevorzugter Candidat für den nächsten Termin zu gelten? Seine Verdienste sind sehr problematischer und auf alle Fälle mehr negativer als positiver Natur, aber: Er muß wieder gewählt werden! Es ist bekannt, welchem eigenthümlichen Zusammentreffen von Umständen und Zufälligkeiten er im Jahre 1860 seine Nomination und Wahl verdankte, und es wird auch kaum geleugnet, daß er selbst den geringen Erwartungen, die man von dem sehr unbekannten Manne damals hegte, nicht gerecht geworden ist, aber: Er muß wiedergewählt werden! Seine Amtsführung ist der vollendetste Typus der Mittelmäßigkeit gewesen, jeder genialen Regung völlig fremd, durfte auch bei Andern um und unter ihm kein genialer Gedanke, keine geniale That aufkommen, ein Possenreißer in ernster Zeit, von einem in dieser Beziehung nur zu toleranten Volke gutmüthig belacht, aber ausgelacht ob seiner Ungeschlachtheit von der übrigen civilisirten Welt, paßte der Riegelspalter auf den Präsidentenstuhl, wie die Faust aufs Auge, aber: Er muß wiedergewählt werden! Eine seltsame Logik das, in der That, und oft ging es uns, wenn wir im Bemühen sie zu verstehen die Frage nach allen Seiten überdachten, wie weiland Heine mit dem Kyffhäuser Barbarossa:

Bedenk' ich die Sache recht genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiser!

Ja wohl, betrachtet im Lichte der correkten demokratischen Doctrin, die nur eine einzige, untheilbare Souveränetät kennt, und demzufolge keine der legisla-

tiven coordinirte Executivgewalt anerkennen darf, betrachtet ferner im Lichte, das die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit in Frankreich, so wie die der unmittelbaren Gegenwart hier zu Lande, über die dunklen Punkte der für die Volksfreiheit drohenden Gefahren verbreitet haben, mit einem Worte: betrachtet im Lichte der Theorie, wie der Praxis, sind wir geneigt das ganze Institut der Präsidentschaft für eine „Nuisance" zu halten. Die verständigen Schweizer waren auch in dieser Beziehung klug und weitsehend genug, von einer in Prinzip und Ausführung verfehlten Nachäffung des monarchischen Systems abzusehen, und ihre Bundesexecutive mit den sieben Mitgliedern und alternirendem Vorsitze, die lediglich als Dienerin der sie wählenden legislativen Körperschaften erscheinet, bildet den richtigen republikanischen Gegensatz zu unserm, aus einer unverständig angeordneten Volkswahl hervorgehenden, König im Frack.

Doch das ist eine Abschweifung von unserem Thema, und so interessant der hiermit angeregte Gegenstand auch ist, so lohnt es sich für praktische Zwecke doch wohl kaum der Mühe, ihn des Weiteren zu discutiren, ehe eine Nationalconvention zur Abänderung der Verfassung berufen, und damit ein neues, reiches Feld politischer Verbesserungen eröffnet ist. Also: Revenons à nos moutons! Kehren wir zu Herrn Lincoln und der Selbstnachfolge zurück.

Es ist unseres Wissens das erste Mal in der Geschichte dieses Landes, daß ein Präsident durch seine eigenen, wie durch die Handlungen seiner nächsten Freunde in dieser Weise auf eine Wiederwahl hinarbeitet. Was Washington und Jefferson, und vielleicht auch noch Madison und Monroe, als ein gerechter Tribut der Anerkennung bedeutungsvollen Wirkens freiwillig entgegengetragen wurde, das nahm allerdings schon ein Jackson, mit etwas weniger Bescheidenheit und gewohntem rücksichtslosen Zugreifen, ohne viel Sperren an. Aber bildet einestheils Jacksons mannhafte, ruhmumstrahlte Persönlichkeit keinen Pendant für Abe Lincoln, so ist ebenso anderentheils zuzugestehen, daß mit der trefflichen äußern Gliederung der Jacksondemokratie ein innerer Verfall Hand in Hand ging, und daß die eifrige Ausführung ihres leitenden Axioms: „dem Sieger gehört die Beute" eine mehr quantitative als qualitative Bereicherung der Partei zur natürlichen Folge hatte. Wir haben also wohl ein doppeltes Recht uns gegen eine Nachahmung der schwächeren Züge aus Jacksons Verwaltung zu sträuben, deren Lichtseiten zu reproduziren unserer heutigen-Administration weder gelungen, noch auch nur von ihr versucht worden ist. Konnte man sich allenfalls noch gefallen lassen, daß mit Annahme eines Namens von so gutem Klange die Jacksondemokratie so zu sagen eine Livree anzog, so bieten dazu die auf Bildung einer s. g. Administrationspartei abzielenden Vorgänge der heutigen Tage in ihrer Bedientenhaftigkeit ein wahrhaft widerliches Zerrbild. Administrationspartei! Ist das Her majesty's opposition? Nein, denn die hat bei Anerkennung des abstrakten Königthums dem concreten Monarchen die Hölle oft heiß genug gemacht. Ist sie gleich der Bureaukratie, die in europäischen Staaten zwischen Regierern und Regierten das unvermeidliche Mittelglied bildet? Nein, denn abgesehen daß unsere wesentlich verschiedenen Verhältnisse kaum eine solche Analogie aufkommen lassen,

ist dort bei dieser höheren Bedientenklasse ein gewisser Grad persönlicher Ehrenhaftigkeit, und selbst Unabhängigkeit, nicht außer der Regel. Nicht einmal die Ministeriellen par excellence, die nach der Melodie: „Weß Brod ich eß, deß Lied ich sing'", das ewige Hallelujah für alle bestehenden Gewalten anstimmen, sind in ihrer Existenz so unberechtigt und so verächtlich zugleich, als dieser aller Prinzipien, wie aller Ehre baare Haufen von Aemterjägern, die in dem freiesten Lande der Erde nur die Affen transatlantischer Aftercultur zu spielen vermögen. Administrationspartei! Sind es die Leute, die gleich Europas Legitimisten unter Umständen royalistischer wie der König selber, und daher auch in ihrer Verirrung noch achtbar sind, da sie ja weniger dem Manne als vielmehr auch einem Prinzipe dienen, oder haben wir hier die allerniedrigste Spielart von Politikern vor uns, die ohne Ueberzeugung, ohne Treue, ohne Glauben das goldene Kalb umtanzen, obgleich es ein Kalb und weil es eben von Gold ist? Wir müssen sie leider bejahen, diese Frage, und wer mit uns die Thätigkeit dieser neugebackenen Administrationspartei verfolgt und gesehen hat, wie bloß selbstische Zwecke von ihr verfolgt und zu deren Erreichung Ehre, Grundsätze, Volk und Land gleichmäßig geopfert werden, der muß mit uns wünschen, daß schon der nächste Wahlkampf diese jüngste und schmählichste Ausgeburt hiesigen Parteiwesens auf immer verschlingen möge, verschlingen mit Inbegriff des Namens, der in der kurzen Zeit, die wir ihn zu hören verdammt waren, unsern Ohren schon ein Greuel wie kaum ein anderer gewesen. Administrationspartei! —

Wir sind nun allerdings weit davon entfernt zu behaupten, daß die Wiederwahl Lincoln's nur von der eben geschilderten Classe gewünscht und betrieben werde, obschon es evident ist, daß solche die causa movens der im Gange befindlichen Bewegung bildet. Es gibt Leute genug, die ohne den Grundsätzen der Freiheit abgeschworen zu haben, stillschweigend oder sogar ausgesprochen mit jenen niedrigen Politikern Hand in Hand gehen. „Geht uns," ruft man uns von dieser Seite entgegen, „mit Eurem Idealismus, der Euch antreibt, Unerreichbarem nachzustreben, und zu Trägern Eurer Ideen Personen zu machen, für die Ihr einen an Vergötterung streifenden Cultus eingeführt habt. Bedenkt doch, daß die Masse des Volkes Eure Prinzipien nicht versteht, und von Euern Männern nichts weiß, bedenkt ferner, daß es in Zeiten wie diese sogar besser und sicherer ist, einen unbedeutenden Menschen mit der höchsten Gewalt bekleidet zu sehen, als einen gewaltigen, genialen Mann, der der Freiheit über Nacht den Garaus machen kann. Bedenkt endlich, daß jede Aenderung gerade im jetzigen, noch immer kritischen Augenblick voll Gefahren, und darum ein Conserviren des mangelhaften Bestehenden einem ungewissen Wechsel vorzuziehen ist."

Da diese Einwendungen theilweise von so wohlmeinender Seite kommen, so lohnt es sich schon der Mühe, sie in etwas nähere Erwägung zu ziehen, obschon sie eigentlich den Widerspruch in sich tragen, und sich somit selber aufheben. Man wirft uns Personen-Cultus, die Vergötterung gewisser ausgezeichneter Männer in demselben Augenblicke vor, wo man selber die gleiche Abgötterei nur mit dem Unterschiede treibt, daß deren Gegenstand in keiner Weise eine ausgezeichnete und

solcher Ehre würdige Persönlichkeit ist. Man spricht von kritischen Zeiten der Gefahr, worin wir uns befinden, und muthet uns zugleich zu, das Schwert, das die Gefahren von uns abwenden soll, in eine schwächliche Hand zu legen, unter deren machtlosem Griff die zweischneidige Waffe vielleicht Freund und Feind ohne Unterschied trifft. Wohl ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Dictatur eine gefahrdrohende Institution gewesen, dessenungeachtet war sie und wird sie immer bei großen Katastrophen im Völkerleben eine Nothwendigkeit sein. Zur Abwehr von Vergewaltigung war überdieß immer ein Kraut gewachsen, und auf alle Fälle ist es eine contradictio in adjecto, die Dictatur, wenn man überhaupt dazu greifen muß, einem Schwächling zu überantworten. Machtlos zum Guten, wird ein solcher nicht gleich machtlos zum Bösen sein, denn als Spielball in den Händen derjenigen, die sich ihn zum gefügigen Werkzeug ausersehen, mag er jeder lichtscheuen Intrigue, jedem Frevel an den Rechten und dem Glück des Volkes, jedweder Willkür und jedweder Schwindelei als Deckmantel dienen.

Wirft man uns dagegen weiter ein, daß es sich hier gar nicht um eine Dictatur, sondern einfach nur um die Verlängerung des Präsidentschafts-Termins handle, so können wir auch dagegen ausrufen: Principiis obsta! Treten wir lieber in den ersten Anfängen dieser neuen Doctrin entgegen, die den jeweiligen Präsidenten eo ipso zum stärksten Candidaten für die folgende Wahl macht. Das Umsichgreifen solcher Anschauungen wäre gefährlicher, wie die Dictatur selber, denn während diese ihren temporären Charakter, so zu sagen, an der Stirn trägt, und somit die Wachsamkeit der Bürger beständig herausfordert, hat die Präsidentschaft schon an und für sich das Volk an das Vorwalten eines Einzelwillens gewöhnt, eine Gewohnheit, die sicher von einschläfernder Wirkung ist. Beweisen wir nun damit allerdings zu viel, indem dies Argument gleich unseren Ausführungen im Eingang gegen die Präsidentschaft überhaupt geht, so richtet es sich in zweiter Linie und mit besonderer Stärke gegen jede Terminverlängerung, zumal wenn eine solche auf so nichtige Gründe hin, wie im vorliegenden Falle, begehrt wird. Und nichtig in des Wortes verwegenster Bedeutung ist für uns nahezu Alles, was zu Gunsten Lincoln's, nichtig nicht minder, was gegen seinen hervorragendsten Rivalen in der kommenden Wahl gesagt wird. Fremont, er ist es ja, den die Lincolniten on the brains haben, ist, nach ihrem Dafürhalten im Volke ganz und gar nicht bekannt. So kindisch dieses Argument auch ist, so häufig haben wir es doch hören müssen. Also der Pfadfinder durch die Felsengebirge, der Eroberer Californiens, der Schwiegersohn Benton's, der erste, nahezu siegreiche Candidat der jungen republikanischen Partei, mit einem Worte, der Mann, dessen Name einen Weltruf hat, wie er keinem andern Amerikaner auch nur annähernd geworden, derselbe Mann soll seinem eigenen Volke unbekannt geblieben sein? Glaube das, wer Lust hat! Uns aber erlaube man des Argumentes willen die Gegenfrage: Was hat das Volk von Anno '60 von Herrn Abraham Lincoln in Springfield gewußt? Antwort: So gut wie nichts, und doch ist sothaner Abraham gewählt worden, nachdem er selber vier Jahre vorher für John C. Fremont gestimmt hatte in Gesellschaft einer namhaften Anzahl solcher Leute, für die der

Pfadfinder jetzt plötzlich eine unbekannte Größe geworden ist. Tempora mutantur, und es mag sein, daß einer oder der andere von den activen Kämpfern im 56er Feldzug, sich im bevorstehenden Wahlkampfe, wenn nicht als activer, doch als passiver Lincolnite mit mehr oder weniger starker Anti-Fremont-Färbung entpuppt. Qui vivra, verra.

In einem vielbewegten öffentlichen Leben hat man wohl Manches zu lernen und Manches zu vergessen, und wir gedenken uns dieser Regel gegenüber unsererseits nicht als Bourbonen zu verhalten. Aber ein Ding giebt es, das wir niemals vergessen, und eines, das wir niemals lernen wollen. Vergessen können und wollen wir niemals, auch wenn wir es vergeben möchten, was Herr Lincoln und seine Alterego's, die Hallecks, die Blairs und Consorten an den Adoptivbürgern deutscher Abkunft gefrevelt haben. Die bloße Nennung des Namens eines Sigel, eines Schurz, eines Hecker ruft für uns die ganze Reihe jener Demüthigungen zurück, für die, einerlei ob und wie die Betreffenden selbst darüber wegzukommen vermögen, wir Deutschen, Alle, als die eigentlich Betroffenen, auf Satisfaction zu bestehen haben. Und lernen wollen wir niemals, die christliche Lehre vom Hinhalten der rechten Wange, wenn die linke geschlagen, für eine gute politische Satzung zu halten; lernen wollen wir nie und nimmer, aus Gründen der sogenannten Weltklugheit die höchsten Ziele menschlichen Strebens aus den Augen zu verlieren; und lernen wollen wir am wenigsten, da „Ja" zu sagen, wo wir „Nein" denken, und mitlaufend unter dem Troß der Sycophanten bei jedem Erfolge unser: approbatum, bei jeder Niederlage das: crucige! auszurufen. Nein, da halten wir's lieber mit Cato gegen die Götter und mit Egmont gegen Alba: „Ob sich der Nacken diesem Joche, ob er sich dem Beil des Henkers beuge, kann einer edlen Seele gleichviel sein!"

Wir denken nicht so gering von diesem Volke, daß wir es für unfähig hielten, die von uns vertretenen Principien der Freiheit, der Humanität, des Fortschrittes kurz alles das, was man unsern Idealismus zu nennen beliebt, zu begreifen, sich dafür zu begeistern und ihrer Verwirklichung nachzustreben. Wir glauben weiter, daß eine so direkte Appellation an die niedrigsten Leidenschaften der menschlichen Natur, wie sie bei der Inscenirung der Lincoln-Bewegung zu Tage getreten, daß dieses Schachern und Feilschen mit und um Officen, diese Ränke, Kniffe und Tricks à la Missouri- und Kansas-Legislatur, wir glauben, daß dies Alles eine Reaction aller gesunden Elemente im Volksleben hervorrufen wird und muß, und daß auch in dieser Hinsicht unser geschmähter Idealismus den Materialismus der Praktiker überbieten wird. Es ist möglich, daß wir uns in diesem festen Glauben an das Volk und die ursprüngliche Noblesse seiner Natur irren, aber einen Irrthum, eine Täuschung wie diese möchten wir nicht um All das hingeben, was weltkluge Volksverächter als wahr und praktisch beweisen. Mögen sie spöttisch lächeln bei dem bloßen Namen „Freiheit." Wir lassen ihnen ihr Lächeln, und behalten für uns das Urtheil Rousseau's über sie.

Herr Lincoln muß nicht wieder gewählt werden, und die Chancen für diese Möglichkeit stehen in genauer Proportion zu der Widerstands-Fähigkeit der

Massen gegen eine systematische Corruption, die allerdings der jetzige Präsident mit seiner gegen früher verzehnfachten Patronage in unerhörtem Maße auszuüben vermag. Legion ist die Zahl der Armee- und Civilbeamten, Legion die der Contractoren geworden, und von den vielen Uebeln, die dieser Krieg im Gefolge hatte, ist dieses der geringsten keines. Aber dem Speere des Achilles vergleichbar, heilt der Krieg auch selber manche der von ihm geschlagenen Wunden; und in der durch diesen Kampf erzeugten gehobenen Stimmung der Nation, in der selbst unter den erkältendsten Einwirkungen von oben noch immer wahren Opferwilligkeit und selbst Opferfreudigkeit, in dem Thatendrang und der Lust, für ein Princip einzustehen—in dem Allem liegt, sagen wir, das verlässigste Gegenmittel zur Abwehr corrupter Einflüsse und serviler Machinationen. Was von dem einzelnen Menschen gilt, daß er wächst mit seinen größeren Zwecken, das ist auch wahr bei ganzen Nationen, und dieses Volk ist wahrlich nicht in der Stimmung, diese Zeit ist wahrlich nicht dazu angethan, sich mit einer Chicago Platform und dem lahmsten ihrer Exponenten nochmals abfinden zu lassen. Obsolet sind beide, Mann und Platform, obsolet unter allen und jeden, theoretischen wie praktischen Gesichtspunkten. *Ein neues Glaubensbekenntniß und neue ganze Männer verlangt die neue Zeit!* Die Partei, die uns dieses Glaubensbekenntniß bietet, die Partei, die zur Fahne der „Freiheit, Gleichheit und Humanität" schwört, ist *unsere* Partei, und freudig wollen wir in ihr mit allen jetzt Gleichgesinnten zusammenwirken, einerlei ob wir uns früher lateinische Republikaner, oder auch griechische Demokraten nannten. Sinnlos wie diese Unterscheidung von Anfang an gewesen, hatte sie alle Berechtigung und Bedeutung von dem Augenblick verloren, wo ein Douglas nur noch zwei Parteien anerkannte, die der Patrioten, die der Verräther, wo die alten Jackson-, die alten Jeffersondemokraten radical wurden, und wo auf der andern Seite die faulen, bezahlten Elemente der alten Whigpartei dahin retirirten, wohin sie von Gott und Rechtswegen gehören—in's conservative Lager.

Mächtig schreitet der Geist der Zeit, der Geist der Freiheit über dieses Land. Vor seinem Hauch zerstäubt veralteter Partei-Unfug, unter dem Griffe seiner gewaltigen Hand verlieren alte, gewinnen neue, Formen Leben. Noch ist die Masse flüssig, noch ist das Eisen schmiedebereit. Wer soll als Meister den Guß überwachen, wer den Hammer führen zum Schlage, der, während er das Alte zu Trümmern schlägt, aus den Ruinen neues Leben erstehen heißt? Wer immer es sei, wem immer als ächtem Sohne der Zeit das Volksmandat geworden,—*der Mann ist unser Mann!*





Aus Europa.

Von

Karl Blind.

London, Anfangs Februar.

„Der Geist des Jahres 1848 steigt wieder herauf — langsam noch, und in trüber Form, doch zusehends in kennbarerer Gestalt...." Diese Worte, die in einem früheren Briefe enthalten waren, deuten die Richtung an, in der wir in Europa wieder gehen. Wohl giebt es der Rückfälle genug; wohl hat der Despotismus seit 1848 gelernt, von dem Gegner selber sich Waffen zu erborgen. Wohl bemeistert sich oft Mißmuth, um nicht zu sagen, Ekel, eines Jeden, der — mit unwandelbarem Grundsatz im Herzen — tagtäglich gegen die Verzagtheit, die kurzsichtige Compromißsucht, das dummschlaue Anlehnen an bestehende Gewalten, die im entscheidenden Augenblick immer ihre Stütze entziehen, und gegen die ganze Feilheit und Unmännlichkeit halbschlächtiger Fortschrittlinge anzukämpfen hat. Doch durch allen Wirrwarr der Kreuz- und Querzüge, durch alle Stauungen und scheinbare Kreiselbewegungen zieht sich eine deutliche Strömung, ein mehr und mehr andringender Strom — die r e v o l u t i o n ä r e I d e e.

Wem quillt nicht der Sarkasmus unwillkürlich auf die Lippe, wenn er Deutschlands Zustände im Einzelnen betrachtet, und die Haltung der liberalen Führer durchmustert? Ihnen gebühren die Geißelhiebe der Ironie, die Keulenschläge mannhaften Zornes. Doch nimmer dürfen wir uns zum Aufgeben der Hoffnung auf die Zukunft des Volkes, nimmer zur selbstgefälligen Verachtung der Masse, nimmer zum Verzichtleisten auf thätige Einwirkung bewegen lassen. Vergessen wir nicht, daß das gegenwärtige Geschlecht die traurige Erbschaft vergangener Jahrhunderte trägt. Dem deutschen Volk ist im dreißigjährigen Krieg sein nationales Leben mitten entzwei gebrochen worden. Der siebenjährige Krieg schlug noch weitere tiefe Wunden. Wir waren ein a n d e r e s Volk v o r jenen Zeiten — anders im Thun, anders im Denken, anders bis in die Sprache. Wir hatten wohl damals schon der Tyrannen genug: die Kämpfe gegen Italien ließen die Race, gleich einer Drachensaat, immer wieder von Neuem wachsen. Aber im Bürger- und Bauernstand lagen die Keime einer bessern Zukunft. Eingehüllt in Reichsformen wuchs in diesen Ständen der Gedanke des F r e i s t a a t e s, des Gemeinwesens, das „von Fürsten, Adel und Pfaffen genesen" wollte. Die Hansa und die süddeutschen Städtebünde waren gewaltige Erscheinungen im deutschen Volksleben. Von den Alpen her drang der Schweizersinn, der Sinn des deutschen Stammes, der sich muthvoll vom Joche der Fürstenvögte abgerungen, unter die Menge. Unter die Bauern fuhr der Geist der Menschenwürde; und an dem stolzen Gebäude der römischen Kirche fing ein Eckstein an, sich zu sondern. Das war eine

Zeit, wo die Hoffnung mit geschwelltem Segel einherzog und die Zukunft der deutschen Nation eine schöne und große schien....

Es ist anders gekommen. Durch die Herrschgier der Fürsten, die Verkehrtheit der Reformationsführer, und die Tücken des Auslandes haben wir schwer gelitten. Im Kampf „für eine Idee" ist Deutschland nahezu um seinen politischen Körper gekommen, hat es die ursprüngliche Kraft und Einfachheit seines Volksherzens verloren, und sich in einer barocken Weise staatlich und geistig zersplittert, die uns heute noch schlimm anhaftet. Trotz des gemeinsamen Unabhängigkeitskampfes im Anfang dieses Jahrhunderts, trotz der theilweisen Bewegungen von 1830—32 und der deutschen Revolution von 1848—49, ist noch ein Theil des Bauernstandes dem nationalen Gedanken ganz fremd, sind die bürgerlichen Stände, die bis zur Reformationszeit so stolz und wehrkräftig dastanden, vielfach in philiströser Feigheit verkommen, und die gebildeten Klassen in Sprache und Denkweise mehr von der Masse getrennt, als dieß in Frankreich oder England der Fall ist. Dieser Riß zwischen dem Volke und den höher Gebildeten ist namentlich unser Unglück. Es ist die traurigste Erbschaft des dreißigjährigen Krieges. Damals ging die einst so einfache, kräftige Sprache im barbarischen Durcheinander der fremden Heere, die auf Deutschland herumtraten, fast unter; Lateinisch und Französisch drang vor, und harte Mühe kostete es, die in's Unkraut geschossene Sprache so weit zu reinigen, daß sie zum Ausdruck tiefer, erhabener und poetischer Gedanken wieder fähig wurde. Die „lateinische" Zucht ist unserer Sprache lange im Blut geblieben. So kam es, daß zwischen Volk und Gebildeten mehr und mehr ein andauerndes „Mißverständniß", eine Unmöglichkeit des sich Verstehens eintrat. Wir werden dieser bösen Nachbarschaften nach und nach los; wir kehren allgemach zurück zur früheren Einfachheit; es fangen die Wurzeln des Volkslebens wieder zu sprießen an; wir treten unsrer frühern Geschichte wieder näher; und an Denen, die das bessere Wissen haben, wird es nur liegen, ob wir aus der alten Volksgeschichte die Keime r e p u b l i k a n i s c h e r Freiheit herübernehmen oder dort wieder anknüpfen sollen, wo unser N i e d e r g a n g begonnen.

....Doch ich bin in Gefahr, mich, „zu lebendiger Zeit, in unnützes Erinnern an vergangenen Streit" zu verlieren. Kanonendonner lärmt an der Schlei; in England wird noch hin und her gestritten, ob der britische Dreizack, ob die „rothe Linie" englischer Garden dem bedrohten Dänemark zu Hilfe kommen solle; der Frühling naht, und mit ihm die Aussicht auf insurrektionelle Bewegungen im Süden und Osten Europa's; mit klopfendem Herzen erwägt Mancher, ob die polnische Erhebung sich bis dorthin noch halten wird; und in Deutschland ringt der Wunsch, Schleswig-Holstein von der Fremdherrschaft befreit zu sehen, mit der Furcht, vor einem, durch die angeblichen Befreier auszuführenden Verrath. Pulverfäden ziehen quer über diesen Welttheil nach allen Seiten hin. Die Bemühung der Regierungen ist es, nach Kräften zu löschen, zu „lokalisiren." Oesterreich und Preußen selbst entschuldigen sich vor England, wie Russel im Oberhaus sagte, wegen ihrer Intervention, indem sie dieselbe für das einzige Mittel erklären, wodurch sie „der R e v o l u t i o n" vorbeugen können. Doch hat es auch schon Bei-

spiele von Regierungen gegeben, deren Bemühung, der Revolution vorzubeugen, gerade die Revolution erzeugt hat.

In dem neuesten Verlauf der Dinge in Deutschland ist — bei aller äußern Trübseligkeit, die der Lage anklebt—ein innerer politischer Verstand, der fast den komischen Eindruck einer Vorsehung macht. Es streiten sich politische Parteien seit Jahren über preußische Hegemonie, östreichisches Großdeutschthum und Trias herum. Diese drei Parteien sind Feind einer wahrhaft einheitlichen und demokratischen Entwicklung. Nun hat Preußens Regierung mit eigener Hand die Idee der Hegemonie getödtet; der wiener Hof hat durch seine schleswig-holsteinische Politik dem ohnedieß schon aus Rand und Band gegangenen Reformfaß den Boden vollends ausgeschlagen; und in diesem Augenblick wird der kleinstaatliche Trias-Gedanke durch die Kraftlosigkeit der kleinen Regierungen ebenfalls um den Rest von Credit gebracht. Das Ergebniß dieser einstweilen nur negativen Entwicklung muß schließlich der Demokratie zu Gute kommen; denn ihr Programm bleibt, nach der Entwerthung der anderen, allein noch übrig.

Wäre mehr Temperament im deutschen Volke, die Lage ist ganz darnach angethan, eine unmittelbare Aktion herbeizuführen. Dies Temperament zu erzeugen, müssen wir uns unabläßig bestreben. Man muß in jeder vorliegenden Frage aufrühren, treiben, stacheln. Man muß aus jedem Holze Pfeile schnitzen. Alle Waffen sind gut: die Sprache der Leidenschaft, der Satyre, gleichviel!—nur nicht vorweg entmuthigen, nur nicht dem ohnedies schwerfälligen Volke einpredigen, daß es auf immer zur Schwerfälligkeit bestimmt sei! In Deutschland theilen wir uns in Leute, die mit der Schlafmütze oder dem Hauskäppchen über den Augen geboren sind, und solche, die vor Schärfe der Kritik den Wald nicht sehen, weil sie ihn mit ihrem gewaltigen Blick sofort in lauter einzelne Bäume zerlegt haben. Auch über dem Haupte dieser letzteren kritischen Philosophen schwebt, in feinen Umrissen, eigentlich eine Schlafmütze, denn sie sind es, die jeden Versuch einer Handlung sofort niederargumentiren. Den Regierungen erwächst gewissermaßen ein Bundesgenosse an dem unnützen Verstande solcher Kritikaster. So, wie der deutsche Geist gegenwärtig angelegt ist, dient der übergeniale Witz bloßer Satiriker, aus deren Munde nie ein aufregendes, anfeuerndes Wort kömmt, geradezu als ein Mittel, das Gewissen einer Anzahl entschiedener Gesinnten über ihre eigene Unthätigkeit zu beruhigen. Wir haben in Deutschland derartige Käuze genug, die sich auf den Isolirschemel gesetzt haben. Auch an Solchen haben wir genug, die Hämmeln gleich, dem Gesalbader von Vermittlungspredigern nachblöcken. Die andere Sorte ist schwach vertreten, die Grundsatzschärfe mit Thätigkeit verbindet.

Zu einer Zeit, wie die jetzige, wo sich die Ereignisse rasch entrollen, wird es gut sein, wenn ich in den Mittheilungen an die „Monatshefte" mehr die allgemeinen Züge festhalte, als in's Einzelne und Wechselnde eingehe. Die Stellung Englands zu der deutsch-dänischen Frage bedarf hier vor Allem der Erörterung. Ich sage „Englands"—aber gleich die erste Frage tritt uns hier entgegen: was ist England? In der Frage zwischen dem Norden und

Süden der amerikanischen Union war ohne Zweifel die überwiegende Mehrheit der stimmberechtigten und regierenden Klassen des Landes auf Seiten des Südens, ja sogar einer bewaffneten Intervention in Gemeinschaft mit Frankreich geneigt. Gleichwohl ist es zu keiner Intervention gekommen, und Russel, der zuerst den Kampf einen „Kampf zwischen Herrschsucht auf der einen Seite und Unabhängigkeitsbestrebungen auf der andern" genannt hatte, mußte schließlich anerkennen, daß weitaus die Masse der englischen Nation dem Norden zuneige. Ja, er ließ sich dann sogar herbei, seinen frühern Ausspruch, „daß es nichts Beklagenswertheres geben könne, als eine Besiegung des Südens durch den Norden," dahin umzuändern, daß „die Sklaverei der größte Fluch und das größte politische Verbrechen sei, das gedacht werden könne." Wo solche Widersprüche möglich sind, wo die Politik eines Landes—wenn auch allerdings nicht immer, so doch gelegentlich bei Hauptfragen—schließlich nicht durch die regierenden, sondern durch die *regierten* Klassen bestimmt wird, da ist die Frage: „was ist England?" sehr gerechtfertigt.

Ganz besonders in der deutsch-dänischen Frage ist das Spiel ein sehr verzwicktes und verschobenes. Die alte englische Eifersucht—die ihr Interesse in diesem Fall, wie ich überzeugt bin, mißversteht—möchte Deutschland nicht zur Seemacht werden lassen. Aus diesem Grunde möchte man Deutschland nicht in einen festern Besitz *Kiels* kommen lassen. Die Rücksicht spielt noch mit, daß ein um Schleswig-Holstein verkürztes Dänemark sich in die Arme Schwedens stürzen müßte. Das aber ist ebenfalls nicht nach dem Wunsche alt-englisch denkender Staatsmänner. Eine Vereinigung der drei sogenannten skandinavischen Nationen (die übrigens an Charakter, politischen Bestrebungen, und theilweise auch in der Sprache, sehr bedeutende Verschiedenheiten aufweisen) wird englischerseits nicht gewünscht, weil dadurch die Zugänge zur Ostsee in die Hände einer einzigen Macht gelängen. „*Abtheilen*" ist aber in solchen Fällen immer die englische Politik gewesen; dem Einen Dieß, dem Andern Jenes: zwischendrin findet englischer Einfluß seine Rechnung.

Dieß sind einige der allgemeinen Gesichtspunkte. Unendlich viel spielt aber in dieser Sache der *persönliche* Einfluß mit. Palmerston, der die Deutschen und ganz speziell den Staat Preußen haßt, hat die Heirath des Prinzen von Wales mit der angeblichen „dänischen Rose" zu Stande gebracht. Der Prinz von Wales, als Schwiegersohn Christians IX., ist natürlich sehr dänisch gesinnt. Die Prinzeß Royal aber ist mit dem preußischen Kronprinzen verheirathet, und dieser Kronprinz steht in diesem Augenblick mit auf dem Schlachtfelde. Die Königin selbst und ihr Sohn, der Prinz von Wales, hassen sich von Herzen. Die Königin ist zudem von den mehr deutschen Anschauungen ihres verstorbenen Gemahls erfüllt, dessen Bruder, der Herzog von Koburg, die Unabhängigkeit Schleswig-Holsteins unter augustenburgischer Krone (und mit ernestinischem Anrecht auf die Lauenburgische Erbschaft!) verficht. So ist Zwiespalt im königlichen Lager. Zwiespalt auch herrscht im ministeriellen. *Palmerston* möchte den Krieg gegen Deutschland; *Russell* hält sich mehr auf der Seite der Königin.

Zudem ist im Parlament keine Parteianschauung stark ausgeprägt. Das Haus der Gemeinen theilt sich, der Zahl nach, in zwei fast gleiche Hälften, die Whigs und die Tories. Die Balance der Parteien kann durch eine Vereinigung der sogenannten „Unabhängigen Liberalen" und der „Irischen Brigade" jeden Augenblick verschoben werden. Die Tories, wegen innerer Partei-Zersetzung schon lange unfähig, in geschlossenem regelmäßigem Andrang die Whigs zu stürzen, müssen sich auf plötzliche Streiche verlegen und haben daher keine feste Politik. Will das Kabinet Frieden, so werden die Tories eher das Gegentheil wollen—und umgekehrt. Nun weiß man aber, daß das Kabinet selbst gespalten ist; so müssen sich denn die Tories vorerst lavirend verhalten. Unter solchen Umständen ist es schwer zu sagen, was „England" ist. Bedenkt man ferner, daß die Partei, welche die Intervention Englands in den amerikanischen Angelegenheiten verhindert hat, in ihren Führern auch gegen jede Intervention in der dänischen Sache ist, und daß ein nicht unbeträchtlicher Theil der öffentlichen Meinung dem schleswig-holsteinischen Volk, wenn auch widerwillig, das Recht einräumt, über seine eigenen Angelegenheiten zu verfügen, so wird man einsehen, daß die Verhältnisse sehr verworren liegen.

Lord Palmerston allerdings ist der Mann, der sich nicht leicht durch Hindernisse schrecken läßt. Er hat von dem Charakter der Menschen eine so niedrige Meinung gefaßt, wie Louis Napoleon, und, wie dieser, befindet er sich persönlich so weit wohl dabei. Palmerston weiß, mit wie kleinen Mitteln die Welt regiert wird. Er läßt sich nicht durch den Anschein der Dinge einschüchtern. Er gebraucht Handgriffe, die nicht bloß an's Criminelle streifen, sondern geradezu verbrecherisch sind. Die Königin selbst mußte einst durch Russel im Parlament einen Brief vorlesen lassen, worin sie Palmerston anschuldigte, Depeschen unterschlagen, und nach geschehener königlicher Unterzeichnung radirt und gefälscht zu haben. Palmerston wurde damals mit Schmach entlassen. Er hat sich aber später zum Premierposten heraufgearbeitet. „Laß das Vergangene vergangen sein!" sagen die ehrenfesten Engländer mit eigenthümlicher Philosophie. Die Art, wie Palmerston sich die Wiedereinsetzung in Amt und Würden erzwang, indem er den, mit Recht unpopulären Prinzen Albert angreifen ließ, ist allbekannt. Man nahm Palmerston wieder zu Ehren auf, um selbst Ruhe zu haben. Später enthüllte Dunlap im Parlament den berüchtigten, durch Urquhart längst bekannt gewordenen Betrug der Affghanistan-Depeschen. Jahrelang hatte Palmerston die Vorlegung dieser Aktenstücke zu hintertreiben gewußt; als er sie endlich dem Parlament vorlegen mußte, ergab es sich, daß die früher dem Hause mitgetheilten Depeschen, in Folge kunstvoll gemachter Streichungen gerade das Gegentheil dessen enthalten sollten, was sie wirklich enthielten. Lord Palmerston aber lachte, und das ehrenfeste England lachte mit. Nicht umsonst hat Louis Napoleon einst geschrieben: „Lord Palmerston kennt mich!"—Ja wohl, sie kennen und verstehen sich Beide.

Man muß sich stets vergegenwärtigen, daß dieser Mann im höchsten Rathe sitzt, um zu begreifen, daß es thöricht ist, stets aus allgemeinen politischen Vorder-

sätzen eine Wahrscheinlichkeitsrechnung auf „Englands" Haltung ziehen zu wollen. Der persönliche Einfluß Palmerstons ist ein ungeheurer Faktor. Er ist eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten unserer Zeit, oder sagen wir lieber des Jahrhunderts—denn Palmerston, der Immergrüne, hat schon das Verbannungsdekret des ersten Napoleon mit unterzeichnet. Sonderbare Ironie! daß gerade er in den Mitteln der Herrschaft so viele Aehnlichkeit mit dem jetzigen Träger des napoleonischen Namens hat, dessen Coup d'etat er sofort auch anerkannte, ohne nur das „Staatsoberhaupt" zu befragen!

Man kann nicht sagen, daß Palmerston eine feste Partei für sich hat. Im Gegentheil, hört man den einzelnen Engländer, so wird man fast immer ein Urtheil über Palmerston vernehmen, wie dasjenige, das über, oder vielmehr gegen, die „Times" gefällt wird. Das Ende vom Lied ist aber immer, daß er eben doch „der große Mann," der Teufelskerl, sei. Very clever—very! Das ist auch das gewöhnliche Urtheil über Louis Napoleon. Cavour hatte etwas von den Beiden an sich; darum wurde er als der Dritte im Bund aufgenommen. Wie Louis Napoleon sich nicht gescheut hat, Dummheit zu affectiren, sein Licht eine Weile unter dem Scheffel zu halten, so kostet es auch Palmerston keine Mühe, sich ganz uninformirt zu stellen bei Dingen, in denen er der Mitverschworene ist. Er hat den italienischen Krieg mitconspirirt, und war, wie jetzt bekannt, von der beabsichtigten Abtretung Savoyens und Nizza's zum Voraus unterrichtet. Im Parlament sah er gleichwohl „nicht die geringste Kriegswolke aufsteigen," und was nun gar die Annexation von Savoyen und Nizza betraf, ei, das war lächerlich, daran nur zu denken! Wenn dann die Ereignisse kommen, so stellt sich Lord Palmerston in einer seiner beliebten komischen Posituren hin, steckt die Hände in die Hosentaschen, zuckt mit den Schultern, zwinkert mit einem Auge, verschiebt die Mundwinkel, und alle Welt lacht!—Gelegentlich erhebt sich wohl auch ein Sturm wider ihn; und der kömmt dann mit einer Schnelligkeit, welche die ganze Schwäche seiner Stellung aufdeckt. So war es vor einigen Jahren, als er in einem Anfall von unbegreiflicher frecher Laune das Parlament insultirte. Da war in einem Moment die Scene verwandelt — man zischte, man grunzte ihn fast nieder; es war, wie wenn eine Meute über ihn herfiele. Mit der irischen Beweglichkeit und dem ihm eigenen Geschicke, Bonhommie zu zeigen, wußte er die drohende Rebellion wieder niederzukriegen.

Den schlimmsten Feind im englischen Kabinet haben die Ver. Staaten an Palmerston gehabt. Gleichwohl ist er öffentlich am Wenigsten gegen Amerika herausgetreten. Abermals wie Louis Napoleon, läßt er gern scheinbar von Außen her Druck auf sich üben. Diesen Druck besorgt natürlich er selbst. Um sicherer zu arbeiten, hat er manchmal in seinem Leiborgan, der „Morning Post", eine Zeit lang Artikel erscheinen lassen, die auf falsche Fährte führen sollten. Waren die Arbeiten in dem übrigen Theil der Presse reif, dann wurde natürlich plötzlich eine Schwenkung vollzogen. Ein besonderes Vergnügen für Palmerston ist es, Russell, den er als Rivalen haßt, dadurch zu degradiren, daß er ihn zwingt, Dinge zu sagen, die dieser lieber ungesagt ließe. So hat sich Russell gewiß in

der amerikanischen Sache weiter lancirt, als er eigentlich gemocht hätte. So muß auch Russell gegenwärtig seinen Ton gegen Deutschland hinaufschrauben, und Palmerston schraubt den seinigen absichtlich eher herunter, damit auf Deutschland, vermöge der scheinbar im Kabinet herrschenden Einigkeit, ein stärkerer Druck geübt werde. Eine solche Einigkeit besteht aber im Grunde nicht.

Ob der Krieg der deutschen Mächte gegen Dänemark ein kurzer oder langer sein wird; ob sich im letzteren Falle andere Mächte hineinmischen, Schweden in der Ostsee, Frankreich am Rhein, Italien an den Alpenpässen erscheinen werden; ob es Preußen und Oestreich gelingen wird, den beabsichtigten zweiten Verrath an Schleswig-Holstein durchzuführen; ob andere, Bismarck'sche Kombinationen das Spiel verändern, oder das deutsche Volk seine eigene Politik geltend machen wird: das Alles sind Dinge, die im Schooß der Zukunft liegen. Der Würfel ist jedenfalls geworfen; die Frage bleibt: wie weit wird er rollen?

Die Aktionspartei in Italien hat seit vielen Monaten sich bemüht, für dieses Frühjahr eine neue Unternehmung auf die Beine zu stellen. Garibaldi's Festsetzung eines „Central-Einheits-Ausschusses" hängt damit zusammen. Fernblickend sein wollende, in Wirklichkeit schlecht unterrichtete Politiker haben darin anfänglich die Hand der turiner Regierung sehen wollen. Die Annahme ist so falsch, als sie nur sein kann; in Wirklichkeit steht die Sache gerade umgekehrt.

Ueber Garibaldi werden überhaupt so viele Fabeleien in Umlauf gesetzt, daß die Nachwelt Schwierigkeit haben wird, das Richtige herauszufinden, und vielleicht mit Pontius Pilatus ausruft: „Was ist Wahrheit?" (Nota bene, der Landpfleger Pontius Pilatus ist selbst eine mythische Person. Sein Name steht nicht in der Rolle der römischen Gouverneure, die wir noch besitzen; und das skeptische Wort, das man ihm zuschreibt, gewinnt dadurch eine sehr tiefe praktische Bedeutung, die der nach „höherer Offenbarung" schreibende biblische Verfasser freilich nicht beabsichtigt haben mag.)

So ging unlängst ein Aufruf Garibaldi's durch die Presse Europa's, worin Victor Emanuel als zukünftiger Diktator angesungen und ihm der Rath ertheilt wurde, das Parlament aufzulösen, um dann auf eigene Faust den Krieg gegen Oestreich zu proklamiren. Es sind viele tiefsinnige Artikel über diesen Aufruf geschrieben worden, der, beiläufig gesagt, nie aus Garibaldi's Feder geflossen war. Eine nimmer rastende Bande von Fälschern hatte das Aktenstück einfach geschmiedet. Garibaldi selbst hat die Fälschung als solche konstatirt. Wenige Monate vorher war Mazzini das Opfer eines solchen Betruges gewesen. Leute im Regierungssold hatten ihm einen Brief angedichtet, von dem ich auf's Bestimmteste weiß, daß er ihn nicht geschrieben hat, nicht geschrieben haben kann. Die Handschrift war täuschend nachgeahmt; ein italienischer Gerichtshof erster Instanz erklärte sie für ächt. Die Zeitungsschreiber der turiner Regierung bleiben trotz Mazzini's Erklärung dabei: er sei der Verfasser. Es verschlägt ihnen nichts, daß Mazzini's Erklärung auch noch durch anderweitiges Zeugniß unterstützt und bestätigt ist. Doch warum sich über diese edle Beharrlichkeit ministerieller Agen-

ten wundern? Laut amtlichem Nachweis gab die italienische Regierung, der „Unita Italiana" zufolge, im verflossenen Jahre nicht weniger als Eine Million Sechsmal Hundert Achtzigtausend Lire für Preßzwecke aus!

Da mag der Graf Eulenburg nur die Flügel einziehen, der mit „30,000 Thalern für Preßzwecke" das absolute Königthum zum Siege führen und zugleich die ganze englische Presse in die Tasche stecken will.

Doch um zu Garibaldi und den über ihn ausgestreuten Fabeleien zurückzukehren. Das „Memorial Diplomatique", das ein wahrer Entenpfuhl ist, hat vor einiger Zeit sehr umständliche „Enthüllungen" über die Garibaldi'schen Expeditionen von 1860 und 1862 gegeben, die, wie ich sehe, auch in die amerikanische Presse gedrungen sind. Die lächerliche Behauptung, es sei die erste dieser Expeditionen „von Cavour organisirt" worden, habe ich bereits an anderem Orte — im Bostoner „Pionier" — ausführlich widerlegt. Weder Cavour, noch Garibaldi, organisirte jene Unternehmung. Mazzini that es, im Verein mit Rosolino Pilo, der während sechs Wochen an der Spitze der sizilianischen Insurrektion stand. Nach Ablauf dieser Zeit, während welcher man mit Garibaldi unterhandelt hatte, um ihn zur Theilnahme zu bewegen, landete der Letztere bei Marsala, und führte von da an den Oberbefehl, zuerst in Gemeinschaft mit Rosolino Pilo; dann — nachdem Pilo gefallen war — allein. Garibaldi hat die Insurrektion von 1860 zum Siege geführt; den Plan dazu haben Andere entworfen und in's Werk gesetzt.

Die Garibaldi'sche Unternehmung gegen Rom, im Jahre 1862, ist zufolge dem „Memorial Diplomatique" in dieser Weise entstanden: — Rattazzi habe es auf eine Erschütterung des türkischen Reiches abgesehen gehabt, um Gelegenheit zu einem Angriff auf Venetien zu erhalten. Zu diesem Zweck sei Garibaldi aus Caprera herbeigerufen worden; man habe ihn beauftragt, den König Otto von Griechenland zu stürzen, eine Erhebung in Albanien herbeizuführen und die Griechen gegen das türkische Reich in's Feld zu führen. Daraus, hoffte man, werde ein Konflikt zwischen Oestreich und Rußland entspringen. Garibaldi sollte dann den griechischen Aufstand anderen Händen überlassen, sich des Hafens von Fiume bemächtigen und mit den Ungarn in Verbindung treten. Eine Störung sei in diesen Plan durch Sir James Hudson gekommen. Sobald Hudson Kenntniß von den bevorstehenden Dingen erlangt, habe er mit der Absendung einer englischen Flotte gedroht, die Garibaldi den Weg verlegen sollte. Gleichzeitig habe Hudson „zwei Mitglieder des londoner revolutionären Comités zu Garibaldi, der sich bereits auf Sizilien befand, geschickt," und ihm sagen lassen: er könne wohl etwas Besseres thun als die Türkei angreifen; warum er nicht lieber den Papst stürze und den französischen Einfluß in Italien vernichte? Wolle er sich diesem, den italienischen Patrioten und den englischen Protestanten so erwünschten Unternehmen weihen, so „werde man ihm das Uebersetzen auf das italienische Festland erleichtern und stelle ihm die Mitwirkung der mazzinistischen Partei, so wie reiche Geldbeiträge von Seiten des englisch-italienischen Comités zu London

in Aussicht." Darauf habe Garibaldi: "Roma o la Morte!" auf seine Fahne geschrieben und sei in Kalabrien gelandet. Nun habe Frankreich an der Sache Aergerniß genommen, eine donnernde Depesche nach Turin geschickt, daß man augenblicklich der Sache ein Ende machen solle, worauf das turiner Kabinet dem General Cialdini kategorische Befehle ertheilt habe — und Aspromonte sei die Folge gewesen.

So weit das „Memorial Diplomatique". Talleyrand, der Diplomat, hat gesagt: Die Sprache sei erfunden worden, um die Gedanken und die Wahrheit zu verbergen. Das Memorial, oder sein Correspondent, scheint sich diese Lehre angeeignet zu haben.

Der wahre Sachverhalt ist der. Bald nach der siegreichen Unternehmung in Sizilien und Neapel wurde in Italien wieder unter der Hand geworben — wie es hieß, für eine Unternehmung gegen Oestreich. Der nächste Angriffspunkt sollte Süd-Tirol sein. Da Süd-Tirol Bundesgebiet ist, so fühlte man italienischerseits, daß es wünschenswerth sei, eine deutsche Deckung zu haben. Deutsche Demokraten, die sich über die Lage keine Täuschung machten, gingen nun aber von der Ansicht aus, daß ein italienischer Versuch gegen Süd-Tirol von Vornherein zum Untergang bestimmt sei, theils wegen der ausgezeichneten Rüstung Oestreich's, theils weil die deutsche Nation in der Mehrzahl ihrer Parteien darüber einig war, daß Bundesgebiet auf alle Fälle geschützt werden müsse. Ueber allen Zweifel stand es auch fest, daß jeder Angriff in dieser Richtung entweder sofort zu einem Massacre führen, oder daß Victor Emanuel, und gleich hinter ihm der Louis Napoleon, sich der Sache bemächtigen, d. h. sie wieder verderben würden. Diese Ansicht wurde Garibaldi mitgetheilt und beigefügt, daß das gemeinschaftliche Interesse der Italiener und der Deutschen sei, die Herrschaft Louis Napoleon's zu stürzen, was das Aufleben einer allgemeinen Revolutionsbewegung, die Befreiung Rom's, und den Rückfall Venedig's an Italien sofort zur Folge haben werde.

Mittlerweile schritt die Regierung Victor Emanuel's gegen die venetianische Expedition Garibaldi's durch brutale Maßregeln ein. Es kam zur Verhaftung der angeworbenen Freiwilligen, zur Niederschießung von Leuten aus dem Volk, die ihre Befreiung versuchten, und dergleichen mehr. Die beabsichtigte Unternehmung war somit in jeder Beziehung mißlungen.

Nun folgte die Expedition gegen Rom. Aus naheliegenden Gründen deute ich hier nur an, was unter gegenwärtigen Umständen gesagt werden kann und soll. Die Befreiung Rom's ist ein alter Plan Garibaldi's. Ich weiß, daß er sich achtzehn Monate vor Aspromonte mit dem Plane auf's Lebhafteste beschäftigte. In einer der Reden, die er kurz vor dem unglücklich ausgefallenen Römerzug hielt, rief er aus: es müsse, wenn nöthig, eine „neue Vesper" gemacht werden; jeder Italiener solle daher ein Eisen (un ferro) zur Hand haben. Auch das ist eine Idee, mit der er sich längst trug — nicht bloß eine rhetorische Floskel. Schon daraus kann man ersehen, daß nicht Sir James Hudson — der napoleoni-

sirende Cavourist — im Kopfe Garibaldi's den Gedanken, gegen Rom zu ziehen, angeregt hat.

Es ist richtig, daß Garibaldi aus Caprera herbeigerufen oder vielmehr eingeladen wurde, und daß Rattazzi ihm von einem Plane sprach, das türkische Reich zu erschüttern. Aber das „Memorial Diplomatique" läßt den Kardinalpunkt aus, daß nämlich diese orientalische Insurrektions-Unternehmung nur eine Diversion sein sollte zu Gunsten eines italienisch-französischen Angriffes auf Deutschland. Italien sollte Venedig angreifen, und zwar unter Verletzung von deutschem Bundesgebiet. Trat dann der Bund, wie zu erwarten stand, für letzteres, beziehungsweise für Oestreich, ein, so sollte ein französisches Hülfscorps am Mincio die italienische Sache unterstützen, und Italien gleichzeitig eine seiner Truppenabtheilungen zu einem französischen Invasionsheer am Rhein stoßen lassen. Von diesem Plan wurde Garibaldi wenigstens durch allgemeine Andeutungen vertraulicher Art in Kenntniß gesetzt. Auch erfuhr man gleichzeitig, daß Louis Napoleon, der damals mit Mexiko rasch fertig zu werden hoffte, als Einleitung für diese Unternehmungen am Mincio und Rhein zuerst ein italienisches Hülfscorps, wenn auch nur aus einer ganz unbedeutenden Truppenzahl bestehend, nach Mexiko abgehen lassen wollte. Durch einen solchen Akt sollte das neue Italien sich solidarisch mit der nichtswürdigsten napoleonischen Politik verbunden erklären.

Garibaldi hörte an, was man ihm sagte. Er wurde — und darin hat das „Memorial Diplomatique" soweit wieder Recht — aufgefordert, zur Unterstützung der französisch-italienischen Plane eine vorgängige Erhebung in Griechenland und den nordwestlichen Provinzen der Türkei zu erregen. Ein slavischer Aufstand sollte den Funken des Aufstandes in die von Slaven bewohnten Theile Ungarns hinüberspielen. (Die magyarische Bevölkerung des Landes ist für die abenteuerliche napoleonische Politik nicht zu gewinnen.) Man wollte sich auf diese Weise Garibaldi's unter guter Form entledigen. Er sollte außerhalb Italien's agiren, damit der turiner Hof und Louis Napoleon freies Spiel hätten. Es wurden Garibaldi Zusagen für Waffen und Geld gemacht, falls er auf die Anerbietungen eingehe.

Die Unterredung, welche über diese Angelegenheit stattfand, dauerte über zwei Stunden. Garibaldi erhob sich in der festen Absicht, den Napoleonisch-Rattazzi'schen Plan zu durchkreuzen. Hatte er schon vorher längst die Idee einer Befreiung Rom's gefaßt, so beschleunigte er jetzt ihre Ausführung. Er wollte nicht theilnehmen an einem monarchischen Complott, das die Niedertretung einer amerikanischen Republik, oder die Verletzung des Nationalitätsgrundsatzes am Rhein, zum Zweck hatte. Er wollte Alles thun, um diese für Italien entehrenden Absichten zu bekämpfen*. Der Entschluß stand nun in ihm fest: „Rom — oder den Tod!"

* Darauf bezieht sich die Stelle in dem Schreiben, das der Verfasser obiger Mittheilungen im Oktober 1862, im Namen deutscher Freunde, an Garibaldi richtete, und worin es heißt: . . . „Indem Sie muthvoll die Hand gegen

Weit entfernt also, daß Rattazzi der Urheber des Römerzuges gewesen, ist der Römerzug vielmehr gegen die von Rattazzi beförderten Plane gerichtet gewesen. Hudson hat mit Garibaldi's Zug nichts zu thun gehabt. Hudson ist schon früher einmal einer Garibaldi'schen Unternehmung entgegengetreten; daß er die bei Aspromonte unterlegene angeregt habe, kann nur Der glauben, Der über die Stellung der einzelnen Personen des italienischen Drama's ganz unun-terrichtet ist. Garibaldi hatte auf Rom bereits hingedeutet, ehe er in Sizilien förmlich das Aufstandsbanner erhob. Die „zwei Mitglieder des londoner revolutionären Comités," die ihn in Sizilien auf Hudson's Instruktion bestimmt haben sollen, die ursprüngliche „türkische" Expedition zu einer anti-päpstlichen und anti-französischen zu machen, sind Fabelgeschöpfe. Es gingen zwei Mitglieder jenes Comités zu Garibaldi — aber nicht nach Sizilien, sondern nach Varignano, als er dort gefangen und verwundet lag. Ich kenne diese Mitglieder. Es ist mir auch bekannt, wie es sich mit den „Geldbeiträgen" verhält. Wäre Garibaldi im Besitz größerer Mittel gewesen, so hätte vielleicht der Zug nicht das traurige Ende genommen. Der Gedanke der Unternehmung gehört ganz Garibaldi an — Niemandem sonst von italienischer oder englischer Seite. Alles, was im Widerspruch damit behauptet wird, ist Irrthum oder wissentliche Verdrehung der Wahrheit.

Und hier kehre ich zu einem Caeterum Censeo zurück. Es ist von Wichtigkeit, daß man sich drüben unter deutschen Landsleuten klar macht, wie viel von Amerika her zu Gunsten europäischer Volkspolitik gethan werden kann. Ich habe obige Auseinandersetzungen über italienische Revolutions-Angelegenheiten nicht gegeben, um Garibaldi in ein möglichst günstiges Licht zu setzen; mir ist zu gut bekannt, welche Fehler begangen worden sind, und für mich ist Alles verwerflich, was im Widerspruch zur republikanischen Idee steht. Ich wollte jedoch nach bestem Wissen eine genaue wahrheitsgetreue Schilderung geben, wie sie — ich darf es wohl sagen — aus ersichtlichen Gründen nicht leicht von anderer Feder gegeben werden **kann**; und ich wollte eine Mahnung daran knüpfen, daß man in Amerika sich nach Kräften von deutscher Seite bemühe, aktive Unterstützung der europäischen Volkspolitik als eine Ehrensache und eine Sache des Interesses für die amerikanische Republik darzustellen. Die Erörterung der Art und Weise, wie diese Hülfe gegeben werden kann, muß vorerst mehr der privaten Verhandlung, als der öffentlichen Besprechung überlassen bleiben. Das Wesentliche ist, den **Grundsatz** jetzt festzustellen. Vergesse man drüben nicht, daß sich die Gesinnungen in Europa an einer solchen amerikanischen Politik kräftigen würden —

---

eine Usurpation erhoben, die am Herzen Ihres Vaterlandes nagt; indem Sie den heroischen Ruf „Rom oder Tod!" erklingen ließen, haben Sie einem Volk, das in Gefahr schwebte, die Beute einer ausländischen Vampyrpolitik zu werden, zeitige Warnung gegeben, haben Sie nichtswürdige Despotenprojekte, in die Italien hineingezogen werden sollte, wenigstens für eine Weile durchkreuzt." (Abgedruckt in „**Garibaldi in Varignano und auf Caprera**". Von Elpis Melena. Leipzig, bei Otto Wigand. 1864.)

daß Mancher, der heute nur mit halbem Herzen bei der Sache ist oder mit Compromißwaffen kämpft, sich zu entschlossenerem Ringen gestählt fühlen würde, wenn er wüßte, daß jenseits des Oceans, in einem bereits errichteten demokratischen Gemeinwesen, Männer sind, die nicht bloß mit Neugierde auf unsere Kämpfe blicken, sondern die bereit sind, die Politik einer republikanischen Nation zum Vortheil der republikanischen Sache in Europa zu wenden.

Der Franzose Girardin über natürliche Grenzen.

Von Constantin Hering.

Wer etwas recht Französisch-Flirrendes und Scheinglänzendes lesen will, seicht bis zur Albernheit, lese des „alten Akademiker" St. Mark Girardin Aufsätze über natürliche Grenzen, welches aus dem Dictionnaire General de la Politique 1863 in das Magazin des Auslandes No. 41. Okt. 1863 gerutscht ist.

„Begriff und Wort seien durch die Politiker! von der Erdkunde g e l i e h e n!" Nun: Borgen stumpft nach Shakespeare der Wirthschaft Spitze ab. Aber die "Politique" besteht nun freilich bei den Franzosen aus lauter Geborgtem, Gestohlenem und Erlogenem, ein elendes Mengelmus. Und man könnte damit Alles gleich abweisen, aber diese "Politique" herrscht in Europa, und wird hier zu Lande nachgemacht so gut 's geht. Deswegen wollen wir dem Dictionnaire General de la Politique hier den aus Stückchen zusammengenähten Pelz besehen.

„Seit 40 Jahren werde dies besprochen!" Daran ist nur wahr, daß die Franzosen die Phrase der natürlichen Grenze zuerst in Schwung setzten, und weil sie durch die Dummheit und Feigheit der europäischen, besonders deutschen Staatsmänner in 1814—15 viel zu viel behielten, auch sobald sie durften, wieder in Bezug auf das linke Rheinufer aufwärmten. Wir werden doch hoffentlich aus Deutschland mit derselben Münze heimzahlen dürfen, die man in Paris für Deutschland prägen ließ?

Lothringen, sagt unser Akademiker, sollte „ich weiß nicht nach welcher geographischen Linie" ebenfalls zu Deutschland gehören. Er will also mit einem Striche die Geschichte sowohl, als auch die einzige Stand haltende Grenze, d i e n a c h F l u ß g e b i e t e n, verläugnen, er weiß ja, daß die Mosel und die Maas, ächte deutsche Flüsse, zum Rheingebiete gehören.

Er findet es nun gar „sonderbar," daß „ihm noch keine Nation vorgekommen, die nach den natürlichen Grenzen ihr Gebiet eingeschränkt habe." „Jede Nation studire dieselben, ihr Gebiet auszubreiten," d. h. seine große Nation that's, und keine andere; die Nachbarn aber wehrten sich. Es ist aber weder vom Aus-

breiten, noch weniger vom Einschränken die Rede, sondern vom Rechte und Naturgesetzen, vom ungestörten bleibenden friedlichen Verkehr der Völker, wenn man die natürlichen Grenzen bespricht.

Nun faselt Girardin von Algier. „Die natürliche Grenze hindere ein gutes Besitzrecht nicht." Es ist aber der Besitz Algiers kein gutes Besitzrecht, sondern ein Beherrschen durch die Gewalt der Waffen. Daher wird Algier auch nur durch die Gewalt der Waffen behauptet. Eines schönen Morgens werden sie die Kolonie gehabt haben, wie dieß durchweg immer und ohne irgend eine Ausnahme der Fall gewesen ist und sein muß. Vom Rechte kann hier gar die Rede nicht sein.

Endlich erwähnt Girardin gar den alten hundertjährigen Krieg Frankreichs mit England, den die Jungfrau von Orleans zu Ende bringen half, und meint, „England habe ungeachtet dieser natürlichen Grenzen einen großen Theil von Frankreich besessen." Gerade das spricht aber am allerstärksten für die endgültige Ueberwucht natürlicher Grenzen. Woher kam der hundertjährige Krieg? Offenbar von unnatürlichen Grenzen, und er endete nur durch Geltendmachung der natürlichen. Das ist ja der Hauptsatz, der die Lehre der natürlichen Grenzen stützt. Alle Geschichte lehrt: Immer giebt es, bei Grenzen gegen die Natur, erneuerte Reibungen und endlich Krieg und Blutvergießen, und sodann, was noch viel schlimmer ist, Federfuchsereien der Lügner und Betrüger von Handwerk, der Politiker und der Diplomaten, die endlich, wenn die Völker müde sind, einen dummen Frieden machen; über eine Weile erklingt das alte Lied vom Fahnenschmied: und wenn man nicht mehr weiter kann, fängt man wieder von vorne an. Das ist die Folge aller solcher Grenzen, welche die Staatsmännchen machten, und nicht das Volk.

Der Akademiker fragt: „Wo sind die natürlichen Grenzen, auf die wir England beschränken möchten?" Nun, das Meer um England herum. Gehört etwa irgend eine Kolonie, gehört das gestohlene Helgoland, das geraubte Gibraltar, gehören etwa die Länder über der See zu England? Dadurch, daß England überseeische Besitzungen hat und sie benutzt zur Herrschaft auf der See, und wo etwas ausgequetscht werden kann, sie ausquetscht, dadurch, daß dieser Piratenmittelpunkt kraft der Waffen und kraft des Betrugs und kraft der Lüge allenthalben Länder „besiegt": werden doch nicht etwa gar ihm Rechte darauf erwachsen sollen? Eben so wenig als Frankreich, wo dieß geraubt oder gestohlen hat. Den Seeräubern wird nach den Gesetzen der Geschichte, und sehr bald, Alles genommen werden; auch das Landräuber-Kaiserthum wird Alles wieder herauswürgen müssen, sobald nur die Völker anfangen zu Verstande zu kommen. Was durch die Gewalt verloren ging, das muß hier freilich durch die Gewalt wieder geholt werden. Aber die findet sich. Es werden mehr Knaben geboren in Deutschland als in Frankreich, und in Deutschland werden Männer daraus.

Endlich giebt Girardin den Satz gar selber zu, jedoch mit einer Definition, die Karlchen Miesnik im Kladderadatsch nicht besser machen könnte, und fährt fort: An den Grenzen zweier (durch den Krieg eingenommener) Gebiete gebe es gewöhnlich Gegenden ungewisser Art, die beiden Völkern zu gehören schienen, und

die das Geschick (!) bald dem einen, bald dem andern zutheile, diese Gegenden seien es, auf welche Ehrgeiz und Eroberungsgeist gerichtet wären," z. B. das Dappenthal, nicht wahr?

Aber ist etwa Elsaß „eine ungewisse Gegend?" „War Savoyen eine ungewisse Gegend?" Mag es hier und da wirklich ein Zipfelchen geben, worüber Streit könne stattfinden, — wegen einem Dreier zanken nur Hökerweiber — nein! von den großen Urgrenzen und ihrer geschichtlichen Geltung ist die Rede, wenn man über natürliche Grenzen spricht, und von der bleibenden Einfriedigung. Frankreich solle nach Girardin am Besten und Naturgemäßesten abgegrenzt sein, „habe aber an der Nordküste keine natürlichen Vertheidigungsmittel." Bornirter Akademiker! Wer spricht von der natürlichen Vertheidigung, wenn er von den natürlichen Grenzen spricht? Das ist wieder etwas ganz Anderes. Durch das Einhalten der natürlichen Grenzen wird nicht etwa der Krieg unmöglich zwischen den Völkern; denn wenn sie durch Tyrannen sich mißbrauchen lassen, können diese sie wegen irgend eines Hosenknopfs zur Schlachtbank führen, aber der Krieg wegen der Grenzen hört auf. Alles Uebrige gehört gar nicht hierher.

Französisch albern ist es, wenn der Akademiker sagt: „An den Seiten der Gebirge nehmen sich die verschiedenen Völker nur dann die Mühe das Gebirge zu überschreiten, wenn es gilt, sich mit ihrem jenseitigen Nachbar zu schlagen." Das ist nichts als eine ganz dumme freche Lüge. Stieg etwa Hannibal über die Alpen wegen der natürlichen Grenze? Davon war die Rede gar nicht. Wenn gar Eroberer ihre Ergebenen zur Schlachtbank schleppen, trotz natürlicher Grenzen und Alpenübersteigen, was in aller Welt hat Uebersteigung einer natürlichen Grenze mit geschichtlichem Recht zu schaffen? Es werden dann alle Rechte mit Füßen getreten, auch das Recht was diese Grenze giebt! Alle Rechte und alle Gesetze werden durch dergleichen Helden der verhunzten Weltgeschichte, Helden der Bierbänke und Weinstuben, Helden der Gloireblaser und beschränkten oder bezahlten Geschichtschreiber, in den Schlamm getreten. „Wo sind die natürlichen Grenzen," fragt unser glänzender Akademiker, sich auf den Gipfel der Bornirtheit schwingend, „wenn man eine Spazierfahrt in bequemer Kutsche darüber machen kann!" Es gibt natürliche Grenzen, wo man sogar von einer Seite auf die andere p..... kann, wo man mit einem Beine hüben, dem andern drüben stehen kann, ohne ein rhodischer Koloß zu sein. Niemand hat behauptet, es wäre das nur natürliche Grenze, was unübersteigliche Hindernisse des Verkehrs bedinge; niemand wird behaupten, die Gebirge seien durch die süße heilige Natur aufgerichtete chinesische Mauern. Wer die Geschichte kennt, wer vergleicht, was auf diesem oder jenem Gebiete geschah, wer den Bau der Länder kennt und ihre eigentliche Gestaltung, der wird mit der Nase darauf gedrückt: Flüsse waren immer Verbindungsstraßen, können keine Völkergrenze bleiben; Gebirge sind jedoch Trennungen und scheiden das Wasser und die daran Wohnenden. Einen Fluß zur Grenze machen zwischen Völkern, die durch verschiedene Interessen oder Sprachen getrennt werden, hat nie lange widergehalten, es ist „gegen die Natur." Es fragt sich ein-

zig und allein: bei welchen Grenzen läßt sich ein Ende der Streitigkeiten über das Gebiet jedes Volks am Ersten erwarten?

Eine der unverschämtesten französischen Prahlereien ist es, wenn Girardin fortfährt und frech behauptet: „Die Grenzen werden durch den Willen der Völker gebildet, und nicht durch die Natur." Welches Volk hat bisher denn seine Grenzen jemals nach seinem Willen bilden können? Doch nicht etwa gar das französische? Durch seine Abstimmereien unter der kaiserlichen Regimentsfuchtel? Angenommen aber, das französische Volk wolle den Rhein, und das deutsche Volk hätte auch einen Willen, welcher Wille soll denn da entscheiden? Die Gewalt der Waffen wird entscheiden. Da wird aber in unserer Zeit, wo „die Bajonette denken," trotz alles Hin- und Herschwankens am Ende durch die Gesetze der Geschichte das Uebergewicht erlangt werden. Die Gesetze der Menschheitgeschichte, so weit wir sie kennen, stimmen aber harmonisch mit den Gesetzen der Welt. Der Länder Gestalt bestimmt auch der Länder Geschichte.

Auf den Gipfel akademischer Weisheit schwingt sich aber Girardin, wenn er sagt: „In unserer Zeit gehorche der Mensch nicht mehr der Natur, sondern die Natur gehorche dem Menschen." Wenn ein Bajazzo eine Stange hinstellt und klettert hinauf, und sitzt oben und stellt sich endlich mit dem Kopfe auf die Stange und streckt seine Beine in die Luft, und ruft nun: der Mensch gehorcht nicht mehr der Natur, sondern die Natur gehorcht dem Menschen, so wird ihm ohne Zweifel großer Beifall zugeklatscht werden. Wenn aber ein Schriftsteller mit einer solchen Redensart klappert, wird Jeder, der nur ein klein wenig nachzudenken sich gewöhnt hat, einsehen, mit welchen tauben hohlen Nüssen der Franzose da in seinem Sacke rasselt. „Der Mensch gehorcht nicht mehr der Natur." Das that er zu allen Zeiten in sehr vielen Fällen allerdings nicht, aber was war die Folge? Er mußte immer und ohne alle Ausnahme dafür leiden. So war's früher, so ist's nun, so wird's immer sein. Wer etwas gegen die Naturgesetze thut, muß die Folgen leiden. Kein Mensch brauchte jemals der Natur zu gehorchen, wenn er nicht wollte; man kann in's Feuer springen, in's Wasser, in den Abgrund, aber man wird sich verbrennen, wird ersaufen, oder Hals und Beine brechen, je nachdem. „Sondern die Natur gehorche dem Menschen." Das läßt sie bleiben. Durch den Verstand hat der Mensch es dahin gebracht, die Naturgesetze besser verstehen zu lernen, gelernt sie zu benutzen, mit Hülfe dieser Gesetze beherrscht er nicht etwa die Natur, denn die geht ja doch wahrlich ihren Gang vor wie nach, sondern er überwindet nur durch ein Gesetz das andere, durch das Stärkere das Schwächere, er gewinnt Raum, er gewinnt Zeit, er kann Vieles erreichen was er will, aber er muß die Gesetze der Natur dabei *befolgen*, sonst geht's nicht. Und so ist's auch in der Geschichte. Die Gesetze der Geschichte sind geradezu so unvermeidlich. Der Mensch kann Vieles durchsetzen, wenn er sie kennt, aber nur mit ihnen, durch sie, nun und nimmermehr gegen sie. Die Völkergeschichte aber strebt gesetzlich nach natürlichen Grenzen. Das zu sehen, muß man freilich Geschichte verstehen. Das ist freilich nicht Jedermanns Sache, am wenigsten eines französischen Politikers. Der zieht es vor, Geschichte zu „machen". Nun, sie ist auch darnach!

Macht nur immer zu! Die Deutschen sind ein sehr ernsthaftes Volk und haben sogar das Schwarz in ihrer Flagge. Aber auch das Gold. Und das vermittelnde Roth. Die Deutschen haben ein Sprichwort: Man immer zu! Wer zuletzt lacht, lacht am Besten.

Arabesken aus der Geschichte der Chemie.

Von

Dr. Friedrich Hoffmann.

Es ist nicht leicht, sich eine Vorstellung über den Umfang des chemischen Wissens in der gegenwärtigen Zeit zu machen, ohne den Blick rückwärts auf vergangene Jahrhunderte zu lenken. Die Geschichte einer Wissenschaft ist ein Blatt aus der Geschichte des menschlichen Geistes. In Beziehung auf ihre Entstehung und Entwicklung giebt es keine, welche merkwürdiger und lehrreicher ist, wie die Geschichte der Chemie.

Während die übrigen Wissenschaften unter der Aegide der Philosophie und Theologie meist schon in früher Zeit zu einer gewissen Höhe und zu einer sichern Herrschaft gelangten, konnte die Chemie lange Zeit keine selbstständige Existenz finden. Wir finden ihre ersten Spuren auf allen Gebieten und in allen Doktrinen der antiken Philosophie. Aus den herrlichen hochgewölbten Säulentempeln der hellenischen Welt wanderte sie mit dieser vorübergehend in die lichten Paläste der Araber und der Sarazenen und von diesen in die düsteren Klöster und Zauberküchen der germanischen Welt, in denen sie trotz aller Ausgeburten des sich entwickelnden Menschengeistes, deren Spuren dem ganzen Mittelalter einen dunklen, mythischen Hintergrund gaben, dennoch mit bewunderungswürdigem Fortschritt heraufgewachsen ist. Daß dies aber so langer Zeit bedurft hat, wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß jede Lehre, jede Thatsache, jedes Wort in der Wissenschaft der Chemie das Resultat und die Summe unzähliger Experimente sind, von denen jedes Einzelne und jedes Neue vieles schon Bekannte voraussetzte und sich stützte und fortbaute auf das, was schon erkannt, geprüft und bewiesen war. Um zu den chemischen Kenntnissen zu gelangen, über die wir heute verfügen, und um die Welt von Erscheinungen und Kenntnissen zu schaffen, deren Summe die heutige Chemie ist, war es nöthig, daß viele Jahrhunderte hindurch tausende von Männern, mit allem Wissen ihrer Zeit ausgerüstet, mit unermüdlicher Ausdauer ihr Leben und Vermögen daransetzten, um die Erde nach allen Richtungen zu durchwühlen, daß sie, ohne zu erlahmen, alle bekannten Körper und Stoffe, auf die verschiedenartigste und mannigfaltigste Weise mit einander in Berührung brachten.

Es war ein tiefinnerer, unwiderstehlicher Reiz, der die Menschen antrieb, sich mit einer Geduld und Ausdauer, die ohne Beispiel in der Geschichte sind, mit Arbeiten zu beschäftigen, welche kein Bedürfniß der Zeit befriedigten. Es war das Streben nach irdischer Glückseligkeit.

Der Weg zurück bis zum Ursprunge der Chemie ist daher ein sehr weiter, er führt uns bis auf die Wiege der Menschheit und steht mit der Entwicklung aller Kultur und Wissenschaft im innigsten Zusammeuhange. So wie Künste und Gewerbe allmälig entstanden und sich ausbildeten, so mußte auch unter den damit aufwachsenden Wissenschaften die Chemie nach und nach sich geltend machen, sich ausbilden und endlich zur Wissenschaft erheben.

Chemische Operationen waren es, die dem ersten Jäger die Waffen darreichten, die die Geräthe zum Ackerbau und zur gewerblichen Thätigkeit schafften; denn diese setzten die Gewinnung der Metalle aus den Erzen voraus. Schon die heilige Schrift erzählt uns in ihren ältesten Urkunden, daß Tubal-Kain „ein Meister in allerlei Erz- und Eisenwerk“ gewesen sei, daß Noah aus Trauben Wein zu bereiten verstand, und daß zur Erbauung des babylonischen Thurmes Backsteine gebrannt worden seien. In späteren Urkunden verschiedener Völker wird häufig eines großen Mannes Erwähnung gethan, welchen die Aegypter Toyth, die Phönizier Toaut, die Griechen Hermes und die Römer Merkur genannt haben und welchem die Erfindung der Buchstaben und vieler Künste und Wissenschaften zugeschrieben wird. Ueber die Zeit aber, wann und wo dieser hervorragende Mann gelebt habe, finden sich nur ganz unbestimmte Angaben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Hermes, der auch als Erfinder der Alchymie und Magie angesehen wird, und der später in der Mythologie eine personifizirte Gestalt erhielt, keine geschichtliche Persönlichkeit gewesen ist und daß unter seinem Namen vielmehr die allegorische Darstellung einer Entwicklungsepoche des Aufschwunges der Menschen zu einer ersten Kulturstufe zu verstehen sei.

Den Chinesen ist schon in der frühesten Zeit die Gewinnung verschiedener Metalle und des Schwefels, die Darstellung des Grünspans, des Borax, des Alauns, Salpeters, des Schießpulvers, des Porzellans, und die Färbekunst bekannt gewesen. Indessen hat sich dieses Volk von jeher zu sehr isolirt, um die frühzeitig erreichte hohe innere Entwicklung auch zur gesunden Fortbildung und Erweiterung nach Außen hin gelangen zu lassen.

Auf der andern Seite der mittel-asiatischen Alpen erreichte der Kulturzustand der Bewohner, der Hindus, der Indier und der Zend-Völker, wie es scheint, schon sehr früh eine gewisse Entwicklungsstufe, wie die noch aus jenen Urzeiten herstammenden Spuren künstlicher Kanäle und Wasserleitungen, die Trümmer von sehr alten Tempeln und Pagoden und vor Allen die hoch ausgebildete Sanskritsprache beweisen. Bei diesen Völkern waren die ersten Anfänge naturwissenschaftlicher Kenntnisse Geheimniß und Eigenthum der Priesterkaste, die sich derselben zur Begründung und Aufrechthaltung der Religion und ihrer eigenen Macht bediente.

Von Indien aus wurde der Keim der Wissenschaften in das erst später aus dem Wasser auftauchende Aegypten verpflanzt; sie gelangten dort aber, durch

äußere Umstände begünstigt, sehr bald zu einer hohen Ausbildung. Nicht nur die Metallarbeiten, sondern auch die Kunst der Metallmischungen der Aegypter stehen denen der neueren Zeit wenig nach. Die Angabe, daß das Glas eine zufällige Erfindung der Phönizier sei, kann nur insofern als richtig gelten, daß diese, unbekannt mit der frühern Entdeckung anderer Völker, für sich zuerst Glas kennen und darstellen lernten, denn es ist gewiß, daß die Aegypter, lange bevor jenes Nachbarvolk den Schauplatz der Geschichte betrat, Glas und zwar in hoher Schönheit darstellten. Die zahlreichen und kunstvollen Glas-Gegenstände in allen Farben in der reichhaltigsten und größten Sammlung aegyptischer Alterthümer im Museum in Berlin sind ein Beweis für jene älteste und erste industrielle Blüthe. Das verloren gegangene Geheimniß der Erhaltung der Leichname gegen die Verwesung, in dessen Besitz sich die Aegypter befanden, hat uns die Chemie erst wieder in der neuern Zeit gelehrt. Die Aegypter kannten ferner die Bereitung des Kochsalzes, des Alauns, der Soda, der Seife, des Leders, des Weins und des Essigs durch Gährung. Der aegyptische Essig wird von allen Schriftstellern als der beste gepriesen und soll von solcher Stärke gewesen sein, daß er die große Perle der Cleopatra schnell zu Schleim aufgelöst habe. Auch die Destillation und die Bereitung des Theers und Pechs war den Aegyptern bekannt. Die Färbekunst wurde von ihnen begründet und deren Vervollkommnung durch die schon früher gemachte Erfindung der Wollenweberei sehr begünstigt, so daß man zur Färbung der Kleidungsstücke und der Schmucksachen die Farben der Vögel und Blumen nachahmte.

Die Phönizier erwarben sich zuerst von allen Völkern des Alterthums einen hohen Ruf technischer Gewandtheit. Sie waren zugleich das erste handeltreibende Volk. Der hebräische Dichter und König Salomo berief zur Erbauung des prachtvollen Tempels von Jerusalem phönizische Baumeister. Ihre Handelsschiffe sollen bis in die Ostsee gelangt sein und sogar Afrika umschifft haben. Die Phönizier entdeckten die Kunst der Glasbereitung, der Sage nach, zufällig. Schiffer setzten am Ufer des Belus beim Kochen ihrer Speisen die Kochkessel auf Stücke von Soda, die sie geladen hatten; diese schmolz mit dem Sande zu Glas. Durch einen andern Zufall entdeckten sie, daß einige an der Meeresküste ausgeworfenen Meerschnecken Wolle schön roth färbten. Daraus entsprang die Kunst der Purpurfärberei, durch die Tyrus Jahrhunderte lang berühmt wurde.

Die Chaldäer und Perser wurden durch die Anmuth und Schönheit ihrer heimathlichen Länder und durch ihre Religion auf die Natur hingewiesen. Sie hatten keine Meere und keinen Handel und brachten ihre innere Entwicklung nach Außen hin nicht zur Geltung. In den hinterlassenen Sagen und Schriften beider Völker finden sich aber hinlängliche Beweise dafür, daß sie auch in technischen Fertigkeiten hinter ihren Zeitgenossen nicht zurückstanden. Bei den Persern findet sich zuerst die bis in die Neuzeit hineinreichende Gewohnheit, die Metalle mit den Namen von Gestirnen zu bezeichnen.

Es ist zweifelhaft, ob die Hebräer im Besitze der naturwissenschaftlichen Kenntnisse anderer Völker jener Zeit waren und von welcher Bedeutung ihre technische

und gewerbliche Thätigkeit gewesen ist. Die Hebräer jener Zeit waren so durch und durch ideal, ihre Richtung, Denkweise und Aufgabe eine so hochpoetische, daß in den Annalen der Geschichte jene herrlichen Geistesblüthen Judäas, Patriotismus, Pietät und Begeisterung für alles Gute und Große mit ihrem unvergänglichen Glanze alles Andere verdunkelt und sich der Nachwelt allein erhalten haben.

Trotz aller dieser Beispiele einer gewerblichen Kultur bei den Völkern des Alterthums war bei ihnen von einer wirklichen Erkenntniß über das innere Wesen der Dinge noch keine Spur vorhanden. Der Mensch war vom Anfange seines Erdenlebens auf die Natur angewiesen, er stand mitten in ihr, mußte sie zur Befriedigung seiner Bedürfnisse dienstbar machen und die in ihr verborgenen Schätze an's Licht ziehen. Dabei hat in der Kindheit des Menschengeschlechtes der Zufall eine große Rolle gespielt. Die Ueberlieferungen aus dem Alterthum sind reich an Sagen, wie diese oder jene Erfindung, aus der der Mensch Nutzen zog, durch irgend einen glücklichen Zufall gemacht worden sei. Die Erfindung des Glases und des Purpurs waren Beispiele der Art. Die Gewinnung der Metalle aus den Erzen wird nicht minder denselben Ursprung gehabt haben. So gelangten einzelne Völker nach und nach zu der Ausübung einer ganzen Reihe von chemischen Operationen, die sie mit großer Geschicklichkeit zu verwerthen wußten, ohne doch die geringste Einsicht in die dabei stattfindenden Vorgänge zu haben. Selbst in der neuern Zeit, wo die moderne Chemie es sich angelegen sein läßt, der Praxis auf ihrem Wege voranzuleuchten und diesen nach sicherem Plane zu leiten, ist der Zufall seines uralten Privilegiums noch nicht enthoben, der Vater zahlreicher und oft wichtiger Erfindungen auf dem Felde der chemischen Industrie zu werden. So wurde beispielsweise das Jod von einem Seifensieder entdeckt, der gewiß nicht dachte und auch schwerlich im Stande war, die Wissenschaft zu bereichern. Die modernen und prachtvollen Anilinfarben wurden bei dem Versuche, das Chinin künstlich darzustellen, anstatt dessen, zufällig erhalten. Es ist daher einleuchtend, daß im Alterthume eine weit vorgeschrittene Gewerbethätigkeit möglich war, ohne den Besitz richtiger und begründeter chemischer Kenntnisse. Ob die Chinesen, die Inder, die Aegypter und Phönizier solche in einem gewissen Maße besessen haben, dafür geben weder ihre hinterlassenen Kunstwerke, noch historischen Ueberlieferungen irgend welchen Aufschluß. Es steht nur so viel fest, daß von den genannten Völkern bei den Aegyptern die Technik zu der höchsten Stufe der bis dahin erreichten Entwicklung gelangte, und daß die Aegypter die Lehrer der Kulturvölker während und nach ihrer Zeit wurden. Palästina's und Phöniziens Blüthe und Griechenlands hohe Kultur hatten ihre Wurzeln auf aegyptischem Boden.

Den Mittelpunkt der Geschichte der Wissenschaften im Alterthum, wie den der Geschichte im Allgemeinen, bildet das griechische Volk. Leicht beweglich und empfänglich, begierig und forschend nach Neuem und Fremdem, denkend und reflektirend, klar erkennend und weit hinblickend über alles Getrennte und Verschiedene, so erscheint unter anderen Stämmen des Alterthums das Volk der Griechen. Wie die kleinen Inseln und die tief gespaltenen Ufer seines Heimathlandes, alle umgürtet

von dem felsigen Gestade und umbrauset von dem gemeinschaftlichen Meere, so wird von früher Zeit an jenes Volk in kleinere Staaten und einzelne Gemeinden getheilt gefunden, deren jede gleich kräftig neben den andern hervortritt, regiert durch eigene Gesetze. Alle Stämme aber waren durch das Band der gemeinsamen Sprache, Sitte und Religion zu einem lebendigen homerischen Epos vereint. Wie das Volk der Bienen ausgeht über Thal und Hügel und von da und dort die vielartige Würze der Blumen holt, um aus ihr eine Honigspeise für Alle zu bereiten, so haben die Hellenen die Blüthen der Erkenntniß von ihren Zeitgenossen zusammengetragen.

Wir finden in den Schriften der Griechen eine vollendete dichterische Darstellung und den zartesten Ausdruck tiefer Naturempfindung, aber das eigentlich Naturbeschreibende, ein prüfendes Eingehen, eine Versenkung in das stille Leben der Natur zeigt sich bei den Griechen gleichsam nur als ein Beweis ihrer hohen Kunstausbildung. Die Philosophie der Griechen nahm ihren Ursprung nicht von der Theologie und dem Priesterstande aus, wie es bei den Indern und Aegyptern geschah, sondern von der unmittelbaren Anschauung der lebendigen Natur. Ideal wie ihre Philosophie, so war auch die Naturauffassung der Hellenen, und so Großes wie sie in jener geleistet haben, so gering sind dennoch ihre realen Verdienste um die Naturwissenschaft und Technik. Sie gaben sich mehr der metaphysischen Spekulation hin und begründeten so eine philosophische Epoche der Naturwissenschaften.

Die Griechen experimentirten noch nicht, sie beobachteten nur und gingen von allgemeinen Wahrnehmungen in der Totalität der Natur zur Erklärung des Einzelnen und Besonderen aus. Es liegt darin gerade der Fundamentalunterschied der antiken Naturwissenschaft von der modernen, daß jene lediglich durch Beobachtungen aufgebaut wurde, während diese das Resultat von Beobachtungen und Experimenten ist.

Mit Thales von Milet, geb. um 635 v. Ch., beginnt die Geschichte der Naturwissenschaften. Die Grundlage zu seinen Kenntnissen hatte Thales in Aegypten gelegt. Er erklärte die Ueberschwemmungen des Nil aus natürlichen Ursachen, maß die Höhe der Pyramiden aus der Länge ihres Schattens, bestimmte das Jahr, wie die Aegypter, zu 365 Tagen, und war im Stande, den erstaunten Joniern eine Sonnenfinsterniß vorauszusagen. Er wußte zuerst bei den Griechen, daß der Mond von der Sonne sein Licht erhalte. Er hielt die Sterne für erdartige, mit Feuer erfüllte Körper und führte damit zuerst die Griechen aus ihrem poetischen Himmel voll Göttergestalten herab in die reale Welt. Thales glaubte, daß alle Dinge aus dem Wasser entsprungen seien und erklärte darnach das Wasser für den Urstoff alles Seienden.

Anaximenes, der etwa 100 Jahre später als Thales lebte, setzte an die Stelle des Wassers die Luft als das Grundprinzip der Welt, welches „an sich unvergänglich, unbegrenzt, allgegenwärtig, der Ursprung, die Kraft und erhaltende Macht alles Lebens ist." — „Wie unsere Seele, sagt Anaximenes in seiner schmucklos geschriebenen Schrift, uns zusammenhält und beherrscht, so umfaßt Hauch und

Luft die gesammte Ordnung der Dinge."—„Von Ewigkeit her, so lehrt er weiter, ist die Luft in beständiger Bewegung, in beständiger Umwandlung ihres Stoffes und ihrer Form und läßt durch die einfachen Processe der Verdichtung und der Verdünnung Alles aus sich hervorgehen—durch Verdünnung das Feuer, durch Verdichtung die Wolken, das Wasser, die Erde, die Steine. Die Verdünnung ist die Wärme, die Verdichtung die Kälte. Die Erde selbst ist das Produkt der Verdichtung der Luft. Durch fortgestoßene erdige Klumpen, auf denen in Folge der Schnelligkeit ihrer Bewegung wieder Verdünnung, Erwärmung und Feuer sich entwickelt, entstehen die leuchtenden Himmelskörper."

Zu den von Thales und Anaximenes aufgestellten Elementen fügte Heraklit von Ephesus das Feuer hinzu. Der jonische Philosoph Empedokles von Agrigent stellte endlich im fünften Jahrhundert v. Ch. Erde, Wasser, Luft und Feuer als die vier Grundstoffe der Welt auf. Diese kosmische Ansicht war nicht neu, wir finden dieselben Potenzen als Grundlage der gesammten Schöpfung schon in der ältesten indischen Theologie. Aristoteles machte die Idee des Empedokles zu der seinigen und durch seinen berühmten Namen getragen, gelangte diese Lehre der vier Aristotelischen Elemente zum Nachtheile der Wissenschaft zu einer zweitausendjährigen Herrschaft.

Demokrit von Abdera, der etwa 200 Jahre nach Thales lebte und vor Aristoteles der größte griechische Gelehrte war, wurde der Begründer der bis jetzt noch angenommenen und nur unwesentlich modifizirten Atomenlehre, der gemäß alle Körper aus untheilbaren, letzten, der Größe und Schwere nach verschiedenen Stofftheilen bestehen und nach der die Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt zu erklären ist aus der Verschiedenheit der Gestalt, Ordnung und Stellung der zu Gruppen und Complexionen verbundenen Atome.

Im dritten Jahrhundert v. Chr. endlich und ein halbes Jahrhundert nach der politischen Blüthe Griechenlands erreichte der geistige Aufschwung der Hellenen in Plato und Aristoteles seinen Höhepunkt. Das geometrische Gesetz einer von dem unsichtbaren inneren und oberen Anfang ausgehenden Ordnung, welche Plato im Denken des Menschen und in der sittlichen Welt aufgefunden, hat Aristoteles in der Welt der sichtbaren Dinge nachgewiesen und hat damit zuerst in den verschiedenen Gebieten der Natur die Fahne der Herrschaft des erkennenden Menschengeistes aufgepflanzt. Plato und Aristoteles „bilden in ihrer Gegensätzlichkeit die zwei höchsten gleich werthvollen geistigen Größen" der alten Welt; sie stehen als die beiden Pole auf einer Höhe da, über die der denkende Geist weder im Alterthum noch in der neueren Zeit hinausgekommen ist und um die sich alles Suchen nach Wahrheit auf dem Wege menschlicher Forschung immer bewegen wird. In dem schönen Freskogemälde von Raphael im vatikanischen Palast zu Rom, welches unter dem Namen der Schule von Athen bekannt und berühmt ist, streckt Plato die Hand gen Himmel, als dem Reiche seiner erhabenen Ideale, indeß Aristoteles auf die Erde als den Schauplatz seiner Forschung hindeutet.

Schwerlich hat jemals ein Mann den ganzen Umfang der Kenntnisse seiner Zeit so vollkommen in sich vereinigt und mit solcher Klarheit und Schärfe wie in

einem Guß darzustellen vermocht, als Aristoteles. Es giebt kein Gebiet der Natur- und Seelen-Kunde, welches dieser tiefsinnige Denker nicht mit allen ihm und seiner Zeit zu Gebote stehenden Hülfsmitteln und Kräften durchforscht und beherrscht hätte. Daher hat der logisch ordnende, schöpferische Geist des Aristoteles gleich einer feurigen Denksäule Jahrtausende lang durch die Gedankenwelt der Menschen geleuchtet.

Von jener Zeit an ist das Innere der einzelnen Provinzen der Naturwissenschaften unter der Herrschaft der alles umfassenden Philosophie, eine nach der anderen in Besitz genommen worden. Theophrastos von Eresos, des Aristoteles würdigster Schüler, arbeitete auf dem Gebiete der Pflanzenkunde und des Steinreiches, Erisostratus und Herophilos auf dem der inneren Thierbeschreibung. Eigentliche physikalische und chemische Kenntnisse gab es damals noch nicht. Die wenigen in diese Wissenschaften gehörenden richtig verstandenen Beobachtungen lagen zerstreut und ohne Zusammenhang in den genannten naturwissenschaftlichen Disziplinen und in der Metaphysik. Der vollendetste Zweig der Naturwissenschaften war von Alters her die Astronomie. Die leuchtenden Welten in der Höhe hatten durch die Stabilität und harmonische Wiederkehr in ihrer Erscheinung und durch ihren mächtigen Abglanz in dem ahnenden und sehnenden Gemüthe der jungen Menschenwelt unmittelbar mit dem Auge auch das Denken der Menschen auf sich gezogen. In dieser erhabenen Wissenschaft, die der Religion mancher alten Völker Ursprung und Bestand gab, haben Priester und Philosophen frühzeitig ein festes System des Forschens und Wissens aufgefunden.

Wie der Dianentempel zu Ephesus unter den architektonischen Bauwerken des Alterthums in unvergleichlicher Pracht dastand, so war unter den Wissenschaften die Astronomie der vollendetste Bau des emporstrebenden Menschengeistes auf dem Gebiete der Naturwissenschaft. Den Plan dazu hat Euklides gezeichnet und mit den Gehülfen Timochares und Aristillos die Säulen errichtet, deren Kapitäler der Dichter Aratos mit schönen Arabesken verzierte. Als die Erbauer des hochgewölbten Daches nennt uns die Geschichte die Zeitgenossen Aristarchos und Eratosthenes, die zuerst die wahre Entfernung der Sonne und des Mondes von der Erde, und die Bahn der ersteren und die Größe der letzteren berechneten, ferner Archimedes und Appolonius und den Reformator Hipparch von Nicea. Claudius Ptolomäus endlich vollendete den bewundernswerthen Bau der antiken Astronomie.

Zwischen dem Anfange der griechischen Philosophie und ihrer höchsten Blüthezeit, zwischen Thales und Aristoteles liegen fast vier Jahrhunderte. Eben so lange nach Aristoteles lebten Claudius Ptolemäus und Galenus von Pergamum, die in der Geschichte der Naturwissenschaften die hervorragendsten Persönlichkeiten während der Herrschaft Roms gewesen sind.

Wohl hat sich die hellenische Bildung und Geisteskultur in der griechischen Philosophie zu einer unerreichten Höhe emporgeschwungen und ein unvergängliches Denkmal erbauet, vor dem die Nachwelt nach zweitausend Jahren noch bewundernd und lernend dasteht. In Bezug aber auf den Theil der Philosophie,

der erst in weit späterer Zeit eine eigene Gestalt gewann und dessen geschichtliche Darstellung ich zum Gegenstand dieser Betrachtung gemacht habe, in der empirischen Naturforschung haben die idealen Griechen wenig mehr als ihre realen Nachfolger auf dem historischen Schauplatze, als die Römer geleistet und gefördert. Bekannt waren die Griechen mit der Bereitung des Glases, mit der Gewinnung und Bearbeitung der Metalle und mit der Darstellung einzelner Metallsalze. So waren drei metallische Compositionen von Corinth berühmt, in denen das auf der Insel Cypern gewonnene Kupfer ein Hauptbestandtheil gewesen zu sein scheint. Der Athenienser Kallias soll, Theophrast berichtet, ungefähr 500 Jahre v. Chr. den Zinnober erfunden haben, von dem er glaubte, daß Gold darin enthalten sei. Das Quecksilber wurde schon von Dädalus zur Belebung hölzerner Statuen benutzt. Die Kunst Metalle zu schmelzen, zu gießen und zusammenzulöthen war den Griechen bereits vor Homer bekannt. Die kolossale metallene Bildsäule des Sonnengottes, die als Leuchtthurm über dem Eingange des Hafens von Rhodus diente, war ein Kunstwerk des griechischen Bildhauers Chares von Lyndus. Der Koloß hatte zwölf Jahre zur Anfertigung gebraucht, stürzte aber schon nach 56 Jahren durch ein Erdbeben ein und blieb fast neun Jahrhunderte liegen, bis im Jahre 650 n. Chr. die Bruchstücke zerschlagen und neunhundert Kameele damit beladen wurden. Die Erfindung des auch unter Wasser fortbrennenden griechischen Feuers, welches erst in der neueren Zeit wieder erfunden ist, soll von dem syrischen Baumeister Kallinikus gemacht worden sein. Durch die Anwendung chemischer Operationen in der Medizin erhielten die ersten Anfänge chemischer Kenntnisse einige Ausdehnung, so daß nach der Angabe späterer Geschichtsschreiber bei den Griechen die Bereitung der Arzeneien schon ein besonderer Lehr- und Gewerbszweig zu werden anfing.

Als die hellenische Bildung und Literatur in Italien eine neue Heimath und von dort aus fast über die ganze damals bekannte Erde Verbreitung fand, da ging nicht nur das naturwissenschaftliche Erbtheil des Morgenlandes sondern auch der griechische Geist und die griechische Methode der Naturforschung über auf das emporsteigende Abendland. Die Römer begnügten sich, auf ihren weiten Eroberungszügen die Erfahrungen anderer zu sammeln, neue Beobachtungen hinzuzufügen und in zahlreichen Schriften der Nachwelt aufzubewahren. Sie kamen aber auch über die äußere Erkenntniß der Dinge nicht hinaus und haben an der Fortbildung der Naturwissenschaften keinen wesentlichen Antheil genommen. Was das Morgenland gesammelt hatte, das ordnete Rom. Die römische Literatur hat alle naturwissenschaftlichen Kenntnisse jener Zeit in sich aufgenommen und überliefert. Im Vergleich mit den Schriften der Griechen sind die der Römer auch auf dem Felde der Naturforschung ungleich ärmer. Sie enthalten aus der Physik und Chemie nur einzelne Thatsachen, die ohne allen Zusammenhang und oft ohne Einsicht nebeneinander gestellt sind. Dennoch müssen wir zuweilen erstaunen über die richtigen Folgerungen und über das Verständniß vieler Naturerscheinungen, die aus jenen Schriften sprechen und von denen einige während des Mittelalters wieder abhanden gekommen waren. So wußten die Römer den

Grund, warum das Leben der Bergleute in Gefahr sei, sobald das Licht in den Gruben erlosch. Sie suchten daher die verdorbene Luft durch kostspielige Bauten, von deren Großartigkeit die hinterbliebenen Ruinen in Portugal und Spanien noch heute Zeugniß ablegen, zu entfernen und durch frische Luft zu ersetzen. Im Mittelalter schrieb man dagegen die Unglücksfälle, die der Bergmann bei seiner gefährlichen Arbeit so oft erlitt, nicht natürlichen Ursachen zu; man bevölkerte im kindlichen Aberglauben die unterirdischen Räume mit Zwergen und Koboldẹn, die die vermeintliche Verwegenheit des Menschen bestraften. Bekanntlich hinterläßt das Wasser beim Eindampfen einen festen Rückstand. Wenn auch die Römer die einzelnen Bestandtheile desselben nicht kannten, so wußten sie doch sehr gut, daß das Wasser bei seinem Laufe feste Theile aus der Erde in sich aufnehme und diese beim Verdampfen zurücklasse. Auch diese Erkenntniß ging in der Folge so gänzlich verloren, daß man bis zum Anfange dieses Jahrhunderts die Idee hatte, daß die Verwandlung des Wassers zur Erde möglich sei.

Nach der für die Naturwissenschaften wenigstens literarisch produktiven Epoche der Römerzeit tritt für deren Fortbau und weitere Entwicklung jene merkwürdige, lange Nacht an, der erst nach Jahrhunderten ein neues Morgenroth aufging. Das Wissen des Menschengeistes war schon mit Plato und Aristoteles zu einem Ruhepunkt gelangt, auf dem es eine sehr lange Zeit stille gestanden hat. Als auch Rom's geistige Blüthe sich gesättigt hatte mit der überlieferten Weisheit des Morgenlandes, da trat jener sehnende und sinnende Zug der Menschen nach einer geistigen Wiedergeburt in die Welt. In schneller Aufeinanderfolge, gleich fieberhaften Pulsschlägen, wechselte die herrschende Richtung der Zeit zwischen dem Ernste und der einfachen Sittenstrenge der stoischen Philosophie und zwischen der sinnlichen Genußsucht und der Negation der epikuräischen Denkweise. Die Zeit emanzipirte sich von der alten und wandte sich der neu-platonischen Philosophie zu, welche die aus dem Orient überkommenen Vorstellungen, Geheimlehren, Mährchen und Priesterweisheit mit den oft bildlichen und allegorischen, mehr der Phantasie und Poesie als der spekulativen Vernunft angehörenden Lehren des Plato und Pythagoras zu verbinden suchte.

Um jene Zeit schon pflanzte eine wunderbare Fügung in die Gemüther der Menschen die Idee der Existenz eines in der Erde verborgenen Dinges, durch dessen Auffindung der Besitz dessen erlangt wird, was das Ziel der höchsten Wünsche der Sinnlichkeit war, Gold, Gesundheit, beständige Kraft und langes Leben. „Das Gold giebt Macht, ohne Kraft und Gesundheit giebt es kein Genießen und das lange Leben tritt an die Stelle der Unsterblichkeit.“ (Göthe.) Diese drei obersten Erfordernisse der irdischen Glückseligkeit glaubte man vereinigt in dem Stein der Weisen. Das Aufsuchen der „jungfräulichen Erde,“ des Mittels zur Darstellung der geheimnißvollen Snbstanz, welche in der Hand des Weisen jedes unedle Metall in Gold verwandelt, das, wie man später glaubte, in seiner höchsten Vollkommenheit als Arzeneimittel gebraucht alle Krankheiten heilt, den Körper verjüngt und das Leben verlängert, war fortan und über tausend Jahre lang der alleinige Zweck aller chemischen Arbeiten.

Mit dieser, aus den Mythen und Märchen des Morgenlandes überkommenen Idee zogen der Mystizismus und der Aberglaube und mit ihnen die Schwärmerei und der Wunderglaube in die Welt, welche sich während des ganzen Mittelalters bis zur Neuzeit durch die Geschichte der Chemie, ja durch die Menschen hindurchgezogen und so namenloses Unheil angerichtet haben. Durch das Suchen nach dem Stein der Weisen gewann die Naturwissenschaft eine neue Richtung. Neben der Beobachtung und Spekulation trat endlich das Experiment als dritter und folgereicher Faktor in die Naturforschung ein. Von da an datirt die Chemie als Wissenschaft.

Aus der gesammten Richtung jener Zeit und aus den Quellen ihrer Erkenntniß und ihrer Irrthümer ist es aber erklärlich, daß die chemische Naturforschung sich von dem Augenblicke ihrer Geburt an auf Ab- und Umwege verlor, auf denen sie unter den verschiedensten Namen und unter der Collectiv-Bezeichnung der Alchemie Jahrhunderte lang die Trägerin des dunkelsten Zauber- und Wunder-Glaubens wurde. Erst nach einer fast zweitausendjährigen Arbeit gelang es dieser Mutter aller Naturwissenschaft in die rechte Bahn und in die ihr gebührende Stellung einzutreten. (Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Betrachtungen über den Menschen.

Von

Dr. H. Tiedemann.

Stoffe und Kräfte schaffen im unermeßlichen Raume und in der ewigen Zeit; sie sind die Schöpfer und die Formen mit ihren Eigenschaften, welche aus diesem Schaffen hervorgehen, sind die Geschöpfe. Die Schöpfer stehen aber nicht außerhalb der Geschöpfe, sondern sind integrirende Theile derselben. Den Uebergang von Stoffen und Kräften in andere Formen mit anderen Eigenschaften nennen wir Werden oder Vergehen. Aber Nichts hat einen Anfang und Nichts geht zu Ende, nur die Verbindungen von Stoffen und Kräften verändern sich im ewigen Kreislauf und nehmen neue Formen an, was wir Werden nennen und die Auflösung von bekannten Formen halten wir für Vergehen. Werden und Vergehen bedingen sich gegenseitig. Es vergeht Nichts, ohne daß etwas wird und es wird Nichts, ohne daß Etwas vergeht. Die Idee des Werdens und Vergehens bezeichnet nur willkürlich angenommene Abschnitte im großen und ewigen Fortgang und hat die irrthümliche Vorstellung des Beharrens erzeugt, welches in der That im Unorganischen so wenig, wie im Organischen nachzuweisen ist und auch durch philosophische Sprachfratzen nicht nachgewiesen

werden wird. Viele Formveränderungen gehen in einer Zeit, die wir nicht erleben oder in einer Art vor sich, die wir nicht beobachten können, daher diese Formen im Zustande des Beharrens sich befinden sollen. Der Stein und überhaupt das Unorganische, dem man im Gegensatze zum Organischen, dem immer Veränderlichen, ein Beharren nachsagt, geht vielleicht erst in tausend oder mehr Jahren in eine andere Form über; allein jeder Augenblick dieser Jahre ist ein Bruchtheil derselben und was erst nach ungezählten Jahren wahrnehmbar würde, ist in den Augenblicken, welche die Jahre constituiren, vorbereitet und fortschreitend zur Ausbildung der Formveränderung gebracht worden.

Der Mißverstand des Werdens hat eine Schöpfung nöthig gemacht und diese bedurfte eines Schöpfers, der Alles aus Nichts geschaffen haben muß und derselbe Mißverstand des Vergehens hat ein Fortbestehen des Menschen nach dem Leben erfunden. Weil die Gesetze des Schaffens der Stoffe und Kräfte im unendlichen Raume und der ewigen Zeit nicht begriffen und erforscht werden können, so mußte das Weltall mit unergründlicher Weisheit erschaffen und zu unerforschlichen Zwecken gelenkt werden, die man mit menschlicher Gutmüthigkeit gut und zwar unbegreiflich gut zu nennen pflegt. Eine Idee, welche die Menschen aus ihren Werkstätten entlehnt zu haben scheinen.—Damit ist die Sache abgemacht; wer's nicht begreift, muß es glauben und zwar auf keine andere Autorität hin, als die der Unbegreiflichkeit, die doch gewiß schlecht genug ist, um sich ihrer anders als mit Schamgefühl bedienen zu können. Das Denken ist dann überflüssig und die Forschung nicht mehr nöthig und doch hatten die Wilden, welche die Feuerwaffen für übernatürlich hielten, nicht recht und man lacht, wenn ein Indianer ein nie gesehenes Dampfschiff oder eine Locomotive für was Ueberirdisches hält. Diese Wilden begriffen nicht und glaubten und solche Wilde giebt es noch mit und ohne Hosen, sogar mit und ohne Diplom.

Stoffe und Kräfte sind im Weltall so alt und so dauernd, wie die Zeit d. h. ewig und wirken im unendlichen Raume, sind wie dieser unermeßlich und wir dürfen annehmen, da wir die obwohl definirte Ewigkeit und den gleichfalls definirten unendlichen Raum mit unserem Begriffsvermögen nicht zu fassen im Stande sind, daß wir uns auch keinen Begriff von den ewigen und unendlichen Stoffen und Kräften bilden können, welche Alles hervorgebracht haben und beständig verändern.

Ist die Zeit nicht geworden und ist der unendliche Raum nicht erschaffen, was gewiß nicht der Fall ist und was man noch keinem noch so vollkommen vorgestellten Schöpfer zugemuthet hat, warum sollen die Stoffe und Kräfte, die in Zeit und Raum wirken, also ewig und unermeßlich wie diese und von ihnen nicht zu trennen sind, geschaffen sein?

Zur Begriffsbestimmung von ewiger Zeit und unendlichem Raume sind nur zeitlich und räumlich unbegrenzte Stoffe und Kräfte möglich, ohne welche wir uns weder eine begrenzte noch unbegrenzte Zeit noch einen begrenzten oder unbegrenzten Raum denken können. Ein leerer Raum ist so unmöglich als undenkbar; er ist erfüllt von Stoffen und Kräften und so lange der Raum da war und der war ewig da, waren auch Stoffe und Kräfte da, daher auch diese ewig und unendlich

sind. Der unendliche Raum, die ewige Zeit und die unendlichen und ewigen Stoffe und Kräfte sind unzertrennlich, sie sind alle gleich alt und gleich unermeßlich.

Die Stoffe und Kräfte, welche wir in ihrem ewigen Aufeinanderwirken im unendlichen Raume kosmische nennen, müssen durch ihr Schaffen und Wirken so veränderlich sein, wie das, was sie hervorbringen, veränderlich und mannigfaltig ist. Nie wird es glücken, kosmische Elementarstoffe aufzufinden, wie die Chemie Elementarstoffe tellurischer Dinge dargestellt hat. Sind aber diese von der Chemie angenommenen Elementarstoffe wirklich Elemente, welche wo anderst Bedeutung haben, als im tellurischen Laboratorium? Kosmische Stoffe und Kräfte werden wir nicht analysiren und ergründen wollen. So weit — der menschliche Witz, der an die Organisation seines Gehirns und der Werkzeuge desselben gefesselt und durch dieselbe bedingt ist, die doch gewiß keine kosmische sondern nur eine ganz tellurische sein kann.

Wir kennen mit Sicherheit nur eine kosmische Kraft, die Gravitation, welche die Bewegung der Weltkörper für sich und untereinander bestimmt und ohne diese Körper die Stoffe für diese Kraft nicht einmal denkbar wäre. Vom Licht weiß man nur, daß es im Kosmos sich verbreitet und daß es erleuchtet: Wärme, Elektricität und Magnetismus kennen wir nur in ihren Beziehungen zur Erde.

Unsere Erde ist einer dieser Weltkörper und kennen wir ihre Eigenschaften, wissen wir, woraus sie besteht, wie dicht und wie schwer sie ist, wie sie sich bewegt, was sie hervorzubringen im Stande ist, u. s. w., und daß Licht und Wärme, Elektricität und Magnetismus und die Gesetze der Schwere auf ihr walten, so dürfen wir allerdings schließen, daß bei allen andern Weltkörpern Aehnliches stattfinde und daß die gleichen und ähnliche Gesetze auch dort gelten. Damit ist aber immer eine nur vielleicht richtige Vermuthung über die Natur der andern Weltkörper ausgesprochen, aber wir wissen indessen nicht, welche Ansprüche größere oder kleinere Planeten oder die Fixsterne oder die Cometen an die kosmischen Stoffe und Kräfte haben und ob dieselben auf diese oder andere Weltkörper nicht noch in anderer Art wirken, als auf die Erde und doch müssen diese kosmischen Stoffe und Kräfte nach bestimmten Gesetzen so gut auf die andern Weltkörper und das ganze unendliche Weltall wirken, wie auf unsere Erde.

Das einzige kosmische Produkt des menschlichen Gehirns ist seine Fähigkeit die Ewigkeit und den unendlichen Raum zu definiren und von deren Nothwendigkeit überzeugt zu sein, obwohl es weder die erstere noch den letzteren begreifen kann. Die unendliche Vervielfältigung und die unendliche Vertheilung eines Maaßes oder einer Zeit lassen den Menschen die Unendlichkeit des Raumes, der aus gegebenen Maaßen zusammengesetzt ist und die Unendlichkeit der Zeit, die aus gegebenen Zeitabschnitten besteht, mit Sicherheit annehmen.

So lange wir nicht beweisen können, was am Menschen kosmisch ist, müssen wir ihn für ganz tellurisch halten, trotz aller philosophischen Speculationen, trotz des Blicks in das Weltall, trotz schwieriger Berechnungen, feiner Schlüsse, hoher Betrachtungen, dichterischer Begeisterung und religiöser Schwärmerei und gränzenloser Anmaßungen. Aber der Mensch soll auch tellurisch bleiben und er hat

genug Großes und Wichtiges zu thun. Der Mensch kennt nichts Vollkommeneres, nichts Intelligenteres als sich, er kennt Nichts, was über ihm steht und er braucht auch Nichts über sich.

Die kosmischen Stoffe und Kräfte haben in ihrem ewigen und unendlichen Schaffen Körper im Weltall hervorgebracht, die wir Weltkörper nennen und wir haben ihnen nach ihren verschiedenen Eigenschaften die Namen Fixsterne, Cometen, Planeten, Monde, Meteore, Nebelflecken xc. gegeben und man schließt vielleicht nicht unrichtig aber sicher nicht erwiesen, daß der unsern Instrumenten nicht zugängliche Theil des unendlichen Raums von gleichen oder ähnlichen Körpern, wie der von uns durchforschte Raum, bevölkert, durchwandert und erleuchtet werde. Aber! den wievielsten Theil des unendlichen Raums haben wir erforscht? Diese Frage, deren Beantwortung wohl Niemand versuchen wird, wirft Jeden mit seinen Gedanken auf die liebe Erde zurück und mit Liebe und Verstand muß er sich mit dem beschäftigen, was um ihn ist und läßt sich nicht täuschen durch transcendentale Phantasmen, deren Ursprung so unlauter ist, als deren Absicht zweifelhaft bleibt.

Ein durch die kosmischen Kräfte und Stoffe hervorgebrachter Körper ist unsere Erde, auf der sich tellurische Kräfte und Stoffe entwickelten, welche in Gemeinschaft mit den kosmischen Stoffen und Kräften den Menschen hervorbrachten, welcher der Gegenstand unserer Betrachtungen sein soll. — —

Der Mensch ist Herr auf der Erde; alle Thiere sind ihm unterthan, alle Pflanzen und alle Mineralien gebraucht er, weil er sie alle zu erkennen wußte und nur dadurch wurde er in den Stand gesetzt, sie zu seinen Zwecken zu verwenden. Aus dem Thierreiche sowohl wie aus dem Pflanzen- und Mineralreiche nimmt er, was er zur Nahrung, zur Kleidung, zu Heilmitteln und zu seinem Vergnügen haben wollte. Diese drei Reiche mußten, als der Mensch erschien, wohl ziemlich in dem vollendeten Zustande gewesen sein, in dem wir sie jetzt sehen und Mineral-, Pflanzen- und Thierreich sind in einem nothwendigen Kampfe mit einander, welcher der Erhaltung eines jeden derselben gilt, da keines ohne das andere bestehen kann und jedes dem andern nimmt, was es für sich bedarf. Die Pflanzen ziehen ihre Nahrung aus dem Mineral- und Thierreiche, die Thiere aus dem Pflanzenreiche und aus gegenseitiger Vertilgung; Leichen von Pflanzen und Thieren bereichern das Mineralreich, das dann die Pflanzen besser gedeihen läßt, von dem sich die Thiere besser nähren können. So zerstören und beleben die drei Reiche sich gegenseitig. Jedes der drei Reiche consumirt und assimilirt Theile der andern Reiche. Wärend die Consumtion gewisse Theile einem Reiche entfremdet, werden dieselben durch die Assimilation wieder mit einander befreundet und am Ende assimilirt die Erde alle Thiere und Pflanzen durch die Verwesung, welche die Erde wieder productiver macht für Thiere und Pflanzen. Mit Recht nennt man die Erde Mutter Erde; ohne sie gäbe es keine Pflanzen oder Thiere.

Wenn aber die drei Reiche im nothwendigen Selbsterhaltungskampfe sich gegenseitig vernichten und beleben, so ist die Vernichtung nicht Zweck des Zerstörens, sondern nur Mittel zur Erhaltung des Zerstörers. Die Raupe auf dem

Kohlblatt, wie der Löwe auf der Gazellenjagd, der Haifisch im Ocean und der Adler und die Schwalbe im Luftmeere, die Ziege am steilen Felsabhang und die Forelle im dunkeln Waldbache, wie der Wurm in den duftenden Blumen und der Mensch mit der Brodkruste und am üppigsten Mahle, sie alle zerstören, um sich zu erhalten.

Der größte und gefährlichste Feind und der treueste und wärmste Freund der Pflanzen und Thiere ist der Mensch, je nachdem ihm dieselben nützlich oder schädlich sind oder ihm Vergnügen gewähren. Des Menschen Feindschaft wie Freundschaft ist hier, wie vielleicht überall, Abkommne seiner Selbstsucht. Kinder zerstören, weil es ihnen Vergnügen macht, zahllose Pflanzen und Thiere, und diese kindische Gedankenlosigkeit bleibt vielen Menschen durchs ganze Leben bis ins höchste Alter. Knaben sammeln Schmetterlinge und andere Insekten, Vogeleier und Pflanzen und die Sammler in reiferen Jahren scheinen mehr bemüht, ihren Sammlungen seltene Exemplare einzuverleiben, als sie dem Leben und der lebendigen Anschauung zu erhalten. Viele Pflanzen muß man in Herbarien und viele Thiere in Glaskästen suchen, wenn man sie überhaupt einmal gesehen haben will. Dort stehen die todten Formen, oft in lächerlicher Nachahmung des Lebens, und legen ein vorwurfsvolles Zeugniß ab gegen den Mißbrauch menschlicher Macht.

Die dichten Wälder, die weiten Ebenen, die felsigen Berge durchstreift der Mensch, er gräbt sich tief in die Erde, er durchsucht Flüsse und Meere, bald um seine Bedürfnisse zu befriedigen, bald um sich ein körperliches oder ein geistiges Vergnügen zu verschaffen, oder um seinen Uebermuth und Muthwillen zu sättigen. Es gibt kein Mineral, keine Pflanze und kein Thier, das der Mensch nicht im Stande wäre, sich anzueignen. — Aber auch der Mensch hat seine zahlreichen Feinde, die ihm jedoch alle nicht so gefährlich sind, wie es die Menschen sich einander selbst werden können — durch ihre Krankheiten, Laster, Leidenschaften und Thorheiten, ihre Kämpfe und ihre Kriege. Die ganze Natur weist nichts der Art auf, daß gleiche Thiere sich mit solcher Erbitterung und Infamie hassen, verfolgen und vernichten, wie es die Menschen thun, die sich dann doch wieder in die Brust werfen und sich Ebenbilder eines von ihnen als liebevoll und gütig vorgestellten Gottes nennen. Man sollte meinen, die Menschen könnten ihre Streitigkeiten durch die Vernunft schlichten und könnten sich durch die Sprache mit einander verständigen und brauchten keine Gewalt anzuwenden. Die menschliche Fassungsgabe scheint aber erst nach erschöpften Gewaltanstrengungen wieder hergestellt und die Vernunft in ihr eigentliches Recht wieder eingesetzt. Gewiß ein Armuthszeugniß für die sogenannte göttliche Vernunft!

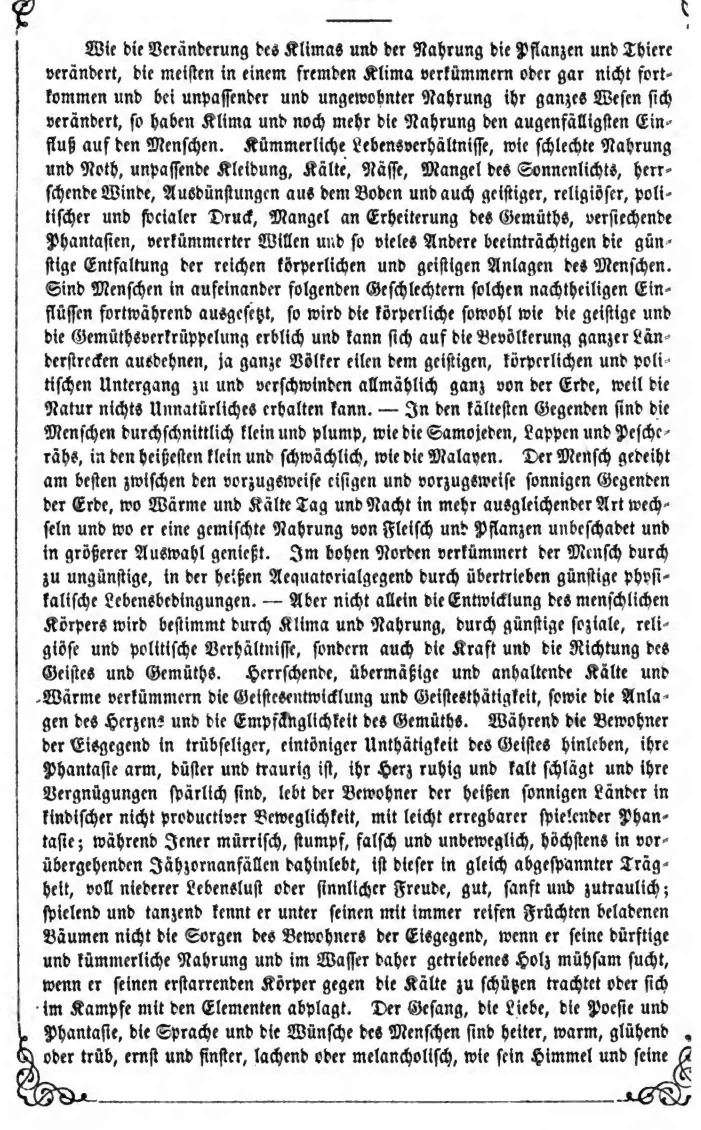
Wie die Pflanze nur die zu ihrer Erhaltung nöthigen Theile dem Boden entzieht und aus der Luft sich aneignet, so nehmen Thiere nur in sich auf, was zu ihrer Ernährung dient und dann haben ihre Zerstörungen ein Ende. Die Pflanzenfresser ruhen nach Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse, die verschrieene Mordlust der Raubthiere, wie man die vom Fleische anderer Thiere lebenden Thiere nennt, als ob es verständig wäre die natürliche Befriedigung der Lebsucht mit einem Worte zu benennen, das eine unrechte Handlung bezeichnet, hört auf, sobald

der Hunger gestillt ist. Der satte Adler sieht von seinem Horste ruhig die Taube fliegen, der satte Bär betrachtet mit sogenannter Großmuth seine sichere Beute, die Riesenschlange, der Wolf, selbst der Tiger und die Hyäne, wenn sie gesättigt sind, begeben sich zur Ruhe. Frieden, wie im Paradiese, wo die Raubthiere von Gras und Aepfeln müssen gelebt haben, ist auf der ganzen Erde, wenn alle Thiere gesättigt sind, aber Kampf und Morden ist überall, wenn die Lebensbedürfnisse nicht befriedigt sind; Alles verfolgt sich und sucht zu vernichten und muß vernichten, um sich zu erhalten.

Der Mensch ist das einzige Wesen, dessen Zerstörungs- und Mordsucht nicht erlischt mit befriedigten Lebensbedürfnissen; er verfolgt weitere Zwecke. Gewisse Pflanzen und Thiere, die ihm schädlich werden können, sucht er auszurotten oder er eignet sich dieselben an und pflanzt sie, wenn er sie zu etwas Besonderem verbrauchen kann. In manchen Gegenden sind daher dort früher heimische Thiere sehr selten geworden oder ganz verschwunden. Zahllose Thiere fallen als Opfer eines gedankenlosen Muthwillens oder eines rohen Vergnügens. Pflanzen zerstört der Mensch zu verschiedenen Zwecken: ganze Wälder werden durch die Axt oder das Feuer vernichtet, um Boden zum Feldbau zu gewinnen, um Häuser, Schiffe und andere Bauten zu errichten, um zahllose Geräthe zu verfertigen oder um Heilmittel zu gewinnen.

Auf der andern Seite bemüht sich der Mensch viele Pflanzen und Thiere zu vermehren, welche ihm einen besondern Nutzen oder ein Vergnügen gewähren und holt sie aus den fernsten Gegenden und sucht sie heimisch zu machen.

Den Menschen findet man auf der ganzen Erde. Mit seiner Erfahrung, seiner Beobachtung, seinem Wissen, seinem Verstande und seinem Willen macht er sich alle Lagen des Lebens und der Verhältnisse auf irgend einer Stelle der Erde erträglich, angenehm und selbst nützlich. In Pelz gehüllt geht der Polarländer in seine unterirdische Wohnung, die von ewigem Schnee und Eis bedeckt ist; unter dem Aequator sitzt der Mensch ohne alle Kleidung im Schatten seiner luftigen Bäume; die Hütte des Menschen steht hoch auf unwegsamen Bergen zwischen finstern Tannen und Fichten oder auf pflanzenreichen Ebenen zwischen schlanken lichten Palmen, unter lachendgrünen Mimosen und Musen; er durchwandert die lieblichsten und wildesten Gegenden, er durchschwimmt in hausähnlichen Schiffen alle Meere und kämpft mit allen Elementen und sucht vollkommenere Mittel zur Reise durch das Luftmeer. Ueberall fügt er sich dem Klima und benutzt es zu seinen Zwecken, paßt ihm seine Kleidung, seine Wohnung und Beschäftigung an und gewöhnt sich an die verschiedenste Nahrung. — Thiere sind mehr an ihr Klima gebunden und gedeihen nur in einem gleichen oder ähnlichen Klima; sie wechseln ihr Winter- und Sommerkleid, das immer nur ihrem ursprünglichen Klima entspricht; sie sind auch an eine bestimmte Nahrung gewiesen. Manche Thiere können an andere als ihre ursprüngliche Nahrung eben immer nur zu ihrem Nachtheile gewöhnt werden. — Die Pflanzen sind noch bestimmter an gewisse Boden- und Temperatur-Verhältnisse und Nahrung gebunden, denen sie nicht ohne Gefahr für ihre Existenz oder ihr Gedeihen entzogen werden können.



Wie die Veränderung des Klimas und der Nahrung die Pflanzen und Thiere verändert, die meisten in einem fremden Klima verkümmern oder gar nicht fortkommen und bei unpassender und ungewohnter Nahrung ihr ganzes Wesen sich verändert, so haben Klima und noch mehr die Nahrung den augenfälligsten Einfluß auf den Menschen. Kümmerliche Lebensverhältnisse, wie schlechte Nahrung und Noth, unpassende Kleidung, Kälte, Nässe, Mangel des Sonnenlichts, herrschende Winde, Ausdünstungen aus dem Boden und auch geistiger, religiöser, politischer und socialer Druck, Mangel an Erheiterung des Gemüths, versiechende Phantasien, verkümmerter Willen und so vieles Andere beeinträchtigen die günstige Entfaltung der reichen körperlichen und geistigen Anlagen des Menschen. Sind Menschen in aufeinander folgenden Geschlechtern solchen nachtheiligen Einflüssen fortwährend ausgesetzt, so wird die körperliche sowohl wie die geistige und die Gemüthsverkrüppelung erblich und kann sich auf die Bevölkerung ganzer Länderstrecken ausdehnen, ja ganze Völker eilen dem geistigen, körperlichen und politischen Untergang zu und verschwinden allmählich ganz von der Erde, weil die Natur nichts Unnatürliches erhalten kann. — In den kältesten Gegenden sind die Menschen durchschnittlich klein und plump, wie die Samojeden, Lappen und Pescherähs, in den heißesten klein und schwächlich, wie die Malayen. Der Mensch gedeiht am besten zwischen den vorzugsweise eisigen und vorzugsweise sonnigen Gegenden der Erde, wo Wärme und Kälte Tag und Nacht in mehr ausgleichender Art wechseln und wo er eine gemischte Nahrung von Fleisch und Pflanzen unbeschadet und in größerer Auswahl genießt. Im hohen Norden verkümmert der Mensch durch zu ungünstige, in der heißen Aequatorialgegend durch übertrieben günstige physikalische Lebensbedingungen. — Aber nicht allein die Entwicklung des menschlichen Körpers wird bestimmt durch Klima und Nahrung, durch günstige soziale, religiöse und politische Verhältnisse, sondern auch die Kraft und die Richtung des Geistes und Gemüths. Herrschende, übermäßige und anhaltende Kälte und Wärme verkümmern die Geistesentwicklung und Geistesthätigkeit, sowie die Anlagen des Herzens und die Empfänglichkeit des Gemüths. Während die Bewohner der Eisgegend in trübseliger, eintöniger Unthätigkeit des Geistes hinleben, ihre Phantasie arm, düster und traurig ist, ihr Herz ruhig und kalt schlägt und ihre Vergnügungen spärlich sind, lebt der Bewohner der heißen sonnigen Länder in kindischer nicht productiver Beweglichkeit, mit leicht erregbarer spielender Phantasie; während Jener mürrisch, stumpf, falsch und unbeweglich, höchstens in vorübergehenden Jähzornanfällen dahinlebt, ist dieser in gleich abgespannter Trägheit, voll niederer Lebenslust oder sinnlicher Freude, gut, sanft und zutraulich; spielend und tanzend kennt er unter seinen mit immer reifen Früchten beladenen Bäumen nicht die Sorgen des Bewohners der Eisgegend, wenn er seine dürftige und kümmerliche Nahrung und im Wasser daher getriebenes Holz mühsam sucht, wenn er seinen erstarrenden Körper gegen die Kälte zu schützen trachtet oder sich im Kampfe mit den Elementen abplagt. Der Gesang, die Liebe, die Poesie und Phantasie, die Sprache und die Wünsche des Menschen sind heiter, warm, glühend oder trüb, ernst und finster, lachend oder melancholisch, wie sein Himmel und seine

Wolken, wie sein Sonnenschein und sein Sternenglanz, wie seine ganze Umgebung, wie seine Blumen und Wälder, seine Thiere und deren Treiben.

Betrachtet man den Menschen im Vergleiche mit dem Thiere, so fällt uns keine jener Eigenschaften auf, welche dem Thiere so charakteristisch aufgeprägt sind und ihm seinen Platz unter den Läufern, Schwimmern, Kletterern, Gräbern, Fliegern, Pflanzen- oder Fleischfressern anweist. Prüft man aber den Menschen genauer, so findet man, daß er zu den meisten der genannten Bewegungsarten befähigt ist und daß er ein Gebiß hat, das ihm sowohl den Genuß von Pflanzen als von Fleisch gestattet. Es giebt freilich Thiere, welche sich in einer der erwähnten Bewegungsarten auszeichnen, allein dann sind sie durch den ganzen Bau ihres Körpers mehr oder weniger auf diese eine Bewegungsart angewiesen, während es der Mensch fast in allen zu einer ziemlichen Fertigkeit bringen kann.—Die Gliedmaßen der Menschen sind im Verhältniß zum Körper viel fleischiger, runder und gestreckter, als bei irgend einem Thiere. Der Körper des Menschen ist mit Ausnahme des Haupthaares und beim Manne des Bartes meist nackt und selbst das dichteste Haupt- und Barthaar ist ganz anderer Art als das Fell und die Mähne bei den Thieren, deren Haare nur eine gewisse Länge und Dichtigkeit im Winter und Sommer erlangen, während Haupt- und Barthaare der Menschen zu außerordentlicher Länge wachsen können.

Es ist keinem Thiere in so hohem Grade wie dem Menschen vergönnt, seinen Körper in so mannigfaltige Stellungen zu bringen, wie es die verschiedenen Beschäftigungen und Neigungen der Menschen erfordern und kein Thier kann durch Uebung und den Willen die Beweglichkeit und Kraft des Körpers in so hohem Grade steigern und vervollkommnen. Die Bewegungen des Thieres sind wie sein ganzer Bau nur dazu geeignet, sich Nahrung zu verschaffen, sich seinen Feinden zu entziehen oder gegen dieselben sich zu vertheidigen, oder endlich einen freilich recht wunderbaren, aber dennoch beschränkten Kunsttrieb auszuüben, der übrigens auch wieder darauf gerichtet ist, sich und den Nachkommen Schutz zu gewähren oder Nahrung anzuhäufen.—Die Bewegungen, welche Thiere aus anderen Motiven und zu anderen Zwecken ausführen, sind die possierlichen Sprünge und Cabriolen, Drehungen und Wendungen, mit denen sie zur Zeit ihrer Verliebtheit Eroberungen machen wollen, was ja auch bei Menschen, weil ein corrupter Geschmack und ein corrupter Körper die natürliche Grazie der Bewegungen beeinträchtigt, oft noch viel possierlicher ist. Die Thiere spielen auch miteinander, wie z. B. die Alten mit den Jungen und dann sind die Spiele eine Art Unterricht, wie wir es bei den Katzen sehen und von Füchsen und Affen wissen.

Der Mensch braucht und will Mehr, als die bloße Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse. Sein Gehirn treibt ihn weiter als alle Thiere. Man kann wohl sagen, der Mensch benutze seinen Körper so, wie das Gehirn ihn dazu treibe; allein er hat auch nur den Körper, welchen ein menschliches Gehirn gebrauchen kann. Gehirn und Körper bedingen sich gegenseitig; die Entwicklung des Körpers scheint sogar bestimmt durch die Entwicklung des Gehirns, ja der ganze Körper scheint wegen des Gehirns so zu sein, wie er ist. Jedes Gehirn kann nur den ihm gehö-

rigen Körper brauchen und umgekehrt. Könnte man der klügsten Katze, dem edelsten Hunde und dem talentvollsten Orang oder dem auf Menschlichkeit so anspruchsvoll erhabenen antediluvianischen Höhlenfrosch ein menschliches Gehirn geben, sie könnten doch nicht als Menschen handeln und was ist das Denken ohne entsprechendes Handeln? Kein Thier hat wie der Mensch einen so flachen Rücken und eine so breite gewölbte Brust oder hat einen so vollkommenen Sitzapparat, dem besonders Stubengelehrte, Staatshämorrhoidarien und Leinenweber Dankopfer bringen sollten, da deren Erfolge so wesentlich von der Dauerhaftigkeit dieses Apparates abhängen. Kein Thier hat eine Wade und einen so wohl geformten Fuß, wie der Mensch, oder eine so wundervoll gebaute, ausbildungsfähige Hand, die von einem Theile des Gehirns bewohnt zu sein verdient. Alle höheren Thiere sind von beiden Seiten wie zusammengedrückt und ihr Körper läßt sich in ein längliches Viereck passen, an dem der Kopf und die Beine hervorsehen; der Mensch ist dagegen von Vornen und Hinten mehr plattgedrückt und sein ganzer Körper paßt in ein verlängertes Oval.

Am meisten muß uns aber auffallen, daß der Mensch seinen Kopf auf dem senkrecht gestellten Körper trägt, während es allen Thieren der höhern Ordnung eigen ist, den Bauch mehr oder weniger wagerecht dem Boden zugewendet zu tragen und daß bei den Thieren der Bauch den Haupttheil des ganzen Körpers ausmacht. Menschen, deren Bauch den Hauptsitz ihrer Thätigkeit verräth, sollten durch die Natur des aufrechten Ganges verlustig gemacht werden. Selbst der Affe, welcher dem Menschen am ähnlichsten ist, läßt sich in aufrechter Stellung nur als Carricatur mit dem Menschen vergleichen. Es können nur unästhetische Menschen die Aehnlichkeit zwischen Mensch und Affe so weit treiben, daß sie behaupten, der Mensch sei ein veredelter Affe, während er doch sehr oft nur ein ganz gemeiner Affe ist.

Zeichnet sich der Körper des Menschen durch großes Ebenmaß und zweckmäßige Verhältnisse vor irgend einem Thierkörper aus, so hat der Kopf desselben eine Form und Bedeutung, wie man es bei keinem Thiere findet. Beim ersten Blick auf den Menschenkopf fällt die ovale Form des Gesichtes, die hohe Schädelwölbung, die vorstehende Stirn, die hervorragende Nase und das vorgeschobene Kinn auf, ferner die fein geschnittenen, tiefer gerötheten Lippen, die meist enggeschlossenen und fast senkrecht stehenden Zähne, die mehr nach Unten und Hinten angebrachten Ohren mit zierlichen Windungen und einem herabhängeuzqu Läppchen und die in gleicher Axe unter der Stirne, queer gespaltenen weitgeöffneten und wohlbeschützten Augen. Das Gehirn des Menschen ist im Verhältniß zur durchschnittlichen Größe und Schwere des Körpers das größte und schwerste unter allen Thiergehirnen und die Schädelhöhle, das Schutzgehäus des Gehirns, bildet den Haupttheil des ganzen Kopfes. Unter der Wölbung der Stirne, deren Ausbildung die Menschen unter einander und vor allen Thieren auszeichnet, liegt das Gesicht, in dem sich, wie auch in der Haltung und Bewegung des ganzen Körpers zunächst ausdrückt, was im Gehirn, dem Sammelplatze aller Sinneseindrücke, der Werkstatt des Denkens, der Quelle des Empfindens und dem Ursprung des Willens vor

sich geht. Der Ausdruck des Gesichts wird durch die Bewegungen der Gesichtsmuskeln und diese durch die Einwirkung der Nerven bedingt. Die Nerven wirken auf die Gesichtsmuskeln, je nachdem ihre Wurzeln durch Gedanken und Empfindungen afficirt sind. Werden die Muskeln in höhere Thätigkeit versetzt, so entwickeln sich dieselben zu größerer Spannung und ihr Umfang nimmt zu. Erregen dieselben Empfindungen dieselben Muskeln wiederholt, so müssen die stärker entwickelten und mehrgespannten Muskeln im Gesicht hervortreten, die Fettpolster verschieben sich und neue Linien werden an den Ansatzpunkten und in dem Verlaufe der Muskeln sich im Gesichte zeichnen und mit der Zeit bleiben. Wie in vorübergehenden Affecten das Gesicht sich verändert, so muß es bei sich oft wiederholenden Affecten den Stempel derselben beibehalten, daher die constant traurigen, lachenden, ernsten, freundlichen, bissigen, aufgeregten, indifferenten, gefräßigen, gierigen, leidenschaftlichen, sinnlichen, schwärmerischen, ehrlichen und unehrlichen, wahren und lügenhaften, verschlossenen und offenen, mißtrauenden und zutraulichen, trotzigen und demüthigen, denkenden und gedankenlosen, scharf gezeichneten und gleichsam verschwommenen und vermischten und noch andere Arten von Physiognomien. Güte und Bosheit, Hartherzigkeit und Theilnahme, Habsucht und Großmuth, Edelsinn und Gemeinheit, Muth und Feigheit, Verstand und Dummheit u. s. w. drücken sich im menschlichen Gesichte, der Haltung und Bewegung des Körpers aus und alle diese Eigenschaften und ihre mannigfaltigsten und oft widersprechenden Complicationen zeichnen sich in den Linien des Gesichts. In niederem Grade findet man dasselbe sowohl im Ausdruck der Physiognomie als in der Haltung und Bewegung der Thiere, welche einen guten oder bösen, wilden oder sanften, schmerzhaften oder ernsten, geschickten oder dummen, falschen oder treuen, scheuen oder zutraulichen u. s. w. Ausdruck haben, was wir besonders an Hausthieren und solchen Thieren wahrnehmen, die oft mit Menschen in Berührung kommen. In einem Rudel Wölfe oder einer Heerde Antilopen oder andern Thieren im wilden Zustande ist eine physiognomische Verschiedenheit nicht so auffallend, obgleich die Thiere in den größten wilden und zahmen Heerden sich alle einander kennen und unterscheiden. Auch bei sogenannten wilden Menschen ist eine physiognomische Aehnlichkeit vorherrschend. Bei den Thieren im wilden und den Menschen im uncultivirten, einfache Lebensverhältnisse bedingenden Zustande, liegt der Grund einer vorherrschenden physiognomischen Aehnlichkeit wohl hauptsächlich in dem mehr gleichen Treiben derselben. Diese Thiere sowohl wie Menschen wollen ziemlich alle dasselbe; sie haben die gleichen Bedürfnisse, ähnliche Affecte und ähnliche Gedanken.

Wie die Haltung und die Bewegung des Menschen so sicher dessen Charakter, Denk- und Handlungsweise verrathen, was im Gehirn vorgeht, so findet ganz dasselbe beim Thiere statt. Affecte und Neigungen drücken sich selbst bei niederen Thieren in Haltung und Bewegung aus und sind besonders bei vielen Insekten sehr genau ausgeprägt. Wie geschäftig, emsig und unermüdlich fleißig Bienen und Ameisen hier sind, dort sehen wir sie im heftigsten, leidenschaftlichsten Zorne und Kampfe und die Bewegung jedes ihrer Glieder und ihres ganzen Körpers

verräth, was sie wollen und thun. Selbst Pflanzen haben in ihrem Wuchse, ihrer Aststellung, ihrer Haltung, ihren Blättern, Blüthen und Früchten einen bestimmten und sehr mannigfaltigen Ausdruck. Wie anders stellt sich die Eiche, die Buche, die Tanne, die Pappel, der Nußbaum, die Birke, die Palme, der Boabab, die Lebensfeige, die Trauerweide dar und der dichterische Sinn des Menschen hat ihnen Eigenschaftsnamen gegeben, als ob sie einen Charakter hätten, der sich in ihrem Wuchse kund gäbe. Wie verschieden ist die Empfindung, wenn man durch einen Urwald oder durch einen lichten Wald ohne Unterholz, durch Laub- oder Nadelwälder geht, wenn man durch Haiden, Savannen, Prairien, durch Röhricht, über Steppen, die mit Cactus bewachsen sind, durch wiesenreiche Bergabhänge und Thäler, durch Blumen duftende Wiesen, durch Schilf bewachsene Sumpfgegenden oder über die mit Moos und Flechten bedeckten Schluchten der Lappen oder in mit Fruchtbäumen bewachsenen Gegenden wandert; sie alle haben einen Wiederschein in unserem Gemüthe durch ihre Formen, Farben und ihre Haltung.

Durch die vollkommenst-uns denkbare und harmonischste Entwicklung der Sinnesorgane zeichnet sich der Mensch vor allen Thieren aus. Bei den niedersten Thieren findet man oft kaum, oft gar keine Spur von Sinnesorganen; je höher die Thiere stehen, desto mehr sind ihre Sinne entwickelt.

Die Sinnesorgane sind die Vermittler zwischen unserm Gehirn und der Außenwelt und daher zu unserer Erhaltung nothwendig. Die Sinneseindrücke, welche beständig und selbst gegen unsern Willen während des wachenden Zustandes auf das Gehirn wirken, geben das Material zum Denken. Ein blindgeborener Mensch bekommt nie einen Begriff von Farben oder erkennt Formen, die er nicht befühlen kann und ein Taubgeborener macht sich keinen Begriff von Tönen und bleibt sogar in Folge davon stumm und hat keine Idee von der Sprache. Der Mangel dieser Sinneseindrücke macht die aus ihnen entspringenden Gedanken unmöglich. Würde ein Mensch ohne alle Sinnesorgane geboren, er könnte nicht denken, seine sogenannte göttliche Seele wäre so dumm, als ob sie gar nicht vorhanden wäre und der Mensch, dessen göttliche Ansprüche doch nicht von dem Vorhandensein eines Mechanismus, wie die Sinnesorgane es doch sicher sind, abhängen können, würde mit menschlicher Form ein pflanzenähnliches Leben führen und hätte doch eine Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen in Amerika.

Von

J. B. Stallo.

Vorwort des Herausgebers. Unser geistvoller Freund sendet uns, auf Andringen eines Abonnenten der „Monatshefte", den der Kunstartikel von Freund Preetorius im letzten Hefte dazu veranlaßte, eine von ihm im Jahre 1856 bei einem Gesangfeste in Cincinnati gehaltene Rede. Obschon es nicht im Plane der „Monatshefte" liegt, schon einmal gedruckte Sachen aufzunehmen, so werden wir doch entsprechenden Falles stets eine Ausnahme zu machen wissen.

Die Deutschen in Amerika! Nie trat der Geist der neuen Zeit so dringend, so ungestüm mahnend an sie heran, als im gegenwärtigen Augenblicke. In einer wirren Zeit, wo bei einem großen Theile des Volkes jede edlere Regung, jede Begeisterung für das Edle und Wahre am Ersterben zu sein scheint, da sind vor Allen sie berufen, das heilige Feuer auf dem Altare nicht erlöschen zu lassen. Die Gefahr für die Republik ist groß; aus der Zukunft, — ob fern oder nah, wer mag es wissen? — wirft ein antirepublikanischer düsterer Geist seine Schatten in die bewegte Gegenwart und versucht die helle Sonne der ganzen Freiheit zu verdunkeln, die aus dem großartigsten Kampfe der Neuzeit empor steigen sollte. Der Kampf zwischen Regierungsbevormundung und freier Selbstbestimmung des Volkes ist entbrannt; die Deutschen in Amerika können denselben leicht entscheiden, wenn sie das Gewicht ihres Einflusses in die richtige Wagschale legen. Werden sie es thun? Werden sie endlich einsehen, daß sie der Sauerteig sein müssen, der das Brod der neuen Freiheit durchsäuert und genießbar macht für die nachkommenden Generationen? Oder werden sie säumig und lässig die Hände in den Schooß legen und das traurige Wort eines großen deutschen Dichters wahr machen:

Ich weiß es wohl, man kann hienieden
Nichts Schlecht'res als ein Deutscher sein.?

Nehme man diese Zeilen nur ja für keine politischen. Es handelt sich jetzt um etwas Anderes noch, als um die politischen Ansprüche dieses oder jenes Mannes. Es handelt sich darum, ein vom Kampfe und Siege ermüdetes Volk, das, von falschen Wahrzeichen betrogen, in Gefahr schwebt, in den niedrigsten Materialismus zu versinken, wieder wach zu rufen für die großen Ideen, um welche der Kampf geführt wurde. Die Deutschen haben durch ihren Opfermuth und ihre Hingebung die Bluttaufe als Bürger der Republik empfangen; auf der zerfetzten Fahne eines jeden Regiments stehen ihre Bürgerbriefe. Sie sind berufen und berechtigt, mit lauter Stimme mitzureden im Rathe der Nation; erklingt diese Stimme jetzt nicht, siegt jetzt wieder der kleinlichste Individualismus über

die Idee eines patriotischen Zusammenstehens—so wird ungenützt die große Stunde verrauschen und vielleicht nie wiederkehren. —

Doch wir verweisen den Leser auf die Rede unseres Freundes. Die Zeiten haben sich geändert seit 1856, allein die begeisterten Worte des Redners werden heute noch in jeder deutschen Brust ein Echo finden.

* * *

Es ist mir der Auftrag geworden, den heutigen Schluß Ihrer schönen Feier mit einigen Worten einzuleiten. Die Prosa, die auf solche Weise ihr fahles Kleid mitten unter den Festgewändern der Poesie zur Schau tragen soll, wird sich vorweg dagegen zu verwahren haben, als wolle sie für die Stimmungen, von denen Sie Alle sich bewegt fühlen, das angemessene Wort finden. Selbst dann, wenn dieses Wort nicht von einem Laien geführt würde, müßte es darauf verzichten, ohne die Schwingen, welche die Musik ihm leiht, dem raschen Strom Ihrer Empfindungen folgen, geschweige denn ihn beherrschen zu wollen. In den wenigen Bemerkungen, die ich zu machen gedenke, bitte ich daher, nicht sowohl für den Sinn Ihres Festes die vollständige Deutung suchen, als einige zerstreute Gedanken sammeln zu dürfen, die wohl hie und da, bei Andern wie bei mir, durch den Klang Ihrer Lieder geweckt worden sind.

Unter den vielen durch die deutschen Gesangfeste hier erstrebten Erfolgen gehört das Wiedererwachen unsers nationalen Selbstgefühls unstreitig zu den bedeutendsten. Wir wagen allmälig es vor uns selbst auszusprechen, daß die Deutschen hier eine Zukunft haben, und daß sie in Amerika weder Verbannte noch Fremdlinge sind. Als, vor wenig Jahren noch, die ersten deutschen Lieder hier erschollen, waren es meistens nur Trauer- und Sehnsuchtsklänge. Jedes Lied war der Ausdruck eines tiefen Heimwehs, das der Deutsche nach der grünen Erde seines Vaterlandes in sich trug, — ein in die Fremde hinaustönender Kuhreigen, der mit thränenfeuchtem Blick gen Osten gesungen wurde. Das ist nun anders geworden. Der deutsche Gesang quillt jetzt aus freierer Brust hervor; es erklingen Hoffnungen darin für kommende Zeiten, Verheißungen eines hier neu werdenden deutschen Lebens, muthige Entschlüsse zur Erhaltung alles Guten und Großen, dessen wir uns bei unserm vaterländischen Namen zu erinnern gewohnt sind.

Es gibt wohl Wenige unter Ihnen, denen die Zukunft der deutschen Bevölkerung in den Ver. Staaten nicht der Gegenstand ernster Betrachtung geworden wäre. Keinem von Denen wenigstens, die sich hier einen dauernden Heerd für die Zukunft zu gründen versucht haben, kann die Frage entgangen sein: ist es denn unvermeidlich, daß du mit dem gewiß weder unbeträchtlichen noch unedlen Theil deines Volks, der gleich dir in dem neuen Lande für sein Leben einen Inhalt zu suchen gezwungen wurde, spurlos in einem fremden Stamme untergehen mußt? Es liegt etwas unendlich Tragisches in der Antwort auf diese Frage, die Viele von der gebieterischen Nothwendigkeit der Verhältnisse entgegennehmen zu müssen glauben. Es ist schon hart, vom Vaterhause zu scheiden; noch Niemand schickte

sich leichten Herzens an zur Wanderung in die Fremde, von woher er nimmer zurückkehren sollte. Aber der Mensch ist einmal nicht an die Scholle gebunden; so lange ihm seine geistigen Besitzthümer erhalten bleiben, fühlt er sich am Ende überall heimisch. Zwar näßt sich das Auge des frommen Aeneas, wenn er sein Troja hinter sich läßt; aber er führt seine Laren mit sich und trägt sie hinüber in ein neues Ilium jenseits des Meeres, wo er und seine Nachkommen sie in der gewohnten Weise und in derselben Sprache verehren werden. Deswegen bleibt sein Antlitz heiter und sein Muth freudig; er denkt die hellenischen Tempel wieder zu erbauen, wenn auch mit italischen Steinen; er wird die alten Altäre wieder errichten, wenn auch aus neuem Holz; in Latium umgibt ihn die alte trojanische Vergangenheit, und sein Geschlecht erblüht zu herrlicherer Größe, als zuvor. Wie wäre es aber, wenn man ihm seine Götter hätte rauben, seine Heiligthümer zertrümmern, den Samen seines Geschlechts zerstreuen wollen? Ich zweifle sehr, ob er den Kiel seines Schiffes nicht an den lavinischen Gestaden vorüber gelenkt haben würde, hätte man ihm zugemuthet, sich möglichst bald von einem andern Volk absorbiren zu lassen, und an seine gastliche Aufnahme die Bedingung des geistigen Untergangs geknüpft. — Das ist im Kleinen unsere Geschichte. — Es mag eine historische Nothwendigkeit geben, die dem Bestand des Einzelnen keine Rechnung trägt; wer glücklich genug ist, mit dem Geist der Jahrtausende zu conspiriren, und von der Höhe der Philosophie herab das Leben der Völker in der Vogelperspektive zu betrachten, mag Trostgründe genug dafür finden, daß das Erstehen einer großen, einigen, amerikanischen Nation nur auf den Trümmern unsers nationalen Halts vor sich gehen kann. Derjenige aber, welcher in diesen Verwitterungsprozeß mit hereingezogen werden soll, wird diese Trostgründe schwer zu würdigen wissen, und ich habe bis jetzt noch Wenige gefunden, die sich ohne Widerstreben diesem Gesetz der geistigen Selbstentäußerung gefügt hätten. Niemand meißelt gern, auch um den besten Lohn, an seinem eigenen Leichenstein, und es wäre eine traurige Beschäftigung, den bessern Theil seines Selbst stückweise zu Grabe zu tragen. Um den Preis, mit seiner ganzen Vergangenheit brechen zu müssen, wird man sich schwerlich auch die lockendste Zukunft erkaufen wollen. Fragen Sie den armen Emigranten, der mit Weib und Kind heimathsuchend gen Westen zieht; unter der Wohnung, die sein künftiges Glück umfassen soll, denkt er sich gewiß ein freieres Schwaben oder eine schönere Pfalz, — eben sein altes deutsches Vaterland — nur ohne die vaterländischen Junker und ohne die vaterländische Noth.

Das unmittelbare Uebergehen der verschiedenen Nationalitäten, die sich auf dem amerikanischen Festlande begegnen, in einander, ist in jüngster Zeit fast zur stehenden Doktrin geworden. Man scheint vorauszusetzen, es sei dabei mit der Aenderung eines Namens oder mit der Aneignung von ein paar Lauten Alles geschehen. Der Uebergang von einer Nationalität zur andern ist aber keine bloße Uebersiedlung von einer Gegend in die andere oder von einer Verbindung in die andere. Der Deutsche kann ohne besondere Schwierigkeit den Neckar oder den Rhein mit dem Ohio oder Mississippi vertauschen; er kann aus dem Unterthan

eines europäischen Fürsten Bürger eines republikanischen Staates werden; er kann sich den Aeußerlichkeiten seiner neuen Umgebung anbequemen. Die Kette von Erfahrungen, die man vielleicht sein Leben nennt, wird dabei allerdings eine ganz andere; er hat es im Kampf um die Bedingungen des Daseins mit anderen Gewalten zu thun; er sieht sich von anderen Schranken beengt, von neuen Impulsen gefördert. Er fühlt sich umweht von andern Lüften; über ihm blaut ein anderer Himmel und andere Gestirne blicken auf ihn und seine Bemühungen hernieder. Aber bei all' diesem Wechsel der äußern Umgebungen wölbt sich in seinem Innern das alte Firmament voramerikanischer Anschauungen, und darin erglänzen nach wie vor die gewohnten Leuchten seiner ursprünglichen nationalen Kultur; dort, im Hintergrund seines Wesens steht die ganze deutsche Vergangenheit mit den Mutterformen der Gedanken, in welche er sich die neuen Erlebnisse übersetzen soll, mit den Gemüthsrichtungen, deren er sich nicht erwehren kann, mit der Ideenwelt, die er auf die fremdartige Umgebung zu übertragen gezwungen ist. Ich weiß nicht, ob eine genaue mikroskopische Untersuchung die Thatsache enthüllen würde, daß unsere Blutkügelchen eine andere Form haben, als die eines Engländers oder Franzosen; soviel aber steht fest: selbst der nordamerikanische Chylus gestaltet sich in unsern Adern noch immer zu dem alten deutschen Blut. Und in diesem Blut cirkulirt noch Vieles außer dem physischen Temperament und der Kraft oder den Gebrechen unserer Vorfahren; unsere ganze innere Eigenthümlichkeit ist ein Produkt der geistigen Arbeiten unsers Stammes. Unsere Pulse schlagen im anderen Tempo, seit Schiller und Göthe gedichtet, selbst wenn uns die großen Worte Posa's nie unmittelbar begeistert und obgleich uns der Faust ein versiegeltes Buch geblieben; unsere Nerven vibriren anders, seit unsere Denker „den Gedanken der Schöpfung noch einmal gedacht", selbst wenn wir nie eine philosophische Schrift gelesen. Wir träumen den Traum unseres Lebens ganz anders, seit Mozart den Schimmer seiner Töne darüber ergossen, und in unserer Brust wogt es in heiligen Augenblicken höher und voller, seit Beethoven über den Fluten unseres Gemüths seinen gewaltigen Dreizack geschwungen. Es gibt keinen Deutschen, so armselig er auch mit den Familienschätzen seines Volks ausgestattet sein mag, der nicht mit der Luft seines Vaterlandes den Blütenhauch seines geistigen Wachsthums geschlürft, der nicht, bewußt oder unbewußt, einen Theil der deutschen Gefühls- und Gedankenwelt in sich verarbeitet hätte, — an dem nicht, mehr oder minder, das Gepräge unserer Cultur nachzuweisen wäre. Jeder von uns spürt die Last der Knechtschaft, die sein Volk getragen, in seinen Knochen, aber er fühlt sich auch gehoben von dem Schwung seiner innern geistigen Befreiung. Das Alles ist keine Zufälligkeit, die man mit dem Kittel ablegen, oder deren man sich mit dem Wechsel der Sprachformen entäußern kann; das Alles gehört zu dem eigentlichen Menschen in uns, und es der Zerstörung hingeben, hieße einfach — nicht fürder sein.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß sich hier unter uns eine besondere, für sich abgeschlossene Volksinnung bilden oder auf lange Zeiten erhalten müsse; noch weniger liegt darin für uns eine Aufforderung, unsere Nationaleigenthümlichkeiten

Andern aufzudrängen. In welcher Weise sich einst die verschiedenen Stoffe und Kräfte, denen die Aufgabe geworden ist, hier gemeinsam der wahren Freiheit eine Wohnstätte zu schaffen, durchdringen und unterstützen werden, muß die Zeit lehren. Ich bestreite nur die gewöhnliche Theorie der Verzweiflung an uns selbst, wonach wir einfach als rohes Material in den Bildungsprozeß einer uns fast ganz fremdartigen Kultur eingehen sollten, und die Obliegenheit hätten, um nur die Schale unserer Existenz flott zu erhalten, ihren ganzen reichen Inhalt über Bord zu werfen. Uebrigens sind schon die wirklichen Zustände in Amerika ein sehr energischer Protest gegen diese Zumuthung. Trotz der breitwürfigen Zerstreuung unserer Landsleute durch so viele Längen- und Breitengrade, trotz der vielfachen, oft beklagenswerthen Zerwürfnisse unter ihnen (von denen übrigens ein gut Theil auf Rechnung des dem Deutschen eingebornen Individualismus zu schreiben ist) trotz der unausbleiblichen Verzettelung vieler schönen Kräfte lassen uns die Erscheinungen, besonders der letzten Jahre, nicht im Zweifel darüber, daß die deutschen Elemente sich immer mehr zur Einheit sammeln, und daß sie in den Bildungsvorgängen unsers Landes eine bedeutende Rolle spielen werden. Wo immer wir uns nach der Müh' und Arbeit um das liebe Brod den Schweiß von der Stirne getrocknet haben, sind wir Deutsche; in unserm geselligen Verkehr — überall, wo die Menschlichkeit ihre Ansprüche an uns geltend macht, finden wir uns befangen in deutscher Sitte und deutschem Brauch. Nicht nur der Hausvater in der Familie, auch der politische Redner auf der Tribüne führt in deutscher Sprache das Wort; unzählige Verbindungen, oft zu Zwecken, die dem Anglo-Amerikaner unbekannt sind, entstehen aller Orten; von der Kanzel herunter rührt der Prediger die frommen Gemüther in deutscher Rede, und wo irgend sich eine Gruppe Menschen gesammelt, die dem Leben seine heitern Momente abzugewinnen suchen, da ertönt aus ihrer Mitte gewiß ein deutsches Lied. Unsere deutschen Zeitungen stehen nach Verhältniß der Bevölkerung an Zahl den englischen nicht nach, und die Anfänge einer deutsch-amerikanischen Literatur, die man vor Kurzem noch für unmöglich hielt, sind gegeben. Das sind nicht Symptome der Verwesung, sondern Aeußerungen einer neugestaltenden Macht, die, wenn nicht Großes, so doch Bedeutsames, bilden zu wollen verspricht.

Ich weiß wohl, daß wir unsern angelsächsischen Brüdern gegenüber uns entschieden in der Minderheit befinden, und daß man daraus, auf geschichtliche Analogieen sich stützend, den nothwendigen Untergang des deutschen Elements folgern zu müssen glaubt. Es ist wahr, der Zusammenstoß zweier verschiedenen Volksstämme hat bisher fast immer zu einer Vernichtung des einen durch den andern, oder vielmehr zu einer scheinbaren Absorption des einen durch den andern geführt; der Stärkere hat noch nie den Schwächern aufkommen lassen. Bei näherer Untersuchung solcher geschichtlichen Vorgänge wird man aber finden, daß diese Zusammenstöße fast immer Conflikte der Kultur mit der Barbarei waren, oder daß eine passive Raçe von einer aktiven verdrängt oder verschluckt wurde. Es sind eben Fälle, wo eine Kraft dem rohen Stoffe naht und ihn bewältigt. So war es im Orient, so in Klein-Asien und Aegypten, so war es später im nordwestlichen

Europa, so ist es noch heutzutage im südöstlichen Asien. Das junge Amerika bietet uns aber ein ganz anderes Schauspiel. Wir haben es hier (ich sehe natürlich von den Indianern ab) nicht mit einem ungleichen Kampf zwischen zwei in weit verschiedenen geschichtlichen Lebensaltern stehenden Stämmen zu thun, sondern auf diesem Schauplatz erscheinen verwandte Völkerschaften, alle Zöglinge gleicher Jahrhunderte, obwohl jede mit ihrer eigenthümlichen, nach einer bestimmten Richtung hin bereits vollendeten Erziehung. Ihr Begegnen ist kein feindliches; sie kommen zwar mit Eroberungsgelüsten, aber diese wenden sich gegen die ungeheure rohe Natur, die von Allen gemeinsam im Interesse der Civilisation unterjocht werden soll. Es gilt hier nicht, sich einander zu verdrängen, sondern sich gegenseitig zu verstärken, und die große, gemeinschaftliche Aufgabe, Jeder auf den ihm besonders zugänglichen Wegen, lösen zu helfen.

Auch hier bewährt sich das Gesetz, daß der Stärkere herrschen soll. Aber diese Stärke mißt sich nicht nach der äußern Masse, sondern nach der Menge der Culturstoffe und nach der Intensität der formbildenden Kräfte, die jeder einzelne Volksstamm der allgemeinen Arbeit zuführt. Was hier lebensfähig ist und sich als ergänzenden Bestandtheil in die Formen des werdenden jungen Lebens einzureihen vermag, wird zur Geltung kommen. Die Zukunft unseres Landes ist nicht die Beute Derer, welche die größten Schaaren in's Feld führen, sondern sie gehört Denen, vor deren Reihen das Banner der Gesittung sich entfaltet, den eigentlichen Arbeitern im Dienste der ewig schreitenden, wenn auch nicht immer fortschreitenden Weltgeschichte, den rüstigsten Söhnen der schaffenden Zeit. Was auch aus Amerika werden möge: die Schicksale der südamerikanischen Staaten belehren uns, daß die Geschichte der neuen Welt nicht an das Mittelalter, sondern an die letzten Jahrhunderte anknüpft, und daß zur Lösung des Problems, mit welchem die Völker erst in der neueren Zeit mit Bewußtsein gerungen, hier ein entscheidender Versuch gemacht werden wird. So gewinnt denn die Frage nach dem künftigen Verlaufe des deutschen Lebens in den Ver. Staaten die Form: sind die Deutschen kraft ihrer historischen Begabung berufen, zu dem hier erstehenden Gebäude der Cultur einen nothwendigen Baustein zu liefern, wenn auch nicht Grundstein zu werden, — sind sie bestimmt, in dem hier von freien Menschen aufzuführenden Chor als wesentlicher Ton, wenn auch eben nicht als Dominante, sich vernehmbar zu machen?

Wir wollen den mit uns auf gleichem Boden stehenden Nationalitäten, namentlich der angelsächsischen, ihre Verdienste nicht schmälern. Wo es darauf ankommt die ersten Pfade zu ebnen, mit der Barbarei die wildesten Eroberungssträuße zu bestehen, — wo es gilt, Meere zu durchschiffen, Urwälder zu lichten, Städte zu gründen, im eisigen Norden zu frieren und in den Bränden des Aequators zu fiebern, da leistet der Angelsachse überall Großes. Hier insbesondere in diesem Lande (und wir können dabei in aller Bescheidenheit von dem Theil, den die Deutschen an dieser Arbeit genommen, absehen) hat er Herrliches geschaffen. Wenn es ihm auch nicht immer gelang, die edelsten Reiser der Cultur hierher zu

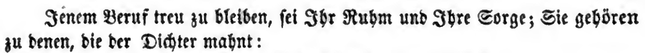
verpflanzen, — er hat wenigstens alle Werkzeuge zu der Bearbeitung des Bodens dafür herbeigeschafft. Wenn er auch nicht immer als Träger der wahren Menschlichkeit erschien,—er hat doch ihren späteren Siegeszügen die Bahn frei gemacht. Wenn ihm auch die Weihe eines Priesters der Humanität fehlte, so hat er ihr doch eine Wohnung gebaut und mit fester Hand das goldene Wort der Freiheit an die Entablatur geschrieben. Dank ihm: das Fundament zum Tempel des neuen Cultus ist gelegt; seine Säulen streben kräftig empor, und über ihnen wölbt sich allen Stürmen zum Trotz, das schützende Dach. Aber wer nährt darin auf den Altären die heilige Flamme,—wer übernimmt in seinen Räumen den stillen Dienst, und die treue Pflege jenes eigentlichen Humanismus, für den die bürgerliche Freiheit und das materielle Glück nur äußere Formen sind?

Es ist nicht ungebührlicher Stolz, es ist nur die Vergegenwärtigung einer schweren Pflicht, wenn wir es bei einer Gelegenheit, wie diese ist, aussprechen, daß es vor allen andern den Deutschen obzuliegen scheint, dafür zu sorgen, daß in diesem Lande der riesenhaften Gestaltungen das Volk für den eigentlichen Gehalt des Lebens den Sinn nicht verliere,—daß der Mensch in dem wirren Durcheinander so vieler großartigen Bewegungen sich selbst nicht abhanden komme. Die Deutschen sind von jeher ein culturpriesterliches Volk. Deutschland war zu allen Zeiten der Schauplatz für die Kämpfe um rein menschliche Interessen. Es hat zwar auch sein Theil Waffenspektakel in der Welt machen helfen; wenn man indeß die Alexander und Cäsaren und Napoleone in der Weltgeschichte sucht, blickt man nicht nach Deutschland. Deutschland ist mir oft vorgekommen, wie das geheime Laboratorium, worin der Weltgeist seine stillen Forschungen anstellt, der Stoffe Wesen und Werth ergründet, die Normen ihrer Verbindungen bestimmt, dem Walten der Naturkräfte seine Gesetze ablauscht, und für die praktischen Operationen die Präliminarversuche macht. Wenn während der letzten Jahrtausende ein großer Gedanke die Welt bewegt und beherrscht hat, so hat er gewiß vorher in einsamer Klause einen deutschen Kopf in Flammen gesetzt; wo eine mächtige Begeisterung die Massen ergriffen, hat sie gewiß zuerst eine deutsche Seele durchschauert. Es sind in der Vergangenheit unsers Volks der Verirrungen genug nachzuweisen, und es fehlt in seinem Leben nicht an Zeiten der Erniedrigung und Schmach; aber den Ruhm können wir mit vollem Recht für das deutsche Volk in Anspruch nehmen: es ist nie ganz in schnödem Materialismus versunken,—es hat sich die Instincte der Menschlichkeit rein zu erhalten gewußt, und die Quellen seines Gemüthes nie versiegen lassen. Man hat es den Deutschen oft zum Vorwurf gemacht, sie leiden an einem starken Hang zum Mysticismus;—in dem Sinn, in welchem der Vorwurf gerecht ist, können wir ihn ruhig über uns ergehen lassen. Alle großen Ideen, die noch in der Geschichte aufgetaucht sind, und ein nicht unbeträchtlicher Theil der Entdeckungen, mit denen die Zeit sich bereichert hat, sind Geburten eben dieses Mysticismus. Die Gesetze, nach welchen die Planeten ihre Bahnen beschreiben, enthüllten sich der mystisch-naturgläubigen Seele des Johannes Keppler, ehe Newton die mathematische Probe darauf machte; dem frommen, mystischen Sinn eines Angelus Silesius und Nikolaus von Cusa wurde

zuerst der Gedanke offenbar, den nach ihnen Jordan Bruno und Benedikt Spinoza deutlicher gedacht, und von dem fast alle unsere neuere Speculation ausgeht; ohne den, wenn man ihn so nennen will, mystischen Glauben an die innere Einheit der Natur hätte man nie den tiefen Wechselbeziehungen zwischen dem Magnetismus und der Electricität nachgespürt, und auch der scharfsinnigste Mechaniker wäre auf die Construction des elektrischen Telegraphen nie gekommen. Man kann es, besonders in unserer Zeit, nicht oft und entschieden genug aussprechen, alle, auch die geistige, Kraft eines Volkes, wie des einzelnen Menschen schlummert in der Tiefe seines Gemüthes, in der Wahrheit und Innigkeit seines Gefühlslebens,—in seinem Herzen, und nicht in seinem Kopfe. Von dorther strömt das Blut, von dorther kommen alle Impulse. Aus einem Volke ohne Gemüthstiefe wird nie eine dauernde Schöpfung hervorgehen.

Jedes mächtige Volk ist zugleich auch ein gemüthlich inniges; seine Gedanken und Thaten sind nur Erfüllungen dessen, was sich als dunkle Ahnung in seinen Melodieen und Dichtungen ausgesprochen. Auch das amerikanische Volk wird weder wahrhaft frei, noch wahrhaft groß werden, ohne daß man ihm die Milch der Naturseligkeit einflößt, ohne daß in dem rauhen Felsen seines Wesens durch die Zauberruthe des Gesanges die Quellen der Menschlichkeit geöffnet werden. Seine freien Verfassungen werden zu todten Buchstaben erstarren, sein Freiheitssinn wird erkalten, sein republikanischer Jugendmuth wird in vorfrüher Erschlaffung untergehen, wenn nicht sein Leben sich in seinen Wurzeln kräftigt, und seine hohlen Formen sich mit den Säften der ewigen Jugendlichkeit erfüllen. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Ausspruch: „ich will lieber eines Volkes Lieder dichten, als seine Gesetze schreiben." Auch unter der scheinbar freiesten Verfassung kann die Rohheit der Barbarei ihr Unwesen treiben; kein Buchstabe schützt vor der materiellen Versumpfung; nur wo das Herz im unwandelbaren Rhythmus der Humanität schlägt, giebt es eine zuverlässige Gewähr für den Fortbestand unseres republikanischen Glückes.

In diesem Sinne, m. H. und D., glaube ich, daß die Deutschen in Amerika eine Mission und eine Zukunft haben, und daß wir getrost den Wechselfällen der Zeit entgegensehen können. Welche Sprache auch unsere Enkel nach Jahrhunderten sprechen mögen,—sie und die Nachkommen der Anglo-Amerikaner werden die Melodieen unserer Lieder singen, das Licht deutscher Erkenntniß wird in ihren Augen leuchten, und die Glut deutscher Innigkeit wird ihre Wangen röthen. Und bei dieser Aussicht können wir uns immerhin darüber beruhigen, daß in den Annalen der neuen Welt von den Amerikanern und nicht von Deutschen, die Rede sein wird, und daß, wenn einst die Hand des Ruhmes ihre Kronen vertheilt, die Kinder unseres Stammes sich mit einem Blumenkranze werden begnügen müssen. Die Leier ist ein viel besseres Symbol des Völkerglückes, als die Dampfmaschine; es ist eine mindestens eben so dankbare Aufgabe, und ein ebenso schöner Beruf, die Seelen freier Menschen für die Offenbarungen der Poesie wach zu erhalten, als die goldenen Schätze der Industrie zu Hause zu tragen.



Jenem Beruf treu zu bleiben, sei Ihr Ruhm und Ihre Sorge; Sie gehören zu denen, die der Dichter mahnt:

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben.
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie!“

Gedichte von Emil Rittershaus.*

O schöne Welt!

O schöne Welt, Du falsche Welt,
Ich kann Dich nimmer lassen,
Und, bis das Herz in Staub zerfällt,
Soll es Dich fest umfassen!

O Welt, Du bist ein Zauberweib,
Hast Augen wie die Sonne!
Ich buhl' um Deinen Schwanenleib,
Um Deiner Liebe Wonne.

Und flochtest Du mir Dornen auch
Statt Rosen um die Stirne,
Ich leb' von Deines Odems Hauch,
Du schöne, falsche Dirne!

Hast mir die Lippen wund' geküßt,
Hast mir das Herz zerrissen —
Und doch, wenn ich Dich missen müßt'!
Ich kann Dich ja nicht missen!

* Einem freundlichen Briefe des Dichters zufolge dürfen wir den Lesern der „Monatshefte“ auch fernere Beiträge aus seiner Feder in Aussicht stellen.

Das Auge sprüht.

Das Auge sprüht, die Lippe lacht
Und rings die Menge sieht mich scherzen —
Es höret nur der Geist der Nacht
Den Aufschrei aus gequältem Herzen!
Das ist der Fluch, das ist die Noth,
Das sind die Sorgen, die gemeinen:
Sie zwingen mich für täglich Brot
Im Narrentroß ein Narr zu scheinen!

Da steh' ich, mit gezog'nem Hut,
Den Nacken krumm, zu Dienst für Jeden,
Und speise feile Krämerbrut
Mit Kompliment und süßen Reden.
O, Stolz und Würde — nichts als Sparr'n! —
Man will doch leben hier auf Erden!
Ich spiel' ihn jetzt so gut, den Narr'n,
So gut — so schön — zum Närrischwerden!

O Dichterwonne, Dichterlust!
Poetenherz, voll heil'ger Gluthen,
Wie streutest Du, Du stolze Brust,
Gern in die Welt die Flammenfluthen!
Die Flamme möcht' mit hellem Schein
Ihr lodernd' Schwingenpaar entfalten,
Möcht' himmelan — — ich sperr' sie ein
Um meinen Kochheerd warm zu halten! — —

Doch stille, still! — Was ich gethan,
Es ist für Weib und Kind geschehen,
Drum will ich ruhig meine Bahn
Im harten Joche weiter gehen.
Noch ist die Kraft der Jugend mein,
Noch trag' ich stark des Tags Beschwerden!
Erst will ich treu im Kleinen sein
Um einst im Großen groß zu werden!

Den Schöngeistern.

Botanisirt nur spät und früh
Auf alles Wissens Feldern,
Pflückt euch die Blume Poesie
In allen Dichterwäldern!



Macht Kränze draus und Sträuße draus
Und sammelt für die Scheune —
Es kommen nie zu Euch in's Haus
Die wohlbekannten Neune!

O, nur gebrochne Blumen gab
Euch Euer Thun, Gesellen!
Der Genius hat Moses Stab,
Schlägt aus den Felsen Quellen!

Wenn ihr die ganze Welt ihm raubt,
Er wird nicht drum vergehen!
Er lacht — und läßt aus Herz und Haupt
Neu eine Welt erstehen!

Erbschaft.

Der Himmel hält' die Erd' umfangen,
Wenn Frühling auf den Auen ruht,
Da steigt es auf der Fluren Wangen
Das Schamroth stiller Rosengluth.
Er aber hält sie fest am Herzen,
Er küßt sie fort, die Thränen all'!
Der Erde Lust, der Erde Schmerzen,
Zum Lied wird's in der Nachtigall. —

Und immer kühner wird der Freier!
Umsonst der Liebsten Thräne thaut;
Er raubt den Gürtel, raubt den Schleier
Der theuren, heißgeliebten Braut.
Sie ruhn, in süßen Traum versunken,
Nun hat gesiegt der Liebe Macht!
Es flimmern die Johannisfunken
Als Hochzeitsfackeln durch die Nacht.

So wird es immer fort getrieben! —
Die Welt durchströmt des Himmels Kraft,
Zum Blitzkuß wird sein brünstig Lieben,
Das Lodern seiner Leidenschaft.
Es wogt und wallt ein Blüthenleben,
Die Garbe neigt sich segensschwer —
Nun hat die Welt sich ganz gegeben,
Jetzt hat sie nichts zu geben mehr!

Berauscht von Himmel's Flammenküssen,
Von seiner Gluth, die nie gestillt,
Hat sie sich selbst die Brust zerrissen,
Daß hell hervor das Herzblut quillt!
Er wird nicht müd' den Kuß zu rauben,
Er wird nicht satt von Seligsein —
Da quillt und schwillt in duft'gen Trauben
Der Erde Herzblut, goldner Wein! — — —

Es ruht mit hellgeschlossnen Augen
Die Erde, matt von sel'ger Lust;
Des Himmels Sonnenlippen saugen
Die letzten Tropfen aus der Brust.
Nun muß ihr Sommerleben sterben
Im letzten Rausch der Leidenschaft. — —
Glückauf, glückauf, wir sind die Erben
Der weingeword'nen Lebenskraft!

Lieder eines Auswanderers.

Aus einem größeren Cyclus

von

Eduard Dorsch.

VI.

Ich sah das Meer ganz spiegelglatt und eben,
Ich sah den Sturm und sah die Wasserhose,
Zujauchzte mir Hochbootsmann und Matrose,
Sucht kletternd ich den Mastkorb zu erstreben;

Doch stets dem Spiel des Zufalls preisgegeben,
Gebrillt von jedem Wind der Windesrose,
Vor mir das Grab im weiten Meeresschooße, —
Es ist denn doch kein allzu schönes Leben!

Wohl freut mich's, alles dies geschaut zu haben,
Was sonst vergönnt ist nur den Allzukühnen,
Die stets bereit im Meer sich zu begraben;

Nun aber säh' ich wieder gern die Dünen,
An frischem Wasser möcht' ich mich erlaben,
Und einmal wieder ruh'n im Gras, im grünen.

VII.

Horch! es rauscht! — Ist das der Wind,
Der durch's Takel säuselt,
Der vor'm Schiffe leis und lind
Schaum und Wellen kräuselt?
Nein, o nein! Das kommt vom Strand,
Das ist Waldesrauschen,—
Neues, künft'ges Heimatland,
Laß, o laß mich lauschen!

Waldesrauschen, Vogelsang
Hab' ich fast vergessen,
Was mir einst so lieblich klang,
Eh' ich's Meer durchmessen.
Fast gewöhnt ist nur mein Ohr
An der Wellen Schlagen,—
Waldesrauschen, Vögelchor,
Laßt mich mit euch klagen!

Lehrt mich eure Melodien,
Die mit heitrem Klange
Freude durch die Seelen zieh'n,
Denn mir ist so bange.
Ach! ein deutscher Troubadour
Bringt nur deutsche Lieder,
Und wo findet er die Spur
Seiner Heimat wieder?

Macht mich heimisch, Vogelsang,
Heimisch, Waldesrauschen,
Daß ich deutschen Sang und Klang
Mag mit eurem tauschen.
Neue Heimat, neue Welt,
Der ich zugeschwommen,
Eh' des Schiffes Anker fällt,
Heiße mich willkommen!

Alfred Tennyson.

Von

A. E. Kroeger.

Es ist ein alter Streit, der zwischen Stoff und Form. In den verschiedensten Gestalten begegnet er unserem Blicke, welches Blatt der Geschichte wir auch aufschlagen. Ueberall, wo bloße Neigung oder Talent mit dem Genie wettzueifern strebte, maßte sich die Form Superiorität an; überall wo das Genie sich treu blieb, ward die Form blos Träger, Dienstmagd, der Materie; doch oft, wo das Genie, aus Mangel an tiefer Einsicht und Klarheit, seinen wahren Beruf, absolutes Erschaffen, vergaß, ward auch das Genie zum Formular-Künstler, und gefiel sich in den zartesten Schnitzeleien, ob auch über deren Bewunderung der ganze, colossale Eindruck des Kunstwerks zu Grunde ging. So finden wir oft bei Göthe ein Seiltanzen wohlklingender Worte, das von herrlicher Form zeugt. Die Materie aber, der Gedanke, fehlt, und der gesunde Geschmack ist empört, daß ein momentanes Ohrkitzeln ihn zum unbedachten Beifall verleitet hat. Nicht so bei Shakespeare oder Schiller. Bei aller Schönheit, bei aller hinreißenden Pracht der Form, bleibt diese doch immer nur Vehikel der Gedanken oder Empfindungen, niemals die Phantasie unterdrückend. Das Wort wird hier nicht selbstständig, durch seinen bloßen Klang poetischen Effekt erzeugend, sondern wirkt einzig und allein durch den Gedanken, den es darstellt. Dieses Klingen der Worte ist das wahre Formale der Poesie, und auf diesem Klingen beruht die ganze moderne Poesie, mehr oder weniger. Das ist ein Haschen nach fremden, ungewöhnlichen Phrasen und Worten, nach klangvollen Namen unbekannter Blumen, Bäume und Thiere, nach unaüssprechlichen Endungen, die stets wiederkehren und selbst beim stillen Für-sich-lesen durch die bloße Vorstellung jedes vernünftigen Menschen's Kinnbacken in Krampf-Gefahr bringen, — daß einer glauben sollte, je schwieriger ein Gedicht vorzulesen sei, desto schöner müsse es sein. Ob da nun eben viel Sinn im Gedichte liegt ist ganz gleichgültig, wenn nur die Consonanten recht fürchterlich und die Vokale recht dumpf schallen. Man sollte glauben, die Poeten wollten die Posaunen und Trompeten der Musiker nachäffen. Und merkwürdiger Weise maßt sich auch in diesen Zeiten der Formen-Herrschaft die Musik umgekehrter Weise an, Worte nachzuäffen und will ihrerseits Gedanken und Ideen dem Erkenntnißvermögen zugänglich machen. Soll ja doch nach Einigen Beethovens 9. Symphonie, anstatt eines gewaltigen musikalischen Werkes, das sich in einer bestimmten Reihe von Empfindungen bewegt, eine ganze „Kritik der reinen Vernunft", oder „Wissenschaftslehre" vorstellen, „die höchsten Probleme des menschlichen Geistes lösend", wie solche Verkehrtewelts-Menschen sich ausdrücken. Die Musik soll Gedanken ausdrücken, und die Poesie soll Empfindungen darstellen; die erste Kunst durch den Verstand, die zweite durch's Gefühl wirken! So lautet ihr Urtheilsspruch! Uns ekelt davor! Bewundern mag man immerhin

den gewaltigen Wortreichthum solcher Dichter, erstaunen mag man nach Herzenslust, wenn auch Prosaisten waghalsige Sprünge in ihren Sentenzen versuchen, oder wenn gar Tondichter in ohrzerreißenden musikalischen Phrasen einen abstrakten Gedanken auszudrücken sich abmühen, aber nicht soll man solche Kunstproduktionen als Modelle anpreisen, nicht soll man sie auch nur gleich stellen dem geringsten Liede, dem volksthümlichen Liede, das ein armer Teufel, der im fünften Stockwerke logirt, unbekannt in die Welt hinausschickt, oder wofür ein wenig berühmter Componist kaum genug bekannt, um eine Woche lang sein Logis bezahlen zu können, die Melodie erfindet.

Darum schätzen wir auch Moore höher als weit kunstvollere Poeten Englands; und selbst einen Finley Johnson, der einfache Liebeslieder für den New York Ledger schreibt, halten wir für bedeutender als einen resonanten Longfellow. Denn das richtige Verhältniß zwischen Stoff und Form, sei sie auch noch so gefällig, hat gar keinen inneren Werth; dagegen hat jeder Gedanke, oder jede Empfindung, ob auch in armselige Form gekleidet, einen unbeschreiblich hohen Werth. Das wahre Künstler-Genie aber ist dadurch charakterisirt, daß es die tiefsten Gedanken und wahrsten Empfindungen in die möglichst schönste Form kleidet. Darum ist bei Shakespeare, bei Schiller, meistens auch bei Göthe, Gehalt wie Form unübertrefflich, und doch, als ob der Gedanke immer nothwendig auch die beste Form mit sich bringe. Darum auch bei Beethoven gleicher Melodieen- und Harmonieen-Reichthum, Ueppigkeit der Empfindungen und ästhetischen Form-Geschmacks. Andere Genie's, Genie's zweiten Ranges möchte man sie nennen, gewöhnlich Nachfolger der wahren Künstler, aber mit schon etwas verdorbenem Geschmacke, kehren die Sache um. Große, weltumgestaltende Gedanken nicht zu erzeugen vermögend, oder zu schlaff dazu, nicht berufen Lehrer und Propheten der Menschheit zu sein, schenken sie der Form die Aufmerksamkeit, welche ihre Ideenarmuth vertuschen soll. Natürlich ist dies nur ein allgemeines Urtheil, und wie es den wahren Meistern zuweilen passirt, daß sie, vom Glanz der Form geblendet, die Abwesenheit des Gehaltes nicht bemerken, so gewinnt auch zuweilen bei den Genie's zweiten Ranges der Stoff eine so gewaltige Macht über den Künstler, daß er nun die Flut der reichsten Formen *beherrscht*. Dann zeigt sich das merkwürdige Schauspiel, daß ein Künstler zweiten Ranges ein Produkt zur Welt fördert, wie kein Künstler ersten Ranges ein Gleiches aufzuweisen hat. Die Erklärung liegt auf der Hand. Das wahre Genie hat sein Hauptstudium auf den Stoff gerichtet, und die Form kömmt ihm wie von selbst: sie ist das mit ihm Geborene. Dagegen hat der zweite Künstler sein ganzes Dichten und Trachten auf Beherrschung der Formen gerichtet, und sich einen solchen Reichthum des Colorites, Wohlklanges und der Abwechselungen angeschafft, wie ihn nur das tiefste Studium zur Welt fördern kann. In der Form übertrifft er somithin das Genie; und ereignet es sich also, daß ein sein ganzes Leben beherrschender Gedanke selbstständige Existenz gewinnt, den Künstler überwältigt, und seinen Reichthum an Formen sich aneignet zum schönsten Schmucke, so entsteht ein Kunstwerk, das mit Genie die höchste Entfaltung der Kunst vereinigt.

Als Beispiele solcher Künstler, Dichter zweiten Ranges, möchten wir Alfred Tennyson, Thomas Hood, Edgar A. Poe und Longfellow nennen. (Wir sprechen hier namentlich von englischen Dichtern.) Thomas Hood hat sich zum Range der höchsten Genies emporgeschwungen in folgenden Gedichten: The Bridge of Sighs, The Lay of the Laborer, The Song of the Shirt, The Dream of Eugen Aram etc. Der sonst oft zum Dichter dritter und vierter Klasse herabsinkende Hood, ein Witzbold, Punster, unumschränkter Herrscher der englischen Sprache, sich mit Vorliebe in klangvollen Sylben bewegend, ward in diesen Gedichten so von dem ihm tief im Herzen liegenden, sein ganzes Leben bestimmenden Gedanken allgemeiner Humanität hingerissen, daß eben seine gewaltige Herrschaft der englischen Sprache nur es Hood möglich machte, in der ergreifendsten Weise das Schicksal des armen Nähmädchens, der entehrten Selbstmörderin, des arbeitslosen Familienvaters zu singen. In ähnlicher Weise ward Edgar A. Poe, als er die großartigste Ballade, die wir kennen, The Raven, schrieb, so total von der sein ganzes Leben bestimmenden Zerrissenheit und Hoffnungslosigkeit hingerissen, so ganz von dem amerikanischen Weltschmerz, der in diesem Gedichte seinen höchsten Ausdruck findet, überwältigt, daß sein ungemein sensitives Ohr und sein Reichthum an imposant klingenden Wörtern und Sentenzen nur dazu diente, aller Selbstständigkeit entblößt, in mächtiger artistischer Form dem niederbeugendsten, erschütterndsten Gedanken Gestalt zu geben. In Longfellow's Excelsior bemerken wir ganz ähnliche Verhältnisse. Derjenige englische Dichter aber, der dies Häufen imposanter Wörter zum ausschließlichen Studium gemacht hat, dessen Errungenschaften in dieser Sphäre wirklich colossal sind, und der zum Dank für seine wirklich erstaunenswerthen Thaten auf diesem Felde zum „Lorbeergekrönten Dichter" (Poet laureate) Englands ernannt wurde — ist Alfred Tennyson.

Einige seiner prachtvollsten Werke sind dem deutschen Publikum durch Freiligrath's Uebersetzungen bekannt geworden; durch Freiligrath, auch ein Verehrer des Klangvollen in der Poesie. Darunter heben wir besonders hervor: Oriana, Marianna in the North, Marianna in the South, Locksley Hall, Oenone, und die wahrhaft großartige Ballade: "The two Sisters", in ihrer Art eben so vollkommen wie Göthe's Erlkönig. Das sind jedoch nur Bruchstücke, die noch keineswegs zu einem vollgültigen Urtheil berechtigen. Auch umfassen sie blos die jugendlichen Werke Tennyson's, die erst später ergänzt worden und so das Bild des Dichters noch unvollständig lassen.

Tennyson trat zuerst vor das Publikum, es ist jetzt einige dreißig Jahre her, mit einer kleinen Anzahl derjenigen Gedichte, die in der „Blau-Gold" Ausgabe von Ticknor und Fields den ersten Platz einnehmen. "Claribel", "Airy, fairy Lilian", „Eleanore", „Madeline" etc. gehören dazu. Sie erzeugten nur Gelächter, wo sie überhaupt Aufmerksamkeit erregten; durchgängig jedoch nahm die Presse gar keine Notiz von diesen jugendlichen Produktionen. Und mit Recht! Lagen doch keine Gedanken in diesen poetischen Formen, und war der einzige Effekt zu erwarten von dem artistischen Zusammenfügen merkwürdig musikalisch klingender Worte in höchst originellem, abwechselndem Rhythmus. Der Inhalt

war größtentheils Beschreibungen jener „Lilianen", „Marianen", „Madelinen", „Eleanoren" ꝛc., die auf den Titeln figurirten. Hier findet sich zuweilen frappante, wirklich poetische Charateristik, das kann man nicht läugnen; aber wie ein Weizenkörnlein in vieler Spreu, oder wie Nähnadeln im Heuschober. In seinen späteren Gedichten jedoch, zehn Jahre nachher veröffentlicht, zeigte sich schon ein gewaltiger Fortschritt. Der Philosoph Tennyson trat hervor, und der formenreiche Dichter Tennyson unterlag zuweilen diesem Philosophen und so entstand das prächtige „Locksley Hall" und "The two voices". Oder auch ein Anflug wahrer Poetik erfaßte den aristokratischen Versmacher und zwang ihn, seine gewaltigen Sprach-Schätze dem Dienste wahrer Poesie zu weihen. Dann kommen solche wundervolle Schöpfungen zur Welt, wie "The Lotuseaters," "King Arthur," "Lady Godiva" etc. Uns aber dünkt, daß der Philosoph von Rechtswegen immer die Oberhand hätte behalten sollen, und daß Tennyson zu einem gründlichen Philosophen und Metaphysiker von der Natur bestimmt war. Da wir keine Zeile Prosa in allen seinen veröffentlichten Werken haben, so vermögen wir blos zu muthmaßen, daß er seine unstreitig tiefen und erschöpfenden Gedanken in klare, verständliche Form hätte kleiden können, wäre er nie der unglückseligen Leidenschaft der „gezwungenen Schreibart" anheimgefallen. Wem diese Schreibart „gezwungen" ist, sollte sie überhaupt bei Seite legen; er ward nicht zum Dichter geboren. Daß aber Tennyson zum Philosophen bestimmt war, zeigt seine ganze Denkungsart, wie seine steife, nie ganz* ungezwungene Schreibweise deutlich beweist, daß er zum Dichter nicht berufen wurde.

Diese philosophische Denkungsweise offenbart sich namentlich in Locksley Hall, wie sie sich noch in Darstellung des englischen Typus allgemeinen „Weltschmerzes" gehüllt, und bloß skeptisch reflectirt. Productiv und wirklich tief das Grundwesen aller Dinge erfassend dagegen finden wir Tennyson in seiner gewaltigsten Schöpfung: In Memoriam. Diese besteht bekanntlich aus hundert und dreißig kleinen—Sonetten, möchte man sie nennen, — hervorgerufen durch den Tod des jugendlichen Hallam (Verfassers der berühmten History of the middle Ages &c.) und sind diesem innigsten Freunde Tennyson's gewidmet. Nie wurde den Manen eines Freundes so großartiges Klagelied zu Theil. Immer von der Erinnerung an seinen großen Verlust getragen, undden todten Freund nie aus den Augen lassend, durchwandelt Tennyson hier alle mögliche Phasen des menschlichen Lebens, und spürt jeder Erscheinung tiefster Ursache nach. Zuweilen leuchtet die Fichte'sche Klarheit durch; dann wieder löst sich diese in Hegel'schen Pantheismus auf. Prachtvolle Bilder, tief erschütternde Empfindungen, traute Freude und innigste Religiosität,—alles wechselt in so ruhiger, zusammenhängender Weise, daß man oft den Künstler ganz vergißt. Leider mahnt wieder manche verwickelt construirte Sentenz,

* Blos eines seiner Lieder ist ein wahres Poem: "The Charge of the Light Brigade". Es ist wohl auch das Einzige, welches je in's Volk gedrungen ist. Da ist keine Kunst sichtbar, sondern man gewahrt nur den hingerissenen Dichter.

manche abnorme Versbildung und ganz ungewöhnlicher Ausdruck an den Trauernden, verhüllt den Sinn. Daher kommt es denn auch, daß ein ganz positives System selbst hier nicht durchschimmert, und nur aus Andeutungen kann man schließen, daß der Dichter Idealist der Fichte'schen Richtung ist. Wirkliche Poesie möchten wir das Werk kaum nennen. Wenn man den Schiller'schen Fluß poetischer Diction genossen hat, wie er dahinströmt, ob er auch die schwierigsten Probleme menschlichen Denkens zum Gegenstande hat, so schrickt man zuerst zurück vor dieser kalten, einförmigen und sichtbar gezwungenen Schreibweise, der man ansehen kann, daß jedes Wort gesucht und wohlüberlegt ist. Und dennoch ist es ein großartiges Dichterwerk: wogende Empfindungen, in Ketten einherwandelnd; jeder Schritt abgemessen. Namentlich die Einleitung ist ein Muster tiefer Philosophie in poetischer Diction.

"The Princess," eine Idylle, ist wiederum ein gedankenloses, reines Formgedicht, ohne Sinn und Gehalt, das aber dennoch zwei wundervolle Juwelen verbirgt: „The splendor falls on castle walls" und „Tears idle tears." Im Ganzen muß man diese Idylle wieder als einen mißlungenen Versuch betrachten, der nur unsere frühere Meinung bestärkt, daß Tennyson kein geborener Dichter ist. Wunderbar überrascht wird man in dieser ermüdenden Einöde sinnloser Jamben von den zwei erwähnten Oasen, wovon namentlich die Letztere, "Tears, idle tears," von hinreißender Einfachheit und tiefster Empfindung ist.

Auf "In Memoriam" folgt "Maud," ein Gedicht, das wohl mehr Aufsehen erregt hat, als alle anderen Werke Tennyson's. "Maud" erschien zur Zeit des Krimkrieges, und der gewaltige „Weltschmerz" von Locksley Hall, der sich hier in gigantischer Gestalt Gehör verschaffte, mußte nothwendig tief ein Zeitalter ergreifen, das in chaotischer Zerrissenheit lag und noch liegt. Alle die versöhnende Religiosität von "In Memoriam" scheint hier wieder verflogen zu sein; denn trotz aller Objectivität läßt sich nicht läugnen, daß der Dichter das Räthsel, in dem sich der angebliche Erzähler von Maud verwirrt, nicht lösen konnte, da eine Lösung den poetischen Werth des Gedichtes bedeutend gehoben hätte. Aehnlich wie Lamartine's Jocelyn ist der Held von Maud der Erzähler. Ein junger Mann, dessen Vater, von Spekulationen und Schulden überwältigt und gänzlich ruinirt, sich endlich selbstmörderisch von einem Felsen niedergestürzt und den Kopf zerschmettert hat. Diese traurige Affaire schildern die einleitenden Verse in schneidender, furchtbar niederdrückender Weise. Leider stört auch hier die gesuchte Versart, die Häufung von schaurig klingenden Worten, wie z. B.

The red ribbed ledges drop with a silent horror of blood.

Der bitterste Hohn geißelt die Neuzeit, welche mit Frieden prahlt, während der Krieg an jedem Hausheerd sitzt:

Peace sitting under her olive, and slurring the days gone by,
When the poor are hovell'd and hustled together, each sex, like swine,
When only the ledger lives, and when only not all men lie;
Peace in her vineyard—yes!—but a company forges the wine.

Gefolgt von diesen erschütternden Versen:

And the vitriol madness flushes up in the ruffians head,
Till the filthy by—lane rings to the yell of the trampled wife,
Whole chalk and alum and plaster are sold to the poor for bread,
And the spirit of murder works in the very means of life.

* * *

When a Mammonite mother kills her babe for a burial fee,
And Timour-Mammon grins on a pile of children's bones,
Is it peace or war? better war! loud war by land and sea.
War with a thousand battles and shaking a hundred thrones.

Solche flammende Protestationen schleudert dieser zerrissene junge Mann in die Welt, aus der Stille eines kleinen Dorfes, weil sein Vater zum Selbstmorde getrieben ward, in Verzweiflung über mißlungene Speculationen. Und derjenige, dem diese Spekulationen zu Gute kamen, ist jetzt der Herr auf dem Gute, das einst seines Vaters Besitz war, und hat eine wunderliebliche Tochter, eben die Heldin des Gedichtes: Maud, die fehlerhaft fehlerlose, klassisch kalte regelmäßige Schönheit, mit dennoch offenbar so weichem liebevollem Gemüth. Sie selbst erscheint nicht im Gedichte, allein die Beschreibungen des jungen Mannes, der sich natürlich über Hals und Kopf in sie verliebt, rufen ihr Bild viel deutlicher vor unser Gesicht, als wenn wir all ihr Thun und Reden im gewöhnlichen idyllischen Style getreu berichtet hätten. Es liegt etwas dämonisch sinnlich Berauschendes in der Entzückung des zerrissenen Liebenden, als er seine Liebe bekannt und das ruhige Engelsangesicht ihm wieder Liebe zulächelt. Wie eine wahrhaft zauberhafte Ergießung der wogenden, triumphirenden, weltumschlingenden und stürmenden Regungen erster Liebe schallt das: "Go not, happy days!" in unseren Ohren. Kleine eifersüchtige Aufwallungen stören kaum das süße Glück. Und wie nach himmlischer Steigerung der sonnigen Maien-Liebe bricht die wundervolle Mondlicht-Serenade plötzlich durch in dem zauberhaften: "Come in the garden, Maud!". Wahrhaft überwältigend paart sich hier beispiellose Pracht des Wortes und Zartheit der Empfindungen mit dem wunderschönsten Thema sinnlichen Menschenlebens: Ein Liebender in heller, später Mondnacht, seine Geliebte erwartend. Der Abschied Romeo's von seiner Julia ist oft genug bewundert worden; aber es ist der Abschied; die Liebenden haben ihr Glück schon genossen und in Fülle. Hier aber harrt noch der Liebende, und harrt einer kurzen, dem rauschenden Balle gestohlenen Minute, eines flüchtigen Kusses höchstens.

Aber auch diese Minute, statt zur schönsten des Lebens zu werden, wird sein Fluch. Der Bruder Maud's überrascht die Liebenden; eine Blut fordernde Beleidigung; Duell; der Liebende schießt den Bruder seiner Braut nieder. Das Gedicht nimmt wieder seinen frühern, düstern, verzweiflungsvollen Charakter an. Der Mörder flieht; hört in der Fremde von dem Tode seiner Braut; wird eine Zeitlang wahnsinnig, und sucht am Schlusse dem ewigen innern Streit in seinem

Herzen zu entrinnen, indem er in die Krimm geht, um sich in's Schlachtgewühl zu stürzen.

Auch diese letzte Hälfte des Gedichtes ist voll von poetischen Schönheiten und zeugt von merkwürdigem Verständniß der düstersten Seiten des menschlichen Herzens. Es ist eine wahre Anatomie der Verzweiflung. Es ist gar nicht zu läugnen, daß als ein Ganzes betrachtet Maud eine hohe Stellung in der poetischen Literatur einnimmt, und daß in diesem Gedichte mehr wie in allen andern Tennyson's, der poetische Gehalt die Form überwiegt. Oft freilich verdrängt die Form die Idee, aber nicht so durchgreifend wie in „The Princess" und Anderen.

Das letzte Werk, was wir bis jetzt von Tennyson besitzen, sind seine Idylls. Sie behandeln die lieblichen alten Rittersagen von König Artus und seiner schönen Königin Ginevra, vom Helden Lancelot und andern Rittern der Tafelrunde. In den für idyllische Gedichte ganz unpassenden ungereimten Jamben, die gewöhnlich für Trauerspiele gebraucht werden und die Shakespeare so meisterhaft handhabt, bewegen sich die verschiedenen Erzählungen dennoch in einer liebenswürdigen Ruhe. Meisterwerke sind es nicht; auch gestehen wir gerne, daß die alten mährchenhaften Erzählungen dieser Abenteuer, im alterthümlichen Englisch abgefaßt uns bedeutend mehr zusagen, als diese moderne Geschliffenheit. Doch sind sie immerhin werthvoll; namentlich da sie beitragen, das Studium jenes wunderbaren Mittelalters zu befördern, das heut zu Tage zu sehr vernachlässigt wird, und dessen Poesieen doch so kraftvoll und erhebend auf die Gemüther wirken.

Die moderne Penelope.

Eine komische Geschichte

von

Adolf Douai.

I.

Wir führen unsere geehrten Leser in ein Gerichtszimmer. Sie finden eine ungemein zahlreiche Versammlung, theils innerhalb der Schranken, theils außerhalb. Es herrscht ein Gesumme von vielen halblauten Stimmen, wie dasjenige in einer großen Spinnerei—warum sollte der Vergleich unpassend sein? hat man doch schon oft das Erzählen und Sprechen mit dem Garnspinnen, die fortlaufende Rede mit einem Faden, eine rednerische Darstellung mit einem Gewebe verglichen. Ebenso emsig wie in der Spinnerei die dampfgetriebenen Spindeln, flogen hier die Zungen—es mußte, nach dem allgemeinen und lebhaften Interesse zu schließen, welches sie in Bewegung setzte, sich hier um einen außerordentlichen Fall handeln. Und so war es in der That. Wir wollen aber unsere Leser nicht auf die Folter der Ungeduld spannen, sondern sogleich den Fall für sich selbst reden lassen. Seitdem uns die gegenwärtige Administration mit der qualvollsten Ungeduld zwei

lange Jahre gepeinigt hat, muthen wir keinem Menschen zu, länger auf irgend etwas zu warten, als schlechthin nothwendig ist.

Auf einmal tiefe Stille, wie wenn Schulmeister Bakel in sein überfülltes Schulzimmer tritt. Auch hier war Jemand eingetreten. Es war der Usher—dicht hinter ihm schritt eine hohe ehrwürdige Gestalt, der Oberrichter, gefolgt von—ja von einer in vollster Jugendschöne strahlenden Frau, und diese wieder von den Beisitzern des Gerichts und dessen Schreibern. Die Eintretenden begaben sich langsam und feierlich an die für sie innerhalb der Schranken leer gelassenen Plätze, und unsere Schönheit dreht uns sofort den Rücken zu—wir haben kaum Zeit, einen flüchtigen Blick auf sie zu werfen. Aber der eine Blick hat uns eine unvergeßliche Erinnerung eingeprägt. Wahrlich eine vollkommnere Entfaltung aller möglichen weiblichen Schönheiten in einem Wesen zugleich kann man kaum sehen. Wir vergessen darüber Alles um uns her, und wachen wie aus einem tiefen Traume erst wieder auf, als die Stimme des Oberrichters, welcher die Verhandlung begonnen hat, lauter und lauter an unser Ohr schlägt. Hören wir ihn!

„Das Testament, um welches es hier sich handelt, ist zwar schon einmal an dieser Stelle verlesen worden, wenige Wochen nach dem Tode des Erblassers, des Herrn Samuel F. Chattering. Allein, da seitdem vier Jahre verflossen sind, und das heute zu eröffnende Codicill jedenfalls darauf Bezug nimmt, so wird es noch einmal zu verlesen sein. Sekretär thun Sie es!"

Und der Sekretär las—wir lassen die Eingangs-Redensarten weg: „Ich, Samuel F. Chattering, verordne als meinen letzten Willen, daß mein ganzes Vermögen, bestehend in (folgt eine lange Aufzählung von Liegenschaften und Werthpapieren, aus welcher soviel hervorgeht, daß die Erbschaft weit über eine Million betragen haben muß) nach meinem Tode, und nach Abzug folgender Legate (folgt eine Reihe von wohl zwanzig derselben, alle ansehnlich, alle für wohlthätige Anstalten bestimmt) ganz und ungetheilt meiner einzigen Tochter, Sarah F. Chattering, zufallen soll, unter folgender Bedingung: „Meine Tochter soll ledigen Standes bleiben und sich nicht verheirathen, auch kein Eheversprechen irgend welcher Art eingehen, bevor sie ihr einundzwanzigstes Jahr erfüllt und versprochen hat, die in einem an diesem Tage zu eröffnenden Codicille enthaltene weitere Bedingung einzugehen und zu erfüllen. Falls sie die erstgenannte Bedingung nicht erfüllt, so ist sie enterbt, und es fällt mein Vermögen zu gleichen Hälften dem Schatze der Vereinigten Staaten und der Episcopalkirche des Staates Maine, meines Geburtsstaates, zu."

Nach Verlesung des Schlusses, dessen Formalitäten wir wiederum übergehen, entstand eine lebhafte Bewegung unter den Zuhörern und ein rauschendes Gewirre von Stimmen, welches aber sogleich wieder verstummte, als der Oberrichter das Zeichen zur Ruhe geben ließ.

„Bevor ich das Codicill, welches ich hier in meiner Hand halte, eröffne, frage ich die hier anwesenden Sachwalter der Vereinigten Staaten und der Episcopalkirche des Staates Maine, ob sie sagen und beweisen können, daß Miß Sarah F. Chattering verheirathet ist, oder ein Eheversprechen irgend welcher Art abgegeben hat, wodurch sie ihrer Ansprüche auf die Erbschaft zu Gunsten der Schatzkammer der Union und der Episcopalkirche von Maine verlustig ginge."

Die aufgerufenen Sachwalter antworteten verneinend.

Hier entstand wieder ein allgemeines und lautes Geflüster durch die Menge. Es war offenbar, daß man einen Einspruch von diesen beiden Seiten her erwartet hatte, als ob die Erbin irgendwie die Bedingung nicht erfüllt hätte.

Wiederum gebot der Richter Ruhe und entfaltete dann unter einer erwartungsvolle Stille der Anwesenden, welche das Rascheln einer Maus vernehmbar machen konnte, das Codicill, gab es dem Sekretär, und dieser las:

„Da ich, Samuel F. Chattering, meine Tochter, das einzige mir übriggebliebene von sechs Kindern einer glücklichen Ehe, glücklich sehen möchte; und da es die Bestimmung der Frauen ist, nur in der Ehe glücklich werden zu können; da ferner der Verstand bei den meisten Frauen vor dem zweiundzwanzigsten Jahre nicht reif genug ist, um eine passende Gattenwahl zu treffen: so habe ich für gut gefunden, in meinem Testamente zu verordnen, daß meine Tochter vor ihrem mündigen Alter sich nicht ehelich binden sollte. Und heute, da sie vollkommen frei ist, zu thun und zu lassen, was sie will, mache ich es ihr zur Bedingung, daß sie auch von jetzt ab mit ihrer Wahl eines Gatten sich nicht übereile. Der Segen eines liebenden Vaters wird auf ihr ruhen, wenn sie diesen meinen letzten Willen erfüllt. Der Richter, welcher dieses Codicill eröffnet, wird ersucht, meiner Tochter vor Zeugen ein feierliches Versprechen abzunehmen, daß sie sich mit ihrer Heirath nicht übereile, sondern den Mann ihrer Wahl vorher reiflich prüfe. Solches ist mein letzter Wille. Samuel F. Chattering."

Auf einen solchen Ausgang war die Zuhörerschaft offenbar nicht gefaßt gewesen. Es brach bei Vielen erst ein leises Gekicher aus, welches höchst ansteckend wirkte, so daß die ganze Menge in ein ungeheures, dröhnendes Gelächter einstimmte, welches selbst die Beamten des Gerichts ergreift. Nur der ehrwürdige Oberrichter blieb ernsthaft; er stellte bald die Ruhe wieder her. Er bat die Erbin aufzustehen und suchte zunächst durch eine feierliche Anrede die nöthige Würde gerichtlicher Verhandlungen wiederherzustellen. Er sprach von der Heiligkeit eines letzten Willens sterbender Eltern, von der hohen Wichtigkeit der Ehe und von den traurigen Folgen einer unglücklichen, von der herrlichen Bestimmung und Würde einer glücklichen Ehe, und schloß mit einer wahrhaft rührenden Ermahnung an die junge Dame, den Willen ihres Vaters zu ehren und sich selbst dadurch für ihr ganzes Leben zu belohnen.

Sie mußte ihm das mit einem Handschlag und einem lauten „Ja" versprechen, und sofort ward die Verhandlung beschlossen. Die junge Dame verließ den eingeschränkten Raum und begab sich raschen Schrittes, als wolle sie der lästigen Zeugenschaft der Menge entrinnen, von wenigen älteren Begleitern gefolgt, aus dem Gerichtszimmer hinaus. Hinter ihr her wogte die Volkswelle bis hinab an die prachtvolle Kutsche, welche auf sie wartete, und Jeder suchte noch einen Blick von ihr zu erhaschen. Ein solcher Blick konnte ja sehr einträglich werden! Ein jeder der Hunderte von Junggesellen, welche Zeugen gewesen waren, konnte ja der glückliche Zukünftige einer Millionärin werden, der größten Schönheit des Staates! Und wäre sie grundhäßlich gewesen, wie Mancher würde sich bereit erklärt haben, ihr Vermögen zu heirathen!

Da schwebte sie die Stufen hinab wie eine Königin, und jetzt war sie im Wagen verschwunden. Ach, wie viele unterdrückte Seufzer gaben ihr das Geleit!

II.

Der geehrte Leser muß schon soviel erkannt haben, daß der selige Hr. Samuel F. Chattering, trotz aller in seinem Testamente zur Schau getragenen Weisheit, ein närrischer Kauz gewesen sein müsse. Er muß — werden die glimpflichsten Kritiker sagen — von Liebe und Frauenherzen wenig verstanden haben; denn welches Frauenzimmer hätte je einen Mann, den sie heirathen wollte, vorher reiflich geprüft? — Die Sache ist a priori unmöglich; denn hätte sie's gethan, so hätte sie nun und nimmer geheirathet!

Der Verewigte war in der That ein närrischer Kauz gewesen. In seiner Jugend ausschweifend und lüderlich, hatte er aus seiner eigenen Erfahrung eine sehr große Meinung von der Unwürdigkeit der meisten Ehestands-Candidaten und der Schwäche der meisten Frauenherzen gewonnen — ein Gewinn, der aller-

dings mit einer Niete in der Lebenslotterie gleichbedeutend ist. An der Schwelle der späteren Mannesjahre legte eine ihm zufallende Erbschaft den Grund zu seinem, durch glückliche Handelsspekulationen hernachmals so beträchtlichen Vermögen, und eine schöne und tugendhafte Hausfrau in Verbindung mit Geistlichen ihrer Kirche — der episkopalen — den Grund zu seiner Bekehrung zur Tugend und Weisheit. Seitdem schwärmte er für die Episkopalkirche, weil sie die Sünden so billig vergiebt und eine so geringe Prämie für ihre Himmelsassekuranz gebrechlicher Seelen berechnet. Er schwärmte auch für Uncle Sam, von dem er durch reiche Gouvernements-Contrakte einen Großtheil seines Reichthums herleitete. Als er endlich an seinem Lebensabende spürte, daß er seiner längst vorangegangenen Gattin und seinen Kindern bald in jenes Land würde nachfolgen müssen, wohin nur die Rechtgläubigen Eintritt haben, mögen die Anderen sich auch noch so sehr auf den Kopf stellen, ward ihm Angst um seiner einzigen Tochter Seelenheil, welches er nicht mit assekuriren konnte.

In diesem Seelenzustande fiel ihm glücklicherweise eine entfernte Verwandte ein, Fräulein Martha M. Smart, welche zeitlebens Lehrerin gewesen war und als solche einen Ruf hatte. Martha hatte einen Abscheu vor den Männern, vielleicht weil sich an ihr keiner versündigt hatte, und schien somit zur Erzieherin Sarah's wie geschaffen. Er ließ sie kommen, fand sie sofort bereit, auf seine Pläne mit dem lieben Kinde einzugehen, berieth mit ihr seinen letzten Willen und überwachte dann noch vier Jahre lang dieses Erziehungswerk, bis er sich, eben als Sarah siebzehn geworden war, zum Sterben niederlegte.

Welcher Art eine Erziehung sein konnte, die vor Allem darauf berechnet war, die reiche Erbin von der sündigen Männerwelt abzuschließen, das kann man sich denken. Viel Kirchgang und viel Gebet bildeten darin den Hauptbestandtheil; die Zuthat bestand aus etwas halsbrechendem Französisch, aus herzbrechendem Klavierspiel und aus den sogenannten common English branches, worunter der etwa sachkundige Leser sich ja nichts Ungewöhnliches und Außerordentliches denken möge. In der That wäre bei der lieblichen Sarah aller ungewöhnliche Unterricht auch kaum angebracht gewesen.

Denn ohne im Geringsten maliziös zu sein, müssen wir es eine alte bewährte Erfahrung nennen, daß die Mutter Natur, weil sie mit ihren Gaben geizt, höchst selten Schönheit und Geist zugleich verleiht. Um den Beweis unserer Unparteilichkeit zu geben, müssen wir vorausschicken, daß nach unserer Sachkenntniß schöne Männer in der Regel dumm sind, oder doch gerne dumm bleiben. Bei schönen, bei den schönsten Frauen — denn eigentlich sind alle Frauen schön — scheint aller brauchbare und auserlesene Stoff, woraus sie gebildet werden, im Gesicht und an der Oberfläche überhaupt daraufzugehen und wenig prima Qualität für Gehirn und Herz übrig zu bleiben. Damit wir jedoch bei keiner unserer holden Leserinnen anstoßen — worüber wir untröstlich sein würden — so gestatten wir allerdings seltene Ausnahmen.

Miß Sarah gehörte nicht zu diesen Ausnahmen. Ihre Schönheit war so außerordentlich, daß man alle Spiegel im Hause hätte entfernen müssen, wenn sie sich derselben nicht hätte bewußt werden sollen. Und im Bewußtsein ihrer Reize konnte sie unmöglich ein lebhaftes Bedürfniß nach Geistesbildung fühlen. Im Besitz dieses eines unfehlbaren Talismans, um sich die allgemeine Bewunderung zu sichern, und eines fürstlichen Vermögens — was in aller Welt hätte sie zu den Anstrengungen des Lernens anspornen sollen? Ihre Erzieherin Martha gab es auch, sei es nun, weil sich bei ihr die Trägheit des Alters einstellte, oder weil diese lehrerische Aufgabe ihre Kräfte überstieg, bald auf, aus dem reizenden Kinde eine Pallas Athene zu machen. „Was brauchst Du" — sagte sie bisweilen, um sich und sie über die zu hoch hängenden Trauben zu trösten — „was brauchst Du viele Kenntnisse; Du bist ja schön und reich. Dir kann es nicht

fehlen, zumal wenn Du den Segen des Himmels und Deines Vaters auf Deiner Seite hast." Und in nichts war die Schülerin lernbegieriger und gläubiger, als in Betreff dieser großen Wahrheit.

Am Unwissendsten war sie hinsichtlich des Unterschiedes, der zwischen Mannspersonen und weiblichen Wesen obwaltet. Daß die Einen Bärte tragen, oder aber scheeren lassen, Tuchkleider und filzene Ofenrohre, die Anderen nicht; — daß die Einen Baß singen, wenn sie überhaupt singen, die Anderen Diskant; daß die Einen arbeiten, die Anderen genießen müssen: das war das A und das O ihrer Menschenkenntniß. Glückselige Unschuld, in welcher die Frommen so gern alle ihre Schwestern erhalten möchten!

III.

Den Tag nach der gerichtlichen Eröffnung des Codicills war im Chattering'schen Landhause, welches auf einer prachtvollen Halbinsel dicht an der buchten- und felsenreichen Küste von Maine belegen war, in einem glänzend ausgestatteten Empfangzimmer eine große Anzahl von Herren zu sehen, welche seit den frühen Vormittagsstunden eingetroffen waren, um sich der reichen Erbin vorzustellen. Draußen auf der breiten Auffahrt drängten sich die wartenden Kutschen; im Parlor die Freier.

Die Tante Martha behandelte alle mit der größten Unparteilichkeit. Es wurde nur einer auf einmal vorgelassen, und zwar in der Reihe, in welcher sie gekommen waren. Das Ceremoniell dabei bestand darin, daß ein hochgewachsenes, ziemlich hübsches, kräftiges Kammermädchen in den Parlor eintrat, von einer Brieftafel jedesmal den Namen des Ankömmlings, an welchem die Reihe war, mit einer etwas rauhen Altstimme verlas, den Herrn, der auf diesen Namen antwortete, in das Gemach der jungen Erbin bekomplimentirte und ihn fünf Minuten später wieder in den Parlor zurückbrachte, um den Nächsten in der Reihe in's Heiligthum abzurufen.

Mit strahlenden, zuversichtlichen, erwartungsvollen Gesichtern gingen die Herren alle dem Empfange entgegen; mit verblüfften oder verdrießlichen Zügen kehrten sie alle von demselben zurück. Zur Erklärung dieses Räthsels müssen wir einen der Vorgelassenen in das Allerheiligste begleiten. Herr Seecapitän Bullock wird aufgerufen — ein stämmiger, mittelgroßer, jovial aussehender Dreißiger, um den die feinen Modekleider herumhängen, wie das zu weit gewordene Fell um ein Murmelthier, welches im Frühjahr seine Höhle verläßt.

Er tritt mit derbem Schritt und einer leichten Verbeugung in das verhängnißvolle Zimmer und sieht vor sich eine alte und eine junge Dame im höchsten Staat. Zwischen Beiden kann die Rechte nicht verkannt werden. Er tritt auf Fräulein Sarah zu mit siegesgewissen, tapferen Schritten — sie erhebt sich ihm gegenüber mit bezaubernder Anmuth — sie reicht ihm die kleine, marmorgleiche Hand — er faßt sie mit seinen Tatzen, daß sie für den Augenblick dazwischen völlig verschwindet. Er äußert sich unendlich erfreut, seine Aufwartung machen zu können — sie erröthet leicht, während er ihr nach Seemannsart tief in die schönen Augen sieht, sagt aber kein Sterbenswörtchen, sondern deutet mit Aug' und Hand auf einen reichverzierten damastbeschlagenen Sessel — er nimmt ihn ein und bemerkt dabei voll Verwunderung, daß alle Wände des Zimmers, soweit sie nicht mit Bildern, Vorhängen und Blumengestellen bedeckt sind, aus Spiegeln bestehen, in denen man sich zugleich von vorn, von hinten und von allen Seiten sieht — und da ihm das noch nie in seinem Leben vorgekommen ist, so wird er verlegen. Aber selbst ehe er im Stande wäre, das Wort zu ergreifen, wird die knarrende Stimme der Alten laut, welche folgende Rede hält:

„Sie sehen ein, mein werther Capitän, daß bei einem so unerwartet großen Andrange von Freiern — Sie sind soweit der siebenunddreißigste — die größte Unparteilichkeit vonnöthen ist, um keinen der Herren zu beleidigen, jedem eine gleiche Aussicht auf Erfolg zu eröffnen, jedem gleichviel Gelegenheit zu geben, daß er seine Vorzüge und Ansprüche zur Geltung bringe und einen Eindruck auf das Herz meines geliebten Pfleglings mache. Sie sehen gewiß auch ein, daß Fräulein Sarah, eben weil sie ihrem in Gott ruhenden Vater das heilige Versprechen hat geben müssen, den Gatten ihrer Wahl reiflich zu prüfen und ihre Heirath nicht zu übereilen, möglichst weite Kreise von Herren-Bekanntschaften haben und diese Bekanntschaften lange fortgesetzt und gründlicher vollendet haben muß, ehe sie ihr Jawort giebt. Sie sind deshalb gewiß auch mit uns davon überzeugt, daß für die erste Vorstellung fünf Minuten für jeden der anwesenden Herren genügen müssen — und — ach aber diese fünf Minuten (und sie sah dabei nach einer zwischen beiden Damen auf einem Marmortische stehenden Pendeluhr) sind fast schon vorüber!"

In der That — sie hat so langsam und feierlich gesprochen, daß fast fünf Minuten darüber vergangen sein mögen. Jetzt erheben sich beide Damen, zum Zeichen, daß der Besuch entlassen sei, und dem armen Seemann, welcher dergestalt moralisch zur Thür hinausgeworfen wird, bleibt nichts übrig, als sich ebenfalls zu erheben.

Er stammelt noch einige Worte von Wiedersehen — Glück — Gerechtigkeit — Aussichten — die alte Dame unterbricht ihn mit einer feierlichen Einladung zur Mittagsmahlzeit, welche sofort beginnen werde, sobald der letzte Herr werde „abgefertigt" sein — und unter den verbindlichsten, aber unendlich vornehmen Verbeugungen, an welchen Fräulein Sarah theilnimmt, wird der verblüffte Gast Schritt für Schritt bis an die Parlorthüre zurück bekomplimentirt — fast gedrängt. Hier angelangt, tritt ihm aus einer Seitenthüre das kräftige Kammermädchen entgegen, öffnet ihm die Parlorthüre, indem sie zugleich die letzte Aussicht in's Innere des Heiligthums verdeckt, führt ihn hinaus und citirt gleich darauf das nächste Opfer in dasselbe.

Der Eindruck, den ein solcher Empfang hinterlassen muß, läßt sich denken. Zwei oder drei der Herren — ein hoher Geistlicher der Episkopalkirche und ein Unionsoffizier, haben sich in der That schon entfernt. Sie sind unmittelbar nach vollbrachter Einweihungs-Feierlichkeit (Mystifikation) in ihre Kutschen gestiegen und unter allerhand Vorwänden sich von der Mittagstafel entschuldigend davongefahren.

Im Augenblicke sind noch etwa vierzig Herren im Parlor anwesend — einige und dreißig vorgelassene, enttäuschte, aus allen Himmeln gefallene, und fünf noch erwartungsselige, hoffnungsstrahlende, beglückungsbedürftige.

Bis dahin hat ziemliche Stille in dem geräumigen Empfangszimmer geherrscht — nur hier und da hatte man zu Zweien oder Dreien eine oft stockende leise oder halblaute Unterhaltung geführt. Der Hunger und das stete Anwachsen der Anzahl von enttäuschten Freiern löst endlich die Zungen.

„Verdammt!" ruft der Seecapitän so laut, daß es Alle hören und sich nach ihm hinwenden. „Ich bin schon dem Präsidenten der Vereinigten Staaten vorgestellt worden und habe seine Hände geschüttelt; aber so empörend vornehm ging es dabei nicht zu."

Das schien Allen aus der Seele gesprochen. Ein beifälliges Gemurmel durchlief das Zimmer, und ein feister ältlicher Advokat, dem man den Lebemann ansah, setzte noch lauter hinzu: „Man wird hier abgefertigt, wie die Stockfische, die man auf die Nase schlägt und auf einen Haufen wirft — meint Ihr nicht, Capitän?"

„Oder wie die Eingänge im Gericht, die man zu den Akten heftet und auf die Seite legt,“ gab der Seemann zurück.

„Ja, und was sollen die vielen Spiegel bedeuten, in denen man sich vervielfältigt sieht?“ fragte ein derber Farmerssohn, der als Hercules hätte figuriren können. „Da behalte Einer den Muth, eine verliebte Redensart anzubringen! Mein Lebtag' geh' ich nicht wieder in eine solche Mausefalle.“

Durch diese launigen Bemerkungen schien das Eis der allgemeinen Verdrießlichkeit gebrochen zu sein. Jeder beeilte sich als Stoiker zu erscheinen und durch einen Witz seine arge Enttäuschung zu verbergen. Einer sagte:

„Wenn wir Alle zur Tafel hier bleiben, so wird auf den Mann ein Stück Brod kommen, so groß wie ein Ladies-Finger, und ein Fingerhut voll Gemüse. Ich will mich inzeiten auf den Weg nach einer guten Mahlzeit machen.“

„Heda, Miß,“ rief Einer der so eben wieder eintretenden Kammerzofe zu, „wollen Sie für ein gutes Trinkgeld mich davon in Kenntniß setzen, wenn die engere Wahl vorgenommen wird, und meinen Namen mit auf die engere Wahlliste setzen?“

„Sagen Sie der alten Dame,“ sprach ein Anderer, „ich möchte wissen, ob es neben dem großen Loose nicht noch ein paar kleinere Gewinnste giebt. Sagen Sie ihr, ich hätte mich in ihr Redetalent verliebt“ —

Hier erscholl von manchen Seiten ein unterdrücktes Hohngelächter. Das Kammermädchen hielt ihre Würde aufrecht und verschwand mit einem der noch nicht Vorgestellten in's Heiligthum.

„So lange dieser alte Drache,“ sagte der Capitän mit einer Anspielung, die nicht schwer zu verstehen war, „den Schatz hütet, will ich lieber zehnmal Cap Hatteras doubliren als mich mit einem zweiten Annäherungsversuche lächerlich machen. Wer von den Herren hat die Stimme des Fräulein Chattering gehört?“

Keiner antwortete, und der Capitän erzählte, wie man ihn empfangen habe. Alle gestanden, genau ebenso behandelt worden zu sein. Jetzt lachte Jeder über das Mißgeschick seiner Nebenbuhler, und die Versammlung ward ziemlich lärmend.

„Es scheint, das Fräulein selber hat in dieser Election gar keine Stimme,“ meinte der Advokat.

„Ja, und obwohl ich sie seit zehn Jahren von Ansehen kenne, denn unsere Farmen stoßen an einander, so habe ich sie doch noch nie reden hören; sie ist aber nicht stumm,“ versicherte der Farmerssohn treuherzig. „Sie wird gehalten wie eine Nonne.“

„Guten Abend, meine Herren,“ rief der Capitän im Abgehen. „Und wer das große Loos gewinnt, der vergesse nicht, alle seine Nebenbuhler zum Hochzeitsmahle einzuladen. Wenn ich nicht zufällig auf dem Wallfischfange bin, komme ich gewiß.“

„Ihr könnt lange warten,“ rief ihm Einer nach; „denn entweder hat sie längst im Stillen gewählt, oder ihre Verwandten wollen sie unverheirathet erhalten, um ihre Million zu erben. Ich weiß, was ich thue. Ich sage es keinem Menschen, daß ich hier gewesen bin.“

„Das hilft Euch nichts,“ warf ein Anderer dazwischen, „uns Allen sieht man's noch vier Wochen lang an der Nase an, wo wir am heutigen Tage gewesen sind.“

Jetzt folgte eine witzige Bemerkung der andern Schlag auf Schlag. Jeder suchte sich über seinen Nebenbuhler lustig zu machen, und jeder rächte sich mit einem so lustigen Spotte, als er konnte. Am Ende blieben nur noch wenige der Hartnäckigsten zur Mittagsmahlzeit zurück; die Anderen stiegen in erkünstelter Heiterkeit auf und fuhren davon.

Wie es diesen Freiern erging, so allen anderen, welche noch während der nächsten Tage sich der reichen Erbin vorstellten. Die Sache machte weit und

breit Aufsehen, und Hunderte strömten aus bloßer Neugierde nach dem Landsitze, um in das berühmte Spiegelzimmer gelassen zu werden, die wunderbare Schönheit in aller Nähe zu sehen, den leisen Druck ihrer weichen Hand zu fühlen, im Stillen vielleicht auch mit der Hoffnung auf eine glückliche Nebenbuhlerschaft, und wochenlang war weit und breit von nichts die Rede als von der „modernen Penelope."

IV.

Zwei Jahre waren seitdem vergangen, und Miß Sarah war noch immer ledig und unversprochen. Zahllose Versuche, sich ihr anzunähern, waren gemacht worden und mißglückt. Alle Hartnäckigkeit einzelner Freier war an der noch viel größeren Zähigkeit der argusäugigen Pädagogin verloren. Selten wurde ein Besucher völlig abgewiesen; aber unter allerhand Vorwänden wurden sie alle wieder entfernt, ehe sie zu einer eingehenden Unterhaltung mit der schönen Erbin gelangen konnten. Es blieben zuletzt nur noch etwa ein Dutzend der jüngsten, unternehmendsten und zuversichtlichsten Burschen übrig, welche ihre Annäherungsarbeiten an diese schwierigste aller Festungen betrieben, bald durch rührende Liebesbriefe, bald durch einen Fußfall, bald durch Bestechungsversuche bei „dem alten Drachen" und dem „kräftigen Kammermädchen," oder selbst bei dem niederen Hausgesinde, welches ganz aus Frauenzimmern bestand, bald durch viel erfinderischere Pläne. Einer verkleidete sich als Gärtner und suchte Dienste beim Haushalte; ein anderer schmuggelte sich unter eine Anzahl Bauhandwerker ein, welche einmal zur Ausbesserung des Daches und anderer Theile des Landhauses bestellt wurden; noch ein anderer kam als „Peddlar" vor die verzauberte Wohnung. Einer endlich schlich sich von der Seeseite her in einem Segelboote bei Nachtzeit in den Garten ein und brachte hier im Gebüsch — nach Entfernung des Bootes — mehrere Tage und Nächte zu. Alle ohne ihrem Ziele irgendwie näher zu kommen. Man hört so oft die Behauptung, daß Liebe alle Hindernisse besiegen könne — hier wurde sie zu Schanden, entweder weil bei all' den Freiern die ächte Liebe fehlte, oder weil das Fräulein kein Organ für Gegenliebe hatte.

Am Ende geschah, was in solchem Falle immer geschehen wird; die in ihrer Vereinzelung ohnmächtigen Bewerber sahen die Nothwendigkeit ein, sich zu einem gemeinsamen Plane zu verbinden, um mit vereinten Kräften vorerst Allen den Sturm auf die Außenwerke zu ermöglichen und dann zu sehen, wer von ihnen die Eroberung vollenden würde. Da die ganze Nachbarschaft der Meinung war, daß zwei Jahre Vorbereitung zur Wahl Zeit genug wären, um bei der schönen Erbin den Verdacht einer übereilten Heirath zu beseitigen, und daß es hier eine infame Erbschleicherei zu vereiteln gelte, so hatten die Verschwornen an jedem Menschen weit und breit einen Verbündeten. Die Pädagogin konnte nicht umhin zu bemerken, daß alles Thun und Lassen in Haus und Garten bewacht, und daß sie selbst allgemein ingrimmig verhaßt war, und sie begann für ihre eigene Sicherheit zu fürchten und an eine Reise in's europäische Ausland zu denken, wohin ihr die Freier und dieser Haß nicht folgen würden.

Diese Absicht wurde sofort durch die getroffenen Vorbereitungen ruchbar, und die verschworenen Bewerber wurden dadurch zur Eile gedrängt. Unter dem Vortritte des schon von uns eingeführten Advokaten erschienen sie eines Morgens, zwölf Mann hoch, im Landhause und verlangten, Fräulein Sarah Chattering in wichtigen und unaufschiebbaren Geschäften zu sprechen.

Das „kräftige Kammermädchen" kam von drinnen mit der Antwort zurück, es sei Fräulein Chattering sehr leid, gerade heute Niemand vorlassen zu können, da sie sich unwohl fühle.

Der Advokat und Wortführer versetzte mit einer kaltblütigen Entschlossenheit

in Ton und Haltung: „Es thut uns sehr leid, daß wir gleichwohl darauf bestehen müssen, das Fräulein Sarah zu sprechen.“

Das Kammermädchen entfernte sich und kehrte zurück, von Fräulein Martha Smart auf dem Fuße gefolgt.

„Was ist zu Ihren Diensten, meine Herren,“ frug sie mit einer Würde, hinter welcher sich eine große Besorgniß schlecht verbarg. „Kann ich Ihre Aufträge für Fräulein Sarah entgegennehmen?“

„Nein, mein Fräulein! Unsere Aufträge sind gerichtlicher Natur und lediglich an Miß Sarah Chattering gerichtet.“

„Dann werde ich,“ sagte sie noch betroffener, „erst unsern Sachwalter kommen lassen, damit er sie untersuche.“

„Ihr Sachwalter ist so eben eingetroffen, von Allem unterrichtet und wird Ihnen rathen, Fräulein Sarah in unserer Gegenwart erscheinen zu lassen.“

Hier trat der Sachwalter wirklich ein und bestätigte das Gesagte.

Eine Viertelstunde später trat die Liebliche in das Empfangszimmer, vom Sachwalter, der Gouvernante und dem Kammermädchen gefolgt. Die zwölf Herren erhoben sich von ihren Sitzen und ordneten sich in einen Halbkreis.

„Mein Fräulein,“ begann der Advokat feierlich. „Da Sie nicht ganz wohl sind, so kommen wir ohne alle Einleitung zu der Angelegenheit, welche uns herführt. Es ist eine gerichtliche Anklage gegen Sie im Werke, dahin gehend, daß Sie das väterliche Testament gebrochen haben und verheirathet, oder doch versprochen gewesen sind vor erfülltem einundzwanzigsten Jahre. Eine offene Erklärung über die Begründetheit dieser Anklage vermag dieselbe zu entwaffnen und alle gerichtlichen Weiterungen zu ersparen.“ Und alle Blicke wandten sich forschend auf die Erbin.

Sie sah abwechselnd ihre Tante, ihren Sachwalter, den Advokaten an, erröthete, stammelte und sagte endlich gefaßter: „Nein, ich bin weder verheirathet, noch versprochen, noch nie gewesen.“

„Es ist aber bewiesen, daß Sie seit vier Jahren eine Mannsperson in Verkleidung um sich dulden.“ Wiederum gespannte Beobachtung ihrer Blicke durch Alle.

„Eine Mannsperson? — und wen? — ich weiß nichts davon,“ versetzte sie in aller Unschuld und Unbefangenheit.

„Dieses Ihr Kammermädchen hier ist erwiesenermaßen ein verkappter Mann, der Bruder Ihrer Erzieherin und heißt Frederik P. Smart.“

Hier that der „alte Drache“ einen lauten Schrei und mußte sich an einer Stuhllehne festhalten. In den Gesichtern der Bewerber malte sich Triumph und Schadenfreude — der Sachwalter der Damen zeigte sich ganz erstaunt — das „kräftige Kammermädchen“ knickte in die Kniee und griff mechanisch nach dem Drücker der Seitenthüre. Nur die Erbin sah unbefangen und mit kindischer Verwunderung drein, schlug die Hände zusammen und konnte nicht sofort Worte finden.

„Mr. Frederick P. Smart,“ beeilte sich der Advokat zu rufen, „in Ihrem eigenen Interesse fordere ich Sie auf, hier zu bleiben und das Weitere abzuwarten.“

Der Aufforderung wurde seiten des „Kammermädchens“ Folge geleistet. Die „Erzieherin“ rang nach Fassung. Endlich fand auch Sarah die Sprache wieder:

„Himmel, das ist ein Mann? Er hat ja keinen Bart und keine Baßstimme.“

Schon ein mittelmäßiger Menschenkenner mußte aus diesen Aeußerungen und Geberden der lieben Unschuld sich überzeugen, daß sie, weder verheirathet, noch versprochen war, noch je gewesen war.

Die anwesenden Herren standen ganz erstaunt, ja verblüfft da über einen heutzutage so seltenen Grad von Unschuld und Kindlichkeit.

Dies gab der alten Dame ihre Besinnung und ihr Selbstvertrauen wieder. „Haben Sie noch etwas hier auszurichten, meine Herren, oder ist Ihr gerichtlicher Auftrag zu Ende?" sagte sie mit schneidender Schärfe.

„Nichts mit Ihnen, geehrte Dame. Aber noch etwas bei Fräulein Chattering. Sie sehen uns"—fuhr er gegen Letztere gewandt, ebenso geschäftsmäßig, aber weniger giftig fort,—„Alle sehr erstaunt über diese Ihre Erklärung. Nicht wir allein, die ganze Umgegend auf zehn Meilen in der Runde glaubt steif und fest, daß Sie von der männlichen Natur dieses Kammermädchens etwas wissen müssen. Es ist keine Kleinigkeit, die öffentliche Meinung einer so großen und respektablen Nachbarschaft gegen sich zu haben, wie Sie, und es ist unter allen Umständen besser, wenn Sie das Geheimniß aufklären helfen, welches Sie und diese verkappte Mannsperson umgiebt."

„Was soll ich thun, um es aufzuklären?" fragte sie ängstlich.

„Sie sollten, damit sich die Grand Jury nicht hineinmische, weil hier Verdacht auf Erbschleicherei obwaltet, dreierlei thun, wenn Sie so weit Herrin in Ihrem eignen Hause sind, um es zu können. Sie sollten erstens gestatten, daß dieses Kammermädchen darauf untersucht werde, ob es ein Mann oder ein Weib ist; zweitens sollten Sie diese Dame, Miß Smart, auf einige Tage wenigstens aus Ihrem Hause entfernen, um zu beweisen, daß Sie wirklich frei sind und nicht das Opfer einer Intrigue; und drittens sollten Sie der Welt eine Erklärung dafür geben, weßhalb Sie sich nicht verheirathen, oder wenigstens Männer-Bekanntschaften suchen, obwohl Sie seit zwei Jahren mündig und frei sind."

„Diese Fragen muß ich eine völlig unberufene Einmischung in unsere eigenen Angelegenheiten nennen, gegen welche wir unser Hausrecht gebrauchen werden"—rief die alte Dame mit Heftigkeit. „Wir trotzen Ihrer Grand-Jury, und unser Sachwalter hier wird auf Ihrer augenblicklichen Entfernung bestehen." Und sie faßte Sarah bei der Hand, um sie zu entführen.

Aber eben, indem der Sachwalter Miene machte, der alten Dame den Rückzug zu sichern, kam unerwartete Entscheidung von Sarah selber.

Sie schämte sich—es war offenbar die erste Gelegenheit dazu in ihrem Leben—wie ein Kind an der Hand der Meisterin fortgeführt zu werden, und wollte auch einmal die Herrin spielen. „Tante, ich bleibe hier. Und Sie, Lizzy, wenn Sie wirklich ein Mann sind, so sehe ich gar nicht ein, warum Sie das nicht gestehen wollen—es ist doch keine Schande, ein Mann zu sein. Sagen Sie selber, ob ich das Mindeste davon gewußt habe, daß Sie es sind." Sarah hatte dies mit einem so unverkennbaren Trotze gesprochen, daß die Tante entwaffnet war. Zugleich drängten sich mehrere der Herren zwischen beide Frauen und ermuthigten durch Blicke und kurze, halblaute Zurufe die Erbin, sich auf sich selbst zu stellen.

„Herr Wisner," sagte sie zu ihrem Sachwalter, „ich verlange mehr Freiheit, als meine Tante mir läßt. Habe ich nicht ein Recht dazu?"

Hr. Wisner hatte im Nu begriffen, daß er nichts dabei verlieren könne, wenn er die Partei der reichen Erbin nähme, an Stelle derjenigen der Tante, und sagte: „Sie sind Herrin hier und sollten es künftig immer sein.— Also, Hr. Frederick P. Smart—wenn dies Ihr wahrer Name ist—so verhöhnen Sie nicht länger das beleidigte Rechtsgefühl von einer ganzen Grafschaft, sondern gestehen Sie, ehe es zu spät ist, wer Sie sind, und was Sie zu dieser Verkappung getrieben hat."

Die Verblüffung und sprachlose Wuth der alten Tante und die Verwirrung des „Kammermädchens," auf welche sich jetzt alle Blicke richteten, hatten den höchsten Grad erreicht.

Da bekam die Entwicklung abermals eine andere Gestalt. Das Kammermädchen stürzte sich mit einem raschen Entschlusse der reichen Erbin zu Füßen und begann mit bittenden Geberden, die immer inniger, und mit Baßtönen, die, aus einer langen Einrostung wiedergeboren, immer tiefer und voller wurden, wie folgt:

„Man hat Ihre Ehre anzutasten gewagt, mein Fräulein, und zugleich meine eigene. Die Ihrige ist mir wichtiger als die meinige; darum gestehe ich hier vor Zeugen, was ich bloß Ihnen zu gestehen schuldig bin. Ja, ich bin Miß Martha's Bruder, nicht ihre Schwester. Ich habe diese Verkleidung angenommen—aus Liebe zu Ihnen. Ja, ich habe Sie geliebt vom ersten Augenblicke an, da ich Sie gesehen, mit einer heißen Liebe, einer um so qualvolleren Liebe, da ich sie nicht gestehen, nicht ahnen lassen durfte. Meiner Schwester war es um Ihr Vermögen, das in der Familie bleiben sollte; mir war es um Ihre Person, um Ihre wunderbare Schönheit, um Ihr Lebensglück. Daß ich vier lange Jahre die härteste aller Proben bestanden habe, mit Verleugnung meines Geschlechtes, Niederkämpfung aller Triebe, welche täglich im Anschauen Ihrer Reize entzündet wurden, Erfüllung jedes Wunsches, den ich an Ihren Augen absehen konnte, das beweist für meine Willensstärke, für die Tiefe und Reinheit meiner Liebe, dafür, daß ich Ihres Besitzes nicht unwürdig bin—ich bezeuge Ihre Unschuld und Engelsreinheit—"

Hier unterbrach die ganze Freierschaar, welche bei dieser gefährlichen Liebeserklärung längst wie auf Kohlen gestanden hatte, den entkappten Bewerber durch einen Sturm eifersüchtiger und unwilliger Ausrufe: „Schleicher!—Erbschleicher!—Mannweib!—der Verräther! will er so sein Höllenwerk vollenden?"—

Dazwischen schrie die Tante, welche mit wachsender Hoffnung zugehört hatte: „Mein Kind, Deine Ehre ist reingewaschen!—jetzt gebrauche Dein Hausrecht—es ist Niemand Deiner würdiger als Frederick!"

Sarah durchlebte während Frederick's Ansprache und dem ihr folgenden Aufruhr in wenigen Augenblicken, was im Leben anderer Frauen Monate und Jahre ausfüllt — die Entwicklung der Weibesnatur zur vollen Blüthe des Bewußtseins ihrer Bestimmung und Bedeutung. Sie war ungemein überrascht, aber durchaus nicht verwirrt. Sie wurde jeden Augenblick sich klarer und selbstgewisser. Sie richtete sich auf zur Behauptung ihrer Würde und schien zu wachsen. Mit einer einzigen gebieterischen Geberde stellte sie die Ruhe wieder her und sprach:

„Ich wünsche allein gelassen zu werden. Wenn ich die Zeit dazu gekommen glaube, werde ich meine Entscheidung treffen, und Sie Alle sollen davon hören. Tante, auch Sie, und—Frederik—auch Sie—verlassen mein Haus, bis ich nach Ihnen sende! Sie mögen im Gartenpavillon wohnen, damit Sie nicht Unannehmlichkeiten seiten der Nachbarn ausgesetzt seien. Herr Wisner — haben Sie die Güte, im Hause hier zu bleiben, damit ich Schutz und einen Zeugen und Ihren guten Rath habe."

Und mit stolzen Schritten verließ sie rasch das Zimmer und riegelte die Thüre ihres Gemaches hinter sich zu. Herr Wisner aber bekomplimentirte mit vieler Mühe die Freier aus dem Parlor und Hause hinaus, worauf er Miß und Mister Smart nach dem Gartenpavillon begleitete.

V.

Wie nordische Pflanzen, je länger ihr Wachsthum durch Schnee und Eis zurückgehalten worden, und je später der Lenz sie wachruft, desto rascher und kräftiger das Versäumte nachholen, und ihr Sommer sich in wenige Wochen zusammendrängt: so hatte Sarah sich seit der Enthüllung der ihr gespielten Intrigue in eine ganz neue Lebensluft versetzt gefühlt und hatte mit dem Innewerden der ihr so plötzlich auferlegten eigenen Verantwortlichkeit in allem Thun und Lassen zugleich die Lust geschmeckt, sich endlich einmal frei bewegen und entfalten zu können, und seitdem blühte sie wunderbar schnell zum Weibe auf.

Es ist wahr, ihre Erziehung war vernachlässigt; aber sie hatte viel natürlichen Verstand, der bei den Frauen so oft die Schule ersetzen muß, und sobald sie

—zum ersten Male in ihrem Leben—mit ihren Gedanken ganz allein, und mit ihrem Witz auf sich selber angewiesen war, ging ihr ein Licht um das andere über die Pläne und Mittel ihrer Tante und die Eigenthümlichkeiten ihrer Lage auf.

Des Nachmittags schon fuhren drei ältere Frauen der Nachbarschaft vor, zu denen das am Vormittage Geschehene gedrungen war. Nicht so sehr Neugierde, als ächt weibliche Theilnahme für die schutz- und rathlose Lage der Erbin hatte sie hergetrieben. Im Gespräche mit diesen mütterlichen Freundinnen ward ihr wohl, kehrte Selbstvertrauen in sie ein und erfuhr sie mehr von der Welt draußen, von der man sie so lange abgeschlossen erhalten hatte, als vorher in dreiundzwanzig Lebensjahren. Sie wurde eingeladen, eine Reihe von Besuchen in den Häusern dieser Frauen und Gleichgesinnter zu machen, um sich zu erheitern und Raths zu erholen.

Um sich in der großen Gesellschaft einzubürgern und die versäumten Freuden derselben nachzuholen, fuhr sie jetzt einige Tage nach einander längere Zeit aus. Alles umdrängte sie, es strömten ihr die Bekanntschaften und Liebesbeweise zu und neben vielem wohlgemeinten guten Rathe erhielt sie auch Schmeichelei und Huldigungen in solchem Maße zugemessen, daß ein denkfesterer Kopf als der ihrige hätte schwindelig werden können.

Es verräth deßhalb eine gute natürliche Begabung, daß sie schon eine Woche später sich erstarkt genug fühlte, ihrer Tante und ihrem Onkel Frederick wieder gegenüber treten zu können. Sie beschied zuerst den Letzteren zu sich.

„Herr Frederick Smart," redete sie ihn an, als er bei seinem Eintritt sofort wieder Miene zu einem Fußfalle machte: „keine theatralische Scene? Ich habe jetzt schon Manches von der mir vordem so fremden Welt gesehen, und im Netze der Schmeicheleien fängt man mich nicht. Gestehen Sie aufrichtig, was Sie gegen mich im Schilde führten. Ich weiß vom Advokaten Wisner, daß man Ihrer Vergangenheit genau nachgespürt hat; daß man festgestellt hat, Sie seien ein Gesandtschafts-Attaché in Europa gewesen, in Amerika völlig verschollen und todt gesagt, als Ihre Schwester Sie hierher citirte und in Weiberkleider steckte. Ich weiß, in welchem Wirthshause an der Küste Sie als Mann mit Ihrer entgegengekommenen Schwester zusammentrafen und dasselbe in Frauenkleidern wieder verließen. Ich weiß ziemlich Alles, und das Uebrige kann ich mir denken. Sie sollen mir bloß sagen, ob es Ihnen mehr um mein Geld als um mich zu thun war. Aber wahrheitsgetreu!"

„Ich habe Ihnen schon Alles gestanden," sagte der junge Mann, der sich in neuen Herrenkleidern und mit einem keimenden Bärtchen ganz vortheilhaft ausnahm. „Wie immer es auch mit meiner Schwester in dieser Hinsicht sich verhalten möge: — ich habe mir nichts Schlechtes vorzuwerfen. Ich liebte Sie und werde Sie immer lieben, wenn ich Sie auch in den Armen eines Andern sehen müßte."

„Schön gesagt!" erwiederte sie ein wenig spöttisch. „Und daß Sie so lange mein Vertrauen getäuscht haben, mich so lange belogen haben—das ist wohl Alles in Ordnung wie das ABC? Warum traten Sie nicht ebensogut wie jeder Andere offen als Freier auf?—Ziemte das nicht einem Manne?"

„Genau dasselbe wandte ich meiner Schwester ein, als sie mich zu meiner Rolle zuerst beredete. Sie machte dagegen geltend, daß Sie als reiche Erbin bald von zahllosen Freiern umschwärmt, und meine Aussichten auf ein winziges Bruchtheil geschwunden sein würden, wenn man Sie nicht von der Männerwelt fern halte. Der Reichthum heirathe in der Regel den Reichthum, wenn er freie Wahl habe. Auch sei Gefahr, daß Sie zu früh ein Eheversprechen abgeben würden, also Ihrer Erbschaft verlustig gehen, wenn man Sie nach der vorangegangenen ganz einsamen, klösterlichen Erziehung plötzlich freilasse. Alles in Allem könnten Sie keine glücklichere Wahl treffen als mich, und wenn ich mein Geschlecht

standhaft bis zu Ihrem drei- oder vierundzwanzigsten Jahre verbergen könne, würde Ihr alsdann gereifter Verstand bei Entdeckung desselben Ihnen eine Heirath mit mir als die allerbeste erkennen lassen."

„Wirklich? sagte sie das? Und Sie — gaben Sie sich solchen elenden Sophismen gefangen? Sie scheinen im Gedankenstreite die Waffen bald zu strecken."

„Ich versprach ihr zunächst gar nichts, als ein paar Tage lang Maskerade bei Ihnen zu treiben. Die Sache schien mir ein köstlicher Spaß zu sein. Als ich aber hierher kam und Sie einmal gesehen hatte, verliebte ich mich so ernstlich in Sie, daß bei mir nur eine von zwei Wahlen blieb: entweder mich entdecken, meine Liebe gestehen, Ihre Freiheit und Ihr Vermögen dadurch gefährden — oder aber wenigstens verkappt in Ihrer unmittelbaren Nähe bleiben zu können, die mich beglückte, um vielleicht mit der Zeit Ihnen mehr als Kammermä.chen werden zu können."

„Es scheint, bei Ihnen deckt der Mantel der Liebe Alles zu, auch die schnödeste Täuschung einer geliebten Person," sagte sie, aber weniger spitzig im Tone als im Wort.

„Jeden zweiten oder dritten Abend, wenn ich mir die verrätherischen Barthaare mit einer feinen Kneipzange sorgfältig eines auf einmal vor dem Spiegel ausriß — ha! welcher Liebende hat wohl je so erfinderische Qualen geduldet? — dachte ich in meinen Schmerzen vor mich hin: Da, das ist für Sarah! — Halt' aus mein Herz, es ist für Sarah! — Tausendmal wenn ich Ihnen im Uebermaß meiner Gefühle um den Hals fallen und Alles verrathen wollte, sicher daß eine so ausdauernde treue Liebe von Ihnen erwidert werden würde, bezwang ich mich mit übermenschlicher Kraft, indem ich mir sagte: du bringst sie um ihr Vermögen, und du hast kein Recht dazu."

„Auf diese Art läßt sich jedes Verbrechen rechtfertigen, meinen Sie nicht, Onkel?" Sie betonte das Wort Onkel mit etwas Schadenfreude. „Glauben Sie nicht, daß ich ebenso standhaft als Sie hätte sein und vier lange Jahre warten können, hätten Sie mir sofort Ihr Geschlecht und Ihre Liebe gestanden, und hätte ich diese Liebe erwidern können. Ja, eine Frau wäre dies eher im Stande gewesen als ein Mann. Wenn Sie von mir geringer denken, so sind Sie ebendeßwegen kein Mann für mich."

Frederick stand ganz erstarrt da über die Wahrnehmung, wie sehr sein Nichtchen seit Kurzem an Verstande gewachsen war. Er verwirrte sich und stürzte ihr zu Füßen, aber ganz dicht vor ihr, indem er ihre Knie zu umklammern suchte. Sie vereitelte das durch einen raschen Sprung, während er mit den Händen in der Luft focht und flehte:

„Verzeihung, Sarah! Ich will ja mein Unrecht eingestehen. Ja, ich dachte zu gering von Ihrem Verstande und Ihrer Standhaftigkeit. Ich büße schrecklich dafür."

„Sehr gelinde," rief sie lustig. „Denn für die ausgerissenen Barthaare will ich Sie entschädigen, obwohl ich dieses grausame Opfer nicht verlangt habe. Für jeden Zoll Bart — und Sie müssen deren wohl ein Paarmalhunderttausend ausgezupft haben — will ich Ihnen einen blanken Dollar zahlen. Sie sollen reich werden, und das ist, was Sie gewünscht haben."

„O, dieser grausame Hohn", seufzte Frederick, und seine Augen wurden feucht, sein ganzes Wesen wie zu Eis verwandelt. Er stand ruhig auf und ohne sie wieder anzusehen, verließ er das Zimmer mit dem Rufe: „Sie werden mich nicht wiedersehen."

Sarah blickte ihm sprachlos nach. Auf einmal erzitterte sie wie im Fieberfrost. Es war ihr auf einmal klar geworden: er liebte sie doch. Es war das erste Liebesgeständniß ihr gegenüber, welches diesen Namen verdiente. Sie sagte sich selber, sie könnte ihn lieben trotz alledem und alledem. Für seine Betrügerei

hatte er sich ja selbst bitter bestraft. Ihn kannte sie und glaubte mit ihm in der Ehe weniger zu wagen, als mit jedem Anderen. Die Männer, welche sie bisher kennen gelernt, soviele es deren auch waren, hatten alle noch nicht den mindesten Eindruck auf ihr Herz gemacht. Sie wollte ihm nach, sie zitterte zu sehr.

Sie sah ihn unten vorbeistürmen nach dem Gartenthore zu. Sie hatte gerade noch soviel Kraft, das Fenster aufzureißen und mit von Thränen erstickter Stimme ihm nachzurufen: „Fred, Fred! Um Gottes willen, Fred!"

Er hörte es nicht mehr — fort war er.

Die ihm nachgeschickten Boten fanden, daß er in New-York einen californischen Dampfer bestiegen hatte. Dorthin, nach dem Goldlande folgten ihm ihre Briefe mit der herzlichen Bitte, zu ihr zurückzukehren und ihr ganz anzugehören.

Ein volles Jahr verstrich, ehe ihn diese Briefe erreichten. Dann eilte er zurück zu ihr auf den Flügeln der Liebe und durch die Schule der Leiden von der Reue wegen seiner Unredlichkeit erleichtert. Seine Schwester war, wenige Tage nach seiner Abreise, in Folge der tiefen Erschütterungen ihres Gemüths einem Schlaganfalle erlegen. Fred und Sarah sind ein glückliches Paar geworden, das durch reiche Spenden an die Nothleidenden seine Vergangenheit im Gedächtniß der Mitlebenden zu verwischen sucht.

Bücherschau.

Tiberius. — Von Adolf Stahr. Berlin, Verlag von J. Guttentag. 1863. — Der Verfasser hat es unternommen, einen der düstersten Charaktere des Alterthums im Lichte eines andern Urtheils erscheinen zu lassen. Es ist eine besonnene kritische Studie, das uns vorliegende Werk und wenn wir ein Endurtheil darüber aussprechen sollen, so müssen wir sagen, daß Stahrs Versuch, den Kaiser Tiberius in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren kein verfehlter zu nennen ist. Achtzehnhundert Jahre hat das Verdammungsurtheil, das Tacitus über den unglücklichen Kaiser ausspricht, auf dem Namen des Tiberius gelastet; Vellejus Paterculus wurde als ein Ausbund eines servilen Schmeichlers angesehen, weil er es wagte, dem Charakter des zweiten römischen Caesars Lobsprüche zu ertheilen. So viel vermag in der Literatur ein großer gewaltiger Name; Tacitus, der nach Tiberius Tode geboren wurde, vermochte es, jenen Kaiser in die Hölle zu sperren, welche die Geschichte für gekrönte Scheusale reservirt. Und doch! Tacitus hatte Unrecht, und Vellejus, der „Schmeichler", schrieb die Wahrheit da, wo der größte römische Historiker verleumdete.

Das Urtheil des Tacitus, sowohl in den Annalen, wie in den Geschichtsbüchern, ist uns schon in früheren Jahren oft als hart und einseitig vorgekommen. Was war denn eigentlich die alte Römertugend, deren Untergang er ewig beseufzt und die er einem entarteten Geschlechte zurückwünscht? Ihm ist sie nur zu Hause in den alten aristokratischen Familien, in den Valeriern, Metellern, Corneliern u. s. w. Vom eigentlichen Volke hat Tacitus gar keine richtige Vorstellung und vom Verständniß seiner Zeit findet sich keine Spur bei ihm. Ein „rückwärts

gekehrter Prophet“ sieht er in den Wirren seiner Zeit auch nie einen Keim sprossender Humanität, sondern hält zürnend seinen Zeitgenossen den Spiegel einer Vergangenheit vor, die sie kaum noch verstanden, die, fast bis auf die Sprache, ihnen völlig entfremdet war. Das Rom des Tiberius war nicht mehr das vorhannibalische Rom; die Weltstadt an der Tiber nicht mehr der kleine Mittelpunkt Latiums, vor dessen Thoren der Carthager lagerte. Alle Religionen waren flüssig geworden, die Sitten verwildert, die Aristokratie corrupt und ohnmächtig und ihr gegenüber stand eine ungeheure Masse Proletarier, die theilweise nur durch Spenden aus dem Staatsschatze erhalten werden konnte. Zur selben Zeit predigte bereits im fernen Palästina der große Lehrer den neuen Glauben, der erst die Welt geistig erobern und dann materiell beherrschen sollte.

Das alte Rom kannte keine Freiheit, sondern nur Freiheiten oder vielmehr Privilegien. Eine eigentliche Volksvertretung gab es trotz der Comitien nicht. Das Repräsentativ-System, die Schöpfung der modernen Zeit, war dem römischen Staatswesen unbekannt. Der feigen und dennoch conspirirenden Aristokratie gegenüber stützten sich besonders die Kaiser aus dem julisch-claudischen Hause, ehe sie sich ganz auf die Prätorianer verließen, auf das Volk und unterdrückten und decimirten den aristokratischen Senat. Das ist, in den Augen des Tacitus, das große Verbrechen des Tiberius. — Uns will der große römische Historiker zuweilen erscheinen, wie ein nativistisch gesinnter Sklavenhalter Amerika's, der in seinen vierten Juli Reden die Tugenden der Väter der Republik und die Einfachheit der Sitten in den ersten Decennien des Gemeinwesens preißt — wie sehr sein eigenes Geschlecht sich auch davon entfernt hat.

Diesen Standpunkt nimmt auch Stahr in seinem Buche ein, das mit Benutzung aller historischen Quellen auf dem Wege der Vergleichung und Sichtung den Kaiser Tiber in das Licht seiner Zeit zu setzen sucht. Selbst Tacitus rühmt in mehr als einer Beziehung die ersten Regierungsjahre des Kaisers; erst nach dem Verrathe Sejans, des Mannes, den er aus dem Staube empor gehoben, verlor der betagte Greis jeden Glauben an die Menschheit und erließ von seiner Felseninsel aus seine Blutdekrete gegen die römische Aristokratie.

Es fehlt uns leider der Raum, um das treffliche Buch von Capitel zu Capitel zu beleuchten. Wir können nur einzelne Schilderungen daraus geben. Nach dem Tode des Germanicus, — Stahr spricht den Kaiser von jeder Mitschuld frei —war der Schmerz des römischen Volkes über den Verlust seines Lieblings grenzenlos. Hören wir, wie Tiberius demselben zu steuern suchte:

„Der Schmerz des Volkes in Rom bei dem Tode des Germanicus war maßlos und äußerte sich in ebenso maßlosen Ehrenbezeugungen für den Gestorbenen. Tiberius trat keiner derselben entgegen; nur als man darauf antrug, dem Verstorbenen unter den großen klassischen Rednern in der Bibliothek des Apollotempels auf dem Palatin ein goldenes Reliefbildniß zu stiften, das alle andern an Größe und Pracht überragen sollte, erklärte Tiberius mit Bestimmtheit, er werde ihm nur den gewöhnlichen, an Größe den andern gleichen Ehrenschild zukommen lassen; denn in der Literatur mache der Rang keinen Unterschied, und es sei Ehre genug, sich in Gesellschaft der alten klassischen Schriftsteller zu befinden.

Wir sehen, auch hier ist Tiberius der sinnlosen Schmeichelei gegenüber in vollem Rechte. Aber auch sein übriges Benehmen bei dem Todesfalle erscheint durchaus würdevoll. Bei der feierlichen Einholung der sterblichen Ueberreste des Todten blieb er in seinem Palaste: er wollte seinen Schmerz und die Majestät des Kaisers nicht blosstellen. Blieb doch selbst die alte Mutter des Todten, Antonia, bei dieser Gelegenheit gleichfalls zurück, und wenn Tacitus für beides neben der natürlichen und wahren auch eine gehässige und unwahre Ursache anzuführen nicht verfehlt, so befolgt er darin nur sein gewöhnliches Verfahren: nichts zu verschweigen, was

der Haß der Späteren gegen Tiberius berichtete. Tiberius, so hieß es, habe nur deshalb sich nicht öffentlich gezeigt, damit das Volk nicht seinen Mangel an wahrer Trauer hätte entdecken sollen. Aber wenn Tiberius wirklich der Meister in aller Kunst der Verstellung war, als welchen Tacitus ihn so oft zu bezeichnen liebt, wie leicht hätte es ihm werden müssen, für einige Stunden den Schein tiefer Trauer zu heucheln, selbst wenn er nichts von einer solchen innerlich empfand! ganz abgesehen davon, daß es ihm gerade dann politisch klug erscheinen mußte, eine Rolle zu spielen, welche unendlich geringer Begabten in ähnlichen Fällen nicht schwer zu sein pflegt! Die Wahrheit ist, daß die bis zur Starrheit auf Behauptung männlicher und kaiserlicher Würde und Haltung gerichtete Natur seines Wesens gegen alles Zur-Schautragen der Empfindung einen Widerwillen hegte, der um so stärker war, je tiefer und heftiger er selbst innerlich empfand. Und je mehr er sich sagen mußte, daß das Publikum darauf lauere, sein Benehmen bei dieser Gelegenheit öffentlich zu schauen, um so fester mochte er darauf bestehen, ihm diesen Anblick zu versagen. Er verachtete das Urtheil der Menge zu sehr, um ihm irgendwie zu huldigen. Sein ganzes Schicksal zeigt uns, daß der Anstoß, den er durch sein Benehmen gab, oft nur auf diese seine Menschenverachtung und auf diese Starrheit seines Wesens zurückzuführen ist, während andererseits die ungerechte Beurtheilung, die sein Thun und Empfinden von Seiten der Mitwelt häufig genug erfuhr, ihn in seiner Menschenfeindlichkeit und düsteren Herbigkeit nur bestärken konnte.

Als die öffentliche Trauer und Klage, die alles Maaß überstieg, gar kein Ende finden konnte, rief der Kaiser Volk und Staat durch ein würdig gehaltenes Edikt zur Besonnenheit zurück, das nach Tacitus also lautet: „Schon viele erlauchte Römer seien im Dienste des gemeinsamen Wohles gestorben, aber noch keinem sei eine so heiße Trauer gewidmet worden. Auch sei das für ihn und für Alle von hohem Werthe, nur müsse doch Maaß auch darin gehalten werden. Denn nicht das Gleiche wolle sich geziemen für Kaiser und Volk des weltgebietenden Römerreichs, was bei geringeren Familien und Staaten wohl angehe. Bei dem noch frischen Schmerze sei das Leidtragen natürlich, und die Trauer eine tröstende Befriedigung gewesen. Jetzt jedoch sei es Zeit, zur Fassung zurückzukehren, wie ja auch einst der verewigte Julius nach dem Verluste seiner einzigen Tochter, und der verewigte Augustus, als ihm der Tod seine Enkel entrissen, sich aus ihrem Leide emporgerafft hätten. Es sei nicht nöthig, auf noch ältere Beispiele hinzuweisen, wie so oft das römische Volk den Verlust ganzer Heere, den Untergang seiner Heerführer, die Ausrottung ganzer edler Geschlechter mit Fassung ertragen habe. Die Fürsten seien sterblich, der Staat ewig. So möge man denn also zum Gewohnten zurückkehren und sich — (es war das Fest der Megalesien vor der Thüre) — auch wieder zu Erheiterungen wenden." Das Volk entsprach dieser Ermahnung, wie Tacitus hinzufügt, und man kehrte wieder zu den Geschäften des Lebens zurück."

Die moralische Verworfenheit des römischen Senats trat nach dem Stu ze des Sejanus in wahrhaft abscheulicher Weise an den Tag:

„Wilde Ausbrüche der Volkswuth, wie Juvenal sie uns so eben geschildert hat, erfüllten während der ersten Tage nach der Hinrichtung Sejan's die Hauptstadt mit Schrecken. Das Volk übte grausame Lynchjustiz an einzelnen Günstlingen des gestürzten Ministers, die sich durch ihren Hochmuth und Härte vorzugsweise den Haß der Menge zugezogen hatten, und auch die Prätorianer ließen durch Brandstiftung und Plünderung ihren Grimm darüber aus, daß man ihre Treue gegen den Kaiser beargwohnt und ihnen bei der Führung des Streiches gegen Sejan die Polizeikohorten vorgezogen hatte. Diesen Unordnungen machten jedoch die von dem Kaiser angeordneten energischen Maßregeln bald ein Ende.

Dagegen aber gab im Senate der Sturz des Sejan das Signal zu wahrhaften Bacchanalien rachsüchtiger Grausamkeit und blutdürstiger Verfolgung aller Anhänger des Hingerichteten. Alle diejenigen, welche siebzehn lange Jahre hindurch vor dem allmächtigen Minister gezittert: die hochmüthige Aristokratie, die entarteten Träger altberühmter Namen, welche sich vor dem ahnenlosen Emporkömmlinge in den Staub gebeugt oder nur heimlich und hinterwärts ihn mit boshaften Spottreden und Schmähgedichten anzugreifen gewagt hatten, alle, die er durch Zurücksetzung gekränkt oder deren Angehörige oder Freunde er verfolgt und verderbt hatte, — sie alle sahen jetzt die ersehnte Stunde der Rache und Vergeltung gekommen, und beeilten sich, dieselbe zu benutzen. An sie schlossen sich alle schlechten Elemente der sittlich verwilderten römischen Gesellschaft: die Ehrgeizigen und Habsüchtigen, die Glücks- und Stellenjäger, welche jetzt freie Bahn vor sich sahen, die Neidischen, welche mit bitterer Mißgunst die Größe und Macht des Gefallenen angesehen hatten, alle die falschen Freunde, deren Ansprüche er nicht, oder nicht im gehofften Maaße erfüllt hatte, und endlich eine große Anzahl seiner ehemaligen Anhänger und Werkzeuge, die mehr oder weniger versteckt mit ihm gemeinsame Sache gemacht und seine Plane gefördert hatten. Und wie immer waren es gerade diese letzteren, die sich am lautesten und wüthendsten als Feinde des Gefallenen geberdeten; denn für sie galt es, unter dem Schutze ihres blutdürstenden Eifers die eigene Rettung zu suchen. „Die früher um Sejan's Gunst gebuhlt," sagt Dio Cassius, „waren aus Furcht vor Strafe in großer Angst und Besorgniß, und die, welche sich von ihm als Ankläger und Zeugen hatten brauchen lassen gegen solche, welche er verderben wollte, sahen sich jetzt dem Verdachte bloßgestellt, daß sie die Angeklagten dem Sejan und nicht dem Kaiser geopfert hätten. Nur sehr wenige waren getrosten Muthes und voll guter Hoffnung, da sie in keinerlei solche Ränke verwickelt waren." Diese wenigen Redlichen und Ehrenhaften waren es denn auch, welche, wie Dio hinzusetzt, „die Schuld aller früheren argen Thaten auf Sejan schoben und nichts davon oder doch nur das Wenigste auf des Kaisers Rechnung setzten, indem sie meinten, derselbe habe um alle jene Dinge nicht gewußt und sie seien ihm abgedrungen worden."

Die nächsten Beschlüsse, welche der Senat nach Sejan's Hinrichtung faßte, kennzeichnen die Verworfenheit dieser erlauchten Körperschaft. „Sie thaten", sagt Dio Cassius, „als wären sie von einer despotischen Herrschaft befreit. Man beschloß die Errichtung einer Bildsäule der Freiheit auf dem Forum; Niemand sollte um seinen Tod Trauer anlegen; ein allgemeines Dankfest sollte gefeiert werden, bei dem — was nie zuvor geschehen war — sich alle Staatsbeamten und sämmtliche Priesterkollegien zu betheiligen hätten; Sejan's Todestag sollte alljährlich durch Rennspiele und Thierhetzen unter Mitwirkung aller vier Priesterkollegien und der Augustalischen Priestergenossenschaft — was gleichfalls nie zuvor geschehen war — als ein feierliches Staatsfest begangen werden. Wie sie selbst den Gefallenen durch das Uebermaaß und die Unerhörtheit der Ehrenbezeugungen in sein Verderben gestürzt hatten, so glaubten sie denn auch den Göttern unerhörte Dankbezeugungen abstatten zu müssen. Ja so sehr waren sie von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie ihm durch solche Schmeicheleien den Verstand verrückt hätten, daß sie unmittelbar nach seinem Sturze den ausdrücklichen Beschluß veröffentlichten: Keinem sollten hinfort mehr so übermäßige Ehren zuertheilt und nie wieder bei dem Namen eines andern als bei dem des Herrschers ein Schwur geleistet werden. Allein kaum hatten sie wie auf göttliche Eingebung diese vernünftigen Beschlüsse gefaßt, als sie nicht lange darauf schon wieder dem Makro und dem Lako zu schmeicheln begannen, ihnen reiche Geldgeschenke und Ehren, dem Lako quästorischen, dem Makro prätorischen Rang zuertheilten; auch sollten beide im Theater auf den Plätzen der Senatoren sitzen und bei den angelobten Festfeiern in der purpurverbrämten Toga erscheinen dürfen. Allein beide nah-

men diese Ehren nicht an, denn das noch frische Beispiel Sejan's schreckte sie ab."

Die Wirkung, welche die Entdeckung von den Freveln und dem Verrathe seines Busenfreundes auf das Gemüth des Tiberius übte, war furchtbar. Eine völlige Verzweiflung an der Menschheit, ein finsterer Ingrimm gegen die Welt und gegen sein eigenes Schicksal kamen über ihn. Es schien, als ob mit Sejan's Verrath das letzte Band zerrissen sei, das ihn noch mit der Menschheit verbunden gehalten hatte. Wenn dieser Mann ihn verrathen hatte, wem konnte, wem sollte er noch trauen?! Seine grausame Rache an den Theilnehmern des Sejanischen Frevels kannte zu Anfang kein Maaß und Ziel und schonungslos ließ er fast Alles, was ihm bei der Untersuchung in den Wurf kam, foltern und hinrichten. Sein Schmerz und seine Verzweiflung grenzten an Wahnsinn, und es ist kaum zu bezweifeln, daß seitdem seine Seele zeitweise von dem Schatten des Irrsinns umnachtet blieb. Jener schon früher erwähnte Aufschrei der Verzweiflung, der sich in einem Brief an den Senat seiner sonst so verschlossenen Brust entrang, offenbart uns die fürchterliche Unseligkeit seines Zustandes. Die herzerschütternden Anfangsworte dieses Briefes, in welchem er „das ganze Gefühl seines innern Elends zusammenfaßt," lauteten: „Was ich Euch schreiben soll, oder wie ich es schreiben soll, oder was ich überhaupt in diesem Momente nicht schreiben soll— mögen mich alle Götter und Göttinnen noch grausamer hinsterben lassen, als ich mich jetzt schon täglich hinsterben fühle, wenn ich es weiß!" Es gehört die ganze unbeugsame Voreingenommenheit eines Tacitus dazu, in diesen Worten des alten kranken Kaisers den Ausbruch innerer Gewissensbisse zu sehen. Montaigne hat anders geurtheilt.

Tiberius überließ weiterhin die Rache an den Anhängern und Werkzeugen Sejan's größtentheils dem Senate. Es gewährte ihm eine Art wilden Genusses, zu sehen, wie diese hohe Körperschaft und die ganze adelige Gesellschaft Rom's in dem Bestreben, durch immer neue Anklagen und Blutopfer wirklicher oder vermeintlicher Genossen des gestürzten Ministers ihm ihre Loyalität zu beweisen, sich untereinander selbst zerfleischte. Er hatte nicht nöthig, ihren Eifer in der Bestrafung seiner Feinde zu spornen. Sejan's Name wurde aus den Fasten und allen öffentlichen Staatsdenkmälern ausgetilgt, als sollte jede Spur seines Andenkens, jede Erinnerung an ihn vernichtet werden. Nichts macht grausamer als die Furcht, und fast Alle hatten zu fürchten. „Alle Verwandte und Freunde Sejan's, überhaupt alle, die sich huldigend um seine Gunst bemüht oder auf Ehrenbezeichnungen für ihn angetragen hatten, sagt Dio Cassius, wurden in dem ungeheuren Staatsprocesse, der nach seiner Hinrichtung begann, vor Gericht gezogen: und bei den Meisten wurden eben diejenigen Dinge, um derentwillen sie früher beneidet worden waren, Grund ihrer Verurtheilung: die andern verurtheilten sie jetzt über dieselben Dinge, zu denen die, die jetzt das Richteramt übten, selbst im Senate ihre Stimme gegeben hatten. Viele auch, welche früher vor Gericht gestanden und Lossprechung erlangt hatten, wurden jetzt auf's Neue angeklagt und verurtheilt, weil man behauptete, sie seien zuvor nur dem Sejan zu Liebe für unschuldig erklärt worden. Ja auch wenn auf einen Angeklagten sonst nichts weiter gebracht werden konnte, als daß er der Freund Sejan's gewesen, so genügte dies auch zu seiner Verurtheilung." Wohl erklärte mancher beherzte Mann in solcher Lage, wie der ungenannte mannhafte Redner bei Tacitus, ehe er sich den Dolch in's Herz stieß, solches Verfahren für schamlose Niedertracht, da ja Tiberius selbst der innigste Freund Sejan's gewesen, den er zum Eidam und Amtsgenossen erkoren, und Tiberius selbst sah mit Achtung auf solchen Freimuth.

Aber solche Appellation an Vernunft und Ehrgefühl der richtenden Senatoren fand kein Gehör bei Menschen, die gerade darum, weil sie selbst früher dem Gestürzten kriechend gehuldigt, jetzt die grausamsten Ankläger seiner Freunde

waren, weil es galt, sich selbst weiß zu brennen oder gar Ehre und Vortheil zu erlangen. Trotzdem sahen auch sie sich, wie Dio Cassius hinzusetzt, nicht selten in ihren Hoffnungen getäuscht; „denn desselben Verbrechens, das sie gegen andere vorbrachten, angeklagt, stürzten sie theils deshalb, theils als Verräther ihrer Genossen diesen in die Grube nach, welche sie ihnen gegraben hatten." Die allgemeine Niedertracht Roms feierte einen blutigen Hexensabbath. Es lohnt nicht, die Gräuel dieser Schreckenszeit einzeln aufzuzählen: wie Todesurtheile und Vermögenseinziehungen in Masse vom Senate verhängt, und Senatoren und Ritter, Männer und Frauen jeden Alters zusammen in die Kerker geworfen, und theils in denselben erdrosselt, theils durch die Volkstribunen oder durch die Konsuln vom Tarpejischen Felsen gestürzt und ihre nackten Leichen auf das Forum geschleppt und dann in den Tiberstrom geworfen wurden. Wir wissen, daß viele Angeklagte sich nach freimüthiger Vertheidigung selbst entleibten, um dem Schimpfe solcher Hinrichtung zu entgehen und zugleich den Ihrigen ihr Vermögen zu retten, welches sonst der Staatskasse zugefallen wäre."

Zum Schlusse geben wir noch das Urtheil seines Nachfolgers, des wilden Caligula, der trotz seiner Wildheit in lichten Augenblicken ein Mann von Geist war, wie sein Urtheil über Seneca als Schriftsteller beweist:

„Tiberius Nachfolger, der halbwahnsinnige Caligula, hatte zuweilen Augenblicke hellen Verstandes. In einem solchen war es, daß er diesen Senatoren, die sich erlaubten, auf Tiberius zu schimpfen, ihr Sündenregister vorhielt. „Ihr allein," sagte er, „tragt die Schuld an den bei weitem meisten aller unter Tiber vorgekommenen Justizmorde, die einen als Angeber und Ankläger, die andern durch ihr falsches Zeugniß, und das ganze Corps als Richter." Er hielt ihnen die dafür zeugenden schriftlichen Aktenstücke vor, die er durch seine Geheimschreiber vorlesen ließ, und schloß dann mit den Worten: „Gesetzt, Tiberius wäre ein ungerechter Herrscher gewesen, so war es Eure Pflicht, ihn nicht, so lange er lebte, mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen und nach seinem Tode alle die, wer weiß wie vielen Feierreden und Ehrenbeschlüsse in ihr Gegentheil umzuwandeln. Aber Ihr habt Euch gegen ihn ebenso sinnlos und ehrlos benommen, wie Ihr den Sejan erst mit Dünkel und Verblendung durch Eure Kriecherei erfüllt und ihn dann gemordet habt; und darum darf ich auch für mich von Euch nichts Gutes erwarten." Zum Schlusse seiner Rede führte er endlich den Tiberius selbst redend ein, als spräche dieser zu ihm, wie folgt: „Was Du da gesagt hast, ist Alles vollkommen wahr und richtig, und darum rathe ich Dir, liebe keinen und schone keinen von diesen Menschen. Denn sie hassen Dich alle, und wünschen im Herzen Deinen Tod und werden Dich ermorden, sobald sie es können. Gieb also jeden Gedanken, Dir ihre Neigung durch Dein Thun zu erwerben, auf und was sie etwa schwatzen mögen, darum kümmere Dich nicht, sondern habe einzig, wie es das Richtigste ist, Dein eigenes Wohlbefinden und Deine Sicherheit im Auge; denn so nur wirst Du Dich vor Unheil bewahren und Dein Leben genießen, und wirst obenein von ihnen gern oder ungern geehrt und respektirt werden. Verfährst Du aber auf jene erste Weise, so wirst Du in Wirklichkeit keinen Dank, höchstens in Wirklichkeit eine leere Ehre davon haben, die Dir nichts Reelles bringt, Du wirst das Ziel ihrer hinterlistigen Anschläge werden und zuletzt ein unrühmliches Ende finden. Denn kein Mensch läßt sich Abhängigkeit von dem Willen eines Herrschers freiwillig gefallen, sondern er schmeichelt und ehrt den Stärkeren nur in soweit er ihn fürchtet; sobald er Muth und Kraft gewachsen fühlt, rächt er sich, wenn er der Stärkere ist, an seinem frühern Beherrscher!"

Wer es auch gewesen sein mag, der diese furchtbaren Worte gesprochen hat, — er war ein Menschenkenner, der tiefer in das Geheimniß des Lebens und der Wandlungen Tiber's eingedrungen war, als irgend ein anderer vor und nach ihm. War es Caligula selbst, — so wäre das nur ein Beweis, daß auch Narren

zuweilen die Wahrheit treffen. Caligula war freilich ein Toller, aber es war Methode in seinem Wahnsinn, und vor allen Dingen: er war „ein Toller in Freiheit," der sagen durfte, was er dachte. Von solchen aber lautet das tiefsinnige Wort des Dichters:

— —es redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn ach! Weisheit im Sklaven verstummt!

In der That, jenes fürchterliche Wort war wirklich das letzte Glaubensbekenntniß des unglücklichen Tiberius, das letzte Resultat der Erfahrungen, die diesem hochbegabten Menschen ein langes Leben und die dreiundzwanzigjährige Laufbahn als Beherrscher des römischen Weltreichs verbittert, und die ihn schließlich zu jener ekelerfüllten Verachtung der Welt und Menschen um ihn her gebracht haben, wie sie sich in diesem Bekenntniß ausspricht. So konnte am Schlusse eines thatenreichen Lebens nur ein Mensch empfinden und denken, der durch eine entsetzliche Schule von Leiden und Enttäuschungen hindurch gegangen war. Mit solcher furchtbaren Resignation auf alle edleren Hebel, auf allen Glauben an die durch solche Hebel auszuübende Wirksamkeit auf seine Zeitgenossen, konnte nur Derjenige enden, der einst diesen Glauben gehegt und diese Hebel versucht und vergebens versucht hatte, der Haß geerntet hatte, wo er Neigung gesäet, Undank, Verleumdung und Verrath erfahren, wo er Gutes gethan, und Vertrauen geschenkt hatte. Daß dies das tragische Geschick Tiber's gewesen, haben diese Blätter zum Theil schon erwiesen."

Wir empfehlen das treffliche Buch jedem Freunde der Geschichte. Manches ist uns als etwas skizzirt und flüchtig vorgekommen; die gründliche Tiefe Mommsens erreicht Stahr nicht, allein es ist ein äußerst werthvoller Beitrag zur Kenntniß der Geschichte jener Zeit.—Es giebt noch viele dunkle Stellen in der Geschichte und noch viele ungerechte Urtheile über Personen, die als Tradition von Jahrhundert zu Jahrhundert bis auf uns gekommen sind. Wir geben dem Verfasser Recht, wenn er in der Vorrede das Wort Eggers anführt: Après tous les travaux du génie et de l'erudition une histoire est à peine commencé dans notre siècle: celle de la verité historique! (Nach allen Arbeiten des Genies und der Gelehrsamkeit ist eine Geschichte in unserm Jahrhundert kaum angefangen worden: die der historischen Wahrheit!) Stahr's Arbeit ist ein werthvoller Beitrag zu derselben.

Deutsche Chronik in der Geschichte des Ohio-Thales und seiner Hauptstadt Cincinnati. Von Emil Klauprecht.*) Man kann die Geschichte eines Volkes das allgemein bewußte Leben desselben nennen. Alle Ereignisse, Begebenheiten, Thaten und Zustände der Vergangenheit sind selten in ihren jeweiligen Entwickelungsperioden Allen zum vollen Bewußtsein gekommen; sie identificirten sich selten mit allen Klassen und Individuen eines Volkes, und wenn dies der Fall war, so wiederholten sie sich nicht unmittelbar in der ganzen Menschheit. Alle ihre prismatischen Strahlen in dem Bewußtsein des Geistes zusammenzufassen, d. h. alle Ereignisse, Begebenheiten, Thaten und Zustände in ihren Entwicklungen, ihren Ursachen und Wirkungen darzustellen, ist die Aufgabe der Geschichte. Sie umfaßt daher alle Gebiete der menschlichen Thätigkeit—sie ist gleichsam Theil eines geistigen Kosmos. Wie in der Welt der materiellen Erscheinungen in allen ihren Entwicklungsphasen immer dasselbe Princip des Lebens erkennbar ist, so sind hier, in der Geschichte eines Volkes, wie der Menschheit alle Vorgänge und Zustände Manifestationen ein und derselben göttlichen Energie, und wenn wir bei der Lektüre der Geschichte uns

* Druck und Verlag von G. Hof und M. A. Jacobi, Cincinnati, Ohio.

dieser Energie, des „Absoluten“ bewußt werden, so fühlen wir, wie auch unser Leben in diesem allgemeinen Leben der Geschichte pulsirt, wie unsere ganze geistige Existenz in demselben wurzelt. Die Menschheit und die Natur in ihrer Geschichte sind daher die einzigen wahren Quellen der göttlichen Offenbarung. Das Studium der Geschichte, besonders hier als der der Menschheit, im Ganzen, wie in ihren einzelnen Verzweigungen, ist dem Menschen zu seiner vollkommenen Ausbildung und zur Erkenntniß seiner wahren Bestimmung nothwendig, des Mannes von Beruf nicht zu gedenken, welcher an ihrer Quelle zur Erfrischung und Kräftigung seiner Thätigkeit unaufhörlich zu schöpfen hat. Durch die Geschichte werden wir eingeleitet in das innere Getriebe des menschlichen Wirkens und Schaffens, welches sich durch Jahrhunderte, ja, durch Jahrtausende hindurchzieht, erhalten wir einen Einblick in die anfänglichen Ursachen, welche langjährige Zustände, wie ganze Generationen umgestalteten; selbst in das verborgenste Treiben der Persönlichkeiten führt sie uns ein, wie sie uns Aufschluß giebt über das Zeiten überdauernde Wirken großer Geister und uns dasselbe in aufmunternden Beispielen zur Nacheiferung vor Augen führt. Sie wird so ein Leitstern dem Einzelnen in seinen Bestrebungen, wie zur Völkerlehrerin. Sie giebt hier ein warnendes Beispiel Denen, welche sich dem Entwickelungsgange der Menschen entgegenzustellen wagen, und steht dort tröstend und ermunternd Denjenigen zur Seite, welche unverdient unter den Launen und der Willkür des Einzelnen, wie der Menge, leidet und nicht selten physisch zu Grunde geht. Doch auch für die näheren Interessen des Lebens hat sie Auge, indem sie in dem Wirken der Gesellschaft auch die leisesten Herzschläge der Familie, wie des Individuums reproducirt.

Wie nun der einzelne Mensch nur sein wirkliches, wahres Leben lebt, wenn das Wirken und Streben seiner Zeit sich in ihm, wenn auch in geringem Grade, reflectirt: so auch ist ein Volk nur dann als ein solches zu betrachten, wenn es eine Geschichte hat, in welcher das ganze großartige Wirken und Schaffen desselben als ein von einem allgemeinen Bewußtsein durchdrungenen geistigen Gebilde, sich abspiegelt.

Alle Unternehmungen, welche es sich zur Aufgabe setzen, der Lebensquelle eines Volkes nachzuspüren, den von ihr ausfließenden Strom in allen seinen Windungen zu verfolgen, die reichen Schätze in seiner Tiefe zu erspähen und hervorzuholen, tragen daher dazu bei, den einzelnen Menschen, wie ganze Völker über die höchsten Fragen ihrer Existenz aufzuklären, sie zu bilden und zu veredeln. Jedes neue Werk auf dem Gebiete der Geschichte, welches sich seiner Aufgabe würdig entledigt, sollte mithin so schnell wie möglich zu einem Gemeingute des Volkes gemacht werden, aus dem es hervorgegangen, sollte überall einer willigen Aufnahme begegnen. Hier liegt auch die wahre Aufgabe des Geschichtsschreibers, daß er die prismatischen Strahlen der menschlichen Thätigkeit—mag er sich nun auf einzelne Gebiete beschränken, oder ein großes Ganzes umfassen—in dem Bewußtsein seines Geistes zusammenfaßt und als geistiges Gebilde seinem Volke und der Menschheit übergiebt; wo dies nicht der Fall ist, wird der Historiker nie seine Aufgabe in richtiger Weise erfüllen, und alle seine Arbeiten werden nur als Material für künftige Verarbeitungen dienen. Es ist vorzugsweise zur Aufgabe der Gegenwart geworden, deren ganzes Culturleben sich immer mehr als eine allgemein bewußte Werkthätigkeit offenbart, neben dem selbstständigen Schaffen die ganze Vergangenheit in ihrer allseitigen Thätigkeit unserer Generation vor Augen zu führen, damit sie über ihre culturhistorischen Zielpunkte vollständig aufgeklärt werde, damit sie die Schranken erkenne und beseitige, welche ihrer Entwicklung hinderlich sind, so wie sich der richtigen Mittel bediene, welche diese Entwickelung fördern und heben. Besonders in Deutschland macht sich gegenwärtig diese Richtung vorzüglich geltend, indem in dem letzten Jahrzehnte eine nie vorher in solchem Grade zu erblickende Thätig-

keit auf dem Gebiete der Geschichte sich entfaltete, diesen Zweig der Literatur mit nicht unbedeutenden Werken bereichernd und vermehrend.

Das oben angeführte Bedürfniß, die verborgenen Schätze des Volkslebens aus der Vergangenheit zu heben und Allen zum Bewußtsein zu bringen, macht sich jetzt auch allmählig unter den Deutschen hierlands geltend. Man fühlte schon längst, daß das deutsche Element vorzugsweise in den Vereinigten Staaten innig mit der Geschichte derselben verwoben ist und allmählig eine selbstständige Bedeutung erlangt hat. Bereits mit dem Aufdämmern des europäischen Culturlebens in den Wildnissen Nordamerika's waren auch schon Deutsche zu finden, welche den Samen deutscher Kraft und Betriebsamkeit in die mühesam gezogenen Furchen der hier aufblühenden Kultur eingestreut haben; welche, wie sie die unwirthlichen Waldstrecken und Steppen klärten und gleichsam in ein Urkundenbuch ihres Fleißes und ihrer Ausdauer umwandelten, auch die unwegsamen Gründe des Urwaldes erforschten, und als sich nach und nach ein staatliches Leben immer fester zu organisiren begann, thätig, fördernd und nicht selten mit einer selbst ihre anglo-amerikanischen Brüder beschämenden Opferfreudigkeit wirkten und handelten. — Die Anfänge auf dem Gebiete der deutsch-amerikanischen Geschichtschreibung sind freilich noch sehr bescheiden. Doch aller Anfang ist schwer, und dieser mußte einmal gemacht werden. Bei dem gänzlichen Mangel an Vorarbeiten ist jede neue Arbeit mit unsäglichen Mühen verknüpft, und eine billige Beschränkung der Forderungen ist für vorerst nothwendig.

Es sollte Angesichts dieser Betrachtungen jedes Unternehmen darum so viel wie möglich gefördert werden; es sollte sich jeder Deutsch-Amerikaner zur Ehrenaufgabe machen, jede neue Erscheinung nach Kräften zu unterstützen, und ihr überall Eingang zu verschaffen suchen. Es ist ein eigener Genuß, an der Hand der Geschichte das Leben vergangener Jahrhunderte in seinen Entwicklungsphasen zu verfolgen und so gleichsam noch einmal wirkend und schaffend vor Augen zu haben und zu sehen, wie alle seine Tendenzen nur darauf hinausgingen, der Gegenwart, in welcher wir leben und weben, ihre Gestalt und Bedeutung zu geben; wie alle Vorhergegangenen für uns schufen und wirkten, stritten und litten. Und verdient die Bemühung des Geschichtschreibers, welcher sich bestrebt, das Andenken an alles dies bei der Nachwelt wieder aufzufrischen, uns in Erinnerung zu bringen, nicht alle Anerkennung, alle Unterstützung und allen Lohn? Können wir das Andenken der Verdienste der Vergangenheit schöner ehren, als indem wir das Verdienst, dasselbe uns überliefert zu haben, zu würdigen und zu belohnen wissen! Wir tragen so eine Schuld ab, zu welcher uns die Vergangenheit verpflichtet. Wir selbst werden in unsern Bestrebungen und in unserm Schaffen ermuntert und angespornt, indem wir lebhaft fühlen, daß wir mit ihnen zu einem Culturleben, welches Andere schon vor uns genährt, und welchem auch wir angehören, etwas beigetragen haben. Das Leben Einzelner wird so zum Leben Aller, wie sich das Leben Aller wiederum in dem Einzelnen reflektirt. Es wird daher, wie schon bemerkt, jedem Deutschen hierlands zur Pflicht, jedem Unternehmen in dieser Richtung hülfreich beizustehen und den Ergebnissen der deutsch-amerikanischen Geschichtschreibung eine allgemeine Verbreitung zu sichern, so die in unserer Mitte weilenden Kräfte zur Thätigkeit auf diesem Gebiete anspornend — zukünftige Kapp, Wiesner u. A. Es wird durch sie das Material kritisch gesichtet und gesammelt werden, als verdienstvolle Vorarbeiten zu einer deutsch-amerikanischen Culturgeschichte.

Vorstehende Bemerkungen wurden vorzugsweise durch oben genanntes Werk hervorgerufen. Der Verfasser hat es hier unternommen, aus authentischen Quellen die allmählige Entwickelung des Deutschthums im Ohio-Thale und der Stadt Cincinnati insbesondere, wie es in und mit der allgemeinen Geschichte des Landes sich gestaltet, dem Leser in einer lebendigen, anmuthigen Sprache vor Augen zu

führen. Die Geschichte des Ohio-Thales umfaßt drei Epochen: die der französischen, englischen und amerikanischen Herrschaft. Die letztere theilt sich wieder in drei Perioden: die territoriale, staatliche und schließlich die das staatliche Leben entfaltende. Die erste Epoche umfaßt den Zeitraum von 1682—1763, die zweite den von 1763—1783; die letzte, welche der interessanteste Theil des Werkes zu werden verspricht, fängt mit dem Jahr 1783 an und erstreckt sich bis auf die Gegenwart. Der Verfasser hat aus einem reichen, jahrelang gesammelten Material bisher vergessene Namen und Thaten deutscher Männer hervorgeholt, und mit liebevoller Pietät, wie er sich selbst in seinem dem bereits erschienenen ersten Hefte seines Werkes beigegebenen Vorworte ausdrückt, „das Andenken an die wackern deutschen Altvordern bei uns Nachkömmlingen aufzufrischen" unternommen. Dieses Werk verdient daher eine allgemeine Verbreitung; es ist dies wohl der schönste Lohn für die jahrelangen Bemühungen seines Herausgebers.

Wir empfehlen schließlich diese „Chronik" allen Lesern der „Monatshefte", ihrem Verfasser in dem Wunsche beistimmend, daß sie den Deutschen zu einem Maßstabe ihrer immer voranschreitenden Geistesbildung, ihrer erfolgreichen Cultur der Wissenschaften und Künste, ihres Gewerbfleißes und Handels sowohl wie ihres allgemeinen Wohlstandes und Glückes dienen möge."

Max Eberhardt.

Wir finden ferner auf unserm Büchertische:

CAXTONIANA, a series of essays on Life, Literature and Manners. By Sir E. Bulwer Lytton, Bart, New York, Harper & Brothers, 1864. Chicago, bei S. C. Griggs & Co. Preis $1.25.

COCHIN, Results of Slavery. Aus dem Französischen übersetzt von Mary L. Booth. Boston, Walker Wise & Co.—Chicago bei S. C. Griggs & Co., deren Besprechung in einem der nächsten Hefte wir uns vorbehalten.

Literarisches. "The German American" ist der Titel eines von Hrn. Carl Pfirsching in New York herausgegebenen Wochenblattes, welches sich die Vertretung deutscher Ansichten und deutscher Interessen gegenüber den eingeborenen Amerikanern zum Ziele gesteckt hat.

Manche unserer Leser werden sich erinnern, daß schon im Jahre 1855 von dem unglücklichen Christian Essellen, in Verbindung mit einem Amerikaner Klippart, der Versuch gemacht wurde, eine ähnliche Wochenschrift unter dem Titel "The American Liberal" in's Leben zu rufen. Damals waren die Verhältnisse ungünstig und das treffliche Blatt ging nach kurzem Bestehen wieder ein. — Allein das Bedürfniß nach einem solchen Organ blieb und gerade jetzt ist es doppelt nothwendig, daß unsere englisch redenden Mitbürger erfahren, wie unsere politischen und socialen Zustände vom deutschen Standpunkte aus aufgefaßt werden.

"The German American" widmet sich dieser Aufgabe mit Eifer und Geschick. Das Blatt ist trefflich redigirt, erscheint in großem Format zu dem billigen Preis von $2.50 pro Jahr. Dasselbe bringt in jeder Nummer Auszüge aus den leitenden deutschen radicalen Zeitungen, hat reichhaltige europäische Correspondenzen und bemüht sich auch, das amerikanische Publikum durch gute Uebersetzungen mit den Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt zu machen. Wir bemerken mit Vergnügen, daß der Herausgeber fleißig aus den „Monatsheften" übersetzt.

In Betreff der Präsidentschaftsfrage steht das Blatt entschieden auf der Seite Fremont's. So sehr wir dem "German American" ein großes Publikum unter den Amerikanern wünschen, so würden wir doch eine Pflicht versäumen, wenn wir es unterließen, das Blatt den Lesern des „Monatshefte" zu empfehlen.

Miscellen.

Militär-Forderungen an die Regierung. Der gediegene Aufsatz von Karl Göpp: „Die Werbungen der Republik," im Märzheft, giebt uns ein lebhaftes, aber trauriges Bild von den mit unserm Militärsystem verknüpften Uebelständen, sowie von den Mühen und Beschwerden, die es einen Soldaten, dessen Angehörigen oder Erben kostet, eine, noch so gerechte Forderung an die Regierung durchzusetzen.

Die Beseitigung jener Uebelstände ist keine leichte Aufgabe in diesem, trotz allen Fortschritts so sehr an abgelebten Formen klebenden Landes. Doch lassen sich, so lange sie bestehen, die Härten derselben für den Einzelnen auf mancherlei Weise mildern. Der Staat Kentucky ist in dieser Beziehung mit einem guten Beispiele vorangegangen, und wäre es zu wünschen, daß die übrigen Staaten diesem Beispiele folgten. Die kürzlich auseinandergegangene Gesetzgebung von Kentucky hat nämlich ein Gesetz angenommen, welches dem Gouverneur aufgiebt, einen sogenannten „Claim-Agenten" anzustellen, der seinen Wohnsitz in Washington zu nehmen hat, und dessen Amt es ist, von den Gerichten oder Departements in Washington, alle aus dem Krieg erwachsenden Ansprüche oder Forderungen, die der Staat oder irgend einer seiner Bürger an die Regierung der Vereinigten Staaten hat, zu betreiben. Dieser Agent ist ferner verpflichtet, alle von Soldaten oder Bürgern des Staates an ihn in Betreff solcher Ansprüche gerichteten Anfragen zu beantworten und noch außerdem solche Dienstleistungen, wie sie ihm der Gouverneur aufgeben mag, zu verrichten. Seine Dienstleistungen werden ihm mit 2400 Dollars per Jahr vom Staate vergütet, Gebühren darf er für die Betreibung der genannten Ansprüche oder Forderungen weder berechnen, noch annehmen; auch darf er keine Forderung an die Vereinigten Staaten ankaufen oder veräußern, gleichviel ob ihm dieselbe zur Eintreibung übergeben worden ist oder nicht: eine sehr weise Bestimmung, um jede Beschwindelung oder Uebervortheilung der Personen, die eine solche Forderung an die Regierung haben, zu verhindern. Jedes Zuwiderhandeln gegen diese Bestimmungen wird als criminelles Vergehen (misdemeanour) betrachtet, welches nach dem Gutdünken der Jury durch Geldbuße oder Gefängnißstrafe zu ahnden ist. Für die treue und gewissenhafte Erfüllung seiner Amtsobliegenheiten hat der Agent Bürgschaft zu leisten. Nur in dem Falle, daß die Anspruch-Erhebenden weder Soldaten noch legale Repräsentanten (also weder Angehörige noch legale Erben derselben) sind, darf er Gebühren berechnen; und zwar, wenn die Forderung 100 Dollars oder weniger beträgt, bis zu 10 Prozent, wenn sie zwischen 100 und 1000 Dollars beträgt 10 Dollars für das erste Hundert und 5 Prozent für den Rest, und wenn sie aber über 1000 Dollars beträgt, 5 Prozent für das erste Tausend und 2½ Prozent für den Rest. Doch darf er ausschließlich nur dem Staate Kentucky und dessen Bürgern dienen. Eine Uebertretung dieser Bestimmung zieht seine Entlassung und eine auf den zehnfachen Betrag der berechneten Gebühren sich belaufende Geldstrafe nach sich.

Der Gouverneur von Kentucky hat bereits einen „Claim-Agenten" in der Person des auf sein Ansuchen verabschiedeten Generals J. T. Boyle ernannt, welcher eine geraume Zeit hindurch Befehlshaber des Militärdistrikts von Kentucky war.

Mir scheinen die vorstehenden Maßregeln in ihrer Art so vollkommen zu sein, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen. Jeder (männliche oder weibliche) Be-

wohner Kentucky's der eine Forderung an die Regierung hat, mag sie nun Bounty-, Sold- oder Pensions- oder Entschädigungsansprüche betreffen, hat sich einfach an den Claim-Agenten zu wenden, der dieselbe als officieller Anwalt betreiben muß und zwar unentgeltlich, wenn die Forderung von einem Soldaten herrührt. Wie vielen unnützen Anfragen, Hin- und Herreisen, Zeit- und Geldverlust wird dadurch vorgebeugt, und wie jede Beschwindelung und Uebervortheilung vermieden. Und einem solchen officiellen Agenten, der in Washington selbst wohnt, stehen ganz andere Mittel und Wege zur Geltendmachung einer Forderung zu Gebote, als irgend einem andern Agenten, der sich mit Geltendmachung von Militär-Forderungen befaßt.

Mit leichter Mühe ließen sich ähnliche Maßregeln in jedem Staate durchsetzen. In keinem Staate würde die Gesetzgebung sich weigern, auf an sie gerichtete Petitionen hin einen Claim-Agenten nach dem Vorgange Kentucky's nach Washington zu senden. Möchten die Deutschen in jedem Staate eine solche Petition anregen und sich dadurch den Dank unserer braven Soldaten, resp. deren Wittwen und Waisen sichern. L. Stierlin.

Buchhändler im alten Rom. Seit Fausts und Guttenbergs bewegliche Typen im Gebrauch sind, hat immer die Meinung geherrscht, daß es vorher nur wenige und sehr theure Bücher gegeben habe. Damit hat sich weiter die Ansicht verknüpft, daß literarische Bildung das Eigenthum einiger wenigen Reichen und solcher Gelehrten gewesen sei, die im Drang nach Wissen die Mühe nicht gescheut hätten, Handschriften für sich abzuschreiben. In Beziehung auf das Mittelalter hat dieser allgemeine Glaube Recht, was aber das alte Rom betrifft, so beruht er auf einem starken Irrthum. Sind auch jährlich nicht die Massen von Büchern in Umlauf gekommen, die in unserm Leipziger Meßkatalog paradiren, so hat es doch eine sehr lebhafte Theilnahme für die Literatur und einen sehr thätigen Buchhandel gegeben.

Martial, Ovid und Properz rühmen von sich, daß die ganze Welt sie kenne. Hätte es im alten Rom wirklich so wenige Käufer und Leser von Büchern gegeben, wie man gewöhnlich annimmt, so wäre das eine wahrhaft kindische Prahlerei. Jene Dichter brauchen auch nicht blos jene allgemeine Phrase. Alte und Junge, sagen sie, Mädchen und Frauen, Rom und die Provinzen, der Senat und das Lager lesen unsere Verse.' Horaz spricht in einer seiner Satyren seinen Mißmuth darüber aus, daß der gemeine Haufen seine Werke besitze; der nicht so aristokratische Martial freut sich, daß ganz Rom seine Verse liebe, lobe und singe, jede Brusttasche, jede Hand sie besitze.

Zu kaufen brauchte allerdings nicht Jeder, der neue Werke kennen lernen wollte. Es gab öffentliche Leihbibliotheken, in denen man kein Lesegeld bezahlte. Es gab Vorlesungen, in denen Dichter und Gelehrte ihre neuen Werke vortrugen. Diese Vorlesungen wurden rasch zu einer alltäglichen Erscheinung. In Bädern und an andern öffentlichen Orten wurde fast täglich vorgelesen, und nicht selten kamen Vorträge vor, denen selbst die Kaiser aus Politik beiwohnten. Plinius erwähnt in einem seiner Briefe, daß im letzten Monat kaum an einem einzigen Tage eine Vorlesung gefehlt habe. Juvenal sagt von Statius, daß er die Stadt entzückt habe, als er seine Thebais vorgelesen. Alles sei herbeigeströmt, die Bänke seien unter der Masse der Zuhörer zusammengebrochen, aber den Dichter habe man hungern lassen.

Es ist gewiß, daß das Fehlen der Presse die niedern Stände von der Literatur nicht ausschloß. Sie hatten ihre Bücher und ihre Zeitungen. Die beste aller Autoritäten, Tacitus, bürgt uns dafür, daß man in den Provinzen und in den Lagern mit großer Gier nach den Zeitungen griff. „Jeder wollte wissen, was Thraseas nicht gethan habe," spottet der aristokratische Geschichtschreiber. Bücher

nach Art der heutigen „in diesem Jahr" gedruckten Schriften waren viel verbreitet. Augustus ließ einmal auf falsche sibyllinische Bücher fahnden und in Rom allein fanden sich deren zweitausend. Eitle Männer verfaßten Gelegenheitsschriften und vertheilten sie in Rom und den Provinzen. „Laß dir von Regulus erzählen," schreibt Plinius an einen Freund, „von Regulus, der sich aufs Trauern versteht, wie kein anderer Mensch. Er hat sich in den Kopf gesetzt, den Verlust seines Sohnes recht auffällig zu beweinen. Er setzt Bildhauer und Maler in Thätigkeit und hat eine Trauerrede abgefaßt, die er nicht blos in Rom öffentlich vorliest, sondern auch in tausend Abschriften in die Provinzen schickt."

Im Buchhandel spielten die Schulbücher eine ähnliche Rolle wie heute. Wenn Juvenal schildert, wie ein Knabe die Verse, die er vortragen sollte, unter der Bank noch einmal heimlich liest, ehe er aufsteht, so ergiebt sich daraus, daß die römischen Knaben Schulbücher hatten, in die sie Ohren machten, die sie zerrissen und verloren, wie es heute nicht anders geschieht. Die beliebten römischen Dichter wurden in den Schulen studirt. Persius sagt uns, es sei das Streben jedes Schriftstellers gewesen, seine Werke in den Schulen eingeführt zu sehen. Nero, der darum nicht erst zu bitten brauchte, gab gemessene Befehle, die liebe Schuljugend mit seinen Versen bekannt zu machen.

Die stärkste Andeutung einer großen buchhändlerischen Thätigkeit findet ein anonymer Artikel des Cornhill-Magazin (Januarheft von 1864) darin, daß jedes Haus sein besonderes Bücherzimmer hatte. Mancher Römer kaufte Bücher, weil es Mode war, und sah mehr auf den Einband als in den Inhalt. Darum verspottet Seneca die Manie für Bücher, allein die Allgemeinheit verräth doch, welch ein wichtiges Element des römischen Lebens die Literatur war. Ein zweiter Beweis dafür ist der, daß jede wohlhabende Familie besondere Sklaven hielt, welche für die Bücher Sorge tragen, sie abschreiben und aus ihnen vorlesen mußten.

Da die Bücher in allen Händen waren, so konnten sie nicht theuer sein. Der gelehrte Franzose Geraud kommt in seiner „Abhandlung über die Bücher im Alterthum" zu dem Schlusse, daß die Preise niedriger gewesen seien als heutzutage. Martial macht einige Angaben über die Preise seiner eigenen Schriften. Das erste Buch seiner Epigramme war elegant gebunden für drei Denare (beinah ein Thaler) zu haben. In einem wohlfeileren Einbande kostete es blos sechs bis zehn Sestertien (zehn bis vierzehn Neugroschen). Das dreizehnte Buch wurde für vier Sestertien (nicht ganz sieben Neugroschen) verkauft, und Martial meint, der Buchhändler könne es auf die Hälfte herabsetzen und würde immer noch gewinnen. Wenn ein gebundenes Buch, das nicht einmal sieben Neugroschen kostete, einen Gewinn von mehr als hundert Prozent ergab, so müssen die Herstellungskosten sehr gering gewesen sein.

Horaz sagt, ein gelungenes Werk bringe dem Verfasser Ehre und dem Verleger Geld, denn es gehe sogar über Meer. Hatte der Verfasser weiter nichts als Ehre? Man hat es vielfach geglaubt und doch ist es unrichtig. Livius ist gewiß nicht so honorirt worden wie Macaulay oder Thiers, aber Honorare hat es gegeben. Der offenherzige Martial verräth, was ihn so fleißig mache: der Hunger und die Bitten seiner Freunde. Er hat einmal an ein Buch Epigramme nicht die letzte Feile gelegt, weil er auf das Honorar nicht länger warten konnte. Geraud hat berechnet, daß Martial für seine Epigramme 4400 Franken erhalten habe. Das ist nicht viel, aber lange nach der Erfindung der Buchdruckerkunst sind schlechtere Honorare bezahlt worden. Unsere Hölty, Bürger, Waiblinger und die englischen Dichter aus den Dachkammern der Londoner Grubstreet haben das mit bitterm Leid erfahren.

Im Mittelalter waren die Bücher selten und theuer, im römischen Alterthum zahlreich und wohlfeil. Der Unterschied erklärt sich dadurch, daß im Mittelalter Mönche und im Alterthum Sklaven die Abschreiber waren. Sklavenarbeit ist

wohlfeil und in Rom war sie im Ueberfluß zu haben. Hunderte, ja Tausende von Sklaven beschäftigten sich mit Abschreiben. In jedem guten Hause gab es Vorleser und Abschreiber, die ebenso unentbehrlich waren wie Köche und Bedienten. Selbst die Frauen hatten ihre Abschreiberinnen. Diese Sklaven schrieben nicht blos nach Dictaten oder machten Auszüge, sondern sie copirten auch jedes Buch, das im Buchhandel nicht mehr zu haben war.

Der römische Buchhandel entstand weit später als das Abschreiben durch Haussklaven. Sein Begründer oder Erfinder war Atticus, ein Mann von feinem Geschmack und selbst ein Schriftsteller. Er bildete eine Anzahl von Sklaven für den speziellen Zweck des Abschreibens aus und gab dem Geschäft einen so großen Maßstab, daß er die Bücher fast so rasch vervielfältigen konnte, als sie verlangt wurden. Er verkaufte sie so wohlfeil, daß die Leute sie lieber von ihm entnahmen, als von ihren Sklaven abschreiben ließen. Da er Erfolg hatte, so fand er Nachahmer. Der Buchhandel wurde zu einem besondern Geschäft.

Bald wurden in jedem Stadtviertel Roms Buchladen geöffnet. Die Säulen der Hallen und Bäder wurden mit Ankündigungen von Büchern beklebt. Beliebte Schriftsteller sahen sich umlagert von Buchhändlern, die ein neues Werk, das beim Vorlesen Beifall gefunden hatte, in die Oeffentlichkeit bringen wollten. Oft wurde dieser Geschäftseifer bestraft, es blieben Krebse auf dem Lager, aber man hatte ja die Provinzen, die Manches nahmen, was in Rom keine Käufer fand.

Die geschäftliche Einrichtung des Abschreibens erlaubte eine rasche Vervielfältigung. Ein Sklave diktirte hundert Abschreibern zugleich. Martials Mittheilung, das ganze zweite Buch seiner Epigramme werde in einer Stunde abgeschrieben, ist wohl nicht wörtlich zu nehmen. Jenes Buch hat 540 Verse, mithin kämen neun auf die Minute. Zehn Abschriften in einem Tage brachte ein Sklave gewiß fertig, so daß tausend Exemplare täglich geliefert werden konnten.

Daß Werke, die nach dem Dictat geschrieben wurden, viele Fehler enthielten, ist natürlich. Alle römischen Schriftsteller klagen darüber. Ueberdies waren Abkürzungen gebräuchlich, durch die spätere Abschreiber, namentlich die Mönche des Mittelalters, irre gemacht wurden. Drei Jahrhunderte haben unsere Philologen daran gearbeitet, die Fehler der alten Handschriften auszumerzen, und sind damit noch nicht zu Stande gekommen.

Zeitungen in Konstantinopel. Die Hauptstadt des türkischen Reiches hat eine europäische und eine türkische Tagesliteratur. Es erscheinen drei englische Zeitungen—Levant Herald und Levant Review in Konstantinopel, Smyrna Mail in Smyrna—und ebenso viele französische, Impartial, ein altes Blatt aus Smyrna, Journal de Constantinople, das von der türkischen Regierung unterstützt wird, und Courier d'Orient, ein französisches Oppositionsblatt. Der Einfluß dieser europäischen Blätter beschränkt sich auf die leitenden Staatsmänner. Der Sultan selbst läßt sich die wichtigsten Artikel vorlesen. Für die einheimische Presse existiren ein Preßgesetz und Preßbureau. Das Preßgesetz beruht auf demselben System von inspirirten Artikeln, Verwarnungen, Beschlagnahmen und Suspensionen wie das französische. Die Oppositionspresse, welcher die griechischen, armenischen und bulgarischen Zeitungen insgesammt angehören, brauchen sich vor dem Preßgesetz nicht zu fürchten. Die Türken sind gutmüthig und blicken auf ihre christlichen Gegner mit Hochmuth herab. Ist eine Zeitung weggenommen worden und der Eigenthümer oder auch nur ein Freund bittet um Nachsicht, so wird sie gewiß wieder frei gegeben. Das Preßbureau wird von einem Franzosen Rogues geleitet. Da man in Konstantinopel bald gemerkt hat, daß eine öffentliche Meinung sich nicht machen läßt, so ist das Amt des französischen Literaten zu einer Sinecure geworden.

An Rang die erste unter den türkischen Zeitungen ist der Takvim, die Staatszeitung. Sie wird von allen Behörden gehalten und in die Provinz geschickt. Halbamtlich ist Alfred Churchill's „Dscherideh," geschätzt wegen seines reichen Feuilletons und seines vorzüglichen Styles. Außerdem erscheinen der Terjuman Ahwal (Erklärer der Ereignisse), Tasviri Evkiar (Spiegel der Gedanken), Medschmai Fanun (Magazin der Künste) und Medschmuai Hawades (Magazin von Neuigkeiten) türkisch und der Dschewaib arabisch. Neu hinzugekommen sind der Medschmuai Ibari Intibar (Magazin sittlicher Beispiele) und der Miraat (Spiegel). Alle diese Zeitungen werden mit schlechten Typen grob gedruckt. Der Türke will diese mangelhafte typographische Ausstattung, weil sie dem Gedruckten das Ansehen von Geschriebenem giebt. Sieht man den Inhalt mit europäischen Augen an, so wird man von dieser Tagespresse wenig Ersprießliches erwarten. Alle Hofnachrichten werden im schwülstigsten Styl mitgetheilt, dann folgen Ernennungen, politische Nachrichten von großer Magerkeit, einige Notizen für Küche, Garten oder Werkstatt und zum Schluß vielleicht die Uebersetzung einer französischen Novelle. Diese Tagespresse ist trotzdem wichtig, schon deßhalb, weil sie überhaupt existirt und die Türken zu einem lesenden Volke zu machen anfängt. Auch haben die scheinbar farblosesten Artikel einen tieferen Sinn und der Eingeborene erkennt deßhalb in den Zeitungen Parteirichtungen und Tendenzen, von denen der Europäer nichts merkt. Die Herausgeber und Mitarbeiter sind sämmtlich Männer des Fortschrittes, Reformtürken. Die Bevölkerung der Hauptstadt nimmt einen so regen Antheil, daß die neuen Zeitungsladen gute Geschäfte machen. Die vornehmen Türken halten ihre eigene Zeitung, die gewöhnlich nicht früher an den Herrn gelangt, als bis der Pfeifenstopfer und der Teppichleger sie gelesen haben. Die Beamten finden Zeitungen in ihren Amtsstuben und lesen sie dort. Die europäischen lassen sie stets liegen, die türkischen nehmen sie stets mit nach Hause. Das ist ein sicheres Anzeichen, daß die Frauen auch Zeitungen lesen. Obgleich die Griechinnen und Armenierinnen, weil sie selbst ungebildet zu sein pflegen, ihren europäischen Bekannten zu erzählen pflegen, keine Türkin könne lesen, ist es mit der Bildung der Frauen aus den höheren Classen gar nicht so übel bestellt. Vornehme Türkinnen halten für ihre Kinder eine Erzieherin und für sich selbst eine Vorleserin. Einige, wie Leilah Khatun, Fuad Pascha's Muhme, sind beliebte Dichterinnen, und ein ausgewählter Kreis versammelt sich allwöchentlich in Bajesid's Moschee, wo ein fein gebildeter Mollah populär-wissenschaftliche Vorlesungen hält. In jedem guten Hause giebt es für die Söhne und Töchter europäische Bilderbücher, deren Erklärung vom Vater erwartet wird. Zwei der beliebtesten Schriftsteller, Munif Effendi und Aghiah Effendi, gehen mit dem Plane um, eine Illustrirte Zeitung zu gründen. Ali Bey hat in seinem Magazin sittlicher Beispiele bereits einen Versuch gemacht, der indessen nicht glücklich ausgefallen ist. Die Illustrirte Zeitung, die den türkischen Literaten vorschwebt, soll eine Frauenzeitung sein. Die Zeitungen üben bis jetzt nur in Konstantinopel, Brussa und Smyrna ihren Einfluß. In der Provinz vegetirt noch das Alttürkenthum, das weder liest noch arbeitet und Kaffee trinkend, Tabak rauchend den Märchenerzählern zuhört.

Thackeray †. Die englische Literatur nicht blos, sondern die aller gebildeten Völker hat einen ungemein schweren und herben Verlust erlitten durch den plötzlichen Tod von William Makepeace Thackeray. Er wurde ohne vorhergegangene Krankheit gerade am Morgen des Weihnachtstages leblos im Bette gefunden, ein Gehirnschlag hatte während der Nacht seinem Dasein das Ende bereitet. Wie bekannt, war der Verstorbene neben Dickens der größte Romandichter des gegenwärtigen England; wie bei uns die Streitfrage oft genug noch angeregt wird, ob Goethe oder Schiller bedeutender, so fragt man sich in der Heimath jener

Beiden, wer von ihnen den Anderen überrage, und auch hier muß, wie dort, die Antwort lauten: Jeder ist in seiner Weise groß. Thackeray entstammte einer sassischen Familie in Yorkshire, war aber 1811 in Calcutta geboren, wo sein Vater als Civilbeamter im Dienste der ostindischen Compagnie stand. Ziemlich jung kam er nach England, wo er zuerst Unterricht in Charterhouse empfing und dann ein Jahr in Cambridge studirte, ohne jedoch sich einen akademischen Grad zu erwerben. Er wollte im Gegentheil Maler werden, Talent dazu besaß er in reichem Maße. Aber die Familienverhältnisse waren dem Plane, nach Rom zu gehen, nicht günstig, und so warf sich denn der junge Mann auf die Schriftstellerei, indem er für eine von seinem Vater begründete liberale Zeitung, den „Constitutional", fleißig Beiträge lieferte. Als das Unternehmen fehlschlug, der Vater dadurch sein Vermögen verlor und sich als bankerotter Mann nach Boulogne für immer zurückzog, trat an Thackeray, der, in der Aussicht, Erbe eines ansehnlichen Vermögens zu werden, bisher als vornehmer Herr gelebt hatte, die Nothwendigkeit heran, sich seinen Lebensunterhalt selbst zu schaffen. So begann er denn, für Frasers Magazine und für den Punch humoristische Skizzen aller Art zu schreiben, wozu er auch selbst die Illustrationen erfand. Es sind das zum Theil glänzende Leistungen, voll feinster Beobachtungsgabe, schärfster Zeichnung und hinreißendem Witz — wir nennen z. B. James' Diary, Snob Papers, Mrs. Perkins Ball 2c. — aber eigentlich populär zu werden, gelang damit noch nicht. Dies wurde Thackeray erst durch den 1846 erschienenen Roman möglich: "Vanity Fair", welcher, wenn gleich der erste, den er schrieb, doch bereits alle Eigenthümlichkeiten, alle Vorzüge und Schwächen seines Talents in der ausgeprägtesten und kenntlichsten Weise bemerklich macht.

Zunächst ist Thackeray in seltenem Maße Herr über die Sprache; sie steht ihm in ihrer ganzen Ausdehnung zu Gebote und er hat die Fähigkeit, durch leise Striche, die man vielleicht gar nicht bemerkt, die feinsten Nüancen auszudrücken. Diese formalen Mittel würden aber nicht ausreichen, wenn er nicht zugleich eine so gründliche Analyse des menschlichen Herzens damit verbände, daß wir zuweilen nur staunen können. Es giebt keine Falte in der Seele, die seinem Argusauge entgeht, und es ist kein noch so kleiner Zug im Gemüth, den er seiner Aufmerksamkeit nicht für würdig hält. Die Figuren seiner Romane haben immer wirkliches inneres Leben, sie bewegen sich stets nach ihren eigenen Gesetzen, dabei bleibt Thackeray immer in realer Sphäre. Von den Carricaturen, die Dickens oft aufzutischen liebt, ist bei ihm keine Rede. Auch in den Farben und Strichen ist nie etwas Uebertriebenes, er vermeidet, wie man inne wird, geflissentlich das grelle Colorit. Nimmt man nun hinzu noch sein großes Talent in der landwirthschaftlichen Stimmungsmalerei und den moralischen Fond seiner sittlichen, wie geistig hochgebildeten Natur, so sollte man wohl denken, daß alle Elemente eines vortrefflichen Kunstwerkes vorhanden wären. Und doch fehlt etwas: die souveräne Freiheit und Erhabenheit einer idealen Weltanschauung. Der Dichter bleibt stets befangen in einer gewissen trüben, skeptisch blasirten, hypochondrischen Ansicht von den Dingen. Daß trotzdem, eben wegen der vorher charakterisirten großen Vorzüge, Thackeray's Werke bei allen civilisirten Völkern die achtungsvollste Theilnahme gefunden haben, ist nur gerecht gewesen. Außer "Vanity Fair" hat er noch folgende Romane geschrieben: Arthur Pendennis, Henry Esmond, the Newcomes, the Virginians, Lovel the Widower und the Adventures of Philippe, letztere abgedruckt in der von Thackeray begründeten Zeitschrift: „Cornhill Magazine" (seit 1860), welche auch so manche kunst-, literatur- und culturgeschichtliche Aufsätze von ihm enthält. Er war auf den genannten Gebieten überhaupt bestens bewandert, wovon seine in England wie Amerika mit gleichem Beifall begrüßten Vorlesungen über die englischen Humoristen des 18. Jahrhunderts, sowie über die Zeit der vier George glänzendes Zeugniß liefern.

Schönleins Tod. Der sehnliche Wunsch Schönleins, im heimathlichen Bamberg zu sterben und auch in der vaterländischen Erde bestattet zu werden, ist nun in Erfüllung gegangen: fünf Jahre noch hat der Treffliche dort in Ruhe und Zurückgezogenheit leben können, der Wissenschaft und ärztlichen Praxis seit dem Weggang v on Berlin 1859 zwar ganz fernstehend, dafür aber nicht aufhörend, unermüdlich wohlzuthun und alle milden Stiftungen und gemeinnützigen Unternehmungen seiner Geburtsstadt mit Rath und That zu unterstützen. Schönlein ward am 30. November 1793 in Bamberg geboren, er ist also wenig über 70 Jahre alt geworden. 1811 bezog er die Universität in Landshut und 1813 die in Würzburg. Von 1819 an hielt er an der letzgenannten Hochschule als Privatdocent medicinische Vorlesungen, die ihm schnell einen gelehrten Ruf auch nach außen hin eintrugen. Die Würzburger Klinik, wo damals Schönlein zuerst in Deutschland die Ergebnisse der Anatomie zum sicheren Prüfstein der Deutungen über das Zustandekommen der Krankheitserscheinungen im Leben machte, ward allmählich zu einem wahren Wallfahrtsort für die jüngeren Aerzte. Schönlein war es, der, in dem richtigen Bestreben, die Heilkunde zur Naturwissenschaft zu erheben, eine neue „naturhistorische Schule" in der medizinischen Wissenschaft begründete und schon in jener Zeit viele nachmals renommirte Anhänger seiner Lehre bildete, so Canstatt, Fuchs, Siebert, Häser, Stark u. s. w. Doch die anbrechende Periode der Demagogenriecherei und der Verfolgung aller burschenschaftlichen Verbindungen ließ Schönlein, dem als offenkundig liberal Gesinnten gleichfalls Gefahr drohte, endlich auf die Würzburger Thätigkeit Verzicht leisten; er siedelte heimlich nach Zürich über, das den politischen Flüchtling mit Freuden willkommen hieß und ihn zum Professor der Pathologie an der Universität, sowie zum Leiter des städtischen Hospitals machte. Nach einigen Jahren sollte er als Leibarzt des Königs von Belgien nach Brüssel kommen, doch zog er Berlin vor, wo eben „der alte Heim" mit Tode abgegangen war. Ihm folgte Schönlein sogleich in der Gunst des dortigen Publikums und wurde der erste praktische Arzt Berlins. Auch dem preußischen Hof trat er nahe. Friedrich Wilhelm III. ward von seiner letzten Krankheit erfaßt und Schönlein von den Mitgliedern des königlichen Hauses darüber zu Rathe gezogen. Es geschah dies Anfangs nur gegen den Willen des greisen Monarchen und derselbe wollte, durch stetes Leiden verstimmt, kaum von dem Befühlen des Pulses, geschweige denn von einer genaueren körperlichen Untersuchung etwas wissen. Auch machte, wie es heißt, das rückhaltlose, sichere Auftreten des Mannes zuerst keinen günstigen Eindruck auf den hohen Patienten — kurz, ihr erstes Zusammentreffen war kein glückverheißendes. Bald aber änderte sich das und der gegenseitige Verkehr gestaltete sich zu einem freundlichen, ja gemüthlichen um. Als Rust starb, ward Schönlein auch der Leibarzt Friedrich Wilhelms IV., und wie treu und gewissenhaft, mit welcher Energie und welchem Freimuth er dies Amt stets und selbst in den kritischen Zeiten der letzten Lebensjahre des genannten Herrschers verwaltete, ist allseitig bekannt geworden. An der Berliner Universität bekleidete Schönlein die erste Professur für praktische Medizin und er hat in dieser Stellung noch viele hundert Schüler herangebildet. Auch war er vortragender Rath für die Medizinalangelegenheiten im Ministerium. Geschrieben hat Schönlein außer seiner Doktordissertation und einigen Programmen gar nichts; das unter seinem Namen vorhandene Buch: „allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie" ist nur der von einem Schüler herausgegebene Abdruck eines in seinem Colleg nachgeschriebenen Heftes. Seine in der Zeit der Blüthe ganz kolossale Praxis hatte ihm ein beträchtliches Vermögen erworben, welches jetzt zwei Töchter erben. Den einzigen Sohn sah der Vater schon vor sich sterben; der junge Mann erlag auf einer wissenschaftlichen Forschungsreise durch Afrika dem gelben Fieber.

Das Benedix-Jubiläum ist am Abend des 18. Januars in einer beträchtlichen Anzahl deutscher Theater, unter entsprechender lebhafter Theilnahme des Publikums, gefeiert worden. Was Leipzig, die Geburtsstadt des wackeren Dichters, anlangt, wo er zugleich seit mehreren Jahren wieder seinen bleibenden Wohnsitz genommen hat, so brachte der „Zöllnerbund" bereits am sechszehnten dem Jubilar ein solennes Ständchen, worauf ihm bei einem Sängercommers das Diplom als Ehrenpräsident des genannten Bundes übergeben wurde. Den 17. Januar hatte die Gesellschaft „Tunnel" im Hotel de Pologne dem Dichter zu Ehren ein Festessen veranstaltet, bei welchem ihm der Sekretär der Gesellschaft einen prächtigen Pokal überreichte. Die Theatervorstellung am achtzehnten („Eigensinn" und „der Vetter") sah ein in allen Räumen gefülltes Haus, welches den Autor am Schluß stürmisch hervorrief. Die Worte seines Dankes waren schlicht und einfach, doch sichtbar tief empfunden. Aus der Menge von Geschenken, Gunstbezeugungen und Beweisen der Achtung, die Benedix von Nah und Fern zu dem Ehrentage erhielt, wollen wir hier nur hervorheben: den Michaelsorden, welchen ihm der König von Baiern verlieh, eine eigenhändige freundliche Zuschrift der bekanntlich auch als talentvolle Bühnenschriftstellerin wirksam gewesenen Prinzessin Amalie von Sachsen, sowie einen silbernen Lorbeerkranz, den nebst einem prachtvoll gebundenen, vollständigen Exemplar der „dramatischen Werke" von Benedix Herr J. J. Weber, der Verleger derselben, übersandte. Die Bühnen, welche Benefizvorstellungen gaben, nennt die Kölbel'sche „Theaterchronik," welche so oft schon die zuverlässigste und schnellste Botin erwünschter Nachrichten aus der Kunstwelt war. Köln und Frankfurt, in welchen beiden Städten Benedix früher lebte, fehlen unter ihrer Zahl natürlich nicht. Ueberraschen durfte es, zu erfahren, daß im Dresdner Hoftheater „das bemooste Haupt" gerade nach fünfundzwanzig Jahren erst als Neuigkeit erschien. Es ist dort früher noch nie gegeben worden, findet nun aber besonders von Seiten Dawisons als „langer Israel" eine glänzende Darstellung. Wie die Zeitungen schon berichteten, gab beim „Landesvater" der Refrain: „Unser König lebe hoch!" dem Publikum Anlaß zu einer Ovation für den anwesenden König Johann. Im Wiener Hofburgtheater erschienen — gleichfalls zum ersten Male! — „die Dienstboten". Unsere Leser werden erstaunt sein, wenn wir ihnen sagen, daß das harmlose Genrebildchen bis jetzt an genannter Bühne zu den — verbotenen Stücken zählte. Direktor Laube hatte nicht vermocht, die Aufführung desselben durchzusetzen. Warum? Weil es nur in der Küche und unter Domestiken spielt. Das schickt sich nicht für ein Hoftheater, hatte der verstorbene Intendant, Graf Lanckoronsky, entschieden, und er hielt an dieser Entscheidung und noch mehr an den leitenden Motiven derselben bis an seinen Tod fest. Die übrigen Bühnen, welche sich zu Benefizvorstellungen freundlich verstanden hatten, waren z. B. München, Carlsruhe, Mannheim, Braunschweig, Hamburg (Stadt- und Thaliatheater), Schwerin, Bremen, Cassel, Dresden (zwei Theater), Crefeld u. s. w. Am häufigsten bestand die Aufführung im „Bemoosten Haupt," „Dr. Wespe," „Vetter," „Eigensinn" und „Prozeß". Auffällig erschien es besonders, daß die Berliner und Weimarer Intendanz abschlägige Antworten an das in Leipzig gebildete Benedix-Comité ergehen ließen.

Novellen von Moritz Hartmann. Moritz Hartmann hat erst in der spätern Periode seines dichterischen Schaffens sich auf novellistischem Gebiete zu bewegen angefangen. Er begann damit, wie allbekannt, kühn und schön von der Freiheit wenigstens zu singen, welche man im Leben schmerzlich zu vermissen hatte; was aber von seinen lyrischen Poesien nicht zum politischen Genre gehörte, das war fast Alles in jener Stimmung des Weltschmerzes, eines kolossalen moralischen Katzenjammers geschrieben, wie sie in den vierziger Jahren in unserer Dich-

tung herrschend und Mode war. Das ganze Wesen und Auftreten des talentvollen jungen Mannes hatte deshalb etwas Ungesundes, Angekränkeltes, Gebrochenes an sich, und da muß es denn Jeden mit Vergnügen erfüllen, wenn er sieht, wie M. Hartmann in seiner reiferen, älteren Zeit von jener blasirt krankhaften Geistesrichtung ganz und gar sich zu befreien gewußt hat und was er schreibt, jetzt einen kerngesunden, frischen Eindruck macht. Sein Anfangs nur subjectiv verfahrendes Talent hat sich herangebildet zu der Fähigkeit, auch objectiv gestalten zu können. Zeuge dessen waren schon einige früher erschienene Novellensammlungen und nicht minder die neueste aus drei Bänden bestehende, die wir hier anzeigen. (Ihr Verleger ist die Firma Hoffmann und Campe in Hamburg.) Wir empfehlen diese kleineren und größeren Erzählungen den gebildeten Leserkreisen angelegentlich. Sie gehören zu denen, von welchen man sagen kann, daß man bei ihnen wohl aufgehoben und in guter Gesellschaft ist. Ueberall erfreut eine feine Manier der ganzen Darstellungsweise, eine vollkommene Noblesse des Benehmens und schöne Wärme, sowie Wahrheit der Empfindung. Der fast durchgängig festgehaltene ernste Ton schlägt nirgends in Sentimentalität um; es ist immer der auf uns unwillkürlich sympathisch wirkende Ernst, den ein Leben voller Erfahrungen zu geben pflegt. Wir können hier natürlich nicht jede einzelne dieser Novellen durchgehen und nennen nur z. B. „Tante Helene," welche wir für ein kleines Meisterstück halten. Eine jede Figur ist hier nur mit wenigen Strichen und doch sicher und klar gezeichnet, und die Charaktere sind alle überraschend wahr gedacht. Hauptperson ist „Tante Helene" natürlich selbst, die eine von ihrer gesammten Familie nicht gebilligte Ehe eingeht, in derselben aber dennoch durch die eigene sittliche und geistige Kraft und Tüchtigkeit das verdiente Glück findet. „Der Zweck heiligt die Mittel," „An der Spielbank," „Verrechnet" rc. enthalten nicht minder den Vorzug einer solch glaubhaften Charakterzeichnung, sowie klar und ruhig dahinfließender, von gleichmäßiger, nirgends erkaltender Herzenswärme durchdrungener Erzählung. Etwas unbedeutende Gaben sind Kleinigkeiten wie „Bei den Kunstreitern". Eine historische Novelle in der Sammlung benennt sich „Der Gefangene von Chillon." Man kennt den Stoff aus Byron. M. Hartmann fühlte sich durch sein Genfer Domicil zu neuer Behandlung desselben angeregt, und wir dürfen sein Verfahren hierbei uneingeschränkt loben. Das Ganze liest sich vortrefflich, mit stets wachsender Theilnahme und Spannung. (Europa.

Aus der Bühnenwelt des Auslandes. Alexander Dumas Sohn hat vor wenigen Tagen den Schauspielern des Pariser Gymnasetheaters ein neues fünfaktiges Lustspiel „der Freund der Frauen" vorgelesen. Das gesammte Publikum der französischen Hauptstadt erwartet nun mit Begier die baldige Aufführung, da man sich gewöhnt hat, daß genannter Autor stets nur mit einer Epoche machenden Schöpfung vor die Oeffentlichkeit zu treten pflegt. — Da die neue Oper von Auber: "La Fiancée du Roi de Garde," wie vorauszusehen, großes Aufsehen in Paris macht, so denkt man, wie das in solchen Fällen heutzutage gewöhnlich, bereits an eine Parodie derselben: "La Fiancée du Corps de Garde." — Bankier Pereire hat in Marseille ganz allein auf seine Kosten ein Theater bauen lassen, welches unter der Benennung: "Bouffes Marseillais" eröffnet worden ist. Das geräumige, sehr elegante Haus faßt in Parterre und Galerien 4000 Zuschauer. — Webster, der Direktor des Adelphitheaters in London, unternimmt zum Frühjahr und Sommer mit seiner Truppe ein Gesammtgastspiel auf dem Continent. — Von der durch ihre vielen Abenteuer bekannten Fürstin Marie Solms, gegenwärtig Gemahlin des Turiner Exminister-Präsidenten Ratazzi, kommt dieser Tage im Scribe-Theater zu Turin ein neues Drama zur Darstellung, welches unter dem Titel: „Die letzte Muse" das Ende der Dichterin Corinna behandelt.

„Des Sängers Fluch" als Oper. Zum Geburtsfeste der Herzogin wurde zum ersten Mal auf der Coburger Hofbühne die neue Oper von August Langert: „Des Sängers Fluch" dargestellt. Das vom Intendanten Gustav von Meyern verfaßte Libretto ist der bekannten Uhland'schen Ballade nachgebildet, und zwar in der Weise, daß der Fluch des alten Sängers den Schluß ausmacht; mit demselben stürzt die nordische Königshalle ein und die Bühne verwandelt sich in eine öde Haidefläche, auf der nur eine einzelne zerbrochene Säule von der verschwundenen Pracht zeugt. Die Musik ist von überraschender Schönheit, reich an Melodien, und besonders das zweite Finale, wie der Fluch im dritten Akt von wahrhaft ergreifender Wirkung. Die Idee, am Schlusse eine Melodie nachklingen zu lassen, wie wenn der Wind klagend über die Haide fährt, bewies sich als ächt poetischer Effect. Der Erfolg war ein äußerst günstiger. Von Neuem hat sich A. Langert, als ein sehr bemerkenswerthes, für die Zukunft noch manches Schöne versprechendes Talent gezeigt. Uebrigens muß auch die Wahl des Stoffes als dramatisch gerühmt werden.

Die fünfzigste Vorstellung des Gounod'schen „Faust" in Berlin hat neulich unter ungeschwächtem Andrang des Publikums stattgefunden. Die Haupturheberin dieses Erfolges ist Pauline Lucca, deren Gretchen man in der preußischen Residenz nicht oft genug sehen zu können scheint. Die mit ihr in dieser Partie alternirende Frau Harriers-Wippern gefällt zwar auch, doch sie gefällt eben nur, während die „kleine Lucca" enthusiasmirt. So geschah es denn, daß jene Oper binnen Jahresfrist 50 Mal gegeben worden ist, was, seit der „Freischütz" neu war, nicht wieder in Berlin vorkam.

Anastasius Grün doch noch produktiv. So täuscht die Hoffnung, Anastasius Grün aus dem Reiche der Politik und des Parlaments, worin er ganz und gar Bürger geworden scheint, endlich einmal wieder noch einen „Ritt ins alte romantische Land" machen zu sehen, uns also doch nicht. Der lange nur von früherem Ruhm zehrende Dichter hat ein Werk in Balladenform mit historischer Einleitung geschrieben: „Robin Hood". — Von einem anderen Wiener Poeten, L. A. Frankl, stehen „Ahnebilder", dichterische Schilderungen aus dem Morgenlande, zu erwarten.

Ein Virtuosenstückchen der Ristori. Wie verschiedene Zeitungen melden, läßt sich Adelaide Ristori von einem italienischen Dichter, Paolo Franchi, ein Drama „die Frauen Heinrichs VIII." schreiben, worin sie in den Rollen sämmtlicher fünf Weiber des genannten Königs auftreten will. „Ein neuer Akt — eine neue Frau;" man wird erinnert an des Guckkastenmannes „Rrrr! Ein anderes Bild!" Trotzdem wird es Leute genug geben, die bei der bevorstehenden nochmaligen „großen Tour" jener Künstlerin durch Europa die Theater füllen werden, wenn sie mit dem besagten Virtuosenstückchen vor ihnen aufzutreten verspricht.

Freilegung des Kölner Doms. Die Stadt Köln hat sämmtliche Gebäude, welche an der Nordost-, Ost- und Südseite des Domes liegen, zum Abbruch erworben. Es soll nun um den Kirchenbau herum ein Umgang geführt werden, welcher täglich offen stehen und nach Osten hin, an der Außenseite, sich zu einer großartigen Halbrotunde gerade der Rheinbrücke gegenüber erweitern wird. Der Plan ist zu baldigster Ausführung bestimmt, und dann wird der prächtige Dom von einem freien Platze umgeben sein, der größer und ansehnlicher ist, als sich wohl irgend ein solcher in der Nähe einer Kathedrale findet.

† † †

Grade, ehe der letzte Bogen dieses Heftes zur Presse geht, trifft das unten stehende Gedicht auf den Tod Hermann Marggraff's ein, das uns Ferdinand Freiligrath zusendet. Wir theilen zugleich die demselben angehängte biographische Notiz aus dem in London erscheinenden „Hermann" mit.

Wir sind mit Marggraffs späteren, seit 1849 erschienenen Schriften zu wenig bekannt, um beurtheilen zu können, in wie weit Hrn. Heinzen's Behauptung im „Pionier," der Verstorbene habe der Reaction gedient, gerechtfertigt ist. Wir kennen Freiligrath zu lange, um nicht zu wissen, daß er sich für keinen Feind der progressiven Richtung interessiren würde. Wir sind deßhalb gern bereit, Beiträge für die mittellosen Hinterbliebenen eines deutschen Dichters in Empfang zu nehmen und werden dieselben an Freund Freiligrath befördern.

Nachruf an Hermann Marggraff. *)

Noch Alles ist, wie's war, als ich zuletzt
Im Hause vor der Stadt den Freund gesehen!—
Ich schau' ihn noch im Geiste vor mir stehen,
Den bleichen Mann, von Sorgen müd' gehetzt,
Die Stirn' gefurcht—o, jede Furche war
Wohl einer Freude stumme Leichengrube!—
Und doch, wie war das Auge mild und klar
Und welch' ein stiller Frieden wunderbar
Umwehte mich in jener stillen Stube!

Neun Mägdlein und ein Bube!—Welch' ein Schwarm
Sich Abends um den lieben Vater drängte!
An Sessels Lehne sich der Knabe hängte,
Eins hing am Knie, ein Andres lag im Arm.
Und Er, er sah so selig froh darein,
Als leuchtet' ihm ein Himmel im Gemüthe,
Als kehrten alle Engel bei ihm ein,
Und freundlich streichelt er dann Groß und Klein
Die Locken und der Wangen Rosenblüthe.

---

*) Zu kurz vor Herausgabe unseres Blattes erhielten wir obige dem Andenken eines deutschen Mannes und Dichters gewidmeten Worte, um die anerkannten Verdienste in entsprechender und wirksamer Weise erwähnen zu können. Dr. Hermann Marggraff starb am 11. Februar in Leipzig in Folge einer Brustfell-Entzündung im kräftigsten Mannesalter.—Trotz seiner vielseitigen literarischen Thätigkeit war es ihm nicht

Noch Alles ist, wie's war. Am Fenster steh'n
Gewiß wie damals noch die Blumentöpfe;
Die holden, blondgelockten Kinderköpfe,
Noch kann ich alle sie beisammen seh'n.
Doch Abends, wenn das graue Dämmerlicht
Geschlichen kommt, dann grüßt vom Kindermunde
Ein helles Jauchzen jenen Wackern nicht,
Dann grüßt der Mond manch' thränenfeucht' Gesicht—
Todt liegt der Vater in dem Grabesgrunde.

Sie haben in die Gruft den Mann gelegt
Nach Tagen, voll unsäglich bittrer Leiden.— —
Es ward so schwer ihm von der Welt zu scheiden,
Von Weib und Kind, die ihn so treu gepflegt.
Umsonst nach Worten rang die Lippe noch;
Nicht reden konnt' er, konnte nichts als weinen— —
Verständlich sprach die stumme Thräne doch!
Sie fragt': „Wer hilft? Wer nimmt der Sorge Joch
Hinweg von meinem Weib und meinen Kleinen?"

---

gelungen, die Existenz seiner hinterlassenen, sehr zahlreichen Familie auch nur einigermaßen sichern zu können. Die Wittwe, neun herrliche Mädchen und ein Knabe stehen aller Existenzmittel beraubt an dem Grabeshügel.—Mit angestrengter Kraft verwerthete Marggraff sein seltenes Wissen im Dienste der Heimath. Als Kritiker leitete er das trefflichste literarische Unternehmen, die „Blätter für literarische Unterhaltung" von Brockhaus. Zehn Jahre lang stützte er durch sein gediegenes Urtheil die literarischen Unternehmungen dieses Hauses. Seine Gedichte, die im Jahre 1857 erschienen, sind ebenso gewürdigt, wie sein „Hausschatz deutscher Humoristik" und Schiller's und Goethe's Freundschaftsbündniß. Einige seiner Gedichte, so z. B. das witzige Lied von Palmerston, sind in's Englische übertragen.

In Gottschall's Literaturgeschichte wird sein Verdienst besonders anerkannt, das er in Bezug auf Vermittlung der deutschen und englischen Literatur sich erworben. Doch so wacker auch der Verstorbene zu wirken gewußt, so war es ihm dennoch unmöglich, die Bahn seines Lebens zum Heile seiner Familie zu ebnen. Wohl lohnte ihn der Dank der Sieben, die treue und selbstverleugnende Arbeit, doch die Sorge wich bis zum letzten Athemzuge nicht von seiner Seite. Drei Tage lag der Arme, so schreibt der Redakteur eines hochgeachteten Leipziger Blattes, sprachlos da, wollte sprechen, mochte noch so viel auf dem Herzen haben, und konnte sich nicht verständlich machen. Nur die fort und fort rinnenden Thränen verriethen den schrecklichen innern Kampf, das tödtende Weh.—Diese wenigen Worte für heute. Möchten sie jedem Fühlenden, Jedem, der in glücklichem Besitze sich weiß, zur raschen Hilfe anspornen. Herr Nikolaus Trübner, 60, Paternoster Row, hat sich bereit erklärt, Unterstützungen für die Familie, für die Mutter, die 9 Mädchen und den Sohn Deutschlands entgegenzunehmen.

An dich, o Deutschland, geht ein mahnend' Wort!
Laß nicht die Frage ungehört vertönen!—
Der Besten einer starb von deinen Söhnen!
Weis' ohne Trost nicht die Verwaisten fort.— —
Von seinem Vater sang einst Claudius:
„Sie haben einen guten Mann begraben—
Mir war er mehr!" — Bei Jenem heißt der Schluß:
„Dir, Deutschland, war er mehr!" — und Antwort muß
Dein Herz auf seiner Thräne Frage haben.

Auf einer hohen Warte stand sein Geist!
Es flocht für dich gar manchen Kranz der Dichter;
Er hielt die Waage, ein gerechter Richter,
Freund war er Allem, was da edel heißt!
Ein Hüter deines Geistesschatzes stand
Er stets bereit zu Rath und guter Lehre,
Ein treuer Führer im Gedankenland,
Ein Herz, d'rin alles Schöne Wohnung fand,
Ein Mehrer und ein Wächter deiner Ehre.— —

Ich ruf' euch All', in Hütten wie im Saal,
In deren Brust noch gute Geister walten!—
O, lasset nicht das Elend Einzug halten,
Wo, ach, der Schmerz der Freude Segen stahl!
Ich wende mich an euch, ihr deutschen Frau'n,
An euch, ihr Mädchen, euch, ihr deutschen Knaben!
Laßt uns den Waisen eine Hütte bau'n!
O, lasset jetzt ein jedes Auge schau'n,
Daß Herzen wir und Ehr' im Herzen haben!

Das ist des Todten best' Gedächtnißmal,
Wenn wir in Liebe seiner Lieben denken!—
O, mög' der Ew'ge den Betrübten schenken
In ihrem Jammer seines Friedens Strahl!—
Bald kommt der Lenz, er deckt mit Blumen zu
Die Stätte, wo der Müde Ruh' gefunden—
O du, mein Deutschland, bringe Glück und Ruh'
Und mit der Liebe Blumen decke du
Und heile liebend der Verwaisten Wunden!

Barmen, Februar 1864. Emil Rittershaus.

Deutsch-Amerikanische Monatshefte
für
Politik, Wissenschaft und Literatur,
herausgegeben von
Caspar Butz.

Erster Band. 1864. Mai-Heft.

Jugend-Erinnerungen.

Von

Friedrich Münch.*

Erster Abschnitt.

Politische Zustände in Deutschland nach 1815.

Nach Beendigung der napoleonischen Kriege behandelten die souverain gebliebenen Fürsten ihre einzelnen Länder und in ihrem Vereine das ganze deutsche Vaterland wie eine eroberte Provinz. Die dem Volke während des Kampfes und bei den schweren Opfern an Gut und Leben, die es zu bringen hatte, gegebenen heiligen Zusagen wurden heilig gehalten ungefähr in dem Sinne, in welchem auch die verworfensten der römischen Päpste doch „heilige Väter" sind. Nicht genug, daß die Bundesakte das schöne Land völlig zerriß, schuf sie auch in dem Bundestag eine Willkürgewalt, die sich zum Schutze des Landes und zur nationalen Einigung seiner Bewohner in keiner Weise bewährt hat, dagegen die vortrefflichsten Dienste leistet, um jede freie Regung im Volke sogleich zu ersticken und auch den gerechtesten Forderungen ein brutales Veto entgegenzusetzen. Aber auch das Wenige, was in jenem Meisterwerke politischer Schwindelei versprochen ist, blieb in der Hauptsache unerfüllt. „Landständische Verfassungen" sollten allgemein eingeführt werden: Oestreich, das „an Ehren und an Siegen reiche," hat sie heute noch nicht, — Preußen, das dem opferfreudigen Geiste des Volkes Alles verdankte,

* Der Nestor der deutsch-amerikanischen Literaten, Far West, sendet uns eine größere, ursprünglich für ein historisches Werk bestimmt gewesene Arbeit, die wir zum größten Theil unsern Lesern vorlegen werden. Das nächste Heft wird interessante Skizzen aus der Geschichte der deutschen Einwanderung enthalten, welche in der erwähnten Arbeit ziemlich ausführlich behandelt ist.

ließ fast 40 Jahre hingehen, bevor nur ein Schritt geschah, um die schönen Redensarten von 1812 zur Wahrheit zu machen, und in den Verfassungen, welche die kleineren Dynasten oktroirten, waren die Kronrechte die Hauptsache und die Volksrechte ärmlich genug bedacht. Wenn in einer sog. constitutionellen Monarchie nicht wenigstens vor Allem für ein liberales Wahlgesetz, für eine liberale Munizipal-Verfassung, für möglichst gleiche Vertheilung der Lasten und dafür gesorgt ist, daß die Minister abtreten müssen, wenn sie das Vertrauen der Volkskammern verloren haben, dann ist ein aufgeklärter Despotismus jenem bloßen Scheine einer gerechten Ordnung, der bloß dazu dient, das Unrecht zu sanktioniren, noch vorzuziehen. Und in welchem deutschen Staate hat die ständische Verfassung den bestehenden Uebeln wirklich abgeholfen? in welchem die fürstliche Willkür erheblich beschränkt? in welchem sind ihre Bestimmungen von käuflichen Ministern nicht ungestraft unzählige Male gebrochen worden?

Eine im Ganzen verwahrlostere Klasse von Menschen, als die „30 Tyrannen“ Deutschlands nach dem Wiener Frieden sich zeigten, dürfte schwer zu finden sein. Von einem Mitgefühle für die Leiden des Volkes, von einem patriotischen deutschen Sinne keine Spur; der Eine verschwendete die vom Volke erpreßten Mittel in der gemeinsten Mätressen-Wirthschaft, der Andere in kindischem Soldaten- und Gamaschenspiele; der Großherzog von Hessen (bei Weitem keiner der Schlimmsten) verwandte die durch das Blut seiner Unterthanen erworbenen französischen Gelder auf die Erbauung eines Opernhauses, und sein dankbares Volk hat ihm dafür eine Ehrensäule errichtet, — Andere trieben es noch ärger. — So geschah es, daß trotz der enormsten Besteuerung 45 Friedensjahre nicht hinreichend gewesen sind, um die Kriegsschulden aus den napoleonischen Zeiten abzubezahlen.

Mit so viel Eifer als Erfolg wurde darauf hingearbeitet, die Staatsdiener und die Offiziere des Heeres in eine dem Volke entfremdete, zwar begünstigte, aber allein von der Hofgunst abhängige, gefügige Klasse zu verwandeln und alles Leben und Treiben im Volke so vollständig büreaukratisch zu überwachen, daß von eigenem Willen und Selbstthätigkeit der Staatsbürger so wenig übrig blieb als in einer todten Maschine; “L'état c'est moi” schienen alle kleinen und größeren Dynasten zur Wahrheit machen zu wollen.

Indessen gehen die Lehren der Geschichte den gebildeteren Deutschen so wenig als einem andern Volke verloren, und in Schärfe des abstrakten Denkens stehen sie bekanntlich keinem nach. Darum konnte es sich nicht fehlen, daß in der Zeit jener mächtigen geistigen Bewegung, mit welcher das vorige Jahrhundert schloß und das jetzige begann, auch viele liberale Ideen über Staats- und Volksleben, Bürger- und Menschenrechte in Umlauf kamen. Welchem jungen Manne hätte nicht schon beim Lesen der griechischen und römischen Schriftsteller das Herz höher geschlagen? Ich bekenne, daß ich bei dem Worte res publica an die wirkliche Republik dachte und schon in meinem 14. Jahre Republikaner war, den Brutus pries und die Mörder der römischen Freiheit von Herzen haßte. Als mir im geographischen Unterrichte gesagt wurde, daß die Schweiz und (damals) Holland die einzigen Freistaaten in Europa seien, dachte ich bei mir selbst: warum sind

es die andern Länder nicht auch? Aber die jugendliche Begeisterung stieg höher, als ich von dem Unabhängigkeitskampfe der nordamerikanischen Colonien, von Washington und der Stiftung der nordamerikanischen Republik las und dann mit den noch neueren Freiheitskämpfen in Frankreich bekannt wurde. Verabscheute ich auch, was mir als greuelvoller Auswuchs der letztgenannten Revolution dargestellt wurde, so machte mich dies doch in meinem Glauben nicht irr, daß der Kampf des Volkes gegen seine Unterdrücker gerechtfertigt war, und ich verwünschte in meinem Inneren die Mörder des mit so großen Opfern errichteten französischen Freistaates. Aehnlich war es bei Unzähligen; Dichter und Philosophen hatten bereits die Freiheit verherrlicht, bevor es zu dem Kampfe gegen die napoleonische Gewaltherrschaft kam, und die Volkserhebung vorbereitet.

Der in dem letztgenannten Kampfe so stark hervortretende Franzosenhaß war bei allen Verständigeren doch nicht ein Haß der französischen Nationalität, sondern des Franzosenthumes, durch welches Deutschland zerrissen, deutsches Blut im brudermörderischen Kampfe in Strömen vergossen und das deutsche Vaterland in unerträglichem Drucke gehalten worden war; der Kampf selbst mußte nothwendig das Volksbewußtsein und das Verlangen nach volksthümlicher und liberaler Staatseinrichtung wecken. Wenn die Fürsten, deren größerer Theil, gelockt durch den von Napoleon ihnen vorgehaltenen Köder, zu Verräthern am Vaterlande geworden war, im Ernste sich einbildeten, das Volk habe alle die unsäglichen Opfer gebracht, nur um ihre wankenden Throne wieder zu befestigen, so weiß man nicht, ob man sich mehr über die gemeine Selbstsucht, oder über die Dummheit wundern soll; aber der abgeschlossene Friede, und was alsbald nachher geschah, zeigt deutlich genug, daß die Sache so gemeint war.

Die unzufriedene Stimmung war vielleicht am Meisten bei den gebildeteren jungen Männern sichtbar, welche als Freiwillige an dem Kampfe sich betheiligt hatten, und nun zu ihrem früheren Berufe, oder zu ihren Studien zurückgekehrt waren. Kein Wunder, wenn Die, welche in mannhafter That sich bewährt hatten, nun auch mehr, als es die deutsche Jugend bis dahin gewohnt war, über Das, was dem Volke von Rechts wegen zukomme, sich ein Urtheil bildeten und demgemäß handelten.

Auf dem Wartburgsfeste im Herbste 1817 trat zuerst die Stimmung der besseren deutschen Jugend deutlicher hervor; der Zopf, der Corporalsstock und andere gleich ehrwürdige Dinge fanden keine Gnade vor den Augen der über das bisherige sinnlose Studententreiben hinausstrebenden Jünglinge, und die besternten Würdenträger erkannten mit Schrecken, daß man den Geist bannen müsse, wenn nicht der alte bequeme Bau aus seinen Fugen gehen solle.

Zweiter Abschnitt.

Die Schwarzen in Gießen.

Man muß es selbst erlebt haben, um zu begreifen, wie ein genialer und starker Geist Alles mit sich fortreißt, was mit ihm in nähere Berührung kommt. — In

keinem der vielen Menschen, die ich gekannt habe, war die Stimmung und Richtung der Zeit in Deutschland nach den Befreiungskriegen so stark ausgeprägt als in Karl Follen, und von Keinem ist der ganzen damaligen deutschen Jugend ein mächtigerer Anstoß gegeben worden. Er hatte zugleich mit seinem älteren und seinem jüngeren Bruder als Freiwilliger an dem Feldzuge nach Frankreich Theil genommen und dann seine juristischen Studien in Gießen fortgesetzt. Früh zum Manne gereift und begabt mit einem Sinne, der nur im höchsten und edelsten Bestreben seine Befriedigung fand, konnte er mit dem flachen und rohen Treiben der Studenten, mit Comment und Corpsgeist sich nicht befreunden und beschloß mit mehreren seiner Freunde, die gesammten Studirenden zu einer einzigen Genossenschaft von Freiheit und Vaterland liebenden, durch edle Sitte verbundenen und nach allseitiger Ausbildung strebenden Jünglingen zu vereinigen. Der Versuch mißlang; die bisherigen Führer der Studenten fürchteten ihren Einfluß zu verlieren, die Masse hing noch an dem alten nichtigen Treiben, Viele besorgten auch wohl damals schon, bei der Regierung sich unbeliebt zu machen, und so schieden etwa nur achtzig von den Uebrigen sich aus und lebten ohne irgend eine äußere Form des Vereines in einer so innigen Verbrüderung, wie sie wohl nirgends sonst zwischen jungen Männern jemals bestanden hat. Alles Rohe und Gemeine wurde fern gehalten; Alle regten beständig einander an; Freiheitslieder ertönten, wo sie nur immer zusammen waren; bei ihren Festmahlen waren begeisterte Reden und Trinksprüche zu hören, und die Lage des Vaterlandes, und was zu dessen Rettung zu thun sei, wurde in der ernstesten Weise besprochen.

Die Gegner nannten uns die Schwarzen, weil wir den nach den Befreiungskriegen in Aufnahme gekommenen sog. deutschen Rock allgemein von schwarzer Farbe trugen, dazu einen breiten weißen Kragen um den Hals und langes niederwallendes Haar, darüber ein Sammtbarett mit silbernem Kreuze. Wir ließen die Benennung uns gerne gefallen und straften manche rohe Begegnung, auf welche wir stießen, mit nichts Anderem als mit unserer Verachtung. — Von politischem Handeln kam in dieser Zeit nichts Anderes vor, als daß Einige behülflich waren, Unterschriften zu einer Bittschrift an den Großherzog, betreffend das gegebene aber bis dahin unerfüllte Versprechen der Einberufung von Landständen, zu sammeln. Aber schon desfalls wurden die strengsten Untersuchungen verhängt, unser ganzes Treiben wurde durch Spione überwacht, Warnungen, Drohungen und Anfeindungen der kleinlichsten Art wurden in Anwendung gebracht. Am Meisten that sich in allem Diesem ein Hr. Arens hervor, welchem die Sache so wohl bekam, daß er von einem gewöhnlichen Professor bald zum Kanzler der Universität und später sogar zum Präsidenten des Oberappellationsgerichtes in Darmstadt sich emporhob.

Und womit rechtfertigten es diese jungen Männer, daß sie mit ihrem Streben und ihrer Ansicht in so grellen Widerspruch traten mit Dem, was die große Mehrheit wollte und dachte, daß sie namentlich vor der bestehenden Macht so wenig Achtung hegten, daß sie dieselbe augenblicklich niedergebrochen hätten, wären sie nur irgend dazu im Stande gewesen? Ihr Grundsatz war: unsere Ueber-

zeugung ist unser höchstes Gesetz, und es ist heilige Pflicht, ihr gemäß zu handeln. — Dieß ist eine an sich richtige Lehre, die dennoch für jede bestehende Ordnung der Dinge gefährlich werden kann; ihr folgten von jeher die edelsten Menschen („man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen"), — ihr folgten die Reformer, aber auch die Revolutionsstifter, ja die fanatischen Verächter aller menschlichen Ordnung. Die Erhaltung des Staatsverbandes beruht namentlich darauf, daß die Mitglieder desselben ihre individuelle Ansicht darüber, was das Beste wäre, theilweise oder ganz einem souverainen Willen, oder den bestehenden Gesetzen unterordnen. Und doch, wäre nach dieser letzteren Regel immer gehandelt worden, so wären die bedeutendsten Thaten unterblieben, durch welche die Völker dem Stillstande entrissen und in neue Bahnen geführt wurden; die Gleichgültigen und die Feigen werden sich bei dem Bestehenden beruhigen, — kräftige Naturen werden zu Zeiten die gezogenen Schranken durchbrechen, von lebendiger Ueberzeugung getrieben, selbst auf die Gefahr hin, im Falle des Mißlingens ihr Unternehmen mit dem Tode zu büßen.

Die jungen Patrioten in Gießen mußten bald zu der Einsicht kommen, daß ihre Ideen von Volksfreiheit auf friedlichem und gesetzlichem Wege nicht zu verwirklichen waren. Aber wie dann? Jemand schlug vor, die gesammten deutschen Männer zu einer Versammlung auf dem Schlachtfelde von Leipzig zusammenzurufen, dort die Absetzung aller Fürsten zu dekretiren und die Republik ohne Weiteres einzuführen. Damit Alles gehörig vorbereitet sei, wurde einstweilen eine Verfassung in ihren Grundzügen entworfen und in mehrmaligen Berathungen einstimmig angenommen. Aber die Sache ließ sich leider nicht machen, und so mußte auf schärfere Mittel gesonnen werden. Man argumentirte etwa wie folgt: die Fürsten sind die Peiniger des Volkes und lassen es sich wohl sein auf dessen Kosten; sie sind darin nicht von Straßenräubern verschieden, und das Volk hat ein Recht, sie als solche zu behandeln. Da sie es aber dem Volke unmöglich gemacht haben, auch nur seinen Willen ihnen gegenüber auszusprechen, und da sie außerdem durch eine ihnen ergebene Söldnerschaar geschützt sind, so müssen Einzelne es unternehmen, sie zur blutigen Strafe zu ziehen, und nicht allein die jetzigen Herrscher wegschaffen, sondern auch Alle, welche es gelüsten möchte, ihre Nachfolger zu werden, bis Keiner mehr da ist, der nach Krone und Scepter verlangt. „Also zum Meuchelmorde wollt ihr schreiten und zugleich, um euch die Möglichkeit dazu zu verschaffen, zu Verstellung, List und Lüge eure Zuflucht nehmen?" sagten Einige und erklärten, daß sie wohl an einer Revolution thätig sich betheiligen, aber zur Anwendung „unmoralischer Mittel" sich niemals verstehen würden. Karl Follen erwiederte etwa wie folgt: „Das Wesen der Unsittlichkeit ist die niedrige Gesinnung und die Selbstsucht. Von Beiden bin ich gewiß frei, wenn ich bereit bin, für mein Volk mein eigenes Leben und mein Alles hinzuopfern. Liegt mir aber das Wohl des Vaterlandes so am Herzen, wie es soll, dann wäre das gerade eine zu tadelnde Schwäche, wenn ich mich durch die im gewöhnlichen Leben und in einem rechtlich geordneten Zustande geltenden Regeln abhalten ließe, zu außerordentlichen Mitteln zu greifen, wenn keine andern zur Hand sind. Die

Befreiung des Vaterlandes ist das unbedingt Gebotene, und die schärfsten Mittel dazu sind nicht etwa zu entschuldigen, sondern ihre Anwendung ist eine heilige Pflicht. Dem sonst richtigen Gefühle, das vor Trug und Mord zurückbebt, auch dann nachgeben, wo es die Rettung des Vaterlandes gilt, ist in der That nur eine andere Art von Selbstsucht, — es zu überwinden durch die Kraft der Idee, ist der allerhöchste geistige Aufschwung. Ich würde mein Leben nicht zu retten suchen nach einer solchen That, und will die ewige Gerechtigkeit mich dafür strafen, so liegt nichts daran, daß ich Einer leide, wenn zugleich das ganze Volk gerettet wird. — Nimmt doch ein gewöhnliches Scharmützel mehr Menschen weg, und zwar Unschuldige, als wir zur Befreiung des Vaterlandes zu vertilgen haben."
In demselben Sinne dichtete er:

„Allen ruft Teutschland's Noth,
Allen des Herrn Gebot:
Schlagt eure Plager todt,
Rettet das Land!"

In noch schärferen Ausdrücken sangen Jünglinge, welche später als Ministerialräthe, Gerichtspräsidenten, Superintendenten und Würdenträger verschiedener Art die zahmsten Menschen von der Welt geworden sind, unzählige Mal mit dem glühendsten Begeisterungsfeuer:

„Freiheitsmesser gezückt!
Hurrah den Dolch in die Kehle gedrückt!
Mit Kronen und Bändern,
Mit Purpurgewändern
Zum Rachaltar ist das Opfer geschmückt!"

Niemals hat eine Schaar junger Männer, welche zugleich eifrigst ihrer wissenschaftlichen Bildung oblagen und in allen Stücken der größten Mäßigkeit und edelsten Sitte sich befleißigten, so blutige Gedanken gehegt. Sie betrachteten sich selbst als geweihte Opfer und erwarteten die Zeit, da es für die Einzelnen oder Alle zugleich zum Handeln kommen würde; doch das Leben mit seinen wechselnden Verhältnissen ändert gar viel an dem Menschen, und Wenige beharren bis an's Ende auf der Bahn, welche die begeisterte Stimmung der Jugend ihnen anzeigte. Das Alter macht kühl, geschmeidig und eigenliebig, und Wenige bewahren die jugendliche Frische für immer.

Dem bei den Schwarzen in Gießen herrschenden Geiste war derjenige der Burschenschaft in Jena am nächsten verwandt, doch ohne daß bei ihr von den vorhin genannten extremen praktischen Consequenzen die Rede gewesen wäre. Auch in Erlangen, Berlin, Heidelberg und auf andern Universitäten bestanden zu derselben Zeit patriotische Studentenvereine, jedoch mit Beibehaltung eines Theiles vom früheren Studententreiben.

In Gießen war offenbar Karl Follen die Seele dieses in seiner Art einzigen jugendlichen Treibens. Obwohl unter den Schwarzen nicht wenige geistig sehr hoch stehende junge Männer sich fanden, sahen doch Alle zu ihm hinauf, und wenngleich er niemals den Versuch machte, Einfluß auf die Andern auszuüben,

so war doch der Einfluß seiner — ich mögte sagen — idealen Persönlichkeit fast wie ein Zauber, dem Niemand, der ihm nahe kam, sich entziehen konnte.

Nach Karl Follen's Entfernnng von Gießen verlor sich der alte Stamm der Schwarzen allmählig. Paul Follenius (der jüngste der drei Brüder) suchte mit großer Energie den früheren Geist zu erhalten; doch die neu Eintretenden wurden den ersten Stiftern des Vereines immer unähnlicher und nach Jahren war von dem alten Geiste kaum noch eine Spur zu finden.

Dritter Abschnitt.

Sand und Löning.

Im Herbste 1818 begab sich Karl Follen nach Jena. Während er dort als Privatdozent die Pandekten vortrug und mit Studien verschiedener Art eifrigst sich befaßte, ließ er in seiner politischen Wirksamkeit keinen Augenblick nach. Mit Professor Fries hatte er manchen freundschaftlichen Kampf, weil dieser es verschmähte, auf die extremen Consequenzen der neuen Freiheitslehre sich einzulassen. Auch Robert Wesselhöft und andere jüngere Patrioten wollten sich höchstens zu einer Art von anständigen Revolution verstehen und über eine gewisse Grenze nicht hinausgehen, trotzdem, daß Follen ihnen zu beweisen suchte, diese Grenze sei durch Willkür und Herkommen, nicht aber durch folgenrechtes Denken gezogen.— Dagegen fehlte es nicht auch an Solchen unter den Studirenden, welche Follen's Ideen bereitwillig in sich aufnahmen, und unter diesen war Karl Sand der hervorragendste.

Alle gerichtlichen Untersuchungen haben es nicht zu ermitteln vermocht, in welchem Zusammenhange Sand's That mit Karl Follen's politischen Grundsätzen stand, und doch war dieser Zusammenhang der allerinnigste. Es galt darum, einen Anfang mit der praktischen Anwendung jener Grundsätze zu machen, und als erstes Opfer wurde nicht einer der Fürsten, sondern der von allen Besseren damals im höchsten Grade verabscheute Denunziant der deutschen Nation, Kotzebue, ausersehen. Die Erwartung wurde gehegt, daß die blutige Bestrafung des feilen Vaterlandsverräthers für das ganze Volk ein Signal sein würde, sich in seiner Macht zu erheben und das unwürdige Joch abzuschütteln. — Daß Sand und nicht Follen selbst die That verübte, hatte darin seinen Grund, daß Follen für Bedeutenderes, das noch kommen sollte, aufgespart werden mußte. Wie ein Geiziger mit seinen Mitteln karg verfährt, so geizten jene enthusiastischen jungen Männer mit den Leben, über welche sie glaubten verfügen zu können, in der Art, daß sie das für bedeutender gehaltene nicht da verwandten, wo das weniger hoch angeschlagene auch zureichte; die gleiche Bereitwilligkeit zur Selbstopferung verstand sich von selbst.

Ich brauche über den edlen und reinen Sinn von Karl Sand kein Wort zu verlieren, — unter Tausenden kommt ihm darin nicht Einer gleich. Etwas Schwärmerisches lag in seinem Wesen, doch nicht mehr als in hundert damaligen Jünglingen, welche derselben Richtung folgten, obzwar nicht alle einen gleich

hohen Grad von Energie im Handeln besaßen. Er vollbrachte, was ruhig und kühl beschlossen und verabredet worden war und was hiernach ihm wie ein göttlicher Befehl erschien, als eine unabweisbare Pflicht. Sich selbst gab er zugleich den Todesstoß — theils wie zur Sühne des übertretenen menschlichen Gesetzes, theils um die That um so mehr aufregend zu machen für das ganze Volk, theils um sich der Möglichkeit zu entziehen, daß ein Geständniß über den Ursprung der That von ihm erpreßt würde. Follen wurde mit Sand confrontirt; aber der körperlich bereits der Auflösung Nahe blieb geistig unerschütterlich; kein Bekenntniß war zu erzwingen, keine Spur von Reue erschwerte das Körperleiden, kein Bangen vor dem Verbrechertode quälte ihn auch nur für einen Augenblick; dem Vaterlande wollte er gehören in Leben und Sterben.

Ueber Sand's Charakter und That ist zu seiner Zeit viel gesagt und geschrieben worden; aber Niemand versteht ihn und sie, dem es fremd geblieben ist, was in den Gemüthern einer nicht geringen Zahl von jungen Männern in jenen Jahren vorging.

In noch weit tieferes Dunkel als Sand's That ist die von Löning versuchte gehüllt geblieben. Jene erregte durch ihren romantisch tragischen Charakter durch ganz Deutschland hin Aufsehen und Interesse; diese wurde mit ein Paar Zeilen in den öffentlichen Blättern abgethan: „Ein halbverrückter Apotheker-Gehülfe Namens Löning hat eines Mordversuches gegen den nassauischen Minister Ibell sich schuldig gemacht und sich dann im Gefängnisse selbst entleibt". Damit war die Sache bald und für immer vergessen. Und doch gehörte Löning, was Aufopferungsfähigkeit betrifft, zu den bedeutendsten Menschen aller Zeiten und sollte neben Orsini und den andern sog. Schwärmern für blutige Thaten der Ueberzeugung niemals vergessen werden. Da ich aus einer Quelle schöpfte, welche für keinen der jetzt noch Lebenden mehr vorhanden ist, so halte ich es für Pflicht, jene dunkel gebliebene Sache so weit aufzuklären, als gewisse Rücksichten, die ich glaube nehmen zu müssen, es gestatten.

Karl Follen's Grundsätze lebten in einer kleineren Schaar seiner Freunde in Gießen auch nach seiner Entfernung von da noch fort. Waren die „Schwarzen" in Gießen schon früher mit älteren Männern, z. B. mit Criminalrichter Snell (der später in der Schweiz sich einen so bedeutenden Wirkungskreis zu verschaffen wußte) in engerer Verbindung gewesen, so bildeten deren sog. „unbedingter" Theil immer mehr einen im Ganzen kleinen Verein von Männern, nur durch die gleiche Idee aber durch keine äußere Form zusammengehalten; sie sahen und beriethen sich gelegentlich, und jeder agitirte und handelte zugleich in seiner eigenen Weise. Es gab keine planmäßige Verschwörung, keine Verbindung nach Art der Carbonari; man vertraute allein auf die Macht der gleichen Gesinnung. Die in Gießen zurückgebliebenen standen mit Dr. Weidig in Butzbach (dem Unermüdlichsten von Allen), mit Advokat Heinrich Hofmann in Darmstadt und Andern in näherem Verkehre.*)

*) Auf Männer in den höchsten Stellungen, z. B. Gneisenau u. A., wurde wenigstens hingewiesen als auf Solche, welche zur Zeit der Entscheidung

War Sand's That von Jena ausgegangen so mußte die zweite der Ordnung gemäß von Gießen aus erfolgen. Und wem galt zunächst die Reihe? Unter den Fürsten war damals keiner, der durch Schlechtigkeit so auffallend vor den andern sich hervorgethan hätte, daß ein Einzelner unter ihnen ein passendes Opfer gewesen wäre; hätte man sie alle mit einem Schlage zermalmen können, dieser Schlag wäre ohne Zweifel versucht worden. Außerdem war es klar, daß nicht sowohl die Fürsten — lauter unbedeutende und durch schlechte Erziehung verdorbene Menschen — das Unglück, worunter das Vaterland seufzte, über dasselbe absichtlich brachten, als daß deren nichtswürdige Rathgeber ihren Verstand zur Unterdrückung des Volkes herliehen; es schien passend und recht, jetzt an diesen vorerst ein Exempel zu statuiren, Auf den großen Schurken Metternich war es eigentlich abgesehen, und mehr als einmal wurde er zum Tode durch das „Freiheitsmesser" verurtheilt. Aber wie schwer war ihm beizukommen! Die Sache mußte noch immer aufgeschoben werden, zumal da es auch fast ganz an den nöthigen Geldmitteln fehlte, und man mußte vorerst mit dem näher Liegenden und Erreichbaren sich begnügen.

Minister Ibell in Wiesbaden hatte sich binnen Kurzem zum Gegenstande des Fluches von Seiten der Bewohner des Ländchens gemacht; sein Tod mußte ja wohl Schrecken in das ganze Lager seiner Genossenschaft bringen, — das Weitere, dachte man, wird sich finden.

So saßen denn in dem Hinterstübchen einer Dorfschenke an der Grenze von Hessen und Nassau in nächtlicher Berathung drei Männer zusammen, Einer aus Gießen — derjenige, welcher Karl Follen's Geist dort am Meisten vertrat —, dann Pfarrer F. aus der Wetterau (ein Mann, der sich durch freisinnige Reden im Jahr 1813 hervorgethan hatte, den Behörden aber in keiner Weise verdächtig war, weil er mit großer Klugheit handelte) und der Apothekergehülfe Löning aus dem Nassauischen, ein jüngerer Mann, der erst seit Kurzem aus innerem Drange die Bekanntschaft der Vaterlandsfreunde gesucht und sich ihnen angeschlossen hatte. Man einigte sich darüber, daß Ibell „fallen" müsse, und wollte das Loos darüber entscheiden lassen, wer das Urtheil vollstrecken solle. Es fiel auf den ersten der drei Genannten, und wäre es bei dieser Entscheidung geblieben, so hätte unfehlbar des Ministers letzte Stunde geschlagen. Löning aber beruhigte sich bei dieser Entscheidung nicht, führte überzeugend aus, daß die beiden andern Freunde zu Größerem berufen und fähig seien, daß er, der weniger Bedeutende, nicht hoch in Anschlag komme, und forderte die That so entschieden für sich, daß ihm endlich nachgegeben wurde. Seine körperliche Kraft und Gewandtheit waren seinem Willen nicht gleich, und so entzog sich Ibell dem gegen ihn geführten Dolchstoße. In der ersten Nacht, die Löning im Gefängnisse zubrachte, während man die ausgedehntesten Vorbereitungen zu einem scharfen Verhöre traf, von welchem die wichtigsten Aufschlüsse erwartet wurden, tödtete er sich selbst durch verschluckte

---

hervortreten würden. Mit mehreren Mitgliedern des „Tugendbundes" hatte Karl Follen sich in Verbindung gesetzt, erwartete aber wenig von ihnen.

Stücke einer Glasscheibe; — es giebt wenig gräßlichere Todesarten, aber die Möglichkeit, seine Freunde in Verdacht zu bringen war damit abgeschnitten.

Sand's und Löning's Thaten äußerten in keiner Weise diejenige Wirkung auf das Volk, welche man irrig davon erwartet hatte. Die Gebildeteren verurtheilten fast durchgehends das eingeschlagene Verfahren und die Grundsätze, aus welchen es hervorging, vom sittlichen Standpunkte aus, die große Masse aber blieb völlig gleichgültig bei dieser Selbstopferung einzelner „Enthusiasten"; die bald allerwärts eintretende Verfolgung und Einkerkerung der sog. „Demagogen" rührte die Menge so wenig, daß man ihnen vielmehr die verschärften Maßregeln der Regierungen zur Last legte. Während die nunmehr älter gewordenen ehemaligen Mitglieder des „schwarzen Bundes" sich zerstreuten, zum Theil in andern Ländern oder Welttheilen eine Zuflucht suchten, zum Theil in der Stille ihren Schmerz ertrugen, zum Theil auch mit den Regierungen ihren Frieden machten, oder doch, einer bessern Zukunft harrend, einstweilen in unverpönten Beschäftigungen, in der Gründung eines eigenen Heerdes (woran früher kaum Einer gedacht hatte) Befriedigung suchten, war das neu heranwachsende Geschlecht keineswegs geneigt, dieselbe gefährliche Bahn zu betreten; der alte Geist verschwand rascher, als man hätte erwarten sollen, um niemals in gleicher Art wieder zu erscheinen.

Bei meiner letzten Reise nach Deutschland, 1859, traf ich in Darmstadt und anderwärts etwa noch ein Dutzend der ehemaligen schwarzen Brüder, meistens persönlich achtbare und im Staatsdienste bedeutend gewordene, ergraute, zahme Männer, mitunter gebeugt durch diese oder jene Familiensorge, völlig geheilt von aller Ueberschwenglichkeit ihrer Jugendträume und wohl damit zufrieden, daß für sie selbst Alles noch so glücklich abgelaufen war. Muß denn nothwendig dieder große Abstand zwischen den Bestrebungen der Jugend und des Alters sein, so daß die einen regelmäßig die andern Lügen strafen? Ich glaube es nicht; denn auch die jetzige deutsche Jugend fand ich im Ganzen überaus zahm, hin und wieder aber einen altersgrauen Demokraten vom reinsten Wasser und mit dem sprühenden Feuer der Jugend, — doch scheint ihre Zahl nicht groß zu sein.

Vierter Abschnitt.

Das Jahr 1830. Weidig.

Bevor das Jahr 1830 herankam, hatten die Regierungen ihren Zweck ziemlich vollständig erreicht: die „freien Stimmen frischer Jugend" waren verstummt, die Dolche waren eingerostet, — Karl Follen, der gefährlichste aller Demagogen, war gezwungen worden, über dem Ozeane ein ganz anderes Feld für seine Thätigkeit zu suchen, auch Andere waren verdrängt und vertrieben, unter den Zurückgebliebenen aber wurden Einige allmählig so nüchtern, daß sie nicht gerne an ihre jugendliche „Schwärmerei" erinnert sein mochten; Andere bequemten sich vorerst nothgedrungen den bestehenden Verhältnissen, verloren aber durch die längere Dauer dieser Anbequemung alle innere Spannkraft und wurden in der That, was die Regierungen verlangten, daß sie sein sollten; Andere endlich waren zwar auch

gezwungen, ihre wahre Gesinnung in der Regel zu verbergen, aber sie blieben doch sich selbst und der einmal eingeschlagenen Richtung treu, wie wenig Hoffnung auch vorhanden war, die Träume ihrer Jugend jemals verwirklicht zu sehen. Zu den Unerschütterlichsten gehörte Weidig; er war entschlossen, nichts aufzugeben und strebend auszudauern bis an's Ende.

Männer von Weidig's innerem Werthe bringt nicht jedes Jahrhundert hervor. Ich bin, obwohl er 8 bis 10 Jahre älter als ich war, doch so weit mit ihm bekannt geworden, daß ich mir ein Urtheil über ihn erlauben darf und es für eine Freundespflicht halte, ihm in diesen Blättern ein Denkmal zu setzen. Er war Conrector oder zweiter Lehrer an der Bürgerschule des Städtchens Butzbach, vier Stunden von Gießen, und zugleich Mitprediger. Sein Gehalt war so gering, daß nur nothdürftig eine Familie davon zu ernähren war. Er schränkte sich so sehr ein, daß er niemals einen Tropfen Wein trank, gab aber Alles, was möglicher Weise zu erübrigen war, für politische Zwecke hin. Seine wissenschaftliche Bildung war so bedeutend, daß er an jeder Universität als Lehrer sich ausgezeichnet hätte; aber von der Regierung gehaßt, wie er war, konnte er es zu keiner höheren Stellung bringen. Als Lehrer der Jugend leistete er das Unglaubliche, und seine Schüler hingen an ihm mehr als an Vater und Mutter. Einige derselben wurden später seine treusten Gehülfen in seinen politischen Bestrebungen; unter ihnen nenne ich den trefflichen Karl Zeuner, der Jahre lang im Gefängniß zu schmachten hatte und jetzt als Formschneider in Cincinnati lebt, — ein würdiger Schüler eines solchen Lehrers.

Im Umgange zeigte Weidig eine fast weibliche Milde und Freundlichkeit; wo es aber galt, als Mann aufzutreten, konnte Niemand männlicher, muthiger, unbiegsamer und trotziger sein. An seiner gleich achtbaren Gattin und seinen beiden Kindern hing er mit der zärtlichsten Liebe, war aber zugleich beständig in Unternehmungen begriffen, bei welchen sein eigenes Leben jeden Augenblick auf dem Spiele stand. Er war eine poetische Natur und wußte über sein Familien- und Freundesleben immer einen poetischen Reiz zu verbreiten, und dabei war seine Seele beständig voll der ernstesten praktischen Gedanken und der nüchternsten Berechnung. Als Theolog hing er an der älteren orthodoxen Ansicht, war bis in's Kleinste gewissenhaft und führte ein über jeden Tadel erhabenes Leben; aber zugleich hatte er Karl Follen's extreme Grundsätze vollständig in sich aufgenommen und schreckte, so weit es den Kampf für die Befreiung des Vaterlandes galt, vor keinem Mittel zurück. Ein Paar hundert Männer von Weidig's Art würden allerdings den Regierungen nicht wenig zu schaffen gemacht haben; aber seines Gleichen ist eben nicht zu hunderten zu finden.

Während in den letzten Jahren vor 1830 fast alle übrigen Patrioten sich völlig still verhielten, setzte Weidig seine politische Thätigkeit ohne Unterbrechung fort und weil nichts anderes zu thun war, streute er Brandschriften aus in allen Theilen des Landes und auf so geschickte Weise, daß die Quelle, aus welcher sie kamen, niemals entdeckt wurde. Freilich war dies ein erfolgloses Bemühen. Die Bauern fanden Morgens die Schriftchen vor ihren Thüren, lieferten sie pflichtschuldigst an

den Bürgermeister ab, welcher sie dem Kreisrath übergab, und Alles verblieb wie zuvor.

Als ich im Frühling 1833 mit Paul Follenius von einer Versammlung, worin eine größere Auswanderung nach Nordamerika berathen wurde, zurückkehrte, sprachen wir bei Weidig an. Er war sehr unzufrieden mit unserem Unternehmen und beschwor uns, noch eine kurze Weile auszudauern, da die Stunde der Befreiung nahe bevorstehe (er meinte das Frankfurter Attentat). Wir dagegen hätten ihn gerne beredet, sich uns anzuschließen, und warnten ihn theils vor einigen jüngeren Leuten, welchen er zu viel traute, theils vor irgend einem Wagstücke, wie er es wirklich vorhatte, weil wir überzeugt waren, daß die Masse sich nicht in der von ihm erwarteten Weise daran betheiligen würde. Leider achtete er nicht auf diese Warnung. Nach drei Wochen erfuhr die Welt den völlig verfehlten Aufstandsversuch in Frankfurt. Auf Weidig fiel sogleich der stärkste Verdacht, und er wurde gefänglich eingezogen, mußte aber wieder freigesetzt werden, da er mit großer Gewandtheit alle Künste des Untersuchungsrichters zu Schanden machte. Weidig mußte es später zu seinem Verderben erfahren, daß er auf diese Gewandtheit zu sehr sich verlies. Um seine gefährliche Wirksamkeit als Lehrer zu beseitigen, versetzte ihn jetzt die Regierung als Prediger auf ein entlegenes Dorf. Die Gemeinde stand in dem schlechtesten Rufe, Weidig aber brachte es bald dahin, daß er der Rathgeber, der Freund, der Vertraute aller Bewohner des Dorfes war und sie geistig emporhob. Mittlerweile aber hatten sich neue Verdachtsgründe gegen ihn gefunden, — jüngere Leute, deren er sich bedient hatte, waren seine Ankläger geworden. Aeltere Freunde warnten ihn auch jetzt noch, und bereits war eine Lehrerstelle in der Schweiz für ihn gefunden und er selbst mit einem falschen Passe bis über den Rhein gekommen, als er plötzlich wieder umkehrte in dem Gedanken, daß es Feigheit sei, das Vaterland avfzugeben. Einige Tage nach seiner Rückkehr wurde er abermals gefangen gesetzt, dann viele Monate lang von dem Scheusal Georgi, welchem die Untersuchung aufgetragen war, wie der gemeinste Verbrecher mißhandelt und endlich dahin gebracht, daß er mit Glasscherben seine Pulsadern durchschnitt, um so ein nicht mehr zu ertragendes Leben zu enden. Welche Opfer haben gebracht werden müssen, damit ein Paar Dutzend Fürsten auf ihren Thronen und Thrönchen mit Sicherheit sitzen! Sie sind die Unverantwortlichen, während man Diejenigen zu blutiger Rechenschaft zieht welche nichts Anderes wollen, als daß das gleiche Wohl Aller zur Thatsache werde.

Doch ich muß in meiner Schilderung wieder zurückgehen. Das Jahr 1830 kam, und die kühne That der Pariser, durch welche Karl's des Zehnten Thron erledigt wurde, setzte ganz Deutschland in fieberhafte Aufregung. Die Freiheitsbestrebungen der andern Völker haben von jeher bei keiner andern Nation mehr Sympathie erweckt als bei den Deutschen, während diese selbst geduldiger als die meisten andern die einheimische Willkührherrschaft ertrugen. — Mit einem Male kamen die deutschen Patrioten wieder aus allen Ecken und Winkeln hervor, Jedermann wollte für liberal gelten. Den Regierungen behagte die Sache schlecht,

— sie gaben im ersten Schrecken mancherlei nach in der Hoffnung, daß die Zeit kommen würde, da sich ungestraft Alles wieder zurücknehmen ließe. Der Polenkampf hielt Alle für längere Zeit in der gespanntesten Erwartung; sein kläglicher Ausgang war auch das Ende der von der Mehrzahl der Freiheitsfreunde bis dahin noch gehegten Hoffnungen. Rücksichtsloser als je zuvor trat die Reaktion auf, jede freiere Regung in Wort und That wurde zum Hochverrathe gestempelt, und in alle Lebensverhältnisse drängte sich der unerträglichste büreaukratische Zwang. Dazu kam eine fast allgemeine Demoralisation des Volksgeistes. Der französische Bürgerkönig begünstigte kluger Weise das sog. Kleinbürgerthum, um in der Klasse der Besitzenden und ruhig und erfolgreich ihrem Geschäfte Nachgehenden ein conservatives Element zu schaffen, stark genug zur Niederhaltung sowohl der unruhigen Köpfe als des von wirklicher Noth getriebenen Proletariats. Diesem Beispiele folgend suchten auch die deutschen Regierungen das Volk praktisch zu überzeugen, daß die Förderung der sog. materiellen Interessen das Wichtigste von Allem sei, daß der sog. Idealismus zu nichts Gutem führe, daß man die Regierungen ruhig gewähren lassen und daß Jeder, der es könne, in Reichthum und Genuß seine Befriedigung suchen solle. Eine Zeit, so begeisterungslos und sittlich ruinirend, wie sie nunmehr eintrat, ist selten da gewesen, — sie erinnert an die Zeit der Stiftung des römischen Kaiserthums, und trotz dem unsanften Dazwischenfahren des Jahres 1848 scheint die prosaische Nützlichkeits-Richtung auch jetzt noch mehr im Zu- als Abnehmen begriffen zu sein. (Dies ist 1860 geschrieben).

Was blieb nun Denen übrig, in deren Innerem die hochklingenden Ideen ihrer Jugend zu tief gewurzelt waren, als daß sie zu der zahmen Nützlichkeitslehre sich hätten bekehren mögen? Entweder in verbissenem Grolle und Geächteten gleich ein Leben hinzuschleppen, das ihnen selbst als ein verfehltes erscheinen mußte, oder aber mit allen Verhältnissen, in die sie durch Geburt, Erziehung und Gewöhnung versetzt waren, für immer zu brechen und fern vom Lande der Heimath eine ganz andere Zukunft, einen ganz neuen Wirkungskreis zu suchen. War es jetzt und — wie es schien — für immer Männern dieser Art unmöglich gemacht, dem Vaterlande in ihrem Sinne zu nützen, so konnte auch weder ihnen noch Andern damit gedient sein, daß sie länger eben nur Zeugen blieben des herabgewürdigten Zustandes; besser als das dünkte es ihnen, ein Stück vom Heimathlande in der eigenen Brust über den Ozean zu tragen und in einem weniger hoffnungslosen Kampfe dort ihre besten Kräfte zu verwenden, jedenfalls endlich nach eigenen Gedanken ihr Leben und Wirken einzurichten. Wie weit dies gelang und gelingen konnte, wird der fernere Verlauf meiner Schilderung klar machen.

Hatten an der früheren, doch weniger bedeutenden, Auswanderung hauptsächlich nahrungs- und geschäftslose Leute sich betheiligt, so folgte jetzt eine beträchtliche Menge Solcher, die sich in ihren politischen Hoffnungen betrogen sahen. Da sie als die Gebildeteren der Auswanderung Ton und Färbung gaben und, sofern die Erhaltung des deutschen Elements und deutscher Einfluß in den zur neuen Ansiedlung gewählten Ländern in Betracht kommt, die wichtigste Stelle einnehmen,

so werden es die Leser nicht tadelnswerth finden, daß ich die Ursachen, welche sie von dannen trieben, mit größerer Ausführlichkeit klar zu stellen versucht habe. Wären nach den Vereinigten Staaten, wohin der Hauptstrom der deutschen Einwanderung ging und mit Recht noch immer geht, nur fleißige deutsche Arme gebracht worden, so wäre das für dieses Land zwar immer ein Gewinn; aber geschichtlich bedeutend wird die Sache dadurch, daß deutsche Bildung, daß vaterländische Kunst und Wissenschaft nicht allein in den atlantischen Städten dieses Continentes, sondern auch an den Ufern des Ohio und Mississippi, ja jenseit des Felsengebirges eine neue Heimstätte suchen und finden und ohne Zweifel für immer behaupten werden.

Allgemeine Betrachtungen über den Menschen.

Von

Dr. H. Tiedemann.

[Schluß.]

Am meisten zeichnet sich der Mensch durch seine hohe geistige Befähigung vor allen Thieren aus. So groß aber diese Befähigung, für die wir kein Maaß haben, auch sein mag, sie ist begrenzt durch die Materie, auf welcher der Geist blüht und an die er so fest wie der Glanz einer Sonne an ihren Körper gebunden ist.

Der Mensch empfindet, denkt und will; er hat ein Erinnerungs- und Vorstellungs-Vermögen und hat sich eine Sprache verschafft. Die Thiere thun und haben alle das Gleiche, aber in untergeordnetem, und bestimmt beschränktem Maaße. Der sogenannte Instinkt, den der Mensch großmüthig dem Thiere hat zukommen lassen, erklärt bei weitem nicht Alles, was Thiere thun, die nicht mit unverkennbarer Ueberlegung und Vorsicht handeln. Thiere haben Gedächtniß und Kunstsinn, Vorstellungs-Vermögen und Empfindungen, haben ihre Schmerz- und Freude-Aeußerungen; sie kennen und lieben ihre Wohlthäter, sie fürchten und hassen ihre Peiniger; sie sind dankbar, anhänglich, folgsam oder halsstarrig, boshaft, rachsüchtig und nachträglich. Geistesgaben können den Thieren in gewissem Grade nicht abgesprochen werden, aber dieselben sind nur einer sehr unerheblichen Vervollkommnung durch Zucht, Alter, Erfahrung und Umgang mit Menschen fähig. Es ist nicht bekannt, daß Vögel je andere Nester gebaut, die Biene ihre Zelle anders construirte, die Lerche mit anderer Melodie den Sonnenaufgang begrüßte. Der Mensch sammelt Kenntnisse und theilt sie mit, und weil Menschen von Einander lernen, so muß das vermehrte Wissen den Kreis des Denkens erwei-

tern. Die Denkkraft des Menschen war wohl zu allen Zeiten gleich stark, aber der Denkumfang wird täglich größer, daher auch die Denkresultate mannigfaltiger sind. Die Thiere lernen nur von Einander, was die Jungen den Alten absehen oder was Erfahrungen ihnen aufdrängen, die sie nicht im Stande sind, sich Einander mitzutheilen.

Wie die ersten Menschen, Thiere und Pflanzen entstanden sind, bleibt unerforschlich. Daß die Menschen in dieser Beziehung keine Sage haben, die nur einigermaßen befriedigend oder wahrscheinlich ist, beweist, daß dieselben lange in einem Zustande müssen gewesen sein, in dem sie nichts beobachten konnten. Jetzt sehen wir nur, daß Menschen, Thiere und Pflanzen aus ihres gleichen entstehen oder daß die niedersten Thiere und Pflanzen anscheinend von selbst ohne Mutterthier oder Mutterpflanze sich bilden. Indessen muß der Keim derselben, wenn auch unseren Erforschungsmitteln nicht zugängig, irgendwie und irgendwo vorhanden sein und erwartet nur begünstigende Umstände zu seiner Entwicklung.

Könnten nun niedere, oder die niedersten Thiere und Pflanzen von selbst entstehen, so wird man doch gewiß nicht wahrnehmen, daß höhere Pflanzen und Thiere auf ähnliche Weise entstehen und deren Entstehung wird auch dadurch nicht erklärt, daß man behauptet, die Schöpfung sei in verschiedenen Abschnitten vor sich gegangen und jede spätere Periode habe vollkommenere Wesen hervorgebracht oder wie Manche wollen, die in frühern Schöpfungsperioden entstandenen unvollkommenern Pflanzen und Thiere hätten sich in spätern Schöpfungsperioden auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit erhoben. Ebenso soll der Mensch, nachdem er frühere Schöpfungsperioden als unvollkommeneres Thier z. B. als Affe oder als großer Frosch durchlaufen hat, zuletzt Mensch geworden sein. Es wird der Natur in dieser Beziehung wohl ebenso gehen, wie den Schneidern, die leichter und lieber einen neuen Rock machen, als einen alten umändern. Nimmt man nun gar an, daß so ein alter Affe oder Frosch zu einem jungen Menschen umgeschaffen würde— denen jedenfalls vorher mindestens die Haut abgezogen werden müßte — so könnte man, wenn solches Phantasiespiel nicht zu absurd wäre, wirklich lachen, wie die homerischen Helden oder wie der Pfarrer von Grünau. Wäre es aber wirklich so, dann wäre diese auffallende Aehnlichkeit mancher Menschen mit Thieren erklärt; sie hatten das Thier aus der frühern Thierstation noch nicht völlig abgemausert und waren durch einen unvorsichtigen, übereilten Entwicklungssprung, ehe das Thier völlig abgefallen war, Menschen geworden und der Kapuziner hatte Recht, wenn er überzeugt war, daß bei Gott Alles möglich und er selbst in andern Umständen sei. Sicher ist, daß der Mensch das letzte von den uns bekannten Produkten der Erde war; wenigstens kennen wir kein neueres. Wie die Erde während des Entwickelungsherganges der Menschen beschaffen war, ist nicht zu ahnen, denn wir wissen nicht welche Stoffe und Kräfte nöthig sind, um aus einer Zelle einen Menschen hervorzubringen; aber mit Bestimmtheit kann man behaupten, daß die Erde zur Zeit, als der Mensch seine höchste Entwicklung erlangte, ziemlich in dem Zustande gewesen sein muß, wie wir sie jetzt noch vor uns sehen, denn jetzt noch ist durch diesen Zustand das Bestehen des Menschen gesichert. So muß es auch mit

allen Thieren und Pflanzen gewesen sein. Fleisch-fressende Thiere erschienen erst nach den Pflanzen-fressenden, weil erstere die letzteren zu ihrer Nahrung bedurften und die letztern traten erst auf, als es Pflanzen gab. Die höhern Pflanzen, welche einen reichern Boden und geordnetere klimatische und Witterungs-Verhältnisse bedurften, kamen später, nachdem vorerst die einfachsten Pflanzen vorhanden waren, welche wenige erdige Bestandtheile und hauptsächlich Wasser, Wärme, nicht so reine Luft und etwas Licht zum Entstehen und Bestehen verlangten. Die einfachsten Pflanzen konnten sich erst bilden, als Wasser vorhanden war und das Wasser bildete sich erst, als steigende und fallende Temperatur dessen Niederschlag begünstigte. Temperaturwechsel konnte erst eintreten, nachdem der ursprünglich vielleicht feurig flüssige Erdball angefangen hatte sich abzukühlen u. s. w.

Die einmal ursprünglich entstandenen einfachsten infusionsartigen Pflanzen gaben Nahrung den wohl bald darauf entstandenen infusionsartigen Thierchen, die sich auch untereinander verschlangen und beide belebten in den mannigfaltigsten Formen und Gestalten im wunderlichsten und buntesten Getreibe die ursprünglichen Wasser. Von dem Tropfen Wasser, dessen geheimnißvolles Leben das Sonnenmicroscop uns verräth, dürfen wir auf das Leben in den ursprünglichen Wassern schließen, denn die Natur ist in ihrem Schaffen weder durch microscopische noch durch unermeßliche Größen und Ausdehnungen beschränkt. Der immerwährende Untergang dieser sich immer neu und mannigfaltiger bildenden Urpflänzchen und Urthierchen lieferte wieder reichern Stoff zur Hervorbringung neuer Pflanzen und Thiere. Die zahllosen Pflanzen- und Thier-Leichen mit verwitterten Steinarten, Wasser und Wärme bildeten einen reichern Boden, der in einer folgenden Schöpfungsperiode unter Mitwirkung der kosmischen und mehr entfalteten tellurischen Stoffe und Kräfte vollkommenere Pflanzen und Thiere erzeugen konnte. Immer kamen Pflanzen und Thiere erst, nachdem ihre Nahrung reichlich vorhanden war und die ganze Erde mußte jedesmal solche physikalische Eigenschaften haben, daß die Pflanzen und Thiere einer jeden Schöpfungsperiode ihrem Baue gemäß leben konnten. Zuletzt entwickelte sich der Mensch mit seinem zusammengesetzten, und seinen, viele Bedürfnisse erfordernden Bau. Der Mensch brauchte zu seiner Existenz ein warmes Klima für seinen nackten, schutzlosen Körper, reine Luft für seine feinconstruirten Lungen, gutes Wasser zur richtigen Zusammensetzung seines Blutes, passendes Licht für sein feingebautes Auge und mannigfaltige Nahrung für seinen zusammengesetzten Verdauungsapparat; auch durften, wo er ursprünglich entstand, keine gefährliche Feinde unter den Thieren sein. Wie viel Jahre die Erde vor der Entstehung des Menschen zählte, ist so wenig zu bestimmen, als die Jahre gezählt werden können bis zur Entstehung des Wassers, in dem sich die Urpflänzchen und Urthierchen entwickelten oder der Zeitraum seit der Entstehung der Menschen bis auf unsere Zeiten auch nur annäherungsweise gemessen werden kann. Die Natur ist in ihrem Schaffen nicht durch die Zeit begränzt, daher es auch nicht durch die Zeitbestimmungen der Menschen gemessen werden kann.

Viele, ja vielleicht die meisten Völker haben eine Tradition, ähnlich der mosaischen, daß eine große Ueberschwemmung in nicht angegebener Zeit statt hatte, durch welche die meisten Menschen und Thiere zu Grund gingen. Nicht alle Völker haben, wie Moses, diese Ueberschwemmung zu einer göttlichen Strafmethode für die Sündhaftigkeit der Menschen gemacht. Nennt man gewisse Thiere, welche nur im fossilen Zustande und großentheils nicht mehr lebend angetroffen werden, vorsündfluthliche, antediluvianische, so ist nicht einzusehen, warum, wenn durch die Sündfluth auch Menschen zu Grund gingen, man nicht auch antediluvianische Menschenreste finden sollte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß eine gewaltige Erdrevolution mit Ueberschwemmungen wirklich in einer Zeit vorkam, wo es schon Menschen gab und daß dieses Ereigniß sich in den Traditionen verschiedener Völker erhalten hat. Man findet in der That solche Ueberreste und die Ansichten der Geologen und Naturforscher, aber nicht der Natur unkundigen Theologen, werden immer mehr dahin formirt, daß es fossile Menschenüberreste gibt.

Die ersten Menschen konnten nur in einer Gegend der Erde leben, daher auch nur dort entstehen, wo reichliche und passende Nahrung immer zur Hand war und wo die Temperatur immer gleichmäßig warm die nackten und schutzlosen Körper nicht gefährdete. Solche Gegenden gibt es noch, wo der Mensch ohne Mühe und Arbeit, ohne Sorge und Kummer und ohne Feinde lebt; dort ist er noch das harm- und wehrlose Geschöpf, das die Natur zum Glück so reichlich ausgestattet hat; dort war die Wiege und das Eden der Menschheit. Daß die Menschen von einem Paare abstammen, wo die Schöpfungskraft der Erde sich sonst so reich und übermächtig zeigt, ist eine Mythe aus grauem Alterthume, von unwissenden Menschen erdacht und von zweideutigen Menschen zur Offenbarung gestempelt, an die sonderbarer Weise jetzt noch selbst viele besser Unterrichtete glauben oder zur Ehre des Verstandes sei es gesagt zu glauben s c h e i n e n.

Sobald und wo nur immer auf der Erde die Bedingungen zur Entstehung des Menschen gegeben waren, mußte er entstehen. Ebensowenig sind die Thiere in einzelnen Paaren entstanden. Es sind übrigens nur noch Theologen und Bibelzeloten — die aus Rücksicht und Schonung orthodoxe Geistliche genannt werden— mit denen keine verständige Controverse möglich und lohnend ist, welche die Abstammung aller Menschen von einem Paare annehmen.

Die verschiedenen Arten oder Rassen der Menschen wurden vielleicht durch Einflüsse des verschiedenen Bodens an den Entstehungspunkten der Menschen bedingt oder, was mit dem übrigen Hergang der Erdentwicklung mehr übereinstimmt, in einer Reihenfolge an verschiedenen Punkten der Erde. In dieser Reihenfolge hat die verschieden potenzirte Schöpfungskraft der Erde die ursprünglichen Rassen bedingt. So schwierig die Bestimmung der ursprünglichen Rassen und so mannigfaltig die Mischung derselben ist, wodurch so vielfache Uebergänge von einer Rasse zur andern sich herausstellen, so ist dennoch die Ansicht aufgestellt worden, daß die verschiedenen Rassen durch klimatische Einflüsse oder sonst Was sich im Laufe der Zeit aus einer Art herausgebildet haben, was offenbar eine Verdächtigung der Natur ist, sowohl in ihrer schöpferischen als fortentwickelnden Kraft.

Obgleich es nun keinem Zweifel unterliegt, daß das Klima, die Lebensweise u. s. w. den Menschen verändern und daß manche Veränderungen erblich werden können, so wird doch nie aus einem Kaukasier ein Neger oder ein Mongole oder umgekehrt. In welchen Ländern die verschiedenen Menschenrassen ursprünglich entstanden, ist nicht zu sagen, ebensowenig wie viele Rassen ursprünglich vorhanden waren und wie sie sich mischten. Der Farbe nach hat man Rassen vom weiß durch fast alle Schattirungen von gelb und braun bis zum dunkelsten schwarz und es scheint fast, als halte die geistige Befähigung Schritt mit der Farbe der Haut oder als sei die Structur des Gehirns und Nervensystems von ähnlichen Bedingungen abhängig, wie die Structur der Haut und des ganzen Körpers.

Die Fragen liegen nahe, ob die wenigstbefähigten Rassen zuerst und dann die mehrbefähigten und zuletzt die weiße als die meistbefähigte entstanden sei oder ob alle Rassen zugleich, nur an verschiedenen Punkten der Erde, entstanden sind?

Der Analogie nach, wie die andern Geschöpfe, früher unvollkommenere dann vollkommenere auftreten, sollte man denken, es müsse auch bei den Menschen so gewesen sein. Aus der Geschichte der Rassen scheinen aber Gründe vorzuliegen, die Sache anders anzusehen. Die älteste Geschichte und seit unbekannten Zeiten eine auf hoher Stufe stehende Cultur hatten die Chinesen, deren weiterer Fortschritt sicher eben sowohl beschränkt wurde durch ihre Organisation, welche an sich keinen höheren Bildungsgrad zuläßt, als auch durch ihre Abgeschlossenheit, welche die gedeihliche Mischung mit andern Rassen, eine Wiederbelebung derselben verhindert. Die zweit älteste Geschichte haben die Völker, welche nördlich und nordwestlich von China sich nach dem Westen und Südwesten verbreiteten, Europa überzogen und noch viel früher Egypten cultivirten; die dritt älteste Geschichte scheinen die Bewohner Amerikas, besonders Centralamerikas und Perus gehabt zu haben; die viert älteste Geschichte und fast gar keine Culturdenkmale haben die Bewohner Afrikas und gar keine Geschichte ohne alle Denkmale der Cultur, vielleicht einige Götzenbilder ausgenommen, haben die Völker von Oceanien. In gleichem Range scheinen der Culturzustand und die Sprachen der Rassen sich zu befinden. Ob die verschiedenen Völker ursprünglich dort waren, wo sie noch jetzt gefunden werden oder ob sie durch Wanderungen wer weiß woher an ihre jetzige Wohnstätte gelangten, hat mit ihrer ursprünglichen Entstehung und ihrer stufenweisen spätern Entwicklung so wenig zu thun, als die Erforschung, wie oft und wohin die Völker auf der Erde wanderten und welche Völker verdrängt oder gänzlich aufgerieben wurden. Die Völker mögen aber herkommen und hinziehen, wohin sie wollen, hatten sie eine Geschichte, so erhalten sie sich dieselbe durch Gebräuche, durch die Sprache und durch Sagen oder sie hinterlassen Denkmale ihrer Cultur, wie man sie besonders in Asien, Egypten und Centralamerika findet.

Halten wir uns an die Geschichte, die Cultur und die Sprache der Rassen, so wären die Chinesen und ihre rassenverwandte Völker die ersten Menschen gewesen von denen wir als Völker eine Kenntniß haben; dann erschienen die Völker auf den Hochebenen Asiens, welche später westlich und südwestlich sich verbreiteten, dann die Centralamerikaner, dann die Afrikaner und zuletzt die Oceaner. Sind

die hochasiatischen Völker, wie wir annehmen, die höchst begabten, so muß der Zustand der Erde ein zu ihrer Hervorbringung entsprechender gewesen sein, er mußte die höchste schöpferische Kraft besitzen und die Chinesen waren die Vorboten oder die ersten Produkte der anfangenden Menschenerzeugung und die Centralamerikaner und Afrikaner waren die Erzeugnisse der abnehmenden und die Oceanier die Erzeugnisse der erlöschenden Kraft der Erde Menschen hervorzubringen.

Es scheint eine naturgemäße Vorstellung — ob richtig in der angedeuteten Weise ist eine andere Frage — der Schöpfungskraft der Erde zu sein, daß dieselbe, wenn sie einmal fertig war zur Hervorbringung von Menschen, einerseits nicht gleich die vollkommensten Exemplare zu Stande brachte und daß sie andrerseits, nachdem sie das Vollkommenste hervorgebracht hatte, nicht mit einem Schlage aufhörte. Bei den Thieren und Pflanzen muß es ebenso sich verhalten haben, allein bei ihnen fehlen die bei Menschen wiegenden Angaben aus der Geschichte und Cultur.

Wir haben indessen noch andere Momente, welche gehörig gewürdigt und vorsichtig erwogen, Verwandtschaften oder Verschiedenheiten von Stämmen, Völkern und selbst Rassen herausstellen können. Dazu gehört die bei vielen Völkern sich erhaltende Vorliebe für ihre Kleidungsweise, die sich Trotz dem Einflusse der Mode und des Verkehrs bis zu einem gewissen Grade erhält und dafür spricht, daß eine tiefsitzende, aus alten Zeiten, durch ursprüngliche Bedürfnisse bedingte Vorliebe für ihre Kleidung fortbesteht. Selbst Schmuck- und Putz-Sachen, Kunstliebhaberei und Kunstprodukte, für welche sich Völker bis auf unsere Zeit eine auffallende Vorliebe erhalten, scheinen auf Ursprung und ursprüngliche Beschäftigung zu deuten. Die Vorliebe für gewisse Farben, welche dem Muster der Natur entlehnt sind, deuten auf den Ursprung der Völker und sicher sind sie nicht sowohl individueller als vielmehr nationaler und Rasse-Geschmack. Selbst die Vorliebe zu Speisen und deren Zubereitung scheint mehr volksthümlich und von größerer historischer Bedeutung zu sein, als man in der Regel anzunehmen geneigt ist. Auch die Spiele und Vergnügungen der Völker, deren Musik, Gesang, deren Lieder und Melodieen, deren Phantasie und Poesie, deren Gelehrsamkeit und Religionsansichten sind historisch wichtig und gewiß von Bedeutung in Bezug auf den Ursprung und die Verwandtschaft der Rassen. Sicher würde dieses Studium am Leben der Völker eher zu einem Resulte führen, als die Grübeleien über die Schädel und Knochen längst verstummter Geschlechter. Die ursprünglichen Menschenarten vermehrten sich an ihren Entstehungspunkten und breiteten sich anfänglich wohl nur einzeln durch Wanderungen, welche gewiß nur dem Aufsuchen von Nahrung galten, nach allen Richtungen aus. Der Kreis ihrer Verbreitung mußte sich immer mehr erweitern, bis die Ausbreitungskreise verschiedener Menschenarten in Berührung kamen und diese Menschen sich mit einander mischten oder gegenseitig verdrängten. So wie jetzt und in allen uns bekannten Zeiten Menschen, um sich vor ihren Feinden zu retten, gezwungen oder freiwillig wandern, so mußte es, modificirt durch die Cultur der Menschen in allen Zeiten,

ebenso gewesen sein. Haben in der uns bekannten Geschichtsperiode Menschen aus Sucht, ihre Macht und ihren Reichthum zu fördern, friedliche oder feindliche Züge in die Ferne unternommen, warum sollten die Menschen es nicht immer so gethan haben? Treibt wissenschaftlicher Eifer die Menschen jetzt in die Weite, so mußte Neugierde und eine Art Wißbegierde die Menschen in den frühesten und allen Zeiten schon zu Wanderungen bestimmen. Handel, Gewinn- und Habsucht, Lust zu Abenteuern, der Drang zur Unabhängigkeit und Ungebundenheit, die so Viele vom wie sie sagen langweiligen heimathlichen Heerde treiben oder die Furcht vor Strafe wegen begangener Verbrechen oder Menschenscheu mögen die Menschen wie jetzt so auch früher und in den frühesten Zeiten „hinaus ins feindliche Leben" gejagt haben.

Die ursprüngliche Ausbreitung der Menschen mußte Anfangs in der Richtung der heißen Zone wo Nahrungsmittel reichlich zu finden waren und wo diese unmöglich war in der Richtung gegen die Pole geschehen. Der Mensch kam allmählich in ungünstigere Regionen, wo er Kleidung bedurfte und wo die Nahrung nicht so leicht zu finden oder zu erlangen war. Das kältere Clima mußte mit der Zeit auch nachtheilig auf die Entwicklung des Körpers wirken und ohne Zweifel sind die Polarmenschen allmählig aus den verschiedenen ursprünglichen Entstehungspunkten und Ausbreitungskreisen der Menschen entartet. Es ist nicht wahrscheinlich, ja man kann sagen, es ist unmöglich, daß Menschen auf ihren Wanderungen bis in die unwirthsamen, dem höhern organischen Leben so feindlichen Polargegenden gekommen, sich dort niederließen. Viel natürlicher ist es anzunehmen, daß die Polargegenden früher ein wärmeres Clima hatten und eine fruchtbarere und einladendere Gegend waren und daß vielleicht erst in Jahrtausenden das Clima sich allmählig dort und mit ihm die Menschen sich ebenso allmählig veränderten und ebenso allmählig sich an die fast unbemerkt sich stufenweis verändernde Lage gewöhnten. Die Urahnen der in Pelz gehüllten Lappen mögen so nackt sich getragen haben, wie die Bewohner von Otaheiti.

Die ersten Menschen sowohl, wie die ersten Thiere, ja selbst Pflanzen mußten anders als durch Fortpflanzung entstanden sein und konnten sich nur durch langdauernde Entwicklungsprocesse zu vollkommenen Wesen erheben, daß sie in den Stand gesetzt wurden sich selbst fortzupflanzen. Wie diese ersten Wesen entstanden sind, wie sie ursprünglich beschaffen waren und sich allmählig zum jetzigen Grade von Vollkommenheit entwickelt haben, wird wohl nie gelingen zu ermitteln, da uns Nichts der Art mehr zur Beobachtung kommt. Natürlich muß es zugegangen sein, da wir nichts Unnatürliches kennen, außer was im Schlafe oder Wachen geträumt wird. Muß aber das, was wir mit unserer Organisation nicht begreifen können, wunderbar oder was dasselbe ist göttlich sein?

Nehmen wir also an, wir finden den Menschen auf der bereits hohen Stufe der Entwicklung, wo er sich selbst fortpflanzt; er lebt in einem Lande, wo er reichliche Nahrung ohne Mühe und Arbeit findet, wo er seinen nackten Körper nicht zu kleiden braucht und wo keine Thiere oder die Beschaffenheit des Bodens oder Naturereignisse dessen Existenz gefährden, so wird wohl bald wegen der raschen und

ungestörten Vermehrung der Menschen der Raum für sie zu eng und die Nahrung zu spärlich geworden sein und im Suchen nach Nahrung kamen die Menschen zuerst von ihren ursprünglichen Enstehungspunkten fort und mußten sich allmählig an andere als die ursprüngliche Nahrung gewöhnen. Die Bäume, unter welchen die nackten Urmenschen Schutz gegen die stechenden Sonnenstrahlen und gegen Regengüsse fanden, gaben wohl die erste Idee, sich irgendwo zum Schutze ein ähnliches Dach aus blattreichen Zweigen und großen Blättern zu fertigen. Mit dieser dürftigen aus der Natur entlehnten Kenntniß sich ein Dach zu bereiten, kamen die Menschen in rauhere Gegenden, wo das Dach dichter gemacht werden mußte oder sie suchten Höhlen und konnten auch leicht auf den Einfall kommen, in Erdwände sich schützende Höhlen zu graben u. s. w. Waren die Menschen einmal so weit von ihren ursprünglichen Entstehungspunkten in eine Gegend gewandert, wo sie ein besseres Obdach bedurften, da mußten sie auch ihren Körper zu kleiden suchen, was auch anfangs mit Blättern und in einander gewobenen Halmen und Gräsern geschah, wie wir das noch bei uncivilisirten Völkern sehen. Thierhäute wendeten die Menschen gewiß erst viel später zur Bekleidung an, nachdem sie genöthigt waren, Thiere zur Nahrung zu tödten, worauf sie erst, durch die Noth getrieben, verfallen konnten. Die Noth trat ein, als die Menschen in Gegenden kamen, wo sie ihre immer genießbare fertige Nahrung nicht mehr den Bäumen und Sträuchen abnehmen konnten. Da lernte der Mensch wie noch Vieles andere von den Thieren, die er einander verfolgen und aufzehren sah. Saftige Blätter, Stengel, Beeren, Wurzeln und Knollen, dann auch Insekten und Würmer und leicht zu fangende Thiere mußten zur Nahrung dienen, wie man es noch bei wilden Menschen sieht. Von Einfangen und Tödten kleinerer Thiere mußten die Menschen bald dazu kommen, auch größere Thiere zu fangen oder zu erlegen.

Die ersten Mittel zum Erlegen der Thiere waren wohl die überall zur Hand liegenden Steine oder Stücke Holz, das, zu Keulen geformt, noch eine Waffe wilder Völker ist. Das Zuspitzen des Holzes war eine leichte weitere Verbesserung des Mordinstrumentes, das auch einem Thiere entgegen- oder nachgeworfen werden konnte und waren die Speere und Wurfspieße, wie sie noch von wilden Völkern gebraucht werden. Vom Werfen der Speere zur Erfindung von Bogen und Pfeilen war kein großer weiterer Schritt und damit waren schon Waffen vorhanden, womit größere und schnellere Thiere konnten erlegt werden.

Das Einfangen, Aufziehen, Zähmen und Hüten nützlicher Thiere wie der Ziegen und Schaafe, die schon in den ältesten Zeiten als treue Genossen dem Menschen folgen, war ein weiterer bedeutender Fortschritt der Menschen, die früher nur Jäger waren und jetzt Hirten wurden. Die Hirten führten noch ein bewegtes Leben, um immer neue Waide und gutes Wasser zu finden, allein ihre Beschäftigung war friedlicher und ihre Wohnsitze wenigstens zeitweis dauernd an einem Platze. Da war der Mensch mehr in der Lage, ruhig das Treiben der Thiere zu beobachten und das Leben und die Bedeutung der Pflanzen, mit denen er seine Thiere und sich selbst nähren mußte, kennen zu lernen und Nutzen aus seinen Beobachtungen zu ziehen.

Von seinen Thieren lernte wohl der Hirt den Gebrauch der Milch, die er die Jungen von den Alten abtrinken sah und natürlich war es, daß er dieselbe für sich selbst gebrauchte. Das zeitweise längere Verweilen an einem Platze, die Erfahrung, daß gewisse Pflanzen gute Nahrung geben, brachte die Hirten wohl bald auf den Gedanken, die nützlichen Pflanzen zu hegen und zu vermehren und manchen Hirten mußte das Herumziehen als überflüssig erscheinen; sie blieben an fruchtbaren Plätzen, zogen ihre Nahrungsmittel, hielten ihre Heerden und bauten sich dauerhafte Wohnungen; der wandernde Hirte war ein säßhafter Landbebauer geworden.

So sehen wir, wie die Menschen durch die Noth und den Hunger, diesen großen Hebel menschlicher Thätigkeit, getrieben, den sorglosen Urzustand verließen, zuerst Jäger, dann Hirten und zuletzt Landbebauer wurden. Noch giebt es Menschen, die im sorglosen Urzustande leben oder durch Umstände getrieben, es nicht weiter als zu Jägern oder Hirten brachten und die kaum und nur nebenbei etwas Land bebauen. War die Bebauung des Landes einmal durch säßhaft gewordene Hirten begonnen, so mußte sie von Geschlecht zu Geschlecht sich mehren und ausdehnen. Die Söhne blieben in der Nähe der Väter; es bildeten sich patriarchale Familien, aus denen Stämme, Gemeinden und Völker sich entwickelten. Von den drei Urvölkern, wenn man so sagen darf, hat der Jäger den geringsten Einfluß auf die Cultur der Menschen, der Hirte mehr und am meisten der Landbebauer, wenn er auch, von Hofräthen überflügelt, nur ein dummer Bauer ist. Der Jäger braucht zu seiner Beschäftigung nur List und Gewalt; er hat jetzt vollkommenere und gefährlichere Waffen, die aber sehr selten durch ihn erfunden wurden; er bringt nur die Felle, nicht immer das Fleisch der erlegten Thiere auf den Markt der Menschen und die Menschen lernen nichts von ihm, als das noch jetzt gebräuchliche Jägerlatein. Die Jagd selbst ist ein Vergnügen geworden, dem Leute von sitzender Lebensweise oder an Langweile kränkelnde Menschen sich zeitweis mit Heroismus hingeben und erzählen, wie sie dem oder jenem Hasen Eins hin gebrennt haben. Es ist ein Vergnügen, ohne das die Menschen sein könnten. Der Hirt muß für seine Heerde sorgen, gute Waide und gutes Wasser finden; er muß Rücksicht darauf nehmen, daß seine Züge nicht mehr so weit und ungebunden sein können, wie früher; er muß auf die Gesundheit seiner Thiere achten, muß suchen, ihnen in Krankheiten zu helfen, zu deren Kur er viele Pflanzen kennen und verwenden lernte, er muß die guten und schlechten Thiere unterscheiden können; er treibt Handel mit seinen Thieren und bringt Vieles, was er von seinen Heerden erlangt, in den Verkehr der Menschen. Das Geschäft des Hirten ist ein zu ernstes und zu viel Kenntnisse und Fleiß erforderndes, als daß dumme Junker und versessene Schulmeister sich mit demselben zerstreuen könnten. Von den Hirten lernten die Menschen gewiß zuerst die Heilkraft vieler Pflanzen und noch sind Schäfer ohne Diplom famose Aerzte und unter ihrem dreieckigen Hut stecken von hohen Herrschaften gesuchte Wunderideen, die kaum unter einem legitimen Doctorhut vorkommen. Und gar, wie dankbar müssen die Menschen für die Einführung der Schäferstunden sein, die nicht mit 60 Minuten ablaufen, wie Musikstunden.

Der Ackerbau, welcher die meisten Lebensmittel und Kleidungsstoffe und die wichtigsten Handelsartikel liefert, hat sich aus den Banden der Empirie auf die Höhe einer Wissenschaft geschwungen und jeder schweißtriefende Bauer hinter dem Pfluge ist der Menschheit nützlicher als viele vertrocknete Kathederbewohner.

Die sorgenfreien Urmenschen kannten das Eigenthumsrecht gewiß nicht; die Früchte auf den Bäumen gehörten Allen; Keiner hatte durch Mühe, Arbeit und Sorge ein größeres Recht als der Andere; nur bei ihnen war der Communismus möglich, den man sich auch jetzt noch gefallen lassen könnte aber nur um den Preis, vorher in das Eden der Menschheit zurückgeführt worden zu sein. Die Jäger hatten, weil sie mit Anstrengung und Entbehrungen, mit List und Gewalt sich ihrer Beute bemächtigen mußten, ein ganz natürliches Recht an dieselbe. Die Hirten dehnten ihren Besitz noch weiter aus: ihre zunehmenden Heerden gehörten ihnen und sie suchten sich die Waid- und Wasserplätze zu erhalten. Die Landbebauer gingen noch weiter: den Boden, den sie einmal bebauten und das Haus mit dem Platz, worauf es stand, beanspruchten und besaßen sie als ausschließliches Eigenthum. Je mehr Mühe es die Menschen kostet, sich Etwas zu erwerben, desto eifriger sind sie dasselbe sich zu bewahren und je mehr Genuß ihnen der Besitz verschafft, desto mehr suchen sie denselben zu vergrößern.

Es mußte sich oft ereignen, daß von Mehreren derselbe Besitz erstrebt wurde, woraus wohl die ersten Streitigkeiten entstanden, welche bei den Urmenschen nur gering sein konnten, bei Jägern und Hirten einen höhern Grad erreichen und bei den Landbebauern noch ernsterer Natur und folgenreicher sein mußten. Mit dem Fortschritte der Menschen nahmen auch ihre Streitigkeiten zu. Der ganzen Menschheit geht es wie dem einzelnen Menschen, dessen neckische und zänkische Spielereien im Kindesalter, zu ernstlichen Prügeleien und blutigen Köpfen im Knabenalter ausarten; im Jünglingsalter ist Leidenschaft und Eifersucht die Ursache ernstlicher oft tödtlicher Conflikte, im Mannesalter verleiten Ehrgeiz, Eitelkeit und Habsucht zu grausamen Verfolgungen und im Greisenalter verbittern getäuschte Hoffnungen, oft ein verfehltes Leben mit raffinirter Bosheit sich und Andern die Existenz. Mit erwachender Kraft regt sich bei der ganzen Menschheit wie beim Individuum die Neigung von der Kraft Gebrauch zu machen, und wie bei einzelnen Menschen die wachsenden Geistesgaben, die reichere Erfahrung ihn zum gefährlichen Gegner macht, so ist es mit ganzen Völkern und mit der ganzen Menschheit unter sich.

Aus dem friedlichen Verkehr der Menschen, wo die Einen das von den Andern durch Tausch zu erlangen suchten, was sie selbst nicht besaßen, was sie bedurften oder wünschten, entwickelte sich der Handel, der auch zu vielen Streitigkeiten Anlaß geben mußte. Alle suchten ihren Neigungen zu folgen, ihre Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen und ihren Besitz zu vergrößern. In diesem wirren Streben und Treiben wurde gar leicht das Eigenthum Anderer verletzt, das vertheidigt werden mußte. So kamen nicht allein einzelne Menschen, sondern auch ganze Völker in Streit; der Stärkere hatte damals, wie noch jetzt, nicht ideal sondern materiell Recht. Jäger stritten sich um die Beute und Jagdgründe, Hirten um

die Waid- und Wasserplätze, Landbebauer um den Boden; der Stärkere verdrängte den Schwächern und so beförderten diese Streitigkeiten die Verbreitung der Menschen, welche nach allen Richtungen hinzogen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, um ihren Neigungen und Gewohnheiten gemäß leben zu können.

Der Angriff auf anderes Eigenthum und die Vertheidigung desselben erzeugte eine neue Klasse von Menschen, nämlich die Räuber und Krieger. Wollte der Hirt sich seine Heerde, der Landbauer seine Ernte nicht rauben lassen, so mußte er Mittel anwenden, sein Eigenthum zu schützen; es kam zum Kampfe. Den Angegriffenen blieb Nichts übrig, als sich und ihr Eigenthum zu vertheidigen oder zu fliehen oder sich zu unterwerfen. Die Vertheidigung führte zum Kampfe und Kriege, die Flucht zur Auswanderung, die Unterwerfung erzeugte das Unterthanenthum und die Herrscher.

Wo Völker einander nicht unterwerfen, verjagen oder vertilgen konnten, da standen sie erschöpft von der bluttriefenden Beweisführung ihrer Rechte ab und die sogenannten Staatsmänner schlossen einen Freundschaft heuchelnden Frieden. Durch die Geschichte eines jeden Volks und der ganzen Menschheit zieht sich dieser rothe Faden von den kleinen Eigenthumsstreitigkeiten der Urmenschen um die nährende Frucht oder ein schattiges Plätzchen, eine Blume oder sonst ein Spielzeug, später bei den Jägern um die Beute und die Jagdgründe, bei den Hirten um die Thiere, die Waid- und Wasserplätze, und bei den Landbebauern um die Ackerfelder und Wohnplätze, wo Individuen, Familien oder Stämme sich herumbalgten und bekämpften, bis zu den Kriegen zwischen Völkern, die sich zerfleischten und vertilgten; es war im Großen wie im Kleinen, immer derselbe Trieb, den Eigennutz zu befriedigen, der, im Egoismus repräsentirt, so erfinderisch und raffinirt ist, daß er die Menschen lehrte, was Recht und Unrecht, was Tugend und Laster ist und dessen vornehmster Sohn Selbstbewußtsein genannt wird, das entscheidende Criterion zwischen Mensch und Thier.

Auch bei den Thieren finden wir Eigennutz und Egoismus, der sich aber nur als Selbsterhaltungstrieb äußert und nur bei Menschen eine so monströse Ausdehnung gewinnt, daß er die völlige rücksichtslose Vernichtung der Nebenmenschen nicht scheut.

Die Sprache ist eine der wichtigsten Urkunden der Entwicklungsfähigkeit des Menschen; sie ist ein in Laute gebrachtes Zeichenverständniß und muß unsern Gedanken einen Ausdruck geben, welchen Andere begreifen können. Die Entwicklung eines Volkes hält Schritt mit der Entwicklung seiner Sprache, welche für sich wieder den Charakter des Volks zeichnet, seine Beschäftigung und seinen Gedanken ganz verräth. Die meisten Thiere der höhern Ordnung haben ein Mittel durch Töne sich einander verständlich zu machen. Die Sprache der Urmenschen kann in ihrem Umfang und ihrer Bedeutung sich nicht wesentlich von der Verständigungsweise der Thiere unterschieden haben, wenn auch die Töne und Laute der Urmenschen wegen des vollkommenern Baus des Kehlkopfs, der größern Beweglichkeit der Zunge und der Lippen mannigfaltiger gewesen sein müssen. Jagdvölker und Hirten, welche vielfach und beständig Thiere beobachten und mit

ihnen verkehren, kennen deren Sprache, wenn man so sagen darf, ziemlich genau und benutzen diese Kenntniß häufig zur Täuschung derselben, was manchen vornehmen Stubengelehrten wohl deshalb nicht bekannt sein mag, weil sie weder eine Grammatik noch ein Wörterbuch dieser Sprachen verlegt finden. Die Thiere der genannten Ordnung haben ihre Töne der Begrüßuug, der Freude und des Schmerzes, der Furcht, des Unwillens, der Wuth, der Herausforderung, des Hasses und der Liebe; Thiere locken, warnen, drohen und bemitleiden, ermuthigen und trösten sich. Was mögen Thiere sich einander mittheilen in Tönen, Lauten und Zeichen, die dem feinsten Beobachtungssinn des Menschen entgehen? Bei den meisten, namentlich den niedern Thieren scheint der Verkehr nur durch Zeichen stattzufinden, allein unterhalten sich nicht die kleinen Ameisen auf ihren Straßen oder im Weiten umherirrend beim Begegnen sehr eifrig und angelegentlich? Können die Fühlhörner allein die Unterhaltung pflegen oder sagen sich die Thierchen Etwas in Lauten, die für unser Ohr nicht hörbar sind? Doch nein! die Zoologen und Zootomen haben ja kein Sprach- oder Hörorgan bei ihnen entdeckt.

Die Töne, mit denen die Urmenschen ihre Affecte, Wünsche und Bedürfnisse bezeichneten, vermehrten und bereicherten sich, je mehr der Zustand dieser Menschen sich veränderte und von dem sorgenlosen, monotonen Leben im Urzustande sich entfremdete. Je mehr Dinge der Mensch brauchte, desto mehr Worte brauchte er; je mannigfaltiger die Handlungen waren, je mehr die Menschen gemeinschaftlich thaten oder thun mußten, je größer die Unternehmungen wurden, je mehr Einfluß ein Mensch sich erwarb, je mehr Kenntnisse die Menschen sammelten, desto mehr mußte sich deren Sprache vervollkommnen und desto reicher mußte sie werden, damit sie sich Andern mittheilen, sich verständlich machen und sich berathen und Andere belehren konnten. Die Sprache der Urmenschen an ihren verschiedenen Entstehungspunkten mußte so verschieden ausfallen als die Menschen selbst, denen uranfänglich die eigentliche Sprache gar nicht nöthig war, da sie in ihrem täglichen Einerlei sich Nichts zu sagen hatten und Jeder wußte, was der Andere wußte. Die Verschiedenheit der Sprachen mußte durch den verschiedenen Bau der Sprachorgane und äußere Einflüsse bedingt sein. So gut der ganze Körper der Rassen verschieden gebaut war, so gut mußten die Sprachorgane derselben verschieden gebaut sein und folglich mußten auch die ersten Töne und Laute auf und aus welchen die eigentliche Sprache sich weiter fortbildete, verschieden ausfallen. Die weitere Ausbildung der Sprache mußte bedingt sein durch die Umgebung der Menschen, deren Beschäftigung und geistige Anlage, wohl auch durch Naturerscheinungen und die Thiere, welche sich bei den Menschen herumtrieben. Sobald es Jäger und Hirten gab, die in die Weite zogen, mußten die Sprachen bei mannigfaltigerer Beschäftigung, bei andern Natureindrücken, mit dem Zuwachs der Familien und der Verwicklung der Familienverhältnisse, mit der Bildung neuer Stämme, die entfernt von einander wohnten und der Entstehung von Völkern und der Vervielfältigung ihrer Beziehungen sich mannigfach gestalten nnd weiter ausbilden. Auch das Klima und die durch dasselbe bedingte Beschäftigung der Menschen mußte auf die Ausbildung der Sprache wirken. Wo die Menschen weiche

und warme Luft einathmeten, konnten sie verschwenderischer mit derselben beim Sprechen umgehen und ohne Anstrengung konnten sie viele und lange Worte gebrauchen. Daher ist im sonnigen und wonnigen Süden die Sprache weich, fließend, melodisch, bilder- und wortreich, im kalten Norden kurz und rauh, wo der Mund so bald als möglich wieder geschlossen wird.

Durch die Wanderungen der Menschen und deren Auswanderungen, durch Kriege und Unterjochungen und den friedlichen Verkehr wurden Worte-Biegungen und ganze Sentenzen herüber und hinübergetragen, um Dinge und Handlungen zu bezeichnen, die dem einen oder andern Volke bisher fremd waren und wurden mit der Zeit so vielfach verändert und umgestaltet oder wie man sich richtig auszudrücken pflegt, verhunzt, daß das ursprüngliche Wort kaum oder nie mehr herausgefunden werden kann. Unzweifelhaft ist, daß die Sprache der Wandervölker reicher, geregelter und entwickelter ist, als die jener stabilen Völker, welche wie die Chinesen von einer Mauer umschlossen oder wie die Central-Afrikaner nicht zugänglich oder wie die Südseeinsulaner durch's Meer auf ihre Inseln gebannt sind. Auf der andern Seite ist die Zähigkeit, mit der sich die Sprache in einem Volke erhält, auffallend und beweist, wie tief die Sprache mit dem Wesen eines Volkes verwebt ist. Ein Volk verliert eher seine Nationalität, als es seine Sprache aufgibt, und kann selbst, wie die Geschichte das häufig lehrt, ein unterjochtes Volk, wenn man ihm eine andere Sprache aufdrängen und seine eigene Sprache nehmen will, zur verzweifelsten Empörung gegen seinen mächtigen Unterdrücker getrieben werden, was uns nicht zu wundern braucht, denn alle die heiligen und theuren Religions-, Volks- und Haus-Traditionen, die lieben Volksmärchen lassen sich nicht in eine andere Sprache befehlen nnd können durch keine Ukassen vertilgt werden, ohne das Volk und sein Herz zu zerstören. Die Sprache ist dem Menschen ein aus undenklichen Zeiten angeerbtes, ihm identisch gewordenes Gut und älter und lieber, als seine Nationalität, die durch Pulver und Blei zerstört werden kann, wovor die Sprache sicher ist. Nur der Teutsche wirft im Auslande mit seiner Nationalität auch gar zu gern seine Sprache fort. Es ist ihm durch die schmachvolle Erinnerung an sein schönes, durch Fürsten und Pfaffen verunglimpftes und geschändetes Vaterland Alles entleidet, was teutsch ist.

Wie viel 1000 Jahre vergangen sein mögen, bis die Menschen für ihre Sprachen Regeln hatten, die sich ursprünglich gewiß nur aus der Zusammenstellung des Gebrauchs gestalteten und bis die Menschen schriftlich miteinander verkehren konnten, kann man aus der späten Erfindung der Druckerkunst schließen, nachdem doch schon 1000 von Jahren sehr gelehrte Menschen existirten.

Die Entwicklung der Menschen aus ihrem Urzustande, von dem wir uns nur mit lebhafter Phantasie an der Hand der Beobachtung über Völker, deren Lebensweise dem Urzustande ähnlich ist, eine Vorstellung machen können, bis auf die Stufe, auf welcher wir stehen, muß einen unbestimmbaren Zeitraum ausfüllen. Die Menschen mit ihrer Macht, ihren Reichthümern, Kenntnissen, ihren Sprachen, ihren Kunst- und Luxusschätzen gehen zu Grunde, aber es ist unmöglich auch nur zu ahnen, zu welchem Ende die Menschheit und was dann kommen werde. Wird

nicht der Mensch, wenn wir von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen, durch diesen beständigen Wechsel des Neuwerdens, dem er seine Entstehung verdankte und des Untergangs am Ende auch ganz wieder von der Erde verschwinden? Werden nicht in einer Periode der Erdentwicklung, in der die Menschen gar nicht fortbestehenden können, Wesen auftreten, welche die Ueberreste der Menschen, dieser stolzen Geschöpfe finden, die aus Selbstüberschätzung oder aus Feigheit oder zum Troste ein Fortbestehen nach dem Tode sich vindicirt haben? Einen Cuvier oder Owen dieser spätern, vielleicht vollkommeneren Wesen, möchte ich hören über die menschlichen Ueberreste. Ob man wohl aus der Form der Schädel ahnen wird, was in dieser Werkstatt des menschlichen Witzes vorging? Oder hat die Erde mit der Erzeugung des Menschen den Culminationspunkt ihrer Zeugungskraft erreicht und wird sie nach dem Untergang der Menschen in das Stadium der Rückentwicklung treten und hat sie sich dann überlebt? Auch möglich. Die erste Kunde über die Menschen in frühern und wie man denkt in den frühesten Zeiten ging durch Erzählungen von Geschlecht zu Geschlecht. So wunderlich und so unglaublich diese Erzählungen und Mythen der verschiedensten Völker über ihre Entstehung, ihre Vorfahren und ihre Geschichte sind, Etwas bleibt wahr daran, was man freilich selten vom Unwahren, vom Wunderbaren und Allegorieen abscheiden kann.

Unsere eigentliche Geschichte reicht nur wenige Tausend Jahre zurück und in ihr kann man nur dürftig die Entwicklung der Menschen bis auf unsere Zeit verfolgen. Fehlen uns aber aus den frühesten Zeiten bestimmte Angaben über die Geschichte der Menschen und Völker, deren Entstehung und Verbreitung, deren Macht und Verfall, deren Bedeutung und Einfluß, so liegt die Geschichte der Menschheit vom Urzustande der Menschen bis zur jetzigen Zeit wie ein wachsendes Meteor vor unsern Augen. Die Idee zu den prachtvollen Bauten, den Domen und Pallästen lag in dem Laubdach, unter dem die Urmenschen Schutz suchten; die mannigfaltigen und reichen Stoffe, in die sich der Mensch kleidet und womit er seine Wohnungen schmückt, hatten ihren Uranfang in den Matten, womit sich die Urmenschen bekleideten; seine Geräthe und Waffen, so vielfältig jene und so zahlreich und furchtbar diese sind, nehmen ihren Anfang in den Zeiten der Urmenschen, wo sie nur Steine und Stücke Holz hatten; die Wissenschaften und Künste, so hoch sie jetzt stehen, begannen, als die Urmenschen beobachteten, was um sie vorging, wie mit der Sonne es Licht und Tag wurde, wie in der Nacht die Sterne glänzten und wanderten, wie die Wolken zogen, wie Regen fiel, wie Stürme, Blitz und Donner die Luft erfüllten, wie Menschen, Thiere und Pflanzen lebten und starben und als die Sprache in Lauten begann, welche denen der Thiere ähnlich waren. Das Großartige jetziger menschlicher Erzeugnisse fing mit dem Kleinsten im Urzustande der Menschen an und wurde in dem Gehirn des Menschen aufgenommen und weiter entwickelt. Wo hören diese Erzeugnisse des menschlichen Gehirns auf und was werden Menschen noch erzeugen? Was sind aber alle diese Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft gegen das Reich der Gedanken, das der Mensch auf der Erde gegründet hat? Der freie Gedanke ist das eigentlichste Eigenthum des Menschen, sein unveräußerlichstes Vorrecht, ein unantastbares

Postulat des Menschen. Hat man einmal einen Gott angenommen, so ist auch die Annahme, daß die Gedanken von Gott kommen, zu entschuldigen, und doch ist noch nie ein Gedanke richtig gedacht worden, der nicht auf irdischen Füßen stände, der nicht durch irdische Beobachtungen hervorgebracht und durch irdische Eindrücke erregt worden wäre.

Der freie Gedanke erhebt den Menschen über die Menschen; das Denken erhebt den Menschen über das Thier; die Sinnesorgane erheben das Thier über die Pflanze; der organische Bau stellt die Pflanze über das Mineralreich und das Mineralreich ist die Grundlage von Allem auf der Erde. Aus ihm haben sich durch das Schaffen der unermeßlichen und ewigen kosmischen und tellurischen Stoffe und Kräfte stufenweis in gesetzmäßiger Entfaltung in unendlicher Zeit das Leben und der Geist entwickelt und zu oberst als Krone dieses Schaffens ist das Reich des freien Gedankens, groß und mächtig, unüberwindlich und ewig, eine ideale Republik, in der Recht hat, was Recht ist.

Arabesken aus der Geschichte der Chemie.

Von

Dr. Friedrich Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Als die Völker des Alterthums und ihre Bauwerke zusammen brachen, da erscheint auch das Gebiet der Wissenschaften wie ein verlassenes Land, welches der Winter bedeckt. Die Säulen standen noch da und die Gemäuer der meist herrlichen Tempel, die Stimme der Bewohner aber, die dort Kunst und Wissenschaft zur Blüthe gebracht und sich zum Schmucke gewählt hatten, war längst verstummt. Uncivilisirte Menschenstämme drangen aus dem fernen Osten her über die mit den Trümmern und Denkmälern griechischer und römischer Kunst geschmückten Länder. Wissenschaft und Gesittung wurden zurückgedrängt in die stillen verborgenen Klausen einzelner erleuchteter Menschen. Die literarischen Schätze des klassischen Alterthums lagen Jahrhunderte lang gleich köstlichen Edelsteinen im Schooße der Alles tragenden und erhaltenden Erde verborgen. Damit aber das verlassene Land nicht zur Wüste würde und sein Segen nicht verloren gehe, hat eine allbedenkende, haushälterische Weisheit, die durch alle Stürme der Menschengeschichte hinaus über die Grabstätten untergegangener Völker deren Geistesblüthen von Geschlecht zu Geschlecht getragen und erhalten hat, aus der Ferne her Arbeiter berufen, welche das Feld weiter bestellten. Bei den alexandrinischen Griechen

in Aegypten fanden in jener dunklen Zeit Philosophie und Naturwissenschaften Pflege und Förderung; in demselben Lande also, in welchem einst Thales, Plato und Aristoteles Unterricht und Bildung gefunden hatten und in dem später die Gelehrtenschule von Alexandria Jahrhunderte lang den Mittelpunkt wissenschaftlicher Anregung und Thätigkeit gebildet hat.

In der Geschichte der Philosophie und der Naturwissenschaften stehen auf der Grenzscheide zwischen dem Alterthum und der Zeit des Mittelalters die Araber. Dieses Volk hatte mit verheerendem Schwerte den alten Fruchtbaum der Wissenschaft zerhauen und in der Meinung, daß der Koran die ganze menschliche Weisheit umfasse, alle wissenschaftlichen Bücher zum Scheiterhaufen verbannt. Es hatte aber im Vorbeigehen einige der Früchte gekostet, welche an den herabgeworfenen Zweigen hingen und hatte an diesen einen solchen Geschmack gefunden, daß es nun selber den Anbau des edlen Gewächses versuchte. Als sich die Araber im neunten und zehnten Jahrhundert auf dem Boden ihrer Eroberungen festgesetzt hatten, nahmen sie die wissenschaftlichen Ueberlieferungen der Vorzeit in sich auf und brachten Kunst und Wissenschaft zur Blüthe, während in der übrigen geistigen Welt tiefe Finsterniß herrschte. Die Gelehrsamkeit und Poesie der früheren und damaligen griechischen Welt fand bei diesem empfänglichen, geistig frischen Volke nicht nur fruchtbare Aufnahme, sondern es machte ungeachtet der mit der Entwicklung aller Wissenschaften im Widerspruche stehenden Gebote seiner religiösen Gesetze, welche das Grübeln, das Nachdenken ausdrücklich versagten, gerade die Philosophie und die Naturwissenschaften zum Gegenstand des Studiums auf den neu gegründeten Unterrichtsanstalten.

Die Araber übertrafen in der Astronomie, Mathematik und Chemie bald ihre griechischen Lehrmeister. Dem Hange des Morgenlandes zum Wunderglauben folgend, fanden die Vorstellungen der alexandrinischen Gelehrten über Metallverwandlung bei ihnen einen empfänglichen Boden, auf welchem die Goldmacherkunst und die Magie, wie die damalige Chemie gegenwärtig am besten zu bezeichnen ist, schnell und zu erster Blüthe heranwuchsen. Zur Zeit, als Bagdad, Bassora und Damaskus Mittelpunkte des Welthandels waren, gab es kein Volk der Erde, welches geschickter und thätiger im Erwerb und begieriger nach Gewinn und Gold war, als die Araber. In ihren Mährchen und Sagen sind uns die Lieblingswünsche der damaligen Zeit, die bewegenden Grundprinzipien ihrer geistigen Thätigkeit aufbewahrt worden. Während die Elfen und Nixen, die Zwerge und Undinen der germanischen Sagen Spender von Schwertern waren, denen kein Feind widerstand, oder von Salben, welche alle Wunden heilten, von Bechern, die sich niemals leerten, oder von Tischen, die immer gedeckt waren, sind die Geister der „Tausend und Eine Nacht" stets die Bewohner von unermeßlichen Schätzen, die Hüter von Gärten mit Blumen von Gold und Früchten von edlen Steinen. Die Wunderlampe der arabischen Erzähler, durch welche der Mensch in den Besitz dieser Kostbarkeiten gelangen konnte, wurde offenbar als etwas ebenso Erreichbares und Wirkliches angesehen, wie die Besen, auf welchen viele Jahrhunderte später die Hexen auf den Blocksberg ritten, um in rasenden Tänzen die Walpur-

gisnacht zu feiern: sie gestaltete sich im Orient in die Idee des Steines der Weisen.

Durch die arabischen Hochschulen wurde das Streben nach der Auffindung des Steines der Weisen und damit der Erwerb chemischer Kenntnisse und ein Streben nach der Erkenntniß der Natur nach dem westlichen Europa übertragen. Es entstanden wissenschaftliche Lehranstalten zu Cordova, Sevilla, Toledo und an andern Orten, welche seit dem zehnten Jahrhundert von Wißbegierigen aus allen Ländern besucht wurden und nach deren Muster später andere Gelehrtenschulen, unter ihnen die berühmten Akademien zu Salamanca,*) Padua und Paris und in weit späterer Zeit endlich die Universitäten entstanden sind.

Mit besonderer Vorliebe kultivirten die Araber Astronomie, Chemie und Arzneikunst. Al Mamun, Khalif von Bagdad und Sohn des großen Harun Al Raschid sammelte die Werke der Griechen, ließ sie in's Arabische übersetzen und eröffnete damit den Sarazenen den Zugang zur Literatur des klassischen Alterthums. Dieser ausgezeichnete Khalif ließ im Jahre 825 in den Ebenen von Sindschar am arabischen Meerbusen einen Grad des Erdumfanges messen und berechnen. Für die Astronomie haben sich um jene Zeit Albateni und Averrhoës große Verdienste erworben; der letztere außerdem als Commentator des Aristoteles. Geber (Dschebar Ben Afla) und Avicenna (Ebn Sina) aber waren die beiden bedeutendsten Gelehrten jener Zeit auf dem Felde der allgemeinen Naturkunde. Sie werden vielfach als die Väter der späteren Alchemie angesehen. Beide waren Aerzte und kannten einen großen Theil der noch jetzt in der Medizin und in der Technik gebräuchlichen Präparate. Die chemischen Arbeiten jener Zeit wurden unternommen hauptsächlich zum Zwecke der Metallverwandlung. Die Metallveredelnden Mittel nannte man Medizinen; das Gold war der „starke gesunde Mann“, die unedlen Metalle hießen „Kranke“. Dieses irrthümliche Streben zog ein anderes nach sich; es entstand die Vorstellung, daß diejenige Substanz, die eine allgemeine verwandelnde Kraft besäße, auch ein allgemeines Arzneimittel gegen menschliche Krankheiten sein müsse; es entstand das Streben nach einer Universalarznei.

Die Völker des Morgenlandes waren mit denen der Abendländer nach und nach in engere Berührung gekommen. Dieselbe wurde aber noch weit fruchtbarer durch die Kreuzzüge, durch die ein weitgreifender und nachhaltiger geistiger Aufschwung in Europa herbeigeführt wurde. Als im Jahre 1205 Constantinopel von den Christen erobert worden war, wurde eine große Anzahl der daselbst aufgesammelten Schriften nach Deutschland gebracht und übersetzt. Besondere Förderung erhielten aber Kunst und Wissenschaft durch Kaiser Friedrich II., so daß, während diese bei den im harten Kampfe mit den Mongolen begriffenen Arabern zu sinken anfingen, sie in Europa wieder verbreitet und heimisch wurden. Die Klöster, welche sich der Pflege der Kranken unterzogen, wurden während der Kreuzzüge und durch dieselben die Träger wissenschaftlicher und literarischer Bil-

*) Bekannt durch die Disputation des Columbus im Jahre 1487.

bung und viele derselben, namentlich aber die Benediktinerklöster zu Monte Cassino und zu Salerno in Italien, welche ihrer Lage und Bestimmung nach die vorzüglichsten Zufluchtsorte für kranke und verwundete Kreuzfahrer wurden, wurden dadurch die berühmtesten medizinischen Schulen ihrer Zeit. Es kam daher, daß die christlichen Geistlichen und Aerzte eine lange Zeit hindurch fast die alleinigen Besitzer und Verbreiter der Wissenschaften waren und daß noch viele Jahrhunderte hindurch die Erklärungsweise, die Nomenklatur und der Schriftstyl der Alchemisten mystisch, bilderreich und mit religiösen Phrasen gemischt blieb.

Die allgemeine Bewegung der christlichen Abendländer zur Zeit der Kreuzzüge war aus einer mächtigen Erweckung der tiefsten geistigen Kräfte hervorgegangen. Nach allen Richtungen hin verrieth sich damals die wieder nach Außen gekehrte Selbstständigkeit des Geistes und die Naturwissenschaften trugen in den zuletzt genannten und in den von den Arabern gegründeten Hochschulen wieder neue Blüthen, wenngleich auch die Kunst Gold zu machen und das menschliche Leben zu verlängern noch immer der Endzweck alles Strebens und aller Experimente blieben. Die Adepten und Schwarzkünstler hielten ihr alchemistisches Treiben und ihre Zauberkunst geheim und suchten sie in ihren Schriften durch eine dunkle, phrasenreiche Sprache und durch unverständliche allegorische Formeln den Blicken der Uneingeweihten zu entziehen. Brachte es schon das Ziel, dem sie zustrebten, mit sich, daß die Adepten und Goldmacher lichtscheu waren, so geschah es bald noch mehr, um den später von dem kirchlichen Fanatismus in's Leben gerufenen Verfolgungen wegen Zauberei zu entgehen, daß sie in einsam gelegenen Wohnplätzen, in Höhlen und Ruinen oder in der klösterlichen Abgeschiedenheit ihr geheimnißvolles Gewerbe trieben. Wie die Eulen rief auch sie die Nacht zum Tagewerk und eifrig lauschten sie über Tigel und Retorten der sehnlichst erharrten Goldverwandlung. Doch das Eldorado erreichte keiner, die Essenz (essentia quinta), welche die unedlen Metalle in Gold verwandeln sollte, wollte nicht erscheinen und wenn sie auf dem Punkte zu stehen wähnten, das köstliche Geheimniß zu fassen, dann kam der unerbittliche Tod und die Frucht eines langen mühseligen Lebens war dahin. Es kam daher zu dem alten Problem ein neues: Der Stein der Weisen, den man zu erjagen suchte, mußte nicht nur Gold und Gesundheit verleihen, er mußte auch das menschliche Leben verlängern.

Wenn auch die durch den Völkerverkehr während der Kreuzzüge, durch das Studium der griechischen und arabischen Literatur und durch den allgemeinen Gebrauch der lateinischen Sprache zu wissenschaftlichen Zwecken herbeigeführte Bildung des europäischen Abendlandes und die Cultur nach und nach überall eine gleichartige und eine hohe geworden waren, so blieb dessenungeachtet die Idee des Steines der Weisen als eines Mittels zur Verwandlung der Metalle in Gold und als einer Universalmedizin, die das Leben verlängere, über acht Jahrhunderte lang der hauptsächlichste Zweck aller nicht astronomischen naturwissenschaftlichen Experimente. Waren es Anfangs nur Einzelne, die dieser Idee ihr Vermögen und Leben widmeten, so griff sie bald wie eine Krankheit um sich und wir sehen die in der Geschichte der Menschen so tiefeingreifende, merkwürdige Erscheinung

eintreten, daß während des ganzen Mittelalters Tausende von Menschen aus allen Ständen diesem Phantome nachjagen. In Klöster und Burgen, in die Städte und Paläste der Fürsten zog der ganze Kram von Retorten, Mörsern, Gläsern, Büchsen und Apparaten der Adepten und der hermetischen und spargirischen Kunst, wie jene ihr Gewerbe nannten, ein. Wie tief und weit die Idee des Steines der Weisen und das Streben nach der Lösung des großen Geheimnisses, durch welches man die Metalle zu veredeln und den innersten Kern des menschlichen Lebens zu beherrschen wähnte, damals durch alle Schichten der gebildeten Gesellschaft drang, darüber giebt, unter den zahlreichen Zeugnissen aus den Schriften jener Zeit, ein Bekenntniß des Bischofs Albertus Magnus von Regensburg, des bedeutendsten Gelehrten und naturwissenschaftlichen Schriftstellers des dreizehnten Jahrhunderts, einen interessanten Aufschluß. Derselbe hatte als Lehrer der Weltweisheit in Straßburg, Paris und Cöln die Länder durchreist und in den Naturwissenschaften so große Kenntnisse gesammelt, daß seine Zeitgenossen ihn für einen großen Zauberer hielten und als ein Wunder der Weisheit anstaunten. Seine 21 Foliobände füllenden Schriften geben den Beweis, daß er das ganze Gebiet des menschlichen Wissens seiner Zeit nicht blos im Allgemeinen und spekulativ, sondern auch im Einzelnen und praktisch beherrschte. In diesen gesteht er am Abende eines vielbewegten Lebens, daß er eine große Anzahl „Fürsten, Domherren und Äbte, Gelehrte und Ungelehrte" gekannt habe, die alle ihre Zeit und sehr oft auch ihr Geld dem Wahne, Gold zu machen, geopfert hätten, ohne das Geheimniß zu ergründen. Das erschütterte seinen Glauben nicht, er starb im Jahre 1280 mit der Ueberzeugung, daß die Verwandelung der Metalle und die Verlängerung des Lebens dennoch möglich seien.

So widmeten auch die begabtesten Geister jener dunklen Zeit ihre Kenntnisse und ihr ganzes Denken der Experimentirkunst, um das Phantom des Jahrtausends, den Stein der Weisen aus der jungfräulichen Erde aufzufinden. Niemand fand ihn, aber jeder glaubte und behauptete, daß ihn ein anderer besitze. Man muß bewundernd zurückschauen auf die Treue und Hingabe, auf die Beharrlichkeit und den Fleiß jener Männer, wie sie in der klösterlichen Einsamkeit in der Stille der waldigen Gebirgsthäler, zwischen mächtigen Folianten und Schriftrollen, zwischen Retorten und Töpfen, umgeben mit allen Attributen der Adepten ihr Leben in rastloser Thätigkeit und Spannung hinbrachten.

Um das Wesen der Alchemie jener Zeit richtig aufzufassen muß man sich daran erinnern, daß durch den Uebergang der Wissenschaften in die geistlichen Klöster die Theologie diese in sich aufnahm und daß die Naturwissenschaften damit völlig aufgingen in die vom zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts herrschende kirchliche Philosophie, die unter dem Namen der „Scholastik" einen so zweideutigen Ruhm in der Geschichte gewonnen hat. Man muß ferner bedenken, daß man bis zum sechzehnten Jahrhundert die Erde für den Mittelpunkt des Weltalls hielt, daß das Leben und die Schicksale der Menschen als in innigster Beziehung mit dem Leben der Gestirne stehend betrachtet wurden. Die Welt war ein großes Ganze, ein Organismus,

dessen Glieder in ununterbrochener Wechselwirkung standen. „Nach der Erde, schreibt Roger Baco, strahlen von allen Enden des Himmels die schöpferischen Kräfte und bestimmen das Irdische". „Ißt Jemand ein Stück Brod, so genießt er in demselben Himmel und Erde und alle Gestirne, in so fern der Himmel durch seinen befruchtenden Regen, die Erde durch den Boden und die Sonne durch ihre leuchtenden und erwärmenden Strahlen an der Hervorbringung desselben mitgewirkt haben". Was auf der Erde geschah, stand am Himmel in Sternenschrift; das am Himmel Geschriebene mußte auf der Erde geschehen, Mars oder Venus oder ein anderer Planet regierten von der Geburt an die Thaten und Erlebnisse der einzelnen Menschen. Die in ihrer Erscheinung regellosen Kometen galten als drohende Schriftzeichen der Bedrängniß und Noth ganzer Völkerschaften.

Es fehlte nicht nur nicht an hochgebildeten Männern sondern auch keineswegs an solchen, die sich mit freiem Geiste über die Fesseln ihrer Zeitanschauungen zu erheben wußten und die in diesem Geiste das ganze Wissen ihrer Zeit in sich vereinten und in ihren Schriften wie in einem Rahmen abgespiegelt und der Nachwelt aufbewahrt haben. Gleich gelehrt und gleich bedeutend als Philosoph steht neben dem erwähnten Bischof Albertus Magnus sein Zeitgenosse, der Franziskanermönch Roger Baco, ein freisinniger Gegner der Scholastik. Baco hat sich um die Chemie und namentlich um die Physik große Verdienste erworben; er erfand die Vergrößerungsgläser, lehrte die Theorie der Strahlenbrechung und die Darstellung eines explodirenden Pulvers aus Kohle, Salpeter und Schwefel, welches zwei Jahrhunderte später von dem Freiburger Mönch Berthold Schwarz als Schießpulver eingeführt wurde. Obschon Baco sich über den Glauben an Magie und Astrologie nicht zu erheben vermochte, so galt die Kühnheit seiner naturwissenschaftlichen Ansichten dennoch für so tolerant, daß er oft eingekerkert wurde. Die Schriften des Albertus Magnus und des Roger Baco enthalten einen solchen Ideenreichthum und eine so umfassende und gesunde Naturanschauung, daß sie nur mit denen der neueren naturphilosophischen Schulen verglichen werden können.

Je weiter wir aber in der Geschichte vorrücken, um so dunkler wird es wieder in der geistigen Welt. Neben dem redlichen und an sich begründeten Streben nach der Auffindung des Steines der Weisen kamen Mißbrauch und Betrug auf. Um das vierzehnte Jahrhundert begann die über drei Jahrhunderte währende Erscheinung, deren Nachklänge in den Zigeunern sich bis auf unsere Zeit verlaufen haben, daß Goldmacher, Zauberer, Magier, Astrologen, Schwarzkünstler, Geisterbeschwörer und wie immer sich diese Adepten nannten, die Länder in der verschiedenartigsten äußeren Form und oft mit großem Pompe durchzogen, die neu gegründeten Universitäten besuchten und ihre hermetische Kunst feil boten. Hierzu gesellte sich durch die orientalische Mährchen neu belebte Neigung zum Wunderglauben. Menschenleben und Natur dachte man sich von zwiefachen feindlichen Gewalten, von den Mächten des Lichtes und von den Dämonen der Finsterniß, wie von einer doppelten Atmosphäre umgeben, aus welchen einzelne Menschen Kraft und Ermächtigung zu außerordentlichen, der Natur und ihren Gesetzen zuwiderlaufenden Wir-

kungen und Thaten zu schöpfen vermögen. Der poetische Glaube der Griechen, der die Gegenstände der Natur und das Geschick der Menschen mit Göttergestalten belebte und verknüpfte tauchte in der germanischen Welt des Mittelalters in anderer Form von Neuem auf. Dämonen und Kobolde herrschten auf und unter der Erde. Schriftzügen, Zahlen und einzelnen Lettern wurde eine übernatürliche Bedeutung zugeschrieben. Dieser Glaube fand sogar Ausdruck in einer eigenen Wissenschaft, der Nekromantie oder Schwarzkunst, welche auf einigen Universitäten einen eigenen Lehrstuhl erhielt, von denen sich die zu Salamanca und Krakau einen weit verbreiteten Ruf erwarben. Deutschlands größtes Dichterwerk spiegelt noch einige charakteristische Züge aus jener merkwürdigen Zeit der Wunderlegenden und Zaubersagen in sich ab und hat den Namen eines im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts lebenden und zur hohen Blüthe der Zauberei und Geisterbeschwörung gelangten Adepten, des Dr. Faust von Knittlingen, unsterblich gemacht:

„Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise,
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann.
Der in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloß,
Und, nach unendlichen Rezepten,
Das Widrige zusammengoß.
Da ward ein rother Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad, der Lilie vermählt
Und beide dann im offenen Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach in's andere gequält."

Als ein Beispiel der mystischen Sprachweise und der natürlichen rein sinnlichen Anschauungsweise jener Zeit genüge hier die Erwähnung, die zugleich einen Commentar zu der vorstehenden Goethe'schen Darstellung giebt, daß die Alchemisten des Mittelalters überall auf den genetischen Ursprung zurückgingen und in der Wechselwirkung der Materie nur ein geschlechtliches Walten zu erblicken glaubten. Man gefiel sich darin die Metalle und Stoffe in Geschlechter zu theilen und ihre Vermischung als eine Vermählung darzustellen. Zur Gewinnung des Steines der Weisen wurde der männliche Same aus dem Golde gewonnen und das „Blut des rothen Leu" genannt, der weibliche Urstoff aber aus dem Silber und hieß „der weiße Adler oder Lilie". Durch die Vermählung beider wird der „weiße Schwan" und endlich die rothe „Quintessenz". das große „Magisterium", der Stein der Weisen erhalten.

Der Wunderglaube und Mystizismus spielten endlich die Philosophie und Naturwissenschaften völlig in die Hände der kirchlichen Orthodoxie. Diese ging im zwölften Jahrhundert in die Laboratorien der Alchemisten über und es kam die Zeit, wo das Gelingen der geheimnißvollen Operationen wesentlich bedingt war von der Wirksamkeit des Gebetes. Die Umkehrung alchemistischer Ideen in religiöse Begriffe wurde so allgemein, daß man für letztere häufig die alchemisti-

schen Ausdrücke gebrauchte. Welchen Einfluß der Mystizismus, der Aberglaube und die Scholastik unter der Aegide der Orthodoxie gewonnen und auf welche Abwege sie die geistige Entwicklung der Menschen führten, davon zeugt die dunkelste Schattenseite aus der Geschichte des Mittelalters, die Epoche der Inquisition, der Hexenprozesse und Scheiterhaufen mit schrecklicher Wahrheit. Die Geschichte der menschlichen Entwicklung im Großen und Ganzen hat sich meist in Schlangenlinien fortbewegt, dem tiefsten Falle folgte oft der freieste, kühnste Emporschwung, der dunklen Nacht ein leuchtendes Morgenroth. Mit der Reformation begann in der Geschichte des Menschengeistes ein neuer Tag, vor dessen Licht nach und nach der Mystizismus und die Orthodoxie, die das neue Licht heraufbeschworen hatten, zusammenbrachen und mit dem durch das Zusammentreffen gleichzeitiger weitgehender Ereignisse ein Wiederaufleben der Naturwissenschaften herbeigeführt wurde.

Bis zum fünfzehnten Jahrhundert verfolgten alle Alchemisten einen gemeinsamen Zweck, keiner getraute sich, die Ansichten seiner Vorgänger zu bestreiten. Blinde Anhänglichkeit an die Autorität der älteren Schriftsteller beherrschte alle leitenden Ideen bei ihren Untersuchungen und Arbeiten, wie sie überhaupt den wissenschaftlichen Zustand des Mittelalters charakterisirt. So lange dogmatische und scholastische Befangenheit allgemein herrschend waren, konnte die Chemie kein anderes Ziel als das der Goldmacherei erfassen. Erst mit der Aenderung des Zeitgeistes, mit der Kräftigung desselben zum Aufschwunge zu höherer Erkenntniß und zu neueren Ansichten neben oder anstatt der früheren konnte die Chemie einen Schritt vorwärts thun. Eine solche Aenderung bereitete sich nach und nach vor. Im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts traten zahlreiche Erkenntnisse ein und kamen Erfindungen in Anwendung, welche die Umgestaltung der mittelalterlichen Welt anbahnten. Die Einführung des Schießpulvers hatte den Menschen neue Waffen in die Hand gegeben und hatte die physische Macht der Individuen und der Völker der Intelligenz unterordnet. Durch die Erfindung des Kompaß war der Gesichtskreis der alten Welt weit hinaus über die Meere erweitert worden. Die Auffindung des Seeweges um Afrika nach Ostindien und die Entdeckung der beiden amerikanischen Continente hatten der erstaunten Menschheit eine neue unbekannte Welt erschlossen. Die Erde hatte sich erweitert und man sehnte sich hinaus in andere Zonen und in ferne Länder, welche die Phantasie mit Paradiesesschöne ausmalte. Kopernikus und der große Keppler hatten die Revolution der emporsteigenden Wissenschaft gegen die alte dogmatische Ueberlieferung bis zu den lichten Höhen der Astralwelt hinaufgeschleudert und hatten das anderthalb Jahrtausende lang unangefochtene Ptolemai'sche Weltsystem vom Throne geworfen. Durch Galilei war der Glaube an die Stabilität der Erde für immer vernichtet worden. Paracelsus von Hohenheim hatte der auf Abwege gerathenen Chemie ein mächtiges Halt! zugerufen.

Die Gründung zahlreicher Universitäten in Deutschland, Frankreich, Italien und England bezeugt den Geist wissenschaftlichen Strebens, der zu jener Zeit lebendig war. Die der herrschenden Meinung zuwiderlaufende Denkungsart

erhob sich freier; der Geist der Negation gegen blinden Autoritätsglauben durchdrang alle Zweige der menschlichen Kultur und drängte zur kritischen Prüfung alles Ueberlieferten. Die geistige Reformation, die in Luther den edelsten und hervorragendsten Ausdruck fand, erschütterte alle Gebiete menschlicher Wissenschaft und Erkenntniß bis auf den Grund und zerriß den magischen Schleier, mit dem der romantisch-dämonische Mystizismus Jahrhunderte hindurch die Natur und die Schätze ihrer wissenschaftlichen Erkenntniß umhüllt hatte. Die scholastische Philosophie und alte Irrthümer wurden über den Haufen geworfen; die Richtung der Zeit gewann eine neue Gestalt. Die Säulen der Wissenschaften standen aber noch vereinzelt da, es fehlte das Band, welches sie zum Ganzen vereinte und zum Tempel für Alle machte. Die Buchdruckerkunst trat in die Welt, vollendete den jungen Bau aus dem alten Material und brachte Licht in die Geister der Menschen. Gleich wie durch das Herz das Blut seine Bewegung empfängt, welche alle körperliche Thätigkeit einleitet und vermittelt, so verbreitete Guttenberg's Erfindung in dem sich neu gestaltenden geistigen Organismus Wärme und Leben. Fortan war es erst möglich, daß jeder Theil nehmen konnte an dem großen Werke des allgemeinen Fortschrittes. Das Studium der alten Literatur, namentlich das der Griechen war im Laufe des Mittelalters sehr abhanden gekommen; es kam mit Hülfe der Buchdruckerkunst und der vervollkommneten Papierbereitung wieder zu Ehren und zum ersten Male konnte die Welt Rechnung machen mit den wissenschaftlichen Schätzen, die der Fleiß der Völker von Alters her auf gewaltigen Pergamentrollen aufgespeichert hatte. Die ästhetische Schönheit und die Klarheit des Alterthums leuchtete wieder mit ihrem unvergänglichen Lichte in alle Gebiete des menschlichen Erkennens und verbreitete gleich der feststehenden Sonne ein lebenerweckendes Licht. Als die Gelehrten anfingen, von diesen unerreichten Mustern zu lernen und sich nach ihnen zu bilden, da schärften sich die Augen ihres Geistes. Das Studium der Alten und vor allem das des Aristoteles und Plato, indem es zur kritischen Prüfung alles Ueberlieferten führte, zerbrach die Fesseln der gröbsten Irrthümer.

Die scholastische Philosophie und der kirchliche Autoritätsglaube hatten die Menschen von der Natur und der Erfahrungswelt abgekehrt. Jetzt kam die Natur wieder zu Ehren. In ihr wiedererkannte man die nie versiegende Quelle einer reineren Erkenntniß; sie erschien als eine neu entdeckte, in einem Meer von Unwissenheit und Aberglauben geistig untergegangene Atlantis und wurde in ihrer Erhabenheit und unvergänglichen Lebensfülle wieder unmittelbarer Gegenstand der Anschauung. Ihre Erforschung wurde ein wesentliches Object der Philosophie und damit die Naturwissenschaften eine allgemeine Angelegenheit des denkenden Menschen. Erst von dieser Zeit an bekamen die Naturwissenschaften ihre welthistorische Bedeutung; erst seit dieser Zeit haben sie eine fortlaufende Geschichte.

(Schluß folgt.)

Herr Thiers als Werber für das Kaiserreich.

Von

Louis Blanc.*

Ich erinnere mich, daß mich der Dichter Béranger einmal fragte — (und er kannte Herrn Thiers aus dem Grunde) — „Was halten Sie von dem Rednertalent des Herrn Thiers?" „Ich glaube," erwiderte ich, „daß es keinen Mann in Frankreich giebt, der in einem höheren Grade, als er, die Kunst besitzt, Gemeinplätze zu sagen." — „Das ist es grade," rief Béranger aus, „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen."

Ist der ungeheure Erfolg der letzten Rede des Herrn Thiers in der Sitzung vom 11. Januar, welchen dieselbe in Frankreich hatte, vielleicht zufälligerweise dieser Kunst zuzuschreiben?

Zum Theil ja, und was mich in dieser Beziehung in meiner Meinung bestärkt, ist der Eindruck, den diese Rede auf manchen denkenden Geist in England gemacht hat.

Ich weiß, daß, wenn ich den Gedanken dieser Rede, die so viel Aufsehen gemacht hat, entschleiere, ich Manche in Erstaunen setzen werde; ich weiß, daß meine Stimme die Wirkung einer unharmonischen Note in einem harmonischen Concert hervorbringen wird; ich weiß, daß Manche fragen werden, ob es eine gute Politik ist, unter den gegenwärtigen Umständen eine Oppositionsrede zu kritisiren. Allein Ihre Zeitschrift ist der freien Discussion offen. Darin besteht das Verdienst und die Ehre derselben. Mögen Ihre Leser mich nur von Anfang an recht verstehen; sie können mir ja Unrecht geben, wenn Ursache dazu da ist, nachdem sie mich gehört haben.

Es ist allerdings sehr wahr, daß ich nicht im Mittelpunkte der Aufregung lebe, die sich kund gegeben hat, und deren Kritik ich beabsichtige. Die elektrische Bewegung, die man in Paris fühlt, hat die ganze Breite des Canals zu überschreiten, um bis zu mir zu dringen — was allerdings im Grunde nicht viel beweisen will, weil die Elektrizität die Entfernungen aufhebt und dies sehr oft sogar in moralischer, wie in physischer Beziehung. — Kurz, ich war nicht dort und man könnte mir zurufen, was einst Aeschines von Demosthenes sagte: „Ah! wenn Sie das Ungeheuer gehört hätten!" — Aber grade weil ich Herrn Thiers nicht gehört habe, grade weil ich eine kältere Atmosphere athme, als die eiligen Bewunderer seiner Worte, grade weil ich aus der Ferne urtheile, glaube ich im Stande zu

* Der berühmte französische Historiker sendet uns diesen, seinen ersten Beitrag für die „Monatshefte" natürlich in seiner Muttersprache zu. Wir hoffen, daß das Publikum unsere Uebersetzung lesbar finden wird.

sein, besser zu urtheilen. Wer von der Höhe eines Gebirges aus einen Kampf überblickt, der in der Ebene tobt — ist der nicht in der Lage, besser sehen zu können, als Die, welche mitten im Streite stehen?

Doch genug der rednerischen Vorsichten. Beginnen wir:

Was mich von vornherein bei dieser so sehr gerühmten Rede des Herrn Thiers in Erstaunen setzt, ist der enorme Raum, den darin die Gemeinplätze einnehmen.

Zum Beispiel: „Wenn die Gesellschaft der Ordnung beraubt ist, so ist sie beängstigt, unruhig, aufgeregt; sie arbeitet nicht, oder arbeitet wenig. Der Reiche braucht zuweilen nicht zu arbeiten, aber die Gesellschaft ist ein Arbeiter, der verurtheilt ist, vom Morgen bis zum Abend das Brod seiner Kinder zu verdienen."

Das ist gewiß unbestreitbar; aber, offen gesagt, es ist nicht neu. Der Gewürzkrämer an der Ecke wird euch in malerischeren Ausdrücken sagen, daß, wenn die Trommeln durch die Straßen wirbeln, er seinen Laden schließt.

Ein anderes Beispiel: „Wenn die Freiheit fehlt, so ist die Gesellschaft nicht mehr glücklich; sie leidet in anderer Weise, aber sie leidet nichtsdestoweniger, sie bewegt sich in dumpfer Weise, sie fühlt sich erniedrigt; sie sieht ein, daß ihre Geschicke nach andern Ansichten, als den ihrigen, gelenkt werden; sie erzürnt sich, sie möchte es gerne sagen, und sie kann es nicht."

Prächtig! Ich bewundere bloß den dogmatischen Ton, den Herr Thiers annimmt, um uns zu sagen, daß eine Gesellschaft, in welcher die Freiheit nicht mehr existirt, das nicht sagen kann, was sie gern sagen möchte.

Und so geht es weiter. Nichts mehr Bekanntes, nichts Breitgeschlageneres, nichts mehr Wiederholtes, als was Herr Thiers uns über die verschiedenen Theile sagt, aus denen das Ganze, die Freiheit, zusammengesetzt ist, nämlich: individuelle Freiheit, Freiheit der Presse, Wahlfreiheit, Freiheit der Volksvertretung.

Und das Namenregister des Herrn Thiers ist auch darin noch unrichtig, daß er die Macht, die Ansicht der Majorität der Kammer zur Leiterin der Handlungen der Regierung zu machen, darin aufnimmt: eine Macht ist keine Freiheit und wenn die Uebereinstimmung des Willens der parlamentarischen Majorität mit dem Willen der Regierung der große zu befragende Thermometer wäre, welches Land würde dann zur Stunde freier als Frankreich sein!

Das Register ist ferner sehr unvollständig, weil darin weder die Gewissensfreiheit, noch die Associationsfreiheit, weder die Versammlungsfreiheit, noch die Freiheit der Bewegung aufgenommen sind; dieselben bilden ebenso viele Rechte, welche selbst die Majorität nicht untersagen oder verletzen darf, ohne in die Tyrannei zu verfallen.

Doch lassen wir das. Herr Thiers hat, in Bezug auf Freiheiten, stets nur von dem *Nothwendigen* sprechen hören und er würde uns vielleicht antworten, daß Gewissens-, Versammlungs- und Associationsfreiheit rc... zum *Ueberflüssigen* gehören, — eine reine Luxussache!

Herr Thiers sagt nur denen etwas Neues, welche die Geschichte im Père Loriquet lesen, wenn er von der Höhe seines Piedestals als Geschichtsschreiber

herab uns mittheilt, daß das, unter Napoleon der Freiheit beraubte Frankreich, unmittelbar vor und nach dem Tage von Waterloo dieselbe mit Energie verlangt hat, wie es dieselbe im Jahre 1830 mit Energie verlangte.

Doch die Kunst, das zu wiederholen, was die ganze Welt schon weiß, das Jedem zu sagen, was Niemanden unbekannt ist, das gut zu beweisen, was Niemand leugnet, wird von Herrn Thiers auf die äußerste Spitze getrieben, wenn er feststellt, daß von den fünf Freiheiten, die für ihn das Nothwendige bilden, in Frankreich keine einzige existirt: weder die individuelle Freiheit, weil das Sicherheitsgesetz gute Ordnung hineinbringt; noch die Preßfreiheit, weil das System der Verwarnungen auf den Zeitungen lastet, und die Confiscation sie bedroht; noch die Wahlfreiheit, weil die Regierung den Wählern ihre eigenen Candidaten aufzwingt, noch die Freiheit der Volksvertretung, weil die Regierung, indem sie der Kammer ihre Arbeiten vorzeichnet, in deren Händen die Ausübung des Rechtes der Controle lähmt. Würden wir je an allem diesem gezweifelt haben, falls Herr Thiers uns nicht davon unterrichtet hätte? Und ist ihm Frankreich nicht großen Dank schuldig, weil es nun endlich weiß und nicht mehr daran zweifeln kann, daß seine Bürger allen Willkürmaßregeln ausgesetzt sind, daß man die Zeitungen verwarnt, daß man dieselben zuweilen sogar suspendirt, daß es bei den Wahlen Bürgermeister giebt, welche aus ihrer Tasche die Wahlurne machen, und daß die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers die sehr demüthigen und sehr gehorsamen Diener des Staatsoberhauptes sind? Die Times hatte in der That Recht, sich darüber zu verwundern, daß man in Frankreich lange Reden hält, um solche Neuigkeiten zu verkünden!

Aber was macht es aus, wird man vielleicht einwenden, daß der Rede des Herrn Thiers die Originalität mangelt, wenn dieselbe der allgemeinen Stimmung entspricht? Liegt denn gar kein Verdienst darin, das in guten Ausdrücken zu sagen, was die ganze Welt denkt; eine, wenn auch bekannte, Situation zu resumiren? Wozu ist es nöthig, daß ein Redner ein tiefer Denker sei? Was man von ihm erwartet, ist, daß er das hallende Echo auf dem Wege des Volkes sein soll.

Vielleicht ist es so. Ich würde auch dem Herrn Thiers von ganzem Herzen das Banale, das ich in seiner Beredsamkeit finde, verzeihen:

Wenn die Resultate derselben mir nützlich erschienen,

Wenn diese Rede, die so viele Räucherpfannen in Schwung gesetzt hat, mir nicht der Art zu sein schien, dem kaiserlichen Despotismus zu dienen, den, oberflächlichen Beobachtern zufolge, dieselbe angeblich zu erschüttern im Stande sein sollte,

Wenn das, was nöthig war zu sagen, darin nicht durch das ersetzt wäre, was unnöthig war, auszusprechen,

Wenn dieselbe keine gefährlichen Zugeständnisse machte, wie jenes, welches der Executivbehörde die Initiative zugesteht, ohne der Volksvertretung die Controle darüber zu reserviren,

Wenn dieselbe nicht unbegreifliche Erklärungen enthielte, wie diese: daß Herr von Morny Recht hatte, als er einem Repräsentanten, der davon sprach, sich

nöthigenfalls auf den Artikel 5 der Verfassung, welcher das Staatsoberhaupt verantwortlich erklärt, zu berufen, sagte: „Hüten Sie sich, denn ich würde Sie verhaften lassen."

Wenn diese Rede, gegen das Kaiserreich gerichtet und dasselbe tadelnd, nicht von einem Ende zum andern von einem starken Geruch des Imperialismus durchweht wäre,

Wenn Napoleon I. darin nicht, fast mit Rührung, gelobt wäre, weil er aufrichtig die ganze Freiheit gegeben habe — zu einer Zeit, wo man ihn dazu zwang,

Wenn darin Napoleon III. nicht gelobt wäre wegen der „Veränderung, welche er mit unseren Institutionen vornahm," wegen seiner Dekrete vom 24. November 1860, vom Februar und Dezember 1861, ohne ein Wort, ein einziges Wort, woraus man schließen könnte, daß der so veränderte Stand der Dinge das Werk des Kaisers, die Reglementation der Folgen des Staatsstreichs, die Regulirung des Umsturzes der Gesetze durch die Gewalt sei,

Wenn darin nicht die Zurückgabe (restitution) durch das Kaiserreich Dessen, was das Kaiserreich nahm und nicht das Recht hatte, zu nehmen, als eine Wohlthat dargestellt würde, die in demüthiger Unterwerfung und mit tiefer Dankbarkeit angenommen werden müsse,

Wenn die Ausdrücke der Achtung und Zuneigung für die Familie Orleans darin nicht dazu dienten, die bedingte, geschickt versteckte, übrigens nach meiner Ansicht, sehr natürliche und sehr aufrichtige Bekehrung des Redners zum Kaiserreich zu bemänteln. —

Alles dieses soll aus der Rede entwickelt und bewiesen werden. Ich werde meinerseits versuchen, alle Schleier zu zerreißen.

Ich erkenne gern an, daß die Rede des Herrn Thiers, als Maschine zum Erfolg, geschickt, sehr geschickt ist. Ich erkenne ferner an, daß dieselbe noble Stellen enthält. Die Schlußphrase, in welcher der Redner in der Ferne Frankreich zeigt, wie es im Weigerungsfalle sich das nehmen wird, was es heute nur noch fordert, — diese Phrase ist sehr schön, wirklich mannhaft, und wenn das Gefühl, welches sich darin ausspricht, die ganze Rede durchwehte, so würde auch ich sehr glücklich sein, nur zu applaudiren.

Man wird vielleicht fragen, aus welchem Grunde, in welchem Interesse, unter dem Eindruck welchen Vorurtheils ein Mann, der, wie ich, so heiß die Freiheit liebt, es für nützlich hält, den Blick der Kritik auf eine Rede zu lenken, in welcher so Viele einen Gewinn für die Freiheit sehen. Weshalb die Wirkung einer solchen Rede abschwächen? Je größer die Wirkung sein wird, desto bedeutender wird das davon zu hoffende Resultat sein. Warum einen Enthusiasmus, der eine Macht ist, abkühlen? Warum eine Bewunderung schelten, die immerhin von Seiten eines lange unterdrückten Volkes die Art und Weise ist, seinen legitimen Zorn auszulassen?

Das ist es, was man mir einwerfen kann. Jedoch laßt uns sehen.



Es ist von vorn herein gewiß, daß die Sensation eine sehr lebendige und allgemeine, kurz eine solche war, daß man mit dem Lobe Jenes, der dieselbe hervorrief, nicht geizte; Nichts ist natürlicher. Herr von Montalembert würde heute nicht zu sagen wagen: Frankreich ist schweigensmatt, (affamée de silence), aber die Wahrheit ist, daß Frankreich freiheithungersmatt ist, (affamée de liberté). Wenn auch Herr Thiers gewiß nicht der Erste ist, der, selbst seit dem Kaiserreich, laut die Freiheit zurückgefordert hat, so darf doch nicht geläugnet werden, daß diese Zurückforderung in seinem Munde einen besonderen Charakter der Autorität und, ich sage es gern, der Feierlichkeit hat. Wer war in der That der Mann, der bei dieser Gelegenheit der öffentlichen Meinung als Organ diente? Es war ein Mann von glänzendem Rufe, ein ehemaliger Minister, eine der parlamentarischen Größen der Regierung Louis Philipps, es war, eine noch schlagendere Sache, ein Mann, den die Freiheit nicht immer zum Vertheidiger gehabt hatte und dessen Name sich in den Erinnerungen Aller mit den berüchtigten Septembergesetzen verknüpfte!

Es war deßhalb ganz natürlich, daß dieses Wort, dieses erhabene Wort, dieses große Wort des Augenblicks: Freiheit, von Herrn Thiers ausgesprochen, einen tiefen Eindruck hervorbrachte und ich würde mich aus dem Grunde meines Herzens darüber freuen, wie über ein glückliches Symptom, wenn es sich hier nicht unglücklicherweise um eine hinreißende Begeisterung handelte, welche der öffentlichen Aufmerksamkeit die Ansicht gewisser Klippen entzieht, welche eine aufrichtige Stimme aufdecken muß, selbst auf die Gefahr hin in dem Geräusch des allgemeinen Beifalls ungehört zu verhallen.

Es entsteht die erste Frage: Was ist das Kaiserreich?

Das Kaiserreich — wer hat die Stirn, es zu bestreiten? — bedeutet in Frankreich die Verletzung des Heiligthums der Gesetze durch die Macht der Bayonnette, die Aufrechterhaltung der Eroberungen der brutalen Gewalt durch den Schrecken, das Ersticken der menschlichen Intelligenz durch die Soldatenherrschaft (militarisme), die Systematisirung der Corruption des allgemeinen Stimmrechts, die Unterschiebung der Lügen, welche der Macht dienen an die Stelle der Wahrheiten, welche dem Volke dienen würden; es repräsentirt einen Mann, der sich an die Stelle einer Nation setzt.

Dieses angenommen — ist es den ewigen Gesetzen der Moral, ist es der Gerechtigkeit, ist es dem Gefühl der menschlichen Würde gemäß, ist es ein gutes Beispiel und eine heilsame Lehre Dem zu sagen, der gewaltsam die Hand an alle Freiheiten gelegt, alle Rechte confiscirt, alle Grundsätze mit Füßen getreten hat: „Geben Sie uns gütigst einen Theil, wenn auch nur einen kleinen Theil, — das strickt Nothwendige — von dem zurück, was Ihnen gefiel uns zu nehmen und wir gehören Ihnen. Was wir von Ihnen mit demüthiger Achtung verlangen, werden wir mit demüthiger Dankbarkeit annehmen. Wir sind sogar bereit all diejenigen als schlechte Bürger zu denunciren, welche nicht wie wir im Aufschwung einer wohlgefühlten Dankbarkeit ausrufen werden: Gesegnet sei Ihre Regierung! —“

Nun, ist das denn nicht, ja oder nein, die Sprache des Herrn Thiers? Bin ich vielleicht zufällig der Spielball irgend einer Einbildung, wenn ich da in seiner Rede, die vor mir liegt, lese: „Ich erkläre hier als ehrlicher Mann, wenn man uns diese nöthige Freiheit giebt, so werde ich dieselbe annehmen und man kann mich dann zur Zahl der unterworfenen und dankbaren Bürger des Kaiserreichs rechnen." Und an einer andern Stelle: „Von der Zeit dieser Dekrete an" (vom 24. November 1860, Februar und Dezember 1861) dachte ich und sagte zu allen Menschen, die meine Ueberzeugungen theilten, daß sobald man hierher kommen und die Angelegenheiten des Landes frei besprechen könne, und daß es uns möglich werde bei der Wiedereinführung der öffentlichen Freiheiten mitzuhelfen, die Enthaltung von ihrer Seite länger weder weise, noch würdevoll, und patriotisch sei."

So erbettelt denn Herr Thiers das was ein Recht ist, als ein Almosen! Herr Thiers erklärt sich bereit, das, was als eine Zurückgabe zu verlangen ist, als eine Wohlthat anzunehmen.

Wenn, im Betreff der Freiheit, das Nothwendige seinen Bitten gewährt wird, so kann das Kaiserreich nicht bloß auf seine Unterwerfung, sondern auch auf seine Dankbarkeit rechnen. In andern Worten: die Freiheit gehört dem Kaiser, sie ist sein Eigenthum geworden, sie ist seine Sache. Ihm steht es zu, darüber nach Belieben zu verfügen und wenn er je darüber zu Gunsten Frankreichs verfügt, so ist das eine Handlung der Großmuth, wofür ihm Frankreich auf den Knien danken muß!

Es ist viel besser, sich zu weigern, mit der Usurpation zu pactisiren, zu glauben, daß die Wiederherstellung der öffentlichen Freiheiten durch die Anerkennung des Regimes, das sie zerstört, eher gefährdet als beschleunigt wird, — zu glauben, daß man den Despotismus auf eine viel wirksamere Weise untergräbt, wenn man um ihn herum die Einsamkeit schafft, ihn in Schweigen hüllt, ihm Furcht macht und ihm die Krankheit seiner Isolirung einflößt,—als ihm eine gütige, achtungsvolle Opposition zu machen, die ihn warnt, die ihn aufklärt, die ihm die zu vermeidenden Fehler anzeigt, die ihm einen falschen Anschein von Liberalismus giebt, die ihn von der Gefahr seiner eigenen Ueberstürzungen rettet, die ihm, kurz, die Wohlthat jenes tiefen Grundsatzes zukommen läßt: „Man stützt sich nur auf das, was widersteht" — das ist, nach Herrn Thiers, durchaus nicht patriotisch und er hält es gegen jede Würde, daß man kein Compromiß mit dem Uebel mache; daß man seinen Lippen einen Eid verbiete, den man nicht im Herzen hat; daß man dem Erfolg die Genugthuung verweigere, die Fahne des Rechts sich vor ihm beugen zu sehen; daß man durch die Unbeugsamkeit seines Gewissens gegen die Erniedrigung der Charaktere protestire; daß man der Freiheit dient indem man sie ehrt, d. h. indem man den Kopf hoch trägt und daß man dem Triumph der Gewalt den großen Ausruf entgegensetzt, durch welchen die Ohnmacht der Gewalt, stolzen Seelen gegenüber, so nobel bezeugt wird: Victrix Causa Diis placuit, sed victa Catoni! (Die Sache der Sieger gefiel den Göttern, aber die der Besiegten dem Cato.)

Justum et tenacem propositi virum,
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida.
Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae.

(Gerecht und beharrlich sei stets im Leben der Vorsatz des Mannes,
Nicht der verkehrte Beschluß der Bürger, der eilig gefaßte,
och der grimmige Blick des vor ihm stehnden Tyrannen
Erschüttre die männliche Seele.
Wenn auch zerschmettert zusammen mag unter ihm brechen der Erdball,
Auf den Ruinen noch steht der Beherzte, sie tragen ihn durch! —*)

Es war diese erhabene Strophe des Horaz, welche der große Cornelius de Witt **) recitirte, während man ihm seine Finger in einem Mörser zerstieß.

Er hatte gegen sich die Gewalt; er hatte für sich seine Seelengröße und wie ohnmächtig war die Gewalt, diesem Manne gegenüber, dessen Herz sie nicht bezwingen, dessen Fleisch sie nicht zittern, dessen Gesicht sie nicht erbleichen machen konnte! —

Ah! es ist grade deßhalb, weil es darauf ankommt, nie eine Gelegenheit entschlüpfen zu lassen, die brutale Gewalt zu erniedrigen, sie von ihrer Ohnmacht zu überzeugen, es ist grade aus diesem Grunde, daß mir die Rede des Herrn Thiers nicht gefällt, die dem Recht eine bittende Stellung anweist, und in welcher die Freiheit nur auf den Knien spricht.

„Wenn es unsere Pflicht ist, anzunehmen, so erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß es die Pflicht der Regierung ist, zu geben. Und möge man sich nicht einbilden, daß ich hier die Sprache eines arroganten Forderns führen will; nein, ich weiß, daß, um zu erlangen, man mit Respect fordern muß. Für mich werde ich nie Etwas fordern; aber ich zögere nicht für mein Vaterland zu fordern und zwar in dem gebührenden Tone bescheidener Achtung (deference.)

Ist das nicht genug der Demuth? Und der Mann, der sich so ausdrückt, ist ein Mann, der die höchsten Staatsämter bekleidet hat; es ist ein Mann, der berechtigt ist, stolz aufzutreten und wäre es nur auf Grund des Ranges, den er in der politischen, wie in der literarischen Welt, bekleidet; es ist ein Mann, der sich von den Wogen einer frischen aber bedeutenden Popularität getragen fühlen könnte; es ist ein Mann, der die Mission empfangen hat, gegen die moralische Erniedrigung eines großen Volkes zu protestiren, eine Erniedrigung, welche die bitterste seiner Beschwerden und das unerträglichste seiner Leiden ist! —

* Da wir keine deutsche Ausgabe des Horaz besitzen, so haben wir uns erlaubt, die berühmte Stelle selbst, wenn auch vielleicht sehr frei, zu übersetzen.

** Irrt Herr Blanc hier nicht? War es nicht Oldenbarneveldt, der diese Worte auf dem Blutgerüste aussprach?

Ich will gern den Umständen Rechnung tragen; ich werde sogar, wenn es verlangt wird, die Geschicklichkeit vertheidigen; ich werde Herrn Thiers durchaus nicht vorwerfen, daß er sich von jeder unnützen Bravade fern hielt; noch weniger werde ich ihn anklagen, daß er nicht nach der Ehre des Schaffots geizt; aber, offen gesagt, kann man nicht, ohne ein Uebermaß von Arroganz, seine Forderung in einem andern Tone geltend machen, als in dem des Blinden, der sich an das Mitleid des Vorübergehenden wendet und zum Dank bereit ist, so bald er den Obolus auf dem Teller seines Hundes klingen hört?

Werfe man mir nicht ein, daß dies eine reine Formsache ist: es giebt Stunden im Leben der Nationen, wo die Formen eine entscheidende Wichtigkeit und eine besonders tiefe Bedeutung erlangen.

Die Abschwächung (effacement) der Sprache verräth die Entnervung der Charaktere. Die Demuth der Stellung entspricht nicht allein der Gewohnheit, sich zu bücken, sondern trägt auch dazu bei, dieselbe beizubehalten. Das, was heute Frankreich fehlt, das, was ihm über Alles fehlt, und was es vor Allem andern zurückerobern muß, ist die Selbstachtung, welche ihm der Despotismus geraubt hat. Es leidet ohne Zweifel an seiner Freiheit, allein es leidet noch mehr an seiner Würde; es hat das zweite seiner Güter verloren, weil es das erste verlor und es wird das erste nicht wieder erlangen, so lange es das zweite opfert. Wie! Ihr beweihraucht das Idol in der Absicht, seinen Cultus herabzusetzen! Ihr werft Euch dem Despotismus zu Füßen, um ihn zu erweichen und Ihr seht nicht ein, wie Ihr ihn dadurch nur noch stolzer, noch störriger macht! Seht Ihr denn nicht ein, daß Eure Kniebeugungen seinen Glanz nur noch vermehren? Ihr wollt frei sein und könnt nicht einmal aufrecht stehen!

Herr Thiers versichert uns, daß er nie Etwas für sich selbst verlangen, daß er aber nie zögern werde, für sein Vaterland zu fordern; was soll das heißen? Er schlägt also die Würde seines Vaterlandes niedriger an, als seine eigene? Was er glaubt, daß sich für ihn selbst nicht schicke, soll sich für das Volk schicken, von dem er einer der Repräsentanten ist! Wie gefällt euch dieser Zug?

Aber wenn die Form zu verdammen ist, was soll man vom Inhalt sagen?

Ehe ich weiter auf die Analyse des Gegenstandes eingehe, geziemt es sich zu bemerken, daß Herr Thiers von Natur ein Mann des Kaiserreichs ist. —

Manche mögen vielleicht versucht sein, zu glauben, daß, wenn er sich die Miene giebt, sich vor Napoleon zu verbeugen, er dies thut, um ihn desto sicherer zu treffen; sie werden seiner Geschicklichkeit seine Demuth verzeihen; sie werden behaupten, daß in dem Honig seiner Worte ein feines Gift verborgen ist. Nun, diese Leute täuschen sich nach meiner Ansicht. Herr Thiers ist viel aufrichtiger, als Jene glauben, die ihm die Beleidigung zufügen, ihn zu vertheidigen, indem sie ihn für einen politischen Roué ausgeben. Ich bin überzeugt, daß er sich dem Kaiserreich aufrichtig genähert hat. Und warum auch nicht? Ist es nicht das Regime, das seinen Instincten am meisten entspricht? Herr Thiers liebt die Macht als Macht. Er bewundert die Gewalt als Gewalt. Niemand ist mehr als er geneigt, sich von dem Glanze des militairischen Ruhmes blenden zu lassen. Kein

Studium fesselt ihn mehr als das der strategischen Bewegungen. Er fühlt bei der ausführlichen Beschreibung derselben in seinen historischen Werken eine Art von ganz aufrichtigem und charakteristischem Vergnügen. Wenn das was Herr Monteil die „säbelklirrende" Geschichte (histoire bataille) nennt, nicht bereits existirte, Herr Thiers würde es erfunden haben. — Man schlage seine „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" auf. Beinahe in Bezug auf jede Schlacht wird er uns erzählen: 1. Wie die Schlacht geliefert wurde; 2. Wie sie hätte geliefert werden können; 3. Wie sie hätte geliefert werden sollen. Niemals werden der wunderbare Scharfblick seines Geistes und die außerordentliche Klarheit seines Wortes sich besser zeigen, als in der Erzählung, der Beurtheilung und der Analyse der militairischen Thatsachen. Alle, welche ihn in der Nähe gesehen haben, Alle, welche ihn genau kennen, werden wissen, daß er sich zum General geboren glaubt. Sagt er nicht irgendwo mit Rührung, daß er beim Schalle der Trommel erzogen sei? In ihm ist in dieser Hinsicht der Mann ein Kind geblieben.

Wer sind in seiner „Geschichte der französischen Revolution" die Helden seiner Wahl? Mirabeau, Danton, weil diese beiden Männer in das bürgerliche Leben einige militairische Eigenschaften und Fehler hineinbringen: Kraft, Unerschrockenheit, eine ungestüme Energie, die Neigung zum Befehlen, ein stolzes Wesen, die Verachtung der Ideen.

Ist es, in Betreff der „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" noch nöthig, Den zu nennen, den Herr Thiers zu seinem Helden, ich möchte sagen zu seinem Gotte macht? Welch' eine Apotheose Napoleons ist dieses Buch! Welch' eine Epopäe des Kaiserreichs! Oh, wie sehr hatte Napoleon III. Recht, als er öffentlich, feierlich Herrn Thiers — wohlverstanden, vom Standpunkte des Imperialismus aus — den Titel eines nationalen Geschichtsschreibers beilegte. Herr Thiers ist ganz genau in derselben Weise der nationale Geschichtsschreiber, wie Béranger der nationale Dichter ist. Beide haben, der eine durch seine Prosa, der andere durch seine Verse, zu dem Resultate beigetragen, das wir jetzt sehen: ein Mann an der Stelle einer Nation!

Das Kaiserreich! Béranger hatte angefangen, es durch seine Couplets in der Einbildungskraft zu etabliren und es ist sicher nicht der Fehler des Herrn Thiers, wenn die „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" Das nicht vollendet, was Bérangers Couplets angefangen haben.

Oh! braver Oberst Charras, Du bildetest Dir ein, daß, um Frankreich von der Erniedrigung von Waterloo zu erheben, es hinreiche, durch unwiderlegliche Documente und zwar in einem zugleich stolzen und patriotischen Style, einem Soldatenstyle, dem Style eines Bürgers, zu beweisen, daß das militairische Frankreich sich in den Ebenen von Waterloo Nichts vorzuwerfen habe; daß diese zu berühmte Schlacht nicht durch eine Armee, sondern durch einen Mann verloren wurde, daß die französischen Soldaten sich darin bewundernswürdig hielten und verdient hätten, unbesiegbar zu sein; daß alle Generale daselbst ihre Pflicht tha-

ten, alle, mit Ausnahme eines einzigen, des Obergenerals; in einem Worte, daß dieses große militärische Unglück ausschließlich dem Mangel an Vorsicht, den falschen Maßregeln, den fortwährenden Fehlern Napoleons zuzuschreiben ist. Aber wie! durfte man diese anti-nationale, zu Gunsten einer Nation und auf Kosten eines Mannes an die Nachwelt gerichtete Appellation passiren lassen? Was wäre aus dem Napoleon-Cultus geworden, wenn man, auch nur für einen Augenblick, hätte aufhören können, Frankreich in einem Manne zu personifiziren! Ein Mann an der Stelle eines ganzen Volkes — ist das nicht das ganze Kaiserreich?

Herr Thiers hat sich deßhalb auch beeilt, die Geister durch eine wahrhaft napoleonische Erzählung der Schlacht von Waterloo zu dem wahren Cultus zurückzuführen—eine Erzählung, deren Verbreitung in ganz Frankreich durch eine kaiserliche Empfehlung begünstigt wurde, während die des Obersten Charras an der Grenze als Contrebande angehalten wurde. „Wer da?" „Die Wahrheit!" — „Passirt nicht!"

Und wenn Napoleon, in der „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" nur nichts Anderes wäre, als ein beinahe unfehlbarer General, ein sündenloser Alexander, ein vergötterter Caesar! Aber nein! er ist auch ein großer Politiker, ein großer Administrator, ein außergewöhnlicher Mann von Geist. Was ist er nicht?

Um gerecht zu sein, muß ich hier gleich sagen, daß Herr Thiers auf den letzten Seiten seiner napoleonischen Ilias seinem Achilles allerdings vorwirft, der Freiheit nicht genug Rechnung getragen zu haben, was — in Parenthese — gewöhnlich das Schicksal der Achille ist. Später scheint indeß Herr Thiers die Wirkung seines historischen Schlusses gefürchtet zu haben, denn ich lese in seiner Rede vom 11. Januar 1864:

„Napoleon kam zurück," (von der Insel Elba.) „Was forderte Frankreich von ihm? Es verlangte von ihm den Frieden und die Freiheit. Napoleon hatte lange über den ersteren verfügt; er verfügte jetzt leider nicht mehr darüber! Er konnte den Frieden nicht geben, aber er gab die Freiheit, die ganze Freiheit. Man hat gesagt, daß es ihm nicht Ernst damit gewesen sei. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen: es ist wirklich eine sonderbare Ehre, welche die Anhänger seiner Familie ihm durch eine solche Behauptung erweisen!"

„Aber was man auch gesagt haben mag, es war ihm Ernst. In seinen vertrautesten Unterhaltungen sagte und wiederholte er, daß die Dictatur einem Manne von Genie wie ihm auf wenige Jahre zugestanden werden könne, aber nur ein Zugeständniß auf wenige Jahre; und als er die Freiheit gab, gab er sie ganz und aufrichtig. Meine Herren, man liebt es, den siegreichen, vom Erfolg geblendeten Napoleon gern als Beispiel hinzustellen; ich bitte, daß man auch den durch das Unglück großen und gereiften Napoleon zum Beispiele nehme."

Ich bitte wohl zu bemerken, mit welcher Kunst in dieser Stelle, welche die napoleonische Majorität der Kammer natürlicherweise ihres Beifalls würdig fand, das Interesse der Freiheit in das Interesse des Kaiserreichs verwickelt ist. Bis

jetzt hatte man geglaubt, daß zwischen Napoleon I. und der Freiheit keine Gemeinschaft existire. Dieser Irrthum war gefährlich. Er konnte die Freunde der Freiheit verhindern, die Freunde des Kaiserreichs zu werden. Was thut Herr Thiers? Er setzt der Autorität der Thatsachen, welche der ganzen Welt bekannt sind, die Autorität von Worten entgegen, welche schwer mit Gewißheit verneint werden können, weil sie sich auf vertraute Unterhaltungen beziehen und so ist auf einmal Napoleon I., ja Napoleon I., er selbst, in einen Anbeter der Freiheit verwandelt! was sage ich? so bald von der Freiheit die Rede ist, so muß man von ihm, von dem Helden des 18. Brumaire, „das Beispiel entnehmen", wenn man nicht die Epoche seines Lebens wählen will, die ihn uns „durch das Unglück gereift" zeigt. —

Macht man auf solche Weise nicht Rekruten für das Kaiserreich?

Sagen wir es nur laut, denn es ist die Wahrheit: das Glück spottete des Herrn Thiers an dem Tage, als es ihn zum Minister eines Fürsten machte, dessen Politik wesentlich die des Friedens war. Deßhalb war auch sein kriegerischer Ungestüm die große Plage der Regierung Louis Philipps. Der Platz des Herrn Thiers war unter denen, welche bei dem Spiele mit Soldaten von Fleisch und Bein dasselbe Vergnügen empfinden, wie die Kinder bei dem Spiele mit Soldaten von Blei. —

Es ist deßhalb gar nicht überraschend, daß Herr Thiers der erste war, der den Orleanismus aus dem Pfade der (Wahl) Enthaltung trieb, was seiner Abdankung gleich kam. Es giebt nichts Charakteristischeres, als die Ausdrücke, in welchen er sein Wiedererscheinen auf der politischen Bühne erklärt:

„Jedermann weiß — erlauben Sie mir, es zu sagen, — was ich in meiner Zurückgezogenheit gethan habe; ich habe mit Aufrichtigkeit die Geschichte meines Vaterlandes geschrieben. Ich würde ohne Bedauern den Rest meines Lebens in derselben zugebracht haben, wenn nicht die Dekrete vom 24. November 1860, vom Februar und December 1861 erschienen wären. Sie wissen, welche Veränderungen diese Dekrete in unsern Institutionen hervorgebracht haben. Sie durften sich (früher) nur in Schweigen versammeln, um die Gesetzvorschläge in Empfang zu nehmen, welche die Herren Staatsräthe Ihnen vorlegten und welche Sie mit ihnen zu discutiren hatten, beinahe ohne dieselben verändern zu können. Dann wurde das Budget vorgelegt, über welches Sie nach Ministerien abzustimmen hatten und in Betreff der Supplementarcredite, wichtiger wie das Budget, so konnten Sie davon nur nach dem Rechnungsgesetz (loi des comptes) Kenntniß nehmen, d. h. wenn es zu spät war, noch eine nützliche Controle darüber auszuüben. **Der Kaiser hat diesen Zustand der Dinge geändert;** er hat Ihnen das Feld der Politik wieder geöffnet, indem er Ihnen die Adreßdebatte zugestand. Er hat mehr gethan; er hat Sie mit seiner Regierung in directe Berührung gebracht, indem er die Minister ohne Portefeuille und selbst einen Minister mit Portefeuille, den Staatsminister, hier einführte; er hat Ihnen die Oeffentlichkeit Ihrer Sitzungen zurückgegeben, er hat Sie in den Stand gesetzt, das Budget nicht mehr nach Ministerien, sondern nach Sectionen zu votiren und

wenn er die Supplementarcredite nicht, wie er zuerst die Hoffnung aussprach, unterdrückt hat, so hat er die Zeit ihrer Discussion der Zeit ihrer Eröffnung nahe gerückt und er hat Ihnen über diese Credite einen unbestreitbaren Einfluß gegeben. Meine Herren, Sie werden mich nie als Verläumder noch als Schmeichler finden. Ich sage nicht, daß diese Dekrete alle wünschenswerthen Freiheiten enthalten, aber sie enthalten einen sehr bedeutenden Theil und sind das Unterpfand für die übrigen. Was mich betrifft, so danke ich dem Kaiser dafür, denn die Undankbarkeit ist ein schlechtes Gefühl und eine schlechte Berechnung."

Wie aus dem Berichte des „Moniteur" hervorgeht, wurde diese Erklärung mit Beifall aufgenommen. In der That, wenn dieselbe der Majorität mißfallen hätte, so müßte diese Majorität sehr schwer zu befriedigen gewesen sein.

Was will Herr Thiers sagen, wenn er von unsern Institutionen spricht, in welcher, ihm zufolge, der Kaiser so glückliche Veränderungen vorgenommen hat? Sind nicht die Institutionen, von denen die Rede ist, grade diejenigen, welche nach dem Staatsstreich aus dem Gehirne Napoleons hervorgingen, ohne jede parlamentarische Controle, ohne jede legislative Sanction, ohne jede Debatte und jede Prüfung und unter dem Einfluß des panischen Schreckens, den die blutigen Decembertage verursacht hatten? Unsere Institutionen! Wenn Herr Thiers, solche, von ihm auf einen politischen Begriff, der unsere Freiheiten vernichtete, angewandte Ausdrücke, dadurch rechtfertigen will, daß er sich auf die Bestätigung des kaiserlichen Werkes durch das allgemeine Stimmrecht beruft, so werde ich Herrn Thiers aus seiner eigenen Rede antworten; ich werde ihn bitten sich zu erinnern, daß die erste Bedingung des allgemeinen Stimmrechts die ist, daß dasselbe frei sei und daß er selbst uns gezeigt, wie die Freiheit der Wahlen in Frankreich nicht mehr besteht.

„Der Kaiser hat diesen Zustand der Dinge geändert!" Und welchen Zustand der Dinge, wenn nicht den, welchen der Kaiser geschaffen hatte? —

„Er hat Ihnen das politische Feld wieder eröffnet, indem er Ihnen die Adreßdebatte zugestand!" Und wer hatte dieses Feld verschlossen?

„Er hat Ihnen die Oeffentlichkeit Ihrer Sitzungen zurückgegeben!" Und wer hatte dieselbe unterdrückt?

„Er hat Ihnen das Mittel gegeben, das Budget zu votiren!" Und wem verdankte man es, daß man dieses Mittel nicht mehr hatte?

Der bei dieser Gelegenheit dem Kaiser dankende und sich gegen das Verbrechen der Undankbarkeit vertheidigende Herr Thiers gleicht einem Manne, der die Pflicht der Dankbarkeit gegen einen andern Mann zu haben glaubt, weil ihm dieser, nachdem er ihn seiner ganzen Habe beraubt, einen kleinen Theil derselben zurück giebt!

Doch Geduld! Ich bin noch nicht zu Ende.

Die „Times" fragte vor einiger Zeit, ob im Ganzen der Eintritt des Herrn Thiers in die Kammer nicht ein glückliches Ereigniß für das Kaiserreich gewesen sei — und scheint diese Frage zu bejahen. Was mich betrifft, so zögere ich, die

Rede des Herrn Thiers vor Augen, keinen Augenblick zu sagen, daß dies der Fall ist.

Möge man hierin kein Paradoxon finden! Ich täusche mich sehr, wenn die Leser, welche das Vorhergehende mit Aufmerksamkeit lasen, in dieser Hinsicht nicht bereits einige Zweifel in sich haben aufkommen lassen; ich bin überzeugt, daß ihre Zweifel zur Gewißheit werden, wenn sie das Nachstehende aufmerksam lesen.

„Es giebt drei Grundsätze", sagt Herr Thiers, „welche ich immer für die Richtschnur eines rechtschaffenen und wohlgeregelten Lebens gehalten habe. Es ist der Grundsatz der nationalen Souveränetät, der Grundsatz der Ordnung, der Grundsatz der Freiheit. Ich bin in jener Schule von 1789 geboren und erzogen, die da glaubt, daß Frankreich das Recht hat, seine Geschicke selbst zu bestimmen und die ihm angemessene Regieruag zu wählen. Ich glaube, daß es von dieser Souverainetät nur sehr selten Gebrauch machen sollte und es wäre besser, wenn dies, wo möglich, niemals geschähe, aber wenn Frankreich gesprochen hat, so ist das Recht dazu vorhanden. Ich glaube, daß es das Recht und den gesunden Menschenverstand verletzen heißt, wenn man seinen klar ausgesprochenen Ansichten einen Sonderwillen zu unterschieben sucht."

Es ist nicht leicht zu begreifen, weßhalb Frankreich *seine Souverainetät nur „sehr selten" gebrauchen soll* und weßhalb es „*besser ist, daß es dieselbe, wenn möglich, nie gebraucht*", da dies doch einer der Grundsätze ist, welche Herr Thiers stets als „*die Richtschnur eines rechtschaffenen und wohlgeregelten Lebens* betrachtet hat." Welch' eine nothwendige Regel ist das, die man besser nie anwendet? Doch wollte Gott, dieser Stelle sei kein anderer Vorwurf, als der der Absurdität zu machen! Denn man bemerke wohl, was aus der hier von Herrn Thiers ausgesprochenen Doctrin resultirt.

Auf der einen Seite muß man sich vor dem Kaiserreich verbeugen, das aus der, sich im allgemeinen Stimmrecht ausdrückenden, nationalen Souverainetät hervorging oder angeblich hervorging, weil, von da an, das Recht dazu vorhanden ist.

Und auf der andern Seite darf man vom allgemeinen Stimmrecht nicht fordern, das wieder umzustoßen, was es geschaffen oder angeblich geschaffen hat, weil der Grundsatz der Nationalsouveränetät nur „*sehr selten*" in Anwendung gebracht werden soll, weil es „*besser wäre, wenn Frankreich von demselben niemals Gebrauch mache*"; weil es endlich „*das Recht und den gesunden Menschenverstand verletzen heißt, wenn man seinen klar ausgesprochenen Ansichten einen Sonderwillen zu unterschieben sucht.*"

Nun denn, wenn ich Ihnen nun sagte, daß diese Rede des Herrn Thiers das Apostolat des Kaiserreichs war!

Ein Mann, dessen Absicht es nicht gewesen wäre, die Zurückforderung der durch das kaiserliche Regime zerstörten Freiheit zur Aufrechthaltung dieses selben

Kaiserreiches dienen zu lassen, dieser Mann, nicht wahr, hätte eine ganz andere Sprache geführt? Er würde z. B. gesagt haben:

„Weit davon entfernt, daß das Prinzip der Volkssouverainetät nur sehr selten angewandt werden sollte, ist es vielmehr nöthig, daß dasselbe stets bereit sei, handelnd aufzutreten. Das allgemeine Stimmrecht von heute hat kein Recht, das allgemeine Stimmrecht von morgen zu confiszciren und die Ausübung der Volkssouverainetät in den Händen einer Generation kann nicht für immer, ohne Verletzung desselben Prinzips, die Ausübung der Volkssouverainetät in den Händen künftiger Geschlechter lähmen; es folgt daraus, daß die Einrichtung eines gewissen Regimes zu einer gewissen Zeit durch das allgemeine Stimmrecht in keiner Weise die ewige Aufrechthaltung dieses Regimes in sich schließt. Deßhalb können diejenigen, denen dasselbe verderblich erscheint, ohne Zweifel nicht ihre Sonderansichten mit Gewalt an die Stelle des klar ausgesprochenen Nationalwillens setzen, aber sie dürfen es versuchen, diesen Nationalwillen zu ihren Sonderansichten zu bekehren, indem sie denselben durch Beweisgründe und vermittelst der Freiheit erleuchten. Das ist ihr Recht, ihre Pflicht. Die Volkssouverainetät ist ein Tribunal, vor welchem jeder Bürger um so mehr verpflichtet ist, seine Sonderansichten auszusprechen, weil sich aus der Gesammtheit der Sonderansichten der Nationalwille bildet. Und da das allgemeine Stimmrecht in Gefahr schwebt, durch die Praktiken der regierenden Macht corrumpirt, von seinem Zwecke abgelenkt, in seiner Quelle vergiftet zu werden; da dasselbe „überdies“ in jedem Zustande großen Irrthümern unterworfen ist, so ziemt es sich, daß man das Resultat seiner möglichen Irrthümer nicht zu einem zu sehr dauernden mache, indem man die Idee einbürgert, daß die Nation ihre Souverainetät nur sehr selten ausüben solle und daß es besser sei, wenn sie dieselbe niemals ausübe.“ —

Ja das ist es, was, wie es mir scheint, ein Redner gesagt haben würde, der nur das Interesse der Freiheit im Auge gehabt hätte. Und er hätte nicht den brutalen Triumph von Sonderansichten über den klar ausgesprochenen Nationalwillen, den man den Staatsstreich vom December nennt in den folgenden sonderbaren, unerwarteten, bemerkenswerthen Ausdrücken bezeichnet: „Die Ordnung, meine Herren, wurde gerettet; Frankreich ist zum monarchischen Prinzip zurückgekehrt.“

Ah! die Ordnung wurde im December gerettet, damals, als man Soldaten abschickte, um mit aufgesteckten Bayonnetten Herrn Thiers und seine Freunde aus einer, aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangenen Versammlung, zu verjagen! Es ist gut, von dieser Erklärung Notiz zu nehmen; sie zeugt von einer Uneigennützigkeit, die an den Heroismus gränzt. Und wer, ich bitte euch, kann von jetzt an anständigerweise noch dem Kaiserreich grollen, wenn Herr Thiers das Vergessen der persönlichen und öffentlichen Beleidigungen so weit treibt, daß er den Staatsstreich vom December die Rettung der Ordnung nennt?

(Schluß folgt.)

Die Neubildung der Parteien.

Von

Emil Preetorius.

„Es wallet und siedet und brauset und zischt" im politischen Herenkessel unserer Tage, „wie wenn Wasser mit Feuer sich menget," und rath- und ziellos sehen wir der alten Parteien aufgelöste Elemente umherirren, des neuen Gesetzes derjenigen Affinität harrend, die, stark im Binden wie im Lösen, dauernde und homogene Neubildungen schaffen soll. Im Schmelztiegel der großen Krise der Gegenwart haben die Bestandtheile seitheriger Verbindungen ihre Cohäsivkraft verloren. Ein gewaltiger Umformungsprozeß vollzieht sich unter unsern Augen. Daß die früheren Parteistructuren aus Rand und Band gegangen, ist übrigens weder zu verwundern noch zu beklagen. Sind doch die "issues", auf denen sie ruhten, todt und gewesen, und hat doch die geisttödtende Maschinerie, mit der sie arbeiteten, nur zu lange wie ein Alp auf dem Volke gelegen, jeden freien Athemzug erstickend. Sie mögen sich immerhin begraben lassen, und wenn den Föderalisten und den Whigs, den Nullifiers und den Knownothings jetzt auch die junge republikanische, wie die alte demokratische Partei ins Grab nachfolgen — wir können allen zusammen unser "requiescant in pace" nachrufen. Ein neuer Glaube, wie wir schon an anderer Stelle sagten, ist in die Welt gekommen. Allmächtig schreitet er dahin über gesprengte Fesseln, vermoderten Parteikram, umgestürzte Platformen.

Die republikanische Partei, diese jugendliche Schöpfung, sollte schon zum Tode reif sein? Sie sollte als Mohr, der seine Dienste gethan, gehen oder vielmehr gegangen werden? Nun, warum nicht, wenn sich seit den wenigen Jahren ihrer Gründung eine physische wie geistige Revolution vollzogen hat, die uns mit einem Schlage wie in ein neues Jahrhundert versetzte. Was bedeutet heut zu Tage noch die Chicago Platform, wer kann es nur noch begreifen, daß man einmal für die Freiheit in den Territorien geschwärmt hat? Und sage man uns nicht, daß die republikanische Partei ihre Zeit begriffen habe, und mit ihr fortgeschritten sei. Sage man uns nicht, daß grade die Mitglieder dieser Partei es seien, die neue, zeitgemäße Grundsätze aufgestellt, und vorzugsweise für deren Durchführung gekämpft haben. Wir können das nicht sehen. Wohl sind viele Republikaner Männer des entschiedenen Fortschritts, aber nicht ganz Wenige von ihnen sind auch den Krebsgang gewandelt, und namentlich das alte Whig-Element, das vorherrschende in der Partei, hat die Feuerprobe nicht bestanden. Dagegen sind auf der andern Seite die thatkräftigsten Elemente der Demokratie, Jackson-, Douglas- und selbst Breckinridge-Demokraten bis zu den bekehrten Sezessionisten hinüber, als wahrlich nicht zu verachtende Mitstreiter in die Reihen der radikalen Kriegspartei getreten. Wo bleiben also die alten Parteigrenzen? sie und mit ihnen die alten Parteien selbst existiren in der That nicht mehr, und wenn Herrn Lincolns Getreuen jetzt einen Galvanisirungsversuch an der Leiche vor-

nehmen, so mögen ihre kleinen Quacksalberkünste vielleicht ein Scheinleben zu Wege bringen, womit sie wohl sich selbst, aber nimmermehr dem Volke Etwas weiß machen können. Nein, der Mohr ist nicht einmal ein ordentlicher Mohr gewesen, und hat sicher auf Nichts als schleunige Verabschiedung einen gerechten Anspruch. Gezählt, gewogen, zu leicht befunden!

Aber die demokratische Partei? Die ehrwürdige Schöpfung Jeffersons, Madisons, Monroes, Jacksons stolzes Werk! Will man diesen mächtigen Bau mit einem Stoße umstürzen, die bestgegliederte der Organisationen im Handumdrehen zerreißen? Warum nicht, wenn höhere Anforderungen an uns herantreten, wenn neue Geschicke eine andere Lösung verlangen. Auch Patroclos mußte sterben, und auch die demokratische Partei wird trotz all des zauberhaften Klanges, den schon ihr Name noch immer in den Ohren Hunderttausender hat, das Zeitliche zu segnen haben, so bald sie den Geist der Zeit nicht mehr zu fassen vermag. Groß und herrlich wie ihre Grundsätze waren, sie sind in der Partei und durch die Partei nicht rein erhalten, nicht vor der aller undemokratischsten Interpretation geschützt, nein — sie sind geradezu in ihr Gegentheil verkehrt worden. Es würde uns hier zu weit führen auf die lange Geschichte jener Manöver einzugehen, durch die es geschah, daß die Demokratie, die so sich nennende Nationaldemokratie, die Prosclavereipartei par excellence wurde — genug, daß es geschah. Und daß es geschehen konnte, daß von den tonangebenden Führern der Demokraten ewige Wahrheiten spöttisch als „glänzende Allgemeinheiten" behandelt wurden, dies wird für immer ein Vorwurf und mehr als das, es wird ein nie versiegender Grund des Mißtrauens gegen Alles bleiben, was die demokratische Partei als solche unternimmt. Wenn daher ihre jetzigen Führer Weisheit gelernt haben, so geben sie es auf an einem Hause, auf dem so zu sagen der Fluch der Freiheit ruht, zu ändern und zu repariren. Sie nehmen besser was Werthvolles darin ist heraus und schmücken damit den stolzen Neubau, der die Fortschrittsmänner aus beiden alten Lagern, die radikalen Republikaner sowohl, wie die Freiboden- und Kriegsdemokraten umschließen soll.

Liefert die republikanische Partei im spezifischen Gegensatz zur Sklaverei das eigentliche Fundament zu dem Freiheitsbaue, so wird es dagegen die Aufgabe der Demokraten sein, manche hochragende Säule darin aufzurichten. So ist es vor Allem in der äußern Politik die urdemokratische Monroedoktrin, die in Zukunft den Beziehungen dieses Landes zu Europa Form und Charakter zu geben bestimmt ist. Wem wäre nicht schon die Schamröthe in die Wangen gestiegen bei der über alle Maßen elenden Haltung, durch die der Mann, der die Ehre dieser Nation nach Außen zu wahren berufen war, sein Amt, sich selbst und mehr oder weniger die Nation mit entehrte. Den Denker und zugleich den Feigling der Administration nennt ihn Beecher. Wir haben William H. Seward lange genug in ersterer Eigenschaft verehrt, seit er aber aus der Opposition in die Regierung getreten, hat er sich bloß noch in der letzteren Eigenschaft bemerklich gemacht. In seines Mantels Falten lag einmal, wie bei jenem stolzen Römer, Krieg oder Frieden für die Welt; nur Frieden, Frieden, Frieden um jeden Preis bedeutete

seine allezeit submisse Haltung. Eine rechte Augenweide für Louis Napoleon und die Despoten alle jenseits des Oceans, eine rechte Einladung zu weiteren Uebergriffen und Insulten ist dieser stets mit gezogenem Hute dastehende Republikaner, der beständig über's Meer hinüber zu flehen scheint: „Gib uns einen Fußtritt, o Fremdling", wie jene Heine'schen Hunde, die übrigens wenigstens den angenehmen Zweck des Amusements im Auge hatten. Etwas Amusantes in Herrn Sewards Gebahren zu finden, wollte uns aber noch niemals gelingen, da die schwindelnde Höhe des dazu erforderlichen Pessimismus uns zu fern lag in dieser Zeit der schweren Noth, die nicht einmal einen rechten Galgenhumor aufkommen läßt. Nein, die Schmach die England und Frankreich gegenüber in der Trent- und mexikanischen Frage unserem Lande aufgebürdet wurde, wird uns auf der Seele brennen, bis dereinst statt Seward'scher Bettelnoten das Schwert der Nation mit kräftiger Faust in die Wagschale der Geschicke der Welt geworfen wird.

Daß solches geschehe, ist eine jener demokratischen Forderungen, die wir mit aller Kraft auch als unsere eigene aufstellen. Wer wollte es bezweifeln, daß ein Mann der kühnen, entschlossenen That, daß z. B. ein Fremont an der Spitze der Nation diese ganze beschämende Sachlage auf einen Schlag in ihr Gegentheil umkehren würde. Ein solcher Mann würde sofort von den Völkern Europa's als der legitime Vorkämpfer der Freiheitsidee auf beiden Seiten des Oceans anerkannt, und so mit einer moralischen Gewalt ausgerüstet sein, vor der sich die zitternden Kronenträger in den Staub zu bücken hätten. In die Hände eines solchen Mannes würden durch die bloße Allgewalt der öffentlichen Meinung die Zügel der Weltregierung übergehen. Der sie jetzt hält, der französische Kaiser, würde kaum einen Versuch wagen sie zurückzubehalten, wenn er einmal weiß, daß ihm Einer gegenüber getreten ist, der seine Macht nicht fürchtet, weil er das Geheimniß seiner Schwäche kennt. Leichter und schneller könnte sein Geschick ihn erreichen auf dem Straßenpflaster von Paris als in den Ebenen Mexicos, und nicht gegen, sondern für Frankreichs Volk müßte der Kampf geführt werden, durch den das befreite Amerika die Nationen der Erde befreit.

Aber nicht nur die Monroedoctrin ist es, die wir von der Demokratie in die Partei der Zukunft herüber zu nehmen haben. Ihre leitenden Grundsätze werden nicht minder für die innere Politik maßgebend sein müssen. Hat die faktisch erledigte Sklavenfrage aufgehört als eine Scheidewand zwischen den humanen Anschauungen des Jahrhunderts und der orthodoxen Demokratie zu stehen, so gibt es in der That sonst wenig mehr, was uns noch von ihr trennt. Der Vorzug der republikanischen Partei war wirklich mehr ein negativer, als ein positiver, und nachdem das Objekt ihrer Negation verschwunden, sieht ihre Platform ärmlich genug aus. Das Gute daran ist nicht neu, vielmehr altdemokratisch, und das neue, z. B. die Schutzzöllnerei, nicht gut. Die Spuren der Einwirkung des engherzigen Whig-Elementes sind nur zu kenntlich, und müssen in der neuen Parteiformation überall da ausgemerzt werden, wo sie sich auf Kosten ächt demokratischer Grundsätze breit machen.

Als solche ächt demokratischen Grundsätze haben wir in erster Linie die Freiheit von Rede und Schrift, die Freiheit der Person und der Versammlungen zu bezeichnen. Ihre Heilighaltung, überall da, wo nicht nach dem "inter arma silent leges" bei wirklichem Kriegszustande eben Alles aufhört, muß das Alpha und Omega unsers politischen Katechismus sein und bleiben. Die wohlfeile Befriedigung, einen politischen Gegner gedemüthigt zu sehen, hätte, wie dies bei einem großen Theil der republikanischen Partei wieder geschah, niemals dazu verleiten sollen, den läppischen Eingriffen zuzujubeln, die die jetzige Administration in geheiligte Volksrechte machte.

„Heute mir, morgen dir" konnten uns die gemaßregelten Sympathisers mit Recht zurufen, und es dauerte nicht lange, so sahen wir dieselbe Hand, die in New York, in Ohio und Illinois die südlich Gesinnten ohne viel gesetzliche Scrupel beim Ohr nahm, sich in Missouri schwer auf die Radikalen legen. Das ist „der Fluch der bösen That", daß es kein Anhalten mehr gibt auf der abschüssigen Bahn, auf die Willkür und Laune führen, so wie einmal der sichere, feste Boden des Rechtes, und sei es auch unter noch so plausibeln Vorwänden, verlassen worden ist. Die so gerufenen Geister der Gewalt und Brutalität und des "car tel est notre plaisir" wird man so leicht nicht wieder los, und die Unionspartei des ganzen Landes sollte Buße thun, Buße thun in Sack und Asche, für die kleinliche, unprinzipielle Haltung Vieler aus ihrer Mitte in jenen Fragen, die wir große Fragen nennen, weil es eben Freiheitsfragen sind. Ja wohl, zu freesoil gehört immer noch free speech, free press und Fremont obendrein als lebendiger Protest, den die Freiheitsfreunde dem Treiben der „Servilissimi" gegenüber zu erheben haben, damit nicht auch auf ihr Haupt die Folgen eines Verrathes an Grundsätzen fallen, der allein genügte die republikanische Partei, so weit sie für diesen Abfall die Verantwortlichkeit übernimmt, ebenso in ein schlechteres Jenseits zu befördern, wie die Demokratie an selbst geschmiedeten Sklavenfesseln zu Grunde ging.

"Principiis obsta" hier und überall, und der Kampf gegen die eben gerügten Ausschreitungen der Lincoln-Administration wird und muß "unitis viribus" von radikalen Republikanern und radikalen Demokraten geführt werden. Haben wir uns erst hier als Mitstreiter kennen und schätzen gelernt, so ist die Bahn zu weiterem gegenseitigen Verständniß geöffnet, und bald genug wird es dann offenbar werden, daß keine Parteiorganisation mehr im Stande sein wird gewaltig auf die Massen einzuwirken, daß kein Haupt mehr leuchten wird über Volk und Land, wenn sie nicht, Haupt und Partei, eins geworden sind mit unseres politischen Baues Eckstein, der individuellen Freiheit. Die Freiheit, das Wohlbefinden des Individuums, sind uns Zweck jedes Staatswesens. Der Humanismus des 19. Jahrhunderts kann den Staat als Selbstzweck nimmer anerkennen, und wenn wir auch heute noch den antiken Opfermuth zu schätzen wissen, womit der Einzelne für die Allgemeinheit unterzugehen bereit ist, so hat unsere Bewunderung heute doch einen andern Sinn wie im Alterthum. Wir sehen darin keineswegs die Verherrlichung des Staates über alles Individuelle hinaus, sondern

umgekehrt das freie Opfer, welches das Individuum für alle Seinesgleichen im Sinne der „Brüderlichkeit" bringt. Ein solches Opfer ist schön und erhaben, ist menschlich und göttlich zugleich. Ein unterschiedsloses Aufgeben der Freiheiten aller Individuen aber wäre mehr, als das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, es wäre geradezu der Zweck dem Mittel aufgeopfert, und somit beides, Zweck und Mittel, illusorisch gemacht.

Es ist Zeit, hohe Zeit, daß die Freunde des Volkes, die Freunde des Fortschritts in diesem Lande darauf bedacht sind, sich über die aus dem gegenwärtigen Kampf gewonnenen Resultate klar zu werden, und solche dann in einer wirksamen Parteiorganisation zur Geltung zu bringen. Je eher und nachdrücklicher das geschieht, je entschiedener Position von uns genommen wird, um so schwieriger werden es unsere Gegner finden ihren conservativen Zopf den Jugendlocken dieses Volkes einzuflechten. Kein Zweifel, daß der Versuch dazu gemacht wird, kein Zweifel überhaupt, daß der alte Dualismus in einer seiner Proteusformen auch bei jedweder Neubildung in unserem Parteileben erscheinen, und daß der Partei des Volkes die der Aristokratie und der Privilegien gegenüber treten wird. Das ist von Uranbeginn so gewesen und wird mutatis mutandis so bleiben in alle Ewigkeit. So alt wie die Versuche des Menschengeistes sind, die Bahnen des Fortschritts auf politischem Gebiete zu eröffnen und die Staaten zum Vortheil der großen Majorität einzurichten, so alt sind auch die reaktionären Bemühungen einer glücklich situirten Minorität, die ihr eigenes Interesse zum Kern ihrer Staatsweisheit gemacht hat. Unser Idealismus geht nun nicht so weit, daß wir von einem Millenium träumten und von einem gänzlichen Obsiegen der Mächte des Lichts über jene der Finsterniß. In der Politik ist, wie in jeder andern menschlichen Sphäre, der Zustand der Vollkommenheit, wir wissen es, undenkbar, unerreichbar. Ihm dennoch nachzustreben möchte darum auf den ersten Blick parador erscheinen, und die politischen Praktiker, die so geringschätzend über uns und unsere Bestrebungen aburtheilen, haben sicher hier einen andern Scheingrund sich den höheren Weisheitsgrad zuzuschreiben. Aber wie der verirrte Wanderer, der sturmverschlagene Schiffer zu den ewigen Gestirnen hinaufblickt, die ihm aus unerreichbarer Ferne doch die rechte, die sichere Bahn verkünden, so glänzt auch vor unsern Augen ein Polarstern, der uns, wenn auch nicht zu seiner eigenen Höhe, doch stets auf vorwärts, aufwärts gerichtete Pfade leiten wird.

Ob uns das amerikanische Volk der Gegenwart auf solchen Pfaden folgen wird? Wir glauben es. Wir glauben es, weil wir wissen, daß heute mehr denn je jener Geist wieder lebendig ist, jener stolze Geist des freien Denkens, der unsere Vorkämpfer und mit ihnen die Massen erfaßt hat, die ihm mit richtigem Instinkte huldigen. Es ist derselbe Geist, dessen im alten Vaterlande, seit er in den Bauernkriegen zuerst in der Neuzeit seine Schwingen geregt, die Herren nimmer Herr werden konnten; derselbe unsterbliche Geist, der einst in Rom der Volkstribunen größte, die Gracchen, in die agrarischen Kämpfe, die Kämpfe für das Recht des armen Mannes trieb — Vorspiele zu dem heute noch unausgefochtenen Streit

zwischen Demokratie und Aristokratie, zwischen Plebejern und Patriciern, zwischen dem Volk und den Baronen. Wir nehmen ihn auf, den Kampf, und gehen frohen Muthes und mit offenem Visir hinein. Vielleicht zwingen wir dann auch unsere Gegner Farbe zu bekennen. Freilich, wer sie sind und was sie glauben, wissen wir auch ohnedies. Es sind die Leute, die statt nach Rechten stets nach Privilegien schreien, die Leute, die noch immer glauben, daß die Massen des Volkes mit einem Sattel auf dem Rücken geboren sind, während sie selber die Reiter zu spielen gedenken.

Nehmt Euch in Acht, ihr Herren! Seit Jahrtausenden hat sich das edle Roß gebäumt, und Mancher, der es zu bändigen sich vermaß, liegt im Staube, zertreten und — vergessen. —

Hiawatha.

Von Hugo Andriessen.

Holder Frühling, holder Segwun!
Sei gegrüßt mir, sei willkommen!
Von Peboan, von dem Winter,
Von dem langen trüben Winter,
Hast Du uns erlöst, o Segwun!
Hast Du uns, o Lenz, befreiet.

Durch die Wälder, durch die Steppen
Singend Dir entgegen eilt' ich!
Whippoorwill, die Wawonaissa,
Blauer Vogel auch, Opechee
Die Owaisa und die Rothbrust
Singen wieder in den Hainen.
In des Tannenbaumes Zweigen
Girrt und klagt die wilde Taube,
Klagt die Turteltaub', Omene,
Voller Sehnsucht in den Wäldern.
Alles blüht und Alles grünet,
Alles jauchzet voller Freude;
Und im Wald der Junibeerbaum
Steht im Schmuck schneeweißer Blüthen.

In den Wipfeln, in den Zweigen,
Wie es rauscht und wie es brauset!
Welch' gewalt'ge Melodeien
Tönen aus den Fichtenwäldern! ....
Und welch' lieblich-sanfte Weisen
Klingen aus dem stillen Thalgrund,
Klingen aus den schatt'gen Gründen,
Wo mit duft'gen Waldesblumen,
Wo mit Moosen und Farrnkräutern
Traute Zwiesprach' hält die Quelle....
Längst verscholl'ne Rothhautmärchen,
Alte Indianersagen,
Murmelt der verlor'ne Waldquell,
Murmelt jedes Wiesenbächlein.

's ist der Sang von Hiawatha! —
's ist der Sang von seiner Liebe
Zu der schönen Minnechaha
Aus dem Lande der Dacotah.
Ach! Wo find' ich „Lachend-Wasser",
Wo den Tschippewäer-Häuptling?
Wo das Thal von Tawasentha,
Und den Singer, Nawadaha?....
Vor dem finstern Schwarzrockhäuptling,
Vor der Wuth fanat'scher Pfaffen,
Flüchtete die arme Rothhaut,
Tschippewäer und Dacotah!....

Spät, im Indianersommer,
Wenn die Wälder bunt sich färben,
Singen traurig alle Vögel:
„Kehre wieder, Minnechaha,
Lachend-Wasser, kehre wieder!
Aus der Sonnenhingang-Glorie,
Aus des Abends Purpurnebeln,
Von den Inseln der Glücksel'gen,
Aus dem Wohnland des Nachdiesem,
Kehre wieder, Hiawatha!"
Also girrt die wilde Taube,
Also schreit im Sumpf der Reiher,
Also schluchzt die kleine Quelle,
Also klagen alle Wälder....

Zur Shakespeare Feier.

Fragment.

Vom Herausgeber.

Mir war, als säß' ich hoch auf Bergesspitze
In stille Träume tief versunken;
Da weckte mich ein Leuchten, wie vom Blitze,
Aufstarrt' ich plötzlich, wie noch traumestrunken.
Ein Klingen und ein Summen tief im Thal,
Ein Jauchzen scholl, manch' Banner weht' und flog,
Es war ein Wallfahrtszug zum heil'gen Gral,
Wie niemals noch gen Compostella zog;
Ein größres Fest, als einst Eleusis bot,
Triumphruf mehr, wie bei des Isthmus Spielen,
Als läg am Boden jetzt die alte Noth,
Als stänb die Welt an ihren großen Zielen.
In allen Sprachen jauchz't und schallt es laut,
Und die Päane klingen in der Runde;
Es ist ein Völkerfest, so innig, traut,
Und für die Menschheit eine Feierstunde.

Und welch' ein Zug! es wehn in blut'ger Pracht,
Die alten stolzen Fahnen der Barone,
Und aus Westminsters stiller Grabesnacht
Schon nahen sie, die Träger einer Krone.
Wie stolz noch mancher Königsmantel weht,
Als herrsch' das düstre Auge noch als Richter!
Jetzt beugen sie sich höh'rer Majestät
Und nahen huldigend heut ihrem Dichter.
Nicht schämt sich Falstaffs mehr der tolle Heinz,
Auf ewig zur Unsterblichkeit verbunden,
Ein Doppelbild, umrahmt als eins,
Schuf es der Dichter in geweih'ten Stunden.
Wie grübelnd stolz steht jener König da!
O! Lear, der noch an Menschen Dank einst glaubte!
Dort, ihm zur Seite, geht Ophelia
Den nassen Blüthenkranz noch auf dem Haupte.
Und Hand in Hand das ewig junge Paar,

Das sich einst Romeo und Julie nannte,
In dem das alte Eden wunderbar,
Daraus das Schicksal einst den Menschen bannte,
Sich wiederspiegelt — eine kurze Stunde!
Wie glückumstrahlt auch ihre Züge sind,
— Dort geht Othello mit Brabantios Kind
Und flucht dem falschen Liebesbunde.
Der düstre Macbeth klirrt in Stahl und Erz,
Auch er ein Menschenbild aus alten Zeiten,
Dem leise träufelte das Gift ins Herz
Das Weib, das Bild des Muths in solchen Streiten.
In schwarzer Tracht dort sinnend Hamlet steht,
Ob er das große Räthsel endlich deute,
Doch flüsternd Shylock ihm zur Seite geht;
Die Deutung ist: die Menschheit, die befreite!

So zieh'n sie hin, so stellen sie sich auf,
Bereit des Dichters Sarcophag zu tragen,
Mit solchen Bildern lag, um ihn zu Hauf,
Kein Alexander auf dem Leichenwagen!
In Staub sinkt Babylon, des Sieges Preis,
Wenn eine Fackel wilde Brände zündet,
Doch ewig lebt, was aus dem Busen heiß
Der Dichter einer Welt verkündet.
Was er erschafft, lebt einen ew'gen Tag,
Nicht baut am Besten nur, der Grüfte mauert,
Wer an der ew'gen Mutter Busen lag,
Deß Herz durchdrang der Weltenpendelschlag,
Nur Der erschafft, was Zeiten überdauert.
An seine Ferse heftet sich der Flug
Der Geister von Jahrhundert zu Jahrhundert
Und was in seinem Busen stürmisch schlug
Wird in der Dichtung Bildern stets bewundert.
So neigt sich heute eine Welt vor Ihm
Der diese Welt vom Wahn einst losgerissen,
Der sie die Pfade der Natur hieß zieh'n
Und los sie zwang von allen Trugesschlüssen;
Ja, feiernd steht um seine Büste heut
In allen Landen froh die bunte Menge,
Und drückt, zum dritten Mal erneut,
Auf seine Stirn, in jubelndem Gedränge,
Den Lorbeer der Unsterblichkeit! —

Und hell und mächtig klang es an mein Ohr:
Auch Du darfst eine Palme tragen
Im großen Zug der Huldigung;
Wo tausendstimmig schwillt der hohe Chor,
Darf auch Dein Lied den Flug heut' wagen
Gehoben von der Geister Schwung.
Ihr Alle dürft! Werft ab des Lebens Sorgen;
Das staub'ge Kampfesfeld so eng umgränzt,
Verlaßt es! Badet Euch im ew'gen Morgen,
Des reinster Strahl auf Dichterstirnen glänzt.
Ja! für die Menschheit eine Osterfeier,
Ein Auferstehen aus der Gruft,
Ein Ahnen einer reinern Lebensluft,
— So klinge heut' für Shakespeare jede Leier!
Und Ihr, das Volk der Denker, dessen Hut
Vertraut der Kunst uralter heil'ger Schrein,
Laßt nie erlöschen in der Zeiten Flut
Der ew'gen Lampe wunderbaren Schein!
Ihr kniet auch heute wieder am Altare,
Wie glänzt des Dichters Auge hell und mild!
So fühlt denn heut': das ewig Wahre
Zeigt Euch allein des Dichters Wort im Bild!

Des Herzens Zug ist des Schicksals Stimme.

Novelle von A. Douai.

I.

In Newport, R. I., war Naturforscher-Versammlung. In der Gesetzgebungs-Halle hatten sich etwa sechzig Personen zusammengefunden, deren Verhandlungen von etwa zwanzig Zuhörern auf den Gallerien mitangehört und angesehen wurden. Unter den redend auftretenden Naturforschern, auf deren Personalbeschreibung es hier nicht ankommt, machten sich vorzüglich der jüngere Silliman, Gould, Grey und Agassiz bemerklich, nicht minder aber eine junge und vortheilhaft ausgestattete Frau, welche als Miß Elisabeth Hedges aufgerufen wurde.

Sie war eben am Lesen eines wissenschaftlichen Vortrags, welcher die im Juli und August des laufenden Jahres beobachteten großen Meteore besprach, dieselben in Verbindung mit Witterungserscheinungen brachte und der Ansicht zu huldigen schien, daß Meteore, da sie das Wetter verändern, unserer Erde entsprun-

gene Körper, keine Himmelskörper sein möchten. Sie fand damit viel Beifall, aber, wie sich aus dem Widerspruch der ihr folgenden Redner zu erkennen gab, wohl weniger wegen der Probehaltigkeit ihrer Schlüsse, als wegen des wissenschaftlichen Eifers, den hier eine Frau entwickelte, und wegen ihrer zahlreichen selbstständigen Beobachtungen und Studien.

Nachdem eine über diesen Gegenstand und verschiedene darüber vorher gehaltene Vorträge sich entspinnende Besprechung beendigt war, vertagte sich die Gesellschaft auf einige Stunden zur Erholung, und diesen Augenblick nahm eine andere Frau, welche bisher mit Brieftafel und Silberstift in der Hand die Reden sich angemerkt hatte, dazu wahr, auf Miß Hedges zuzutreten. Da wir als Novellenschreiber das unbestrittene Recht haben, jedem Zwiegespräch zu lauschen, so verfügen wir uns hier rasch und ungesehen in die Nähe der beiden Frauen und folgen ihnen sogar, während die Männer sich zerstreuen, auf die Stube der Naturforscherin in einem benachbarten Gasthause.

Es ist billig, sagte die ältere, daß ich mich, indem ich Ihre Bekanntschaft suche, Ihnen zuerst vorstelle. Ich bin die Gattin des Doktors ..... von X, und ich bin hier als Berichterstatterin für eines der großen New Yorker Tagesblätter.

Ich kenne Sie dem Namen nach, als Verfasserin eines Bandes Gedichte, „Rosenblüthen" betitelt, die zu meiner liebsten Lektüre gehören. Und Ihren Gatten kenne ich, leider auch bloß dem Namen nach, als einen unserer edelsten Philanthropen, erwiderte die junge Gelehrte sehr verbindlich.

So werden Sie also meinen Wunsch gerechtfertigt finden, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, zumal wenn ich Ihnen versichere, daß ich von Ihren Mittheilungen nicht mehr vor die Oeffentlichkeit bringen werde, als Sie wünschen. Wir Amerikaner haben Dichterinnen, Novellistinnen, Künstlerinnen mehr im Verhältniß als jede andere Nation; aber wir hatten bisher noch keine Naturforscherin. Ihnen war es vorbehalten zu beweisen, daß amerikanische Frauen auch in den ernsteren Studien der Wissenschaft das von unsern europäischen Schwestern gegebene Beispiel nachzuahmen im Stande sind.

Ich wünschte nur, daß die erste Leistung dieser Art bedeutender wäre, sagte die jüngere mit ungekünstelter Bescheidenheit. Sie haben ja gehört, auf welchen Widerspruch meine neuen Ansichten bei den Autoritäten stoßen.

Gleichviel — die Autoritäten sind nicht unfehlbar — und Sie sind noch jung und werden sich Bahn zu einer geachteten Stellung in der wissenschaftlichen Welt brechen.

Sie täuschen Sich, ich bin nicht mehr jung. Nein, fügte die Naturforscherin mit einem leisen Seufzer hinzu, mit achtundzwanzig Jahren und soviel getäuschten Hoffnungen ist man nicht mehr jung.

Die bitteren Erfahrungen, auf welche Sie anspielen, haben Sie offenbar nicht im Verhältnisse Ihrer Jahre gealtert, sagte die Doktorin, indem sie ihre neue Bekannte musterte, die vor dem Sopha auf einem Stuhle Platz genommen hatte.

Und in der That Fräulein Hedges konnte für einundzwanzig gelten; sie konnte ohne gerade auf hohe Reize Anspruch zu machen, sehr ansprechend genannt werden. Von den bekannten Eigenthümlichkeiten gelehrter Frauen, sogenannter „Blaustrümpfe," war an ihr nichts zu spüren. Ein lebhaft blickendes, durchgeistetes, fast leidenschaftliches Auge und eine sorgfältige, wenn auch einfache Ausstattung ihres Aeußeren verriethen sogar, daß sie dem ächt weiblichen Wirkungskreise nicht entfremdet war.

Ich will Ihnen nur gestehen — natürlich als einer Freundin, nicht als einer Zeitungscorrespondentin — daß ich viel lieber in einem meiner würdigen Gatten glücklich wäre, als in der Naturforschung. Das Letztere muß mir als nothdürftiger Ersatz dienen, weil ich das Erstere nicht finden kann.

Die Doktorin war witzig, eine der wenigen witzigen Frauen, welche es giebt, und zwar ohne nach dem Witze auf die Jagd gehen zu müssen. Er kam ihr ungesucht entgegengesprudelt. So war es hier, als sie schalkhaft erwiderte: Als Naturforscherin müssen Sie wissen, daß die Natur nichts Unzweckmäßiges thut; wenn sie also für Frauen, wie Sie sind, keine passenden Männer schafft, so hat sie diese Frauen offenbar darauf angelegt, sich selbst genug zu sein. Sie, meine Beste sind ohne Mann eben mehr werth, als mit Mann.

Ei, sagte die andere rasch, warum haben Sie Ihren eigenen Rath nicht befolgt, da Sie von Natur in derselben Lage sind?

Die Doktorin lachte recht herzlich; dann sagte sie: Ich gehöre eben zu einer anderen Varietät der species homo femininus, als Sie, meine Beste. Und dennoch — wer weiß, was ich thun würde, wenn ich heute noch einmal zu wählen hätte? — Als ich heirathete, war ich noch blutjung, eine Schwärmerin und für meinen Gatten begeistert — einen der wenigen Männer, welche selbst eine reichbegabte Frau begeistern können. Als zarter Jüngling schon zum Doktor der Medizin ausgebildet und auf der Höhe seiner Zeit stehend, war er doch zugleich voll Thatkraft und männlicher Schönheit. Mit siebzehn Jahren an Lord Byron's Seite den griechischen Befreiungskampf durchfechtend, mit Allem, was Europa Großes und Schönes kennt, auf seinen Reisen in nähere Bekanntschaft getreten, dann bestrebt, von dort auf den Boden Amerikas herüber die humanen Fortschrittsbestrebungen der Gegenwart zu verpflanzen und durch seine großartigen Erfolge hierin schon als junger Mann in ganz Amerika berühmt und geachtet, war er ganz der Mann, um die stolzeste Miß der Neuen Welt durch seine Hand zu beglücken. Ja, wenn irgend ein Weib auf diesem Festlande mit Göthe ausrufen kann: „Ich habe gelebt und geliebet" — ich kann's. Hier war die Doktorin trotz ihrer sechsunddreißig Jahre hinreißend schön — aber sie verfiel sofort wieder in ihren sarkastischen Humor, als sie mit den kühlen Worten tiefer in's Sopha zurücksank: Aber man ist nur einmal jung, und man ist nicht immer bei den Göttern zu Tische.

Die Gelehrte hatte mit funkelnden Augen zugehört und war nicht wenig enttäuscht, als der Schluß der Rede sie wieder aus allen Himmeln riß. Nun? — und weiter, weiter! rief sie gespannt.

Was weiter? — nichts weiter! sagte die Doktorin. Jetzt nehmen seine philanthropischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, seine verwickelten Amtsgeschäfte, seine Briefwechsel, seine Gärtnerei und sonstigen Liebhabereien seine Zeit und Kräfte so ausschließlich in Anspruch, er ist durch alles dieses in seiner Gesundheit und Manneskraft so geschwächt, daß er für mich und das Hauswesen nur als ausgepreßte Zitrone übrig bleibt; daß ich ihn täglich auf eine halbe Stunde bei Tische und kaum jemals allein sehe, daß wir einander im Gewühl der beiderseitigen Gäste entfremdet werden; daß er die Erziehung der einen Hälfte unserer Kinder, seiner Lieblinge, ganz ausschließlich leitet, während er mir ebenso ausschließlich die der anderen Hälfte überläßt; daß ich in Kunst und Literatur und im Umgang mit interessanten Menschen meine Erholung suchen muß, wie er die seinige anderswo; daß ich den Sommer auf meinem Landgute zubringe, wo er mich nie besucht — kurz, daß wir einander wenig mehr sein können.

Sie haben aber doch wenigstens gelebt und geliebet rief die Jüngere.

Eben deswegen bin ich äußerst verwöhnt und kann mich jetzt schwerer in's Entbehren finden. Besser entbehrt, wer wie Sie das höchste Glück nur vom Hörensagen kennt.

Ich verstehe, ich soll mir die Philosophie des Fuchses aneignen, der die Trauben, weil sie zu hoch hingen, sauer fand.

Und ist das nicht die einzige Philosophie, die für den Fall paßt? rief die Doktorin schalkhaft. Erleichterte sich der Fuchs nicht das Entbehren dadurch?

Uebrigens möchte ich — sagte sie, wie um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, — wissen, ob der Fuchs wirklich Weintrauben frißt. Darüber können Sie gewiß meiner Unwissenheit Belehrung geben. Es wäre doch merkwürdig, wenn Aesop einen so groben Verstoß gegen die Naturgeschichte begangen hätte.

Die Gelehrte aber ließ sich nicht so leicht von ihrem Gegenstande abbringen, sie sagte:

Aesop bedient sich hier offenbar einer dichterischen Licenz, gerade wie Sie in den „Rosenblüthen" wo Sie sagen: „Denn was in dieser Welt ist werth, gefunden und geliebt zu werden, das findet sicher auch auf Erden Den, der es sucht und hold begehrt." Streichen Sie in der nächsten Ausgabe Ihrer Gedichte diesen schönen Vers, denn Sie glauben nicht mehr daran, Frau Doktorin."

Erzählen Sie mir Ihre Lebensgeschichte, rief diese, vielleicht behalte ich mit meinem Verse doch Recht.

Diese Lebensgeschichte war bald erzählt; denn welches junge Mädchen kann wohl viel erleben! Elisabeth war eines wohlhabenden Fabrikanten einzige Tochter. Die Söhne waren alle viel älter als sie, von einer anderen Mutter, und längst aus dem Hause ausgeflogen, als sie ihre geistigen Schwingen zuerst gebrauchen lernte. Einsam zwischen den Bergen von Vermont aufgewachsen, von wo alle thatkräftigen jungen Männer auswandern, von einem alten gelehrten Geistlichen mit dessen Töchtern zusammen im Lateinischen und Griechischen, in Geschichte und anderen strengen Studien erzogen und dann durch den plötzlichen Tod beider Eltern in ihrem neunzehnten Jahre in eine fremde Welt und den Besitz eines unabhängigen Vermögens versetzt, hatte es ihr an Bekanntschaften der rechten Art gefehlt, um ihrer Bestimmung als Weib genügen zu können. Von ernstem Wesen und ernst erzogen, war sie zu scheu geblieben, um sich in größerer Gesellschaft einzubürgern und hatte sich in Ermangelung eines Mannes in die Bücher und die Naturbeobachtung verliebt, wozu ihr die Mittel nicht fehlten. Die zahllosen Männer, welche sie um ihres Geldes willen gesucht hatten, waren von ihr bald durchschaut; sie war wie die Heine'sche Palme geblieben, welche von einem Fichtenbaume im Norden auf einsamer Höh' träumt.

Wissen Sie was, meine Theure? sagte die Doktorin, als Elisabeth mit diesem Berichte fertig war. Sie müssen auf Reisen gehen, auf Reisen nach Europa und sich aus Deutschland einen Gatten mitbringen. Die Deutschen sind die besten Ehemänner, die es giebt.

Ich hasse den Tabaksrauch und das Biertrinken, sagte Elisabeth und verzog das hübsche Gesicht. Und einen Goethe oder Schiller bekomme ich doch nicht.

Wer weiß, Deutschland erzeugt täglich neue Goethe und Schiller, nur daß sie in den engen Blumentöpfen kleinbürgerlicher Verhältnisse drüben verkümmern; auf unsern freien Boden verpflanzt, kommen sie zu besserer Entwickelung.

Wie kommen Sie auf diesen sonderbaren Einfall, Freundin? sagte Elisabeth sehr feierlich. Wissen Sie auch, daß der einzige Mann, für den ich etwas wie wahre Liebe gefühlt habe, ein Deutscher war, der als Hauslehrer in meines Erziehers, des Pfarrers, Hause ein und ein halbes Jahr wohnte?

Nun — und? fragte die Doktorin gespannt.

Er schien gar nicht zu merken, daß jede von uns vier Mädchen sich in ihn vergafft hatte, jede ohne es der anderen gestehen zu wollen. Ich glaube, er war als blutarmer aber stolzer Gelehrter zu gewissenhaft, um mit einer von uns zu liebeln. Und wir Mädchen waren zu jung, um seinen wahren Werth zu erkennen. Wir neckten einander mit ihm, um einander zu verbergen, daß er keiner einzigen gleichgültig war. Und eben diese stete Neckerei, diese Wachsamkeit über einander verhinderte jedes tiefere Verhältniß zu ihm im Keime. Eines Morgens war er plötzlich aus unserm Hause verschwunden; wir haben nie genau erfahren, weshalb. Wir vermutheten, hernachmals, der Pfarrer habe Susan, die jüngste seiner

Töchter, im Schlafe belauscht, wie sie den Namen des Lehrers im Traume zärtlich rief; denn ich weiß es von ihren Schwestern, daß sie es öfter gethan, und er habe die Liebschaft durch diese Entfernung abschneiden wollen. Kurz, er war verschwunden, und Niemand erfuhr, wohin, und ich habe nie mehr eine Spur von ihm entdeckt. Erst seit er mir verloren war, erst seit ich andere Männer näher kennen und mit ihm vergleichen lernte, entwickelte sich bei mir eine tiefere Neigung zu ihm.

Und das ist schon zehn Jahre her? fragte die Doktorin. Sie nickte. Und wie sah er aus?

Es war ein ziemlich großer, hellblonder, blühender Mann mit leicht gekräuseltem dichten Haar- und Bartwuchs, wortkarg, aber gütig und stets gleichmüthig. Ehrlichkeit und Treue waren die Grundzüge seines ganzen Wesens. Es war ein Mann aus einem Gusse. Und er rauchte nicht und trank nicht, dagegen schwärmte er für Naturstudien.

Wer weiß, wie dieses musterhafte Menschenkind sich als Ehemann ausgebildet haben würde. Und der deutsche Accent in der Aussprache bleibt doch unangenehm. Wer weiß auch, ob er nicht schon wo anders seine stille Liebe gefunden hatte. Im Entbehren zeigt sich die ganze Größe des Menschen, und das stolze Bewußtsein, entbehren zu können, was uns das Liebste ist, giebt auch eine Entschädigung.

In dieser Weise wechselredeten die beiden Frauen noch lange, bis die Doktorin sich damit beurlaubte, daß sie ihre neue Freundin zu einem Picnic einlud, welches sie Tags darauf geben wolle, und zwar auf ihrem benachbarten Landgute. Die Gelehrte versprach zu kommen, obwohl sie etwas menschenscheu sei; denn es waren mehrere der Naturforscher und eine Anzahl der interessantesten Badegäste eingeladen — und das Seebad von Newport ist weniger von der Stockfisch-Aristokratie als von einer besseren Klasse besucht.

II.

Die Insel Rhode Island ist der dichtest angesiedelte Theil des amerikanischen Bodens. Außer den Obstbäumen der Farmer giebt es kaum noch Bäume, außer an zwei oder drei verborgenen Bodenfalten. Größer als manches deutsche Fürstenthum, ist sie doch wenig mannigfaltig in ihrer Oberfläche, trotz ihrer ansehnlichen Hügelgelände und dicht gedrängten Lebenszeichen menschlicher Thätigkeit, trotz ihrer Aussicht auf die Meeresbucht von Narrangansett und die hohe See, auf die Wälder und Hügel des Festlandes und die Masse von Segeln, welche sich zugleich dem Auge zeigen. Aber dort am westlichen Abhange, wenige Meilen von Newport nördlich, wo 1778 die gelandete englische Armee von den Amerikanern geschlagen wurde, besonders durch die Tapferkeit eines Negerregimentes von Connecticut, dort entsteht ein dürftiger Bach, der nach kaum zweimeiligem Laufe sich mit dem Meere vereinigt und am Ende seines Laufes sich ein tiefes Bett in Schwammland und Sandsteinfels gerissen hat. Dieses kurze, schmale, tiefe, ganz mit üppigem Baumwuchs ausgekleidete Thal, diese romantische Schlucht, ist nicht bloß historisch merkwürdig, sondern auch im zahmen Einerlei der Umgebung doppelt reizend. Sie gehört zum Landgute der Doktorin, deren Landhaus oben am Eingange derselben an der großen Straße liegt, während tiefer unten eine Mühle noch steht, in welcher damals das englische Hauptquartier sich befand.

Hier am Landhause stäubten sich am Nachmittage, an welchem das besagte Picnic gehalten wurde, zwei deutsche Fußreisende das Schuhwerk ab, ehe sie eintraten und von den Dienstboten erfuhren, daß die Familie und die ganze Gesellschaft unten in der Schlucht seien. Das kleine Haus war von Einquartirung überfüllt, und mit Mühe erlangten die Beiden Zutritt in eines der für die männ-

lichen Gäste bestimmten Zimmer, um daselbst Wäsche und Kleidung wechseln und sich zur Theilnahme am Picnic rüsten zu können. Denn sie waren ebenfalls von der Doktorin schon längst zu einem Besuche auf ihrem Landgute eingeladen, wenigstens der Eine von ihnen, und waren gewiß, daß sie unter allen Umständen willkommen waren. Sie hatten diesen Besuch an das Ende einer längeren Fußreise verlegt, welche sie an den südlichen Küsten der Neuenglandstaaten hingeführt hatte. Das Fußreisen ist in den Neuenglandstaaten so angenehm als in Deutschland, mit der Einschränkung freilich, daß die Gastwirthe, weil hierzulande seit einem Menschenalter Niemand mehr zu Fuße reist, große Schwierigkeiten machen, solche Reisende als gasthofsfähig anzusehen und zu beherbergen.

Jetzt hatten die Wanderer wieder den Modemenschen angezogen und suchten sich den Weg hinab zur Gesellschaft, der durch eine größere Baumschule, an einem Teiche vorbei, welchen der aufgestaute Mühlbach in lieblicher Einfassung bildete, und auf steilem Felsenpfade hinab zur Mühle führte, hinter welcher das gestaute Wasser einen ansehnlichen und allerliebsten Wasserfall hergab. Schon unterwegs wurde es den Deutschen, als seien sie plötzlich auf verzauberten Boden versetzt. In aller Nähe lockten auf allen Seiten Silberstimmen und mädchenhaftes Gelächter aus dem Gebüsch; hier und da zeigte sich ein reizendes Mädchengesicht auf einen Augenblick in grüner oder blumiger Einfassung, um sofort wieder zurückzuprallen beim Anblick der Unbekannten. Die holden Kinder spielten Versteckens. Von unten tönte Musik herauf, gefolgt von weiblichem Chorgesang, das Klicken einer kleinen Turbine in der Mühle und das Rauschen des Wasserfalles übertönend. Zögernd bogen sie um eine hohe, ganz epheubedeckte Felsenecke und sahen vor sich die Schlucht zu einem Thalkessel erweitert, dessen Boden neben dem Bache eine mäßig große Wiese freiließ. In dieser prächtigen Einrahmung vergnügte sich eine zahlreiche geputzte Gesellschaft in buntester Gruppirung — hier um ein Feuer, an welchem ein riesiges Roastbeef briet, und die älteren Männer Cigarren rauchten, dort um einen Geiger und einen Flötisten tanzende Paare, weiterhin auf Bänken und an Tischen, aus rohen Stämmen künstlich und geschmackvoll gefügt, die älteren Frauen bei Kaffee und Kuchen in lebhafter Unterhaltung; hier und da Kinder zarteren Alters am Wasser oder in den Büschen spielend, oder ein Pärchen größerer Kinder durch die Gebüsche der Bergabhänge kletternd, während die gastliche Doktorin am Speisetische ihre Diener in der Bewirthung unterwies und dann wieder von Gruppe zu Gruppe schritt, um überall Leben und Freude hervorzurufen. Es war ein Bild, welches gerade die Deutschen anheimeln mußte — keine Spur jener angloamerikanischen Steifheit und Genußlosigkeit, über welche so oft geklagt wird. Das Eintreten neuer Gäste störte die allgemeine Festlichkeit nicht im Mindesten; die Doktorin bemerkte sie allerdings bald und hieß beide herzlich willkommen, stellte sie auch zweien der nächstbefindlichen Gäste vor, um sie einzubürgern — überließ sie aber sofort wieder sich selbst und hörte keinen Augenblick auf, daran zu denken, wie sie Jedem der Anwesenden Heiterkeit bieten könne.

In solcher Gesellschaft konnte man sich nicht langweilen — auserlesenere konnte es selten geben. Jedermann mochte hier finden, was gerade ihn ansprach. Zunächst galt es, den reizenden Damenflor in so lieblichem Naturrahmen zu bewundern; dann mußte man sich immer wieder zum Genuß der Landschaft zurückwenden. Dann schlug der Frauenchor, oder die Musik irgend eine bekannte Weise an; dann wieder lockte eine interessante Bekanntschaft mit berühmten, oder sonst ausgezeichneten Persönlichkeiten. Wenige Schritte schon führten hinweg in die stillste Einsamkeit einer wahrhaft lieblichen Wildniß; wenige Schritte führten zurück in das bunteste Durcheinander einer fesselnden Gesellschaft. Dann mußte wieder den auserlesenen Speisen und Getränken einer trefflichen Wirthin Gerechtigkeit angethan werden, selbst einem Tänzchen konnten unsere Deutschen nicht ausweichen. Rasch verstrich der Rest des Nachmittags.

Die Doktorin rief sie an und stellte sie und einen feingekleideten vornehm aussehenden Herrn einander vor. „Hr. Lamar von Südcarolina — Hr. Heimfeld und Hr. Eiche.“ Und mit den Worten an einen der beiden Deutschen: Da Sie lange in den Sklavenstaaten gelebt haben, so werden Sie bei Hrn. Lamar um Gesprächsstoff nicht verlegen sein, entschlüpfte sie wieder zu einer anderen Gruppe.

Sie haben also unsern Süden gesehen? frug Hr. Lamar mit vornehmer Gleichgültigkeit. Heimfeld bejahte. Und Sie sind nicht dort geblieben?

Man hat mich von da vertrieben, weil ich meine Ansichten über die Sklaverei nicht verhehlte, sagte Heimfeld kalt.

Sie können von Glück sagen, daß man Sie hat gehen lassen. Die Fremden vergelten unsere warmherzige Gastfreundschaft nur zu oft mit Brand-Reden.

Und Sie können von Glück sagen, daß man im Norden und in Europa die Bestialität Ihrer Zustände so wenig kennt, sagte Heimfeld und wandte sich hinweg.

Des Wegs daher kam Senator A.....s, einer der würdigsten und trefflichsten Männer von Massachusetts. Die Deutschen schüttelten ihm warm die Hand und Heimfeld sagte, auf den davonschreitenden Lamar deutend: Sie haben ja einen ächten Feuerfresser hier.

O, wir haben Mr. Yancey selber hier — er kommt von Boston, wo er mit Theodore Parker ein langes und interessantes Zwiegespräch abgehalten hat. Dort kommt er — jeder Zoll ein Sklavenhalter.

Und während der Senator einige der merkwürdigsten Reden jenes Zwiegesprächs berichtete, bei welchem er Zeuge gewesen war, und das hernach von Yancey selber ausführlich veröffentlicht worden ist, sahen die beiden Deutschen eine junge Dame aus dem Gebüsch treten, welche verschiedene Moose in der Hand trug und mit Kennerblick musterte, und sahen Hrn. Lamar sich zu ihr gesellen und mit ihr thalabwärts wandeln.

Das ist — unterbrach sich der Senator in seinem Bericht — eine Naturforscherin, welche gestern auf der Naturforscher-Versammlung in Newport einen Vortrag von nicht geringer Bedeutung gehalten hat.

Heimfeld folgte ihr mit den Blicken, und als er sich wieder nach dem würdigen Senator zurückwandte, bemerkte er, daß sein Freund Eiche sich entfernt hatte.

Ich kann mir nicht verhehlen, fuhr der Senator fort, daß diese unsere „südlichen Brüder,“ die Sklavenhalter, Barbaren sind, Barbaren im gleißenden Gewande der Schein-Civilisation; aber — wenn wir und alle unsere Vorfahren erzogen worden wären, wie *sie* — würden wir es wohl weniger sein?

Diese Betrachtung, Senator, macht Ihrem Herzen und Ihrer Gerechtigkeitsliebe alle Ehre, antwortete Heimfeld, allein sie entnervt die Thatkraft, den sittlichen Abscheu vor dem Unrecht. Wenn wir Tiger wären, würden wir das Blutvergießen zur Selbsterhaltung löblich finden; da wir aber Menschen sind, müssen wir vor den Tigern einen Abscheu nähren, der ebenso vernünftig als natürlich ist.

Der Senator lächelte: Ihr deutschen Radikalen seid in Euren Grundsätzen etwas unerbittlich. Ihr unterscheidet nur nicht genug zwischen dem Verbrechen, welches man hassen soll, und den Verbrechern, in welchem wir stets die Menschen respektiren müssen. Zum Glück seid Ihr andrerseits liebenswürdig genug, um dadurch nicht abzustoßen. Aber wo ist Ihr Freund?

Und indem sie ihn aufsuchten, brach ein ganzer Schwarm junger Mädchen aus dem Gebüsch, umringte die Beiden und entführte den würdigen Senator zum Blindekuh-Spiele. Den Deutschen aber faßte eine der lieblichen Töchter der Doktorin und preßte ihn zu einem Contretanze.

Dann kam die Einladung zum Roastbeaf, welche sich nicht ausschlagen ließ, da die lange Fußwanderung ein derbes Speisebedürfniß erzeugt hatte. Der geistige Hunger wurde mit dem leiblichen zugleich gestillt; denn einige der Naturforscher hatten hier Platz genommen und ein Gespräch über die anziehende Collegin von

gestern eingeleitet, aus welchem hervorging, daß die Herren glaubten, es sei weibliche Rechthaberei eines der größten Hindernisse gerade für Frauen, weshalb sie in der Naturforschung nicht leicht zur objektiven Wahrheit vordringen könnten. Außerdem überwiege bei ihnen die Einbildungskraft, welche die Dinge so anzuschauen verwehre, wie sie wirklich sind.

O, was die Einbildungskraft anlangt, meinte die Doktorin, welche unbemerkt herzugetreten war, so leiden die Männer daran wenig Mangel, die gelehrtesten oft am Wenigsten. Sie bilden sich mitunter ungeheure Dinge ein.

Ja, und den Frauen muß man es lassen, erwiderte ein galanter Gelehrter, daß sie Alles, was sie in's Auge fassen, verwandeln und bezaubern. Da hört alle Naturforschung auf und geht über in Anbetung und Glauben.

Ein gelehrter Kunstkritiker wie Sie, Hopkins, sollte nicht aus dem Bilde fallen, sagte die Doktorin mit schalkhaftem Uebermuth. Sind Sie wirklich der Meinung, daß eine schöne Naturforscherin, wie die Hedges, die Moose und Meteore verwandelt und bezaubert, welche sie mit ihren hübschen Augen ansieht, oder daß sie bloß die männlichen Tölpel bezaubert, welche ihr dabei zusehen? Gestehen Sie nur, Hopkins, Sie haben da ein Quid pro quo gemacht und sollten es aufgeben, in Galanterien zu „machen". Und die Doktorin schritt vergnügt davon.

Hr. Eiche begegnete ihrem raschen Gange und trat halb verschämt beiseite, um ihr den Weg freizulassen. Haben Sie schon die Bekanntschaft der schönen Naturforscherin gemacht, Hr. Eiche? Soll ich Sie einander vorstellen? Dort kommt sie zwischen den Herren Lamar und Yancey. Kommen Sie, ich will ihr eine bessere Gesellschaft zuweisen.

Eiche stand wie vom Donner gerührt, er konnte keine Worte finden.

Oder ziehen Sie Beef vor? Verzeihen Sie meinen Muthwillen — aber der Geschmack ist verschieden. Das Roastbeef ist mindestens ebenso einladend, als Uhland's Schweinefleisch auf Sauerkraut, das wie Venus in den Rosen aussehen soll. Und damit ließ sie ihn stehen.

Eiche hatte sich erholt und flüsterte ihr zu, indem er ein paar Schritte hinter ihr her ging: Halten Sie mich für keinen Barbaren — aber vor gewissen Feinden laufe ich regelmäßig davon. Und damit entwich er in's Gebüsch.

Aha! steht es so? sagte die Doktorin und blickte ihm nachdenkend hinterdrein. Wenn er der Rechte wäre — und damit wandte sie sich nach der Naturforscherin, wurde aber, ehe sie dieselbe erreichen konnte, sofort wieder von anderen Gästen in Beschlag genommen.

Miß Hedges, sagte der Senator, indem er der Angeredeten den Weg vertrat, ich hoffe, Sie studiren keine südlichen Meteore, und er warf dabei einen bedeutsamen Blick auf ihre beiden Begleiter. Das sind keine Naturobjekte, sondern Kunstprodukte.

Studirt man doch selbst Barnums Meerjungfer, und wäre es blos darauf hin, ob sie ein Naturobjekt oder Kunstprodukt ist, sagte sie unbefangen.

Ei, Herr Senator, rief Yancey, Sie liefern mir da eine gute Waffe gegen Sie. Haben Sie schon je von südlichen Barnums gehört? Ist das nicht ein nördliches Kunstprodukt?

Wissen Sie denn nicht, sagte der Senator, daß der geborne Yankee Barnum seine Erziehung in den Sklavenstaaten erhalten hat? Ach, Ihr Southrons, was habt Ihr für Meerjungfern aus sovielen unserer Yankees gemacht!

Die Naturforscherin und der Senator lachten recht herzlich; aber die beiden Ritter vom Goldenen Zirkel blieben ernst.

Gebt nur Acht, sagte Yancey, was wir aus Euch Allen noch Alles machen werden.

Männer werdet Ihr schon noch aus uns machen, rief der Senator warm, Männer wider Euren und unseren Willen.

Ein Neger in einer Art Livree kam auf die Gruppe zu und meldete, daß angespannt sei. Sofort beurlaubten sich die beiden Südländer, offenbar froh, ein unerfreuliches Gespräch abzubrechen, vom Senator, der als Hausfreund den abwesenden Hausherrn vertrat, und von der Doktorin.

Haben Sie noch Platz für mich in Ihrem Wagen, fragte Miß Hedges. Der, mit welchem ich hergekommen, wird vor Nacht nicht aufbrechen, und ich möchte gern bald zur Ruhe kommen, da ich morgen mit dem ersten Dampfer abreisen will.

O, Sie müssen mir schon den Gefallen thun, Miß Hedges, rief die Doktorin, mir noch ein paar Stunden zu schenken. Ich habe Ihnen etwas zu vertrauen.

Dann will ich erst übermorgen den Dampfer nehmen und Sie morgen früh erwarten. Aber heute, wo Sie zu viel Gesellschaft haben, um mit mir allein zu sein, entschuldigen Sie mich. Und damit folgte sie den Herren, welche in einiger Entfernung auf sie gewartet hatten.

Die Sonne war gesunken, und im Thale wurde es rasch kühl und dunkel — bloß das Feuer leuchtete noch. Bald brachen nach einander die Eingeladenen auf. Die Hausgenossen mußten ihnen das Geleit bis an die Landstraße geben, und damit versank das Thal plötzlich wieder in seine gewohnte Stille.

Aber im Hause blieb noch immer eine kleinere, äußerst gutgelaunte Gesellschaft beisammen, deren Mittelpunkt die Deutschen wurden. Von der Doktorin, welche lange in Deutschland und öfter in Europa gewesen war, dazu aufgefordert, sangen sie deutsche Volkslieder unter allgemeinem Beifall, und die Doktorin übersetzte aus dem Stegreif die Worte für die der Sprache Unkundigen. Sie selbst sang sie alle mit, sie konnte sie meist auswendig. Dann kamen andere europäische Volkslieder an die Reihe und Unterhaltungen über die Literatur aller möglichen Völker. Die Gesellschaft war lebhaft vergnügt und trennte sich spät. Die beiden Deutschen mußten, weil das Haus übervoll war, ihr Nachtquartier in der romantisch-historischen Mühle unten aufschlagen, worein sie mit lebhaftem Beifall willigten.

Der Senator begleitete sie mit der Laterne hinab, wies sie zu ihren Betten, erkundigte sich angelegentlich nach ihrem Behagen und wollte besonders wissen, ob das Klicken der Turbine sie nicht im Schlafe stören würde. Erst als er alle Pflichten der Gastfreundschaft in reichstem Maße erfüllt hatte, überließ er sie sich selbst und der Nachtruhe.

III.

Die beiden Freunde waren endlich allein und wälzten sich, trotz ihrer Müdigkeit, noch lange auf dem Lager hin und her, soviel der aufregenden Erlebnisse waren im Laufe des Tages an ihnen vorübergegangen. Besonders Eiche schien etwas auf dem Herzen zu haben. Das heimliche Klicken unter ihnen, das Rauschen des Wassers draußen stimmte sie mittheilsam und gemüthlich.

Wie wär's mit einem Bade im Wassersturze unten? frug Heimfeld.

Und der Vorschlag ward angenommen, da man eine so willkommene Erfrischung nach der Fußreise in aller Nähe haben konnte. Es war ein köstlicher Genuß, in dem vom Wasserfalle ausgewaschenen tiefen felsigen Wasserbecken umherzuschwimmen und eine Douche zu nehmen, während das klare Mondenlicht hoch oben die Wipfel der Bäume beleuchtete. Als man wieder im Bette lag, frug Heimfeld:

Weßhalb warst Du beim Picnic so lange unsichtbar? Es wollte mir scheinen, als hättest Du ein Zusammentreffen mit der hübschen Naturforscherin zu fürchten.— Kennst Du sie?

Eiche konnte einem Freunde keine Lüge sagen, und um nicht stückweise ausgefragt zu werden, begann er freiwillig:

— Du weißt, oder weißt Du nicht, daß ich einmal anderthalb Jahr in Vermont bei einem Pfarrer Hauslehrer war. Miß Hedges war eine meiner vier Schülerinnen, und ich liebte sie. Die andern drei waren des Pastors Töchter, und die jüngste davon, Susan, liebte m i ch. Als ich ihre unwiderstebliche Neigung bemerkte, nahm ich Reißaus, dem Pastor in einem hinterlassenen Briefe Alles erklärend.

Das sieht dir ähnlich. Nun, und konntest du bei Miß Hedges kein Zeichen finden, daß sie gegen dich nicht gleichgültig war?

— Keines von unzweideutiger Art. Hättest Du in meiner Lage anders gehandelt?

Wer weiß? — Und ist dies der Grund, daß Du ledig geblieben bist?

— Freund, ich habe mir selbst darüber noch keine Rechenschaft gegeben.

Das ist seltsam, Du kommst mir beinahe vor wie ein Mädchen. Aber heute, da Du ihr als lediger Frau wiederbegegnetest, brauchtest Du doch vor ihr nicht Dich zu verstellen? — Wer weiß, ob Du nicht gefunden hättest, daß der Zug des Herzens des Schicksals Stimme sei. — Sie ist seit dem ersten Begegnen mit Dir, welches ein langdauerndes und vertrautes, wie gewöhnlich zwischen Lehrer und Schülerin, war, ledig geblieben — Freund, wenn das nicht ein Zeichen ist, daß sie Dich liebt, so will ich nie mehr Zeichen deuten —

Und Heimfeld sprang bei diesen Worten aus dem Bette und gestikulirte lebhaft vor des Freundes Bette, indem er fortfuhr:

Und Du — Kameel — hast diese köstliche, einzige, vielleicht allerletzte Gelegenheit, sie zu erobern, ganz ungenützt verstreichen lassen? — Hast sie zehn Jahre nicht gesehen, hattest als ihr gewesener Lehrer alles Recht, sie anzureden, Dich nach ihrem Befinden in den zehn langen Jahren zu erkundigen, sie an Euer langes, vertrautes Beisammensein zu erinnern, sie auf die ungesuchteste Weise auszuforschen, ob sie noch an Dich denkt, ihr zu verstehen zu geben, daß Du um ihretwillen ledig geblieben bist und bleibst—in zehn Minuten konntest Du Dein Glück gemacht haben — und Du Tölpel hast es aus Blödigkeit nicht gethan? — Das mache einem andern weiß — das hat einen Haken. Und Heimfeld ging bald aufgeregt in dem kleinen Gemache auf und ab, bald blieb er wieder händefaltend vor dem Freunde stehen.

Eiche war ganz ruhig geblieben; er hatte sich nur mit einer Achtelswendung dem Frager zugekehrt und sah ihn so, ein leibhaftiges Bild des Phlegma, starr an. Er schwieg lange und hatte die Ungeduld des Freundes schon auf's Aeußerste getrieben, als er endlich seine Erklärung halb stammelnd losließ:

Nein — es hat keinen Haken. Es ist ganz, wie ich Dir gesagt. Wäre sie eine Deutsche, so wäre sie längst mein, und ich wäre schon auf dem besten Wege zum Großvater. Aber sie ist eine stolze Yankeein, und ich bin stolz den Amerikanern gegenüber. Du kennst meine Ueberzeugung: ehe wir Deutschen nicht stolz sein lernen, werden wir drüben keine Nation und haben keine gleichberechtigten Bürger. Außerdem ist sie reich und ich mochte nie in meinem Leben mit Reichen Freund sein. — Ja, ich liebe sie noch — es ist mir heute warm genug worden. Aber was meinst Du — sie hat mich heute gesehen — ich bin gewiß, sie hat mich bemerkt und ihren Blick sofort von mir abgewandt. Sie war meine Schülerin, und es war an i h r, die alte Bekanntschaft zu erneuern.

Sie soll sich Dir wohl auf dem Präsentirteller entgegen tragen lassen?—Aber nein, Du mußt Dich g e i r r t haben, sie k a n n Dich nicht bemerkt haben. Morgen ist mein Erstes, die Sache mit der Doktorin zu besprechen —

Unterstehe Dich — ich breche Dir alle Rippen im Leibe entzwei!

O, Du mußt nicht denken, daß ich bei so zarten Angelegenheiten mit der Thüre in's Haus falle. Aber ich gebe Dir Vollmacht, mir alle Rippen im Leibe zu brechen, wenn ich es n i ch t thue. Nein, solch ein Kameel — sagte Heimfeld

einmal über das Andere, während er sich in sein Bett warf, daß alle Fugen desselben und die Dielen des Gemachs krachten und stöhnten.

Natürlich konnten beide nun erst recht nicht schlafen. Das Gespräch ward in kurzen Wechselreden fortgesetzt, die wir übergehen, da für den geneigten Leser daraus doch nicht mehr hervorgegangen sein würde, als er bereits weiß. Endlich senkte sich beruhigender Schlummer auf Beide herab, und nachdem Eiche mitten in einer angefangenen Rede eingeschnarcht war, verstummte auch Heimfeld.

Es war spät am Tage, als sie erwachten und sich hastig in die Kleider warfen, um nicht die Hausordnung mit dem Frühstück zu stören. Schon während des Ankleidens pochte draußen der gastfreundliche Senator und nahm sie bis nach dem Frühstück in Beschlag, so daß Heimfeld keinen Augenblick Zeit fand, das geheime Zwiegespräch mit der Doktorin einzuleiten, welches er sich vorgenommen hatte. Auch war diese fast unsichtbar, da sie eine Fahrt in die Stadt vorhatte, zu welcher Vorbereitungen getroffen werden mußten.

Drei Kutschen fuhren vor, die Hausgenossen und Gäste wurden in dieselben vertheilt, und die beiden Deutschen bekamen die Aufgabe, zwei jüngere Frauen zu unterhalten, mit welchen zusammen sie in die hinterste Kutsche gewiesen wurden.

Man kam in der Stadt an und hielt vor jenem merkwürdigen Monumente an, welches nach einigen Forschern von den Normannen bei ihrer ersten Entdeckung Amerikas erbaut sein soll, als sie den Tauntonfelsen mit Runen beschrieben, nach anderen aus den ersten Zeiten der Pilgrim-Colonien stammt. Es ist ein achteckiger Thurm aus unbehauenen Feldsteinen von etwa fünfzig Fuß Höhe, dessen unteres Stockwerk aus Pfeilern besteht, über welchen sich Bogen wölben und einen einzigen leeren Raum bildet, während die oberen kleine Luftlöcher zeigen. Beim Anschauen und der historischen Kritik des Baustyls und seines Ursprungs fand sich wieder keine Gelegenheit für Heimfeld zu einem vertrauten Gespräch mit der Doktorin.

Unmittelbar darauf legte der geistreiche und gefällige Senator wieder auf unsere Freunde Beschlag, um ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, während die Doktorin mit den Frauen davonfuhr, um Besuche zu machen und den Männern ein Stelldichein für den Nachmittag 1 Uhr bestimmte.

Die wenigen Merkwürdigkeiten Newports waren bald besehen und gewürdigt. Dann kam eine rasche Fahrt an der sandigen Bucht entlang — der Beach, wie es die Angelsachsen nennen — wo man einer Menge Prachtkutschen der Badegäste begegnete und manche hübsche Gesichter und Naturbilder sehen konnte.

Das wäre Alles unter anderen Umständen unserem Freunde Heimfeld ganz willkommen gewesen. Auch das gehaltreiche Gespräch des Senators, welches ganze lange Tage Vergnügen und Stoff zum Denken zu bieten vermochte, wurde von ihm nur halb, weit mehr von Eiche beachtet, der für Alles Auge und Ohr hatte. Heimfeld saß wie auf Kohlen. Er wußte, daß die Naturforscherin spätestens morgen früh den Dampfer nehmen würde, und daß die Doktorin bei ihr sein würde, und daß sich keine Gelegenheit weiter finden würde, den Freund und seine Schülerin zusammenzubringen, wenn um 1 Uhr nach dem Landhause zurückgefahren werden sollte. Der Gleichmuth Eiche's unter diesen Verhältnissen kam ihm bald bewunderungswürdig, bald abgeschmackt vor, und als er vollends bei einigen Seitenblicken auf ihn etwas wie Hohn und Schadenfreude in seinen Zügen zu lesen glaubte, wollte er unartig werden, woran ihn nur des würdigen Senators Gegenwart verhinderte.

Endlich fuhr man am verabredeten Platze des Stelldicheins vor und hatte die Genugthuung, daß die Doktorin mit ihren beiden Wagen voll Ladies gleich darauf ebenfalls daher rollte. Diesmal wurde aber von ihr eine andere Anordnung beliebt. Sie hieß ihre Begleiterinnen aus, und in die Kutsche der Männer steigen und bat Heimfeld, zu ihr ganz allein hereinzukommen. Dann ging es im Fluge

nach dem Landhause zurück. Heimfeld war auf's Aeußerste gespannt, was die Doktorin von ihm wollen könnte, und begierig, die Gelegenheit zu benützen, um seinem Freunde „eine Stufe in den Himmel" des Ehestandes zu bauen.

Er wartete einige Minuten, bis die Doktorin das Gespräch eröffnete.

Sie begann damit, ihn auf das Allerunschuldigste und auf Umwegen über die Vergangenheit seines Freundes auszuholen.

Nichts konnte Heimfeld erwünschter kommen, und nie wurde eine verlangte Auskunft williger und vergnügter gegeben.

— Es ist richtig, wie ich vermuthet hatte, sagte dann die Doktorin. Miß Hedges hat Hrn. Eiche lange im Stillen geliebt, und er —

O, er liebt sie noch, ist aber zu schüchtern und zu stolz, sich das anmerken zu lassen. Wenn Sie helfen könnten —

Ich fürchte, es ist zu spät. Hr. Lamar von Süd-Carolina ist seit gestern sein Nebenbuhler geworden und verfolgt seinen Vortheil mit der Siegeszuversicht eines ausgelernten Weltmannes. Er weicht ihr nicht mehr von der Seite, und sie ist nicht unempfindlich für seine Vorzüge. Hätte ich nicht das Haus voll lieber Gäste, welche heute und morgen meine ganze Zeit und Kraft in Anspruch nehmen, so wäre ich gut dafür, daß sie Herrn Eiche sehen und über ihm die Vorzüge des Hrn. Lamar vergessen sollte. So aber reist sie schon morgen früh —

Die Vorzüge dieses Herrn kann ich nicht entdecken. Ah—da das Gespräch einmal darauf kommt, so bitte ich um Ihre Ansicht darüber, welche Vorzüge eines Mannes für eine Frau den größten Reiz haben, ob Reichthum, ob Geist und Wissen, ob edler, fester Charakter, ob hoher Rang und berühmter Namen —

Nichts von alledem, Sie Neugieriger, der Sie durchaus den Schleier vom Bilde zu Sais lüften wollen. Schönheit allein, männliche Schönheit ist der mächtigste, weil unmittelbarste Reiz für das Geschlecht.

Für alle Frauen — ? fragte Heimfeld halb ungläubig.

Für alle, und ganz natürlich, daß es so ist. Wenn Sie damit nicht zufrieden sind, so rechten Sie darüber mit der Natur und nicht mit mir.

Nach einer Pause der Ueberraschung sagte Heimfeld: Ich danke Ihnen für die offenherzige Belehrung. Aber im Punkte der männlichen Schönheit kann es mein Freund wohl mit dem Süd-Carolinier aufnehmen.

In meinen Augen, ja! Aber die können Ihrem Freunde nichts helfen, so gern sie möchten. Der gegenwärtige Süd-Carolinier ist meiner Freundin gefährlicher als der Deutsche von vor zehn Jahren, der ihn in jeder Hinsicht aussticht.

Halten Sie's für möglich, daß sie ihn gestern gesehen und absichtlich unbeachtet gelassen haben könnte, wie er behauptet?

Gewiß nicht. Sie war vorgestern ganz offen gegen mich, und hätte sie ihn mit einem Blicke gesehen, so hätte der Carolinier dem gewesenen Lehrer weichen müssen.

Ich bin Ihnen äußerst dankbar auch für diese Mittheilung — leider scheint sie für meinen bedauernswerthen Freund zu spät zu kommen.

Bedauernswerth? Ich läugne das. Wenn er sie gestern gesehen und keinen Versuch gewagt hat, einen so armseligen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen, so ist er — beinahe hätte ich gesagt — eine Elisabeth Hedges nicht werth!

Dasselbe habe ich ihm gesagt, obwohl es so wenig meine innerste Herzensmeinung ist, als es die Ihrige ist, Frau Doktorin. Er ist eben ein Deutscher, damit ist Alles erklärt.

Jawohl, ein Poet, welcher träumt, indeß Zeus den Himmel und die Erde vergiebt. Ich will Ihnen sagen, was ich noch für ihn thun kann und — eben weil er ein Deutscher ist — thun will. Ich schicke dem Fräulein noch heute ein Briefchen mit den Worten: „Ihr früherer Lehrer ist wiedergefunden — er ist bei

mir.“ Ich schicke es ihr durch meinen gewissenhaftesten Boten, meine verwittwete Schwester, deren Bekanntschaft Elisabeth gewünscht hat und gestern nicht machen konnte, weil meine Schwester vor dem Picnic in eine Nachbarwohnung entwichen war. Wenn irgend Jemand noch trotz dem Hrn. Lamar zu ihr dringen kann — Schwester Enni kann es und thut es mir zuliebe.

Sie sind ein Engel an Güte! rief Heimfeld, eben indem die Kutsche vor das Landhaus rollte.

Sie legte den Finger an den Mund; er hob sie aus dem Wagen. Das Mittagsessen war schon aufgetragen — so pünktlich war Alles in diesem Haushalte — und der ganze Nachmittag verging, ohne daß Heimfeld die Doktorin wieder hätte sprechen können. Erst nach dem Abendessen wisperte sie ihm die Worte ins Ohr: Meine Schwester hat sie nicht mehr getroffen. Sie sind Beide mit dem Nachmittagsdampfer zusammen abgereist. Und wenn sie nicht mehr in Vermont zu treffen ist, so ist sie überhaupt nicht mehr zu treffen.

Als Heimfeld des Nachts mit seinem Freunde in der Mühle allein war, erschien er ihm ganz verändert. Eine lange mit meisterhafter Selbstbeherrschung bekämpfte Ungeduld war endlich zum Ausbruch gekommen und hatte sich seiner ganz bemächtigt, und die Rollen schienen gewechselt. Der warmblütige Heimfeld war stoisch gefaßt und zur Mittheilung wenig geneigt, wie ein leidenschaftlicher Spieler, der seine letzte Karte verloren hat. Eiche war, weil er dem Freunde den Ausgang der Sache ansehen konnte, höchst gespannt, das Nähere in seiner Herzensangelegenheit zu erfahren.

Er erfuhr es — er war wie gebrochen. Was die Liebe allein nicht vermocht hatte, das vermochte die Eifersucht über sein Phlegma und seinen Stolz. Von einem Lamar ausgestochen zu sein — welche Kränkung!

Heimfeld war ganz erstaunt, ihn murmeln zu hören: Ich folge ihr nach Vermont — ich folge ihr wohin es sei! Dann sprach er diesen Abend kein Wort mehr als: Ich danke Dir, Freund! Gute Nacht!

IV.

Drei Jahre waren seitdem vergangen. Der Secessionskrieg war ausgebrochen, und Eiche, welcher der Spur seiner Geliebten nur gefolgt war, um sich bald zu vergewissern, daß sie sich in New-York mit Lamar hatte trauen lassen und die Verwaltung ihres in Vermont befindlichen Eigenthums einem Sachwalter übertragen hatte, war in eines der ersten Regimenter getreten, welche in den Kampf zogen. Er hatte jetzt erst mit Hoffnung und Leben gebrochen; mit todesmuthiger Entschlossenheit suchte er in den vordersten Reihen der Gefechte ein rühmliches Ende oder einen erwünschten Sieg über die greifbaren Gegner seiner Grundsätze und — über sich selber. Heimfeld, der eine Familie zu versorgen hatte, war daheim geblieben und stand mit dem ausgezogenen Freunde im Briefwechsel.

Eines Tages erhielt er eine schriftliche Einladung zur Frau Doktorin, welche damals in ihrem Winteraufenthalte zu X. wohnte, und als er sich zu ihr verfügt hatte, hielt sie ihm mit triumphirenden Blicken einen Brief vor, bei dessen Durchlesung — es war ein langes Schriftstück — sie ihn allein ließ.

Der Brief war unterzeichnet „Elisabeth Hedges, verehlicht gewesene Lamar.“ Mit zitternder Spannung ging unser Freund an den Inhalt. Er lautete:

„Theuerste Freundin. In meiner väterlichen Heimath, zwischen meinen lieben grünen Bergen wieder angelangt, ist es mein Erstes, Ihnen wieder ein Lebenszeichen zu geben, an die ich seit drei Jahren fast täglich gedacht habe. Ja, ich hätte, was ich Ihnen zu sagen habe, am Liebsten Ihnen mündlich anvertraut, wenn mich nicht eine schwere Erkrankung meines Sohnes, meines einzigen Kindes, noch auf Wochen an's Haus zu fesseln drohte. Ich muß also schriftlich mein Herz vor Ihnen, theuerste Freundin, ausschütten.

„Wo soll ich anfangen? Es drängen soviele nöthige Mittheilungen zugleich auf mich ein, daß Sie mir schon etwas Mangel an logischer Ordnung in diesen Zeilen zugute halten müssen. Vielleicht beginne ich am Besten von hinten: Ich war verheirathet und bin meinem Manne mit unserm einzigen Kinde davongegangen. Vielleicht ist er todt, und man hat mir, wie so Vielen, diese Thatsache vorenthalten. Jedenfalls habe ich die Bestätigung derselben nicht abwarten wollen, sondern mich aus dem Schiffbruch der Secession und meines Eheglücks auf den friedlichen Boden meiner Heimath gerettet.

„Welche ereignißschweren drei Jahre! welche nie erwarteten Ereignisse am heimischen Heerde, wie in der Außenwelt. Und ich aus meiner lebenslangen Stille und Einsamkeit mitten hinein geschleudert in den kochenden Krater der Leidenschaften und Geschichte!

„Was soll ich von Mr. Lamar sagen? — Ich weiß heute noch kaum, wie es gekommen, daß ich, die gewohnt war, Alles mit dem prüfenden Auge der Naturbeobachtung zu betrachten, in ihm mich so habe täuschen können. Es erforderte gleichwohl Monate, ehe ich die Verblendung erkannte, welche mich in seine Arme getrieben hatte; dann aber überhäufte ich mich mit peinlichen Vorwürfen, daß ich mich von Vorzügen hatte blenden lassen, welche alle bloß an der Oberfläche lagen.

„Als ich mit ihm auf seiner Pflanzung im Inneren von Süd-Carolina anlangte, fand ich eine tief zerrüttete Wirthschaft. Als gläubige Tochter von Eltern, welche von jeher geschworne Vertheidiger der Sklaverei gewesen waren, hatte ich mich, trotz meines Widerwillens gegen dieselbe und meiner besseren Erkenntniß, in den Glauben hineingeredet, sie sei weniger schlimmt, als man sie verschrien habe. Jetzt hatte ich die beste Gelegenheit, die Probe auf meine Ansichten zu machen.

„Mr. Lamar mußte allerdings lange Zeit mir die genauere Anschauung der wirklichen Zustände zu verbergen. Er spielte den zärtlichsten Ehemann, der besorgt schien, mir alle Berührung mit den Schattenseiten des Pflanzerlebens zu ersparen; er führte mich im Triumph von einer benachbarten Pflanzung zur andern, von Fest zu Fest und ließ mich nicht zu Athem kommen. Er hatte seine Absichten dabei, zu spät entdeckte ich, daß er mich besonders meines Vermögens willen geheirathet hatte. Sein Grundeigenthum war durch schlechte Wirthschaft tief verschuldet — mit einem Theile meines Geldes wollte er sich aus den Schulden reißen, mit dem anderen seine politischen Pläne fördern. Trotz aller meiner Vorsätze, mir die selbstständige Verwaltung meines Eigenthums nicht entwinden zu lassen, war ich doch schwach genug, ihm die größere Hälfte desselben anzuvertrauen. Mit meinen Vollmachten ausgerüstet, verließ er mich, hob im Norden meine Gelder und kehrte von da an nur selten und auf kurze Zeiten auf seine Pflanzung zurück.

„Wenn er aber zuhause erschien, war er für mich fast unzugänglich. Ich entdeckte bald, seiner Geheimthuerei zum Trotz, daß er einer Verschwörung angehörte, welche seitdem offenkundig und anrüchig geworden ist, der der Ritter vom Goldenen Zirkel, welche die Secession vorbereiteten. Mit einem Theile meines mir abgeschmeichelten Geldes hatte er im November 1860 eine große Menge Waffen der besten Art im Norden eingekauft.

„Welcher Schmerz für mich, als ich diese Entdeckung machte! Ich schrieb Briefe über Briefe an meine Bekannten im Norden, um sie wegen des Losbruchs der Verschwörung zu warnen. Weßhalb sie nie angekommen sind?—Mr. Lamar selbst zeigte mir an, daß alle nach dem Norden an verdächtige Adressen bestimmten Briefe auf den südlichen Postämtern eroffnet würden, daß ich bereits als Verrätherin entlarvt sei und meines Todes sicher sein könnte, wenn ich mit ähnlichen Briefen fortführe.

„Von da an enthüllte er sich mir völlig als ein gleißendes Ungeheuer. Ich war wehrlos in seiner Hand. Außerdem fesselte mich die bald erwartete Niederkunft und nach derselben lange Krankheit, die Folge meiner Seelenleiden, an die mir verhaßt gewordene neue Heimath, sonst hätte ich ihn längst verlassen.

„In meiner langen hülflosen Einsamkeit lernte ich von den treuen Negern der Pflanzung die ganze Verworfenheit des Mannes kennen, mit dem ich durch unauflösliche Bande verknüpft war. Ersparen Sie mir die Mittheilung aller Abscheulichkeiten, deren er sich schuldig gemacht, aller Gräuel überhaupt der Sklaverei, welche ich in meiner Umgebung mit Augen sehen konnte — die gebildete Welt kennt sie jetzt.

„Und einem solchen Manne sollte ich ein Kind gebären! — Malen Sie sich meinen Seelenzustand aus, als mir die schwarze Wehmutter den neugebornen Knaben mit schwermüthiger Freude entgegenhielt! — Sie hatte vor Kurzem ihren einzigen noch übrigen Sohn verloren — Lamar hatte ihn vor seiner Reise nach dem Norden verkauft, auf welcher er eine reiche Erbin heimzuführen ausgezogen war, hatte ihn verkauft, um den Aufwand dieser Reise zu decken!

„Als ich von langem Krankenlager genesen war, stand es bei mir fest: ich wollte mit meinem Kinde nach dem Norden fliehen, um es vor dem sittlichen Verderben der Sklavenhalterei zu retten. Allein, wie einen Paß dahin bekommen, da ich den secessionistischen Behörden verdächtig war? — Bis mir dieses Kunststück gelang, verging fast ein volles Jahr.

„Mit Thränen und schwerem Herzen trennte ich mich von den Negern, welche mir durch soviele Menschlichkeit und Ergebenheit lieb geworden waren; sie trösteten sich damit, daß auch ihre Stunde der Befreiung bald schlagen müsse.

„Die Reise war voll Beschwerden. Desto entzückender war mir's, als ich in Fort Monroe zuerst wieder den Fuß auf den Boden meines Vaterlandes setzte.

„In Washington angelangt, wo ich Bekannte genug traf und über die Zustände im Süden von Hoch und Niedrig befragt wurde, las ich in einer Zeitung mit stockendem Herzen eine Liste verwundeter Unionskrieger, welche von der Potomac-Armee nach dem Hospital in Alexandria gebracht worden waren, und darunter den Namen „Capitän W. C. Eiche."

„Er ist's! sagte mir mein Herz, und: „Du mußt ihn sehen. Wenn die Gattin eines Anderen es nicht darf, so darf doch die Schülerin ihren verwundeten Lehrer besuchen!" — Ich bahnte mir mit Mühe einen Weg zu ihm und ich sah ihn.

„Himmel! wie war er zugerichtet! Ja, er war's — seine Züge, seine Gestalt waren's noch. Aber gelähmt von der Gicht und übermenschlichen Strapatzen und ohne den rechten Arm, den er in der Vertheidigung meines Vaterlandes eingebüßt hatte, und dessen Stumpf noch ungeheilt war. Nur eine höchst kräftige Natur hatte soviel überstehen können.

„Er erkannte mich zur Stelle und nannte mich bei meinem Vornamen. Ich führte ihn in's Freie, weil er eine Unterhaltung unter vier Augen mit mir wünschte. Auf mich gestützt, mit seinem trüben Auge wie verzückt an mir hängend, kostete es ihm kein langes Bedenken, *mir seine Liebe zu gestehen.*

„Ich hielt mit meinem Gegengeständniß nicht zurück, erklärte ihm aber, daß ich bis zur Gewißheit vom Tode Mr. Lamar's damit mich begnügen müsse. Wie verflogen uns die Stunden in diesem langen seligen Herzensaustausch! Wir waren ja beide unglücklich, beide nur in einander lebend, beide die Schatten dessen, was wir gewesen waren, beide in dieser Welt nur von einander noch eine trostreiche Zukunft erwartend.

„Ich habe sofort alle Schritte gethan, um Hrn. Eiche seinen Abschied zu schaffen und seine Versetzung hierher in meine Nähe zu betreiben, wo ich ausge-

zeichneter ärztlicher Pflege für ihn gewiß bin und ihm die meinige angedeihen lassen kann, ohne zu anstößigem Gerede Anlaß zu geben.

„Jetzt wissen Sie die Hauptsache meines Anliegens an Sie. Ich erwarte Eiche jede Stunde und bitte, daß Sie seinen Freund Heimfeld, den er zu sehen wünscht, davon benachrichtigen. Daß ich Sie zu sehen wünschte, wenn es nicht zuviel verlangt wäre, eine so viel in Anspruch genommene Gattin, Mutter und Weltdame von Hause zu rufen, bedarf kaum der Versicherung."

Soweit der Brief. Es bleibt nur übrig hinzuzufügen, daß Eiche genesen ist, daß der Beweis vom Tode Lamar's erbracht ist, daß Heimfeld und die liebenswürdige Doktorin zur Feier der Hochzeit ihres Freundespaares bereits eingeladen sind, und daß dieses Paar das glücklichste ist, welches man denken kann.

Bücherschau.

Vom Herausgeber.

The Rice of the Dutch Republic. A History. By John Lothrop Motley. In three Volumes. New York, Harper & Brothers, 1863. — Preis $2.50 per Band. History of the United Netherlands, from the Death of William the Silent to the Synod of Dort, by John Lothrop Motley. New York, Harper & Brothers, 1863. (Bis jetzt erschienen zwei Bände zu $2.50 per Band.)

Mancher unserer Leser möchte in dieser bewegten Zeit vielleicht verneinend das Haupt schütteln, wenn man ihm anrathen wollte, fünf dickleibige Bände einer niederländischen Geschichte zu lesen. Das ist natürlich seine Sache. Will er Etwas auf unsern Rath geben, so können wir ihm nur sagen, daß er sich selbst um einen großen Genuß bringt, wenn er, falls es ihm seine Verhältnisse und seine Zeit nur irgendwie erlauben, versäumt, sich Motleys Geschichtswerk anzuschaffen und gründlich durchzustudiren. Uns haben diese fünf Bände grade in den düstersten Tagen der Republik mehr als einmal den erschütterten Glauben an die Fortdauer unserer demokratischen Institutionen neu belebt und gestärkt. Die Geschichte jenes, fast ein Jahrhundert durchtosenden Riesenkampfes eines winzig kleinen, aber in seinem Glauben und in seiner Ausdauer starken Volkes, ist eine vortreffliche Lectüre für unsere Zeit!

Von jeher, schon seit unsern Jugendtagen, hat uns keine Geschichte kaum so angezogen, als die des holländischen Freiheitskampfes. Vielleicht ist Schiller Schuld daran und sein „Abfall der Niederlande", vielleicht auch Goethe, der die Bestrebungen jener Zeit in seinem Egmont poetisch verklärte. Wer allerdings seinen Glauben an den „Freiheitshelden" Egmont nicht verlieren will, der sollte bei Leibe Motley nicht lesen und jenen erbärmlichen, schwachen und zugleich grausamen Charakter, jene Caricatur eines Mannes näher kennen lernen. Die bis jetzt erschienenen Bände gehen bis zum Jahre 1590, bis zur Zeit des Unterganges der großen Armada.

Der Styl des Verfassers ist durchweg reich und blühend, hie und da erhaben, zuweilen an den größten englischen Historiker, Gibbon, erinnernd. Wir wissen recht gut, daß die streng wissenschaftlichen Forscher, besonders unter den Deutschen, das Pathos aus der Geschichtschreibung verbannt wissen wollen. Wir fürchten nur, daß, wenn diese Ansicht zum Gesetz erhoben würde, sehr wenig Geschichte fürs Volk, aber vielleicht desto mehr für — die Bibliotheken geschrieben würde. Wenn der blühende Styl ein Vorwurf für Motley ist, so wird er sich leicht darüber trösten können, denn der größere Theil seiner Leser wird ihm dafür dankbar sein. Und auf der andern Seite ist sein Werk ein streng wissenschaftliches Werk; der Verfasser hat, Jahrelang, mit großem Forschereifer, das berühmte spanische Archiv in Simancas, in welchem Philipp II. seine geheimsten Papiere verwahrte, durchsucht; er durchstöberte die Archive im Haag und in Brüssel und hat mehr als ein bis jetzt noch unentdecktes Manuscript ans Licht gezogen und benutzt. Gründliches Quellenstudium kann ihm Niemand absprechen.

Wie Macaulay hat auch Motley sich in seiner Geschichte einen Helden gewählt, dessen Charakter er mit besonderer Liebe beschreibt, wir mögen grade nicht sagen, ausschmückt. Und wieder ist es ein Oranier, der große Ahnherr, der Gründer der Größe des oranischen Hauses und der niederländischen Republik, Wilhelm der Schweigende, den 1584 Parma und Philipps Meuchelmörder endlich aus dem Wege räumten. Wir haben hie und da einige Bedenken in Betreff der Auffassung des Charakters Wilhelms von Oranien von Seiten unseres Geschichtsschreibers. Nicht immer scheint uns das unbedingte Lob ganz gerechtfertigt. Oranien gehörte zu jener dritten Partei, die sich im 16. Jahrhunderte, in Mitten der blutigen Kämpfe zwischen den Anhängern des alten und neuen Glaubens bildete, zu der auch in Frankreich zu jener Zeit heranwachsenden Partei der „Politiker". — In Betreff der Toleranz waren diese Männer ihrem Jahrhundert weit voraus; ob aber selbstische Zwecke nicht auch einen Einfluß auf ihre Handlungsweise ausübten, das läßt sich besonders bei dem tiefverschlossnen Charakter Oraniens, den schon seine Zeit den Schweigenden nannte, schwer bestimmen. Motley schreibt ihm *nur* patriotische Motive zu.

Freilich, Oranien sah weiter, als seine Zeitgenossen und seinen Kampf gegen eine aufstrebende europäische Universalmacht, damals Spanien, nahm, ein Jahrhundert später, sein großer Urenkel gegen Frankreich wieder auf. Man kann vielleicht sagen, daß Europa seine Rettung von einem Alles nivellirenden Despotismus den beiden Oranien zu verdanken hat. Die Zeit des ersten Wilhelm, jene Zeit der blutigen Glaubensverfolgung, hatte noch viel Aehnlichkeit mit der Albigenserzeit, von welcher Lenau singt:

— trotzte hier ein klarer Blick
Ins Herz der Freiheit jedem Mißgeschick?
War's Liebe für die heilige, *erkannte*,
Die heißer als die Scheiterhaufen brannte?
War's von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
Dem sie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?

und die letztere Frage bejahen muß. Eine rein demokratische Republik war zu jener Zeit noch unmöglich und so mußte ein erblicher Präsident aus der Familie Oranien an die Spitze treten, der freilich in Wilhelms kühnem und stolzem Sohne Moritz schon in manchen Fällen zum Despoten werden konnte.

Das Werk enthält wunderbare Schilderungen. Es zeigt uns den Opfermuth der Niederländer auf hundert Schlachtfeldern zu Lande und auf dem Ocean in großartigen, herzerschütternden Bildern. Auf der andern Seite kann der Leser nicht umhin, die unerschütterliche Todesverachtung der spanischen und wallonischen Veteranen zu bewundern. Die Belagerungen von Leyden und Antwerpen

allein sind, prächtig erzählt, die fesselndste Lectüre für jeden Freund der Freiheit. Es ist wahr, fast jede Seite dieser Geschichte trieft von Blut — allein ist sie deßhalb minder lehrreich?

Wir geben jetzt einige Auszüge aus dem Werke und beginnen mit der Schilderung des weltberühmten Brederode'schen Banketts, bei welchem sich die Opposition gegen Philipp zuerst organisirte und von ihren Gegnern den Namen der „Geusen" entlehnte.

* * *

„In Brederodes Augen war mittlerweile der nächste wichtige Schritt ein Mittagessen. Er lud deßhalb alle Mitverschworene zu einem glänzenden Mahle, das er in dem Culemburg'schen Palaste hatte herrichten lassen. An diesem luxuriösen Bankett, am 8. April 1566, das historisch zu werden bestimmt war, nahmen 300 Gäste Theil.

Die Tafel glänzte von Silber und Gold. Der Weinbecher machte mit mehr als gewöhnlicher Schnelligkeit die Runde unter den adeligen Bakchanten, die nie müde wurden, die Gesundheit Brederodes, Oraniens oder Egmonts zu trinken. Man glaubte, die Gelegenheit verlange gebieterisch ein außergewöhnliches Zechgelage und die politischen Ereignisse der letzten drei Tage steigerten noch die Weinlaune. Es erhob sich eine ernsthafte Discussion über den der neuen Conföderation zu gebenden Namen. Sollte man sich die „Gesellschaft der Eintracht" nennen, die Wiederhersteller der verlorenen Freiheit oder mit welchem anderen anziehenden Namen sollte der Bund getauft werden? Brederode war indeß schon vorbereitet, die Frage zu entscheiden. Er kannte den Werth eines populären und eigenthümlichen Namens; er besaß den Instinct, durch welchen geschickte Parteigänger in jedem Zeitalter die ihnen von ihren Gegnern beigelegten Schimpfnamen in ehrende Parteibezeichnungen zu verwandeln wissen und er hatte bereits seine Vorbereitungen für einen überraschenden Theatereffect getroffen. Plötzlich, mitten im Geräusch der Stimmen, erhob er sich, mit Aufbietung seiner ganzen Rednergabe. Er erzählte der Gesellschaft die Bemerkungen, welche Herr von Berlaymont, bei der Ueberreichung des Gesuchs, der Herzogin gegenüber gemacht haben sollte, so wie den Namen, den er ihnen insgesammt beizulegen für gut befunden hatte. Die meisten der Herren hörten bei dieser Gelegenheit den denkwürdigen Sarcasmus zum ersten Male. Groß war der Unwille Aller, daß der Staatsrath es gewagt haben sollte, eine Gesellschaft von Edelleuten aus dem besten Blute des Landes als Bettler zu bezeichnen. Brederode, ihren Zorn beruhigend, versicherte sie im Gegentheil in der besten Laune, daß Nichts erwünschter sein könne. „Sie heißen uns Bettler", rief er aus, „laßt uns den Namen annehmen. Wir wollen die Inquisition bekämpfen, aber dem Könige treu bleiben, selbst bis wir gezwungen werden, den Bettelsack zu tragen."

Er winkte dann einem seiner Pagen, der ihm einen ledernen Sack brachte, wie ihn zu jener Zeit die Bettler von Profession trugen, ferner einen hölzernen Becher, wie ein solcher ebenfalls zum regelmäßigen Bettlergeräth gehörte. Brederode hing sich sofort den Sack um den Nacken, füllte den Becher mit Wein, hob ihn mit beiden Händen empor und trank ihn mit einem Zuge leer. „Es leben die Bettler!" rief er, als er seinen Bart wischte und den Becher niedersetzte. "Vivent les gueulx!" So kam zum ersten Male von den Lippen dieser übermüthigen Edelleute dieser berühmte Ruf, der so oft über Land und Meer erschallen sollte, im Scheine der brennenden Städte, auf blutgefärbten V:rdecken, und im Rauche und im Blutvergießen manches Schlachtfelds. Die Laune Brederodes wurde mit tobendem Beifalle begrüßt. Der Graf hing dann den Sack um den Nacken seines nächsten Nachbars und reichte ihm den hölzernen Becher. Jeder Gast hing sich, nach der Reihe, den Bettelsack um. Den goldenen Becher bei

Seite schiebend, füllte jeder den Bettelbecher bis zum Rande und leerte ihn auf die Gesundheit der Bettler. Tobende Gelächter und Rufe "Vivent les gueulx" erschütterten die Wände des prächtigen Hauses, wie sie nie wieder erschüttert werden sollten. Das Shibboleth war gefunden. Das Loosungswort, das sie so eifrig gesucht hatten, war gegeben. Ihre Feinde hatten sie mit einem Zauber umgeben, der noch lange Jahre nachher mächtig genug war, aus Palast und Hütte, Wald oder Welle, einen Geist zu beschwören, der in den Thaten der „wilden Geusen", der „Waldgeusen" und der „Meergeusen" Philipp zuletzt die Nation verstehen lehrte, die er zum Wahnsinn getrieben hatte.

Als der Sack und der Becher die Runde der Tafel gemacht, hing man sie an eine Säule in der Halle auf. Jeder in der Gesellschaft warf dann der Reihe nach etwas Salz in seinen Becher und wiederholte, sich so unter dieses Symbol der Brüderschaft begebend, einen für die Gelegenheit zusammengesetzten Knittelvers:

„Beim Salz, beim Brod, beim Bettelsack hält
Treu aus der Geuse zum Aerger der Welt."*)

Diese lächerliche Ceremonie vollendete die Feierlichkeit, durch welche der Bund seinen Namen erhielt; allein das Bankett war deßhalb noch nicht zu Ende. Der Lärm artete in Raserei aus. Die jüngern und zuchtloseren Edelleute überließen sich einer Schwelgerei, welche die heidnischen Saturnalien beschämt haben würde. Jeden Augenblick wiederholten sie sich gegenseitig ihre lärmenden Eide der Treue für die gemeinschaftliche Sache, leerten große Humpen auf die Gesundheit der Bettler, wandten ihre Mützen und Wämmser um, tanzten auf Tischen und Stühlen. Manche redeten sich gegenseitig als „Herr Abt" oder „Ehrwürdiger Prior" dieses oder jenes religiösen Ordens an, und gaben auf diese Weise die Mittel kund, durch welche sie ihren zerrütteten Vermögensumständen wieder aufzuhelfen hofften. —

* * *

Sechs Jahre nach diesem Bankett, als Egmont und Hoorns Köpfe schon gefallen und der offene Krieg längst entbrannt war, nahmen die verzweifelten Patrioten, von der englischen Küste verjagt, die kleine Stadt Brill am Ausfluß der Schelde, die sie nie wieder verloren. Von dieser Zeit datirt die Unabhängigkeit der Niederlande, die freilich den 1. April als Jahrestag aufzuweisen hat. Motley erzählt das denkwürdige Ereigniß in folgender Weise:

„Mehr als einmal haben wir jener furchtbaren Parteigänger der patriotischen Sache, der Geächteten auf dem Meere erwähnt. Durch die Natur um die Hälfte ihres Erbtheils verkürzt und jetzt durch die Tyrannei von ihrer schmalen Halbinsel vertrieben, begaben sich die Verbannten auf das Meer. Die endlosen Meeresfelder, so lange Zeit ihrer Industrie dienstbar, wurden tödtlich fruchtbar, jetzt wo die Unterdrückung ein friedliches seefahrendes Volk in eine Nation von Corsaren verwandelte. In die Acht und die Armuth getrieben, blieben viele Niederländer ohne Zweifel nicht rein von Verbrechen. Die patriotische Partei hatte schon seit langer Zeit das friedliche Benehmen abgelegt, das den Sarcasmus der Loyalen hervorgerufen hatte. Die Bettler der See forderten ihre Almosen durch die Mündung ihrer Geschütze. Unglücklicherweise forderten sie zu oft von Freund und Feind. Jeder bankerotte Kaufmann, jeder verbannte Edelmann, jeder tollkühne Seemann, der sich entschloß, die Handelswelt zu brandschatzen, um seinen Vermögensverhältnissen wieder aufzuhelfen, konnte sich ohne Schwierigkeit in irgend einem nördlichen Hafen ein Schiff und Mannschaft verschaffen, unter dem

---

*) Par le sel, par le pain, par la besache
Les gueulx ne changeront quoy qu'on se fâche.

Vorwande, gegen die Regierung des Vicekönigs zu kreuzen. Auch war dieser angebliche Beweggrund durchaus kein einfacher Vorwand. Gegen Alba Krieg zu führen war der oberste Zweck dieser Freibeuter und gewöhnlich wurden sie vom Prinzen von Oranien, in seiner souverainen Eigenschaft, zu diesem Zwecke mit Kaperbriefen versehen. Der Prinz that allerdings sein Aeußerstes, um ein Uebel, das aus den Schrecken der Zeit unvermeidlich hervorgewachsen war, zu controliren und zu dirigiren. Sein Admiral Wilhelm von der Mark war indeß unfähig, die hohen Absichten seines Vorgesetzten zu verstehen. Ein wilder blutdürstiger ausschweifender Edelmann, der, nach alter batavischer Sitte, gelobt hatte, weder Haar noch Bart zu scheeren, bis der Tod seines Verwandten Egmont gerächt sei, ein würdiger Nachkomme des wilden Ebers der Ardennen, schien dieser bärtige und wilde Corsar die Verkörperung der Rache zu sein. Er hatte geschworen, an Alba und am Papstthum den tiefen Groll des niederländischen Adels zu rächen und der Brüsseler Blutrath fand nachmals in den von De la Mark an Mönchen und Priestern verübten Grausamkeiten, daß sein Beispiel unter den Rebellen wenigstens e i n e n fähigen Schüler erweckt hatte. Er lag zu dieser Zeit (1572) mit seiner Flotte an der Südküste Englands, aus welcher vortheilhaften Stellung er jetzt in summarischer Weise vertrieben werden sollte.

Die Unterhandlungen zwischen dem Herzog von Alba und der Königin Elisabeth hatten bereits einen freundschaftlichen Ton angenommen und waren dem Abschlusse nahe. Es lag zu dieser Zeit nicht im Interesse Elisabeths, mit Philipp Krieg zu beginnen und die Gesandten Albas demonstrirten ihrer Regierung, daß die fortgesetzte Unterstützung, welche die niederländischen Kreuzer beim englischen Volke fanden, nothwendigerweise zu diesem Resultate führen müsse. So wurde denn in den letzten Tagen des März ein Vertreibungsurtheil gegen De la Mark und seine Freibeuter erlassen. Ein gemessener Befehl Elisabeths verbot allen ihren Unterthanen, dieselben mit Fleisch, Brod oder Bier zu versorgen. Da dieser Befehl strikt ausgeführt wurde, so war ein längeres Verweilen unmöglich. Vier und zwanzig Schiffe von verschiedener Größe, von De la Mark, Treslong, Adam van Haren, Brand und andern ausgezeichneten Seeleuten commandirt, segelten deßhalb in den letzten Tagen des März von Dover ab. Sie waren entschlossen, die Küste von Nordholland zu überfallen, da sie, hungerleidend, sich mit Lebensmitteln versehen mußten; sie steuerten deßhalb nach Enkhuizen, weil die Stadt ein reicher Seehafen war und viele heimliche Anhänger des Prinzen (Oranien) enthielt. Am Palmsonntag nahmen sie zwei spanische Kauffahrer. Als jedoch kurz nachher der Wind contrair wurde, konnten sie nicht um den Helder oder Texel herumfahren; am Dienstag den 1. April gaben sie ihre ursprüngliche Absicht auf, steuerten auf Seeland zu und fuhren in die breite Mündung der Maas ein. Die Escadre erschien plötzlich um 2 Uhr an einem April Nachmittag zwischen der Stadt Brill am südlichen Ufer des Busens und Maaslandsluis auf der entgegengesetzten Seite,. zum nicht geringen Erstaunen der Einwohner beider Orte. Für ein Convoi von Kauffahrern war die Flotte zu groß; auch schienen es keine spanischen Schiffe zu sein. Peter Koppelstock, der kluge Fährmann, sagte den Passagieren, welche er über den Fluß setzte, die Fremden seien unzweifelhaft die Wassergeusen. Der gefürchtete Name erfüllte die Hörer mit Bestürzung und sie beeilten sich, einer so gefährlichen Nachbarschaft zu entfliehen. Als er indeß seine Kunden gelandet hatte, welche die Nachricht von dem drohenden Ueberfall nach allen Richtungen hin trugen und sich entweder zur Vertheidigung oder Flucht anschickten, ruderte der unerschrockene Fährmann, der im Geheimen der Sache der Freiheit günstig war, kühn hinaus, um die Bestimmung und die Absicht der Flotte zu erkunden.

Das Schiff, welches er zuerst anrief, wurde von Wilhelm von Blois, Herrn von Treslong, commandirt. Dieser abenteuernde Edelmann, dessen Bruder der

Herzog von Alba 1568 hatte hinrichten lassen, hatte an der Seite des Grafen Ludwig (von Nassau) bei Jemmingen gefochten und war einer der Wenigen, welche, wenn auch mit Wunden bedeckt, jenem furchtbaren Blutbade entkamen. In der Zwischenzeit war er einer der berühmtesten Rebellen auf dem Meere geworden und war in Brill, wo sein Vater Stattbalter des Königs gewesen war, sehr wohl bekannt. Er erkannte Koppelstock auf der Stelle und eilte mit ihm an Bord des Admiralschiffes und versicherte De la Mark, der Fährmann sei grade der rechte Mann für ihren Zweck. Eine Landung mußte durchaus versucht werden, da die Mannschaft ohne alle Lebensmittel war. Capitain Martin Brand besuchte das Schiff von Adam van Haren, sobald er in der Maas Anker geworfen hatte und bat um Nahrungsmittel. „Ich gab ihm einen Käse", erzählte Adam nachher „und versicherte ihm, daß dies der letzte Nahrungsartikel auf dem Schiffe sei." Die andern Schiffe waren ebenso ausgehungert. Unter diesen Umständen mußte eine Landung versucht werden. Treslong, der in der That der Held dieses denkwürdigen Abenteuers war, überredete deßhalb De la Mark, einen Boten nach Brill zu senden und die Uebergabe der Stadt zu verlangen. Das war eine kühne Aufforderung von Seiten eines Häufleins Männer, höchstens 300 oder 400 stark, die sowohl metaphorisch, als buchstäblich Bettler waren. Die Stadt Brill war nicht sehr volkreich, allein sie war gut ummauert und befestigt. Sie hatte überdies einen bequemen Hafen. Treslong gab Koppelstock, dem Fährmanne, seinen Siegelring und accreditirte ihn auf diese Weise als Gesandten, um dem Magistrat die Aufforderung zu überbringen. Koppelstock ruderte unverzüglich ans Ufer, drängte sich durch die versammelte Menge der Einwohner, die ihn mit Fragen überhäuften und erschien im Rathhause vor dem versammelten Magistrat. Er sagte den Herren, daß er vom Admiral der Flotte und von Treslong, den sie sehr gut kannten, abgesandt sei, um zu verlangen, daß die Stadt zwei Abgesandte sende, um mit den Patrioten zu unterhandeln. Er sagte, es sei ihm aufgetragen, die Versicherung zu geben, daß die Deputirten gut behandelt werden sollten. Die einzige Absicht Derer, welche ihn gesandt, sei, das Land vom zehnten Pfennig zu befreien und die Tyrannei Albas und seiner Spanier zu brechen. Er wurde hierauf von den Rathsherren gefragt, wie stark die Streitmacht unter De la Marks Commando sei. Auf diese Frage antwortete der Fährmann leicht hin, es möchten ihrer in Allem vielleicht fünftausend sein. Diese enorme Lüge hatte die gewünschte Wirkung auf die Rathsherrn. Von nun an zeigte sich keine Geneigtheit mehr, den Angreifern zu widerstehen; die Frage war nur noch, ob man fliehen oder mit ihnen unterhandeln sollte. Im Ganzen wurde beschlossen, beides zu thun. Mit einiger Schwierigkeit wurden endlich zwei Deputirte gefunden, die Herz genug hatten, hinauszufahren, um mit den Geusen zu unterhandeln; während ihrer Abwesenheit bereiteten sich die hervorragenden Bürger und Beamte zur Flucht vor. De la Mark und Treslong versicherten den Abgesandten, daß den Bürgern kein Leid zugefügt und Privateigenthum geschont werden solle, aber daß die Regierung Albas sofort gestürzt werden müsse. Es wurde den Rathsherrn zwei Stunden Bedenkzeit gegeben, ob sie die Stadt übergeben und die Autorität De la Marks als Admiral des Prinzen von Oranien anerkennen wollten. Die ihnen so bewilligten zwei Stunden benutzten sie zu einer schimpflichen Flucht. Die meisten Einwohner folgten ihrem Beispiele. Als nach Ablauf der Frist die Angreifer vor den Mauern der Stadt erschienen, fanden sie einige wenige Einwohner der ärmeren Classe auf sie herunterschauen, aber erhielten keine offizielle Mittheilung von irgend einer Seite.

Die ganze Rebellenmacht wurde jetzt in zwei Theile getheilt; der eine, unter Treslong, machte einen Angriff auf das südliche Thor, während der andere unter dem Admiral das nördliche angriff. Nach einem kurzen Kampfe bahnte sich Treslong den Weg und bekam dadurch den Gouverneur der Stadt, der sich eben

zur Flucht anschickte, in seine Hände. De la Mark und seine Leute zündeten am Nordthor ein großes Feuer an und stießen dann das halbverbrannte Portal mit dem Stücke eines alten Mastes ein. Auf diese rohe und schnelle Weise führten die niederländischen Patrioten ihre erste Belagerung. Die beiden Haufen, vielleicht im Ganzen nur 250 Mann stark, begegneten sich noch vor Sonnenuntergang im Herzen der Stadt, und der Grundstein der holländischen Republik war gelegt! Der müde Geist der Freiheit, so lange ein Flüchtling auf Erde und Meer, hatte zuletzt einen Ruhepunkt gefunden, wenn auch rohe und sogar liederliche Hände denselben bereitet hatten.

Der Schrecken, den das erste Erscheinen der Flotte verursacht hatte, war so gewaltig gewesen, daß kaum fünfzig Bürger in der Stadt zurückgeblieben waren. Die Uebrigen waren alle entflohen und hatten mitgenommen, was sie tragen konnten. Der Admiral nahm im Namen des Prinzen von Oranien, als gesetzmäßigem Statthalter Philipps, Besitz von einer fast verödeten Stadt. Die Bewohner von beiden Geschlechtern blieben unmolestirt; allein kaum waren die Eroberer in den besten Häusern der Stadt einquartiert, als sie der Versuchung nicht widerstehen konnten, die Kirchen zu plündern. Die Altäre und Bilder wurden alle zerstört, die reichen Geräthe und prächtigen Gewänder zu Privatzwecken verwendet. Adam van Haren erschien auf dem Verdeck seines Schiffes in einem prachtvollen Meßgewande. Treslong brauchte von der Zeit an in seiner Kajüte kein anderes Trinkgeschirr, als die goldenen Sakramentskelche. Unglücklicherweise beschränkte sich ihr Haß des Papstthums nicht auf solche Demonstrationen. Dreizehn unglückliche Mönche und Priester, welche nicht mehr hatten fliehen können, wurden verhaftet und ins Gefängniß geworfen, von wo sie einige Tage später, auf Befehl des wilden Admirals, herausgeholt und unter Umständen der größten Barbarei hingerichtet wurden.

Die Nachricht von diesem wichtigen Erfolg verbreitete sich mit Blitzesschnelle. Alba, der grade im Begriff war, seine Wuth an den Metzgern und Gewürzkrämern Brüssels auszulassen (er hatte die Galgen bereits errichten lassen) verschob seine blutige Absicht, um der neuen Schwierigkeit zu begegnen. Ein solches Resultat der willigen Zustimmung Elisabeths zu seinem Gesuch, hatte er sicher nicht erwartet. Seine Wuth war furchtbar; der Triumph des Volkes, das ihn so gründlich haßte, verhältnißmäßig groß. Die Witzbolde Brüssels ließen sich ebenfalls die schöne Gelegenheit nicht entschlüpfen, denn der Name der Stadt war doppeldeutig und das Ereigniß hatte am Allernarrentag (1. April) stattgefunden. Der Vers:

"Den eersten dag van April
Verloos Duc d' Alva zijnen Bril"

wurde sehr populair. Auch wurde eine Caricatur weit verbreitet, auf welcher De la Mark dargestellt war, dem Herzog die Brille von der Nase stehlend, während dieser seinen gewöhnlichen Ausdruck beim Empfange von wichtigen Nachrichten murmelte: "No es nada, no es nada"—„es ist Nichts, es ist Nichts!"

* * *

Oranien wurde 1584 in Delft ermordet. Mit ihm sank der einzige Feldherr und Staatsmann, der Philipps tapferm und klugem Neffen Alexander Farnese, Herzog von Parma, die Wage halten konnte. Eine Zeitlang gingen die Angelegenheiten der Niederländer den Krebsgang; die Staaten warfen sich Elisabeth von England in die Arme, die ihnen für spärliche Hülfe harte Bedingungen auferlegte und endlich ihren Günstling Leicester nach Holland sandte. In diese Zeit fällt die denkwürdigste Belagerung des 16. Jahrhunderts, die Belagerung von Antwerpen. Parma, um die Flotte der Meergeusen zu verhindern, der belagerten Stadt zu Hülfe zu kommen, sperrte unterhalb Antwerpen die Schelde

30

durch eine befestigte Brücke, welche die Belagerten durch ihren berühmten Ingenieur, den Italiener Gianibelli, zu zerstören suchten. Wir geben die Schilderung dieses zwar gelungenen, aber dennoch erfolglosen Versuchs vollständig:

„Gianibelli gab seinen beiden Schiffen die trostreichen Namen „Glück" und „Hoffnung" und arbeitete mit Energie, um durch ihre Wirksamkeit die Namen zu rechtfertigen. Sie sollten schwimmende See-Vulcane werden, welche, mit der Ebbe den Fluß hinabtreibend, Tod und Zerstörung dort hinbringen sollten, wo die Spanier sich am sichersten fühlten.

Im Kiele jedes Schiffes wurde, der ganzen Länge nach, ein fester Boden von Ziegeln und Mörtel gemauert, einen Fuß dick und fünf Fuß breit. Hierauf wurde aus Marmorsteinen eine Kammer erbaut, vierzig Fuß lang, drei und einen halben Fuß breit, ebenso hoch und mit fünf Fuß dicken Seitenwänden. Dies war der Krater. Derselbe wurde mit 7000 Pfund des allerbesten, von Gianibelli selbst bereiteten, Schießpulvers angefüllt. Darüber wurde ein Dach gelegt, sechs Fuß dick, von blauen, auf die Kante gelegten Grabsteinen. Ueber diesem Krater erhob sich ein hohler Kegel oder eine Pyramide, aus schweren Marmorplatten erbaut und mit Mühlsteinen, Kanonenkugeln, Marmorblöcken, Kettenkugeln, eisernen Haken, Pflugschaaren und jedem nur denkbaren gefährlichen Wurfgeschoß angefüllt. Die Räume zwischen der Pulvermine und den Wänden eines jeden Schiffes wurden ebenfalls mit Pflastersteinen, eisenbeschlagenen Pfählen, Harpunen und anderen Projectilen gefüllt. Der ganze Bau wurde dann mit einem platten leichten Boden von Brettern und Ziegeln überdeckt, auf welchem ein Haufe Holz lag. Das letztere sollte zur geeigneten Zeit angezündet werden, um den beiden Schiffen das Aussehen gewöhnlicher Feuerschiffe zu geben, welche die Brücke in Brand setzen sollten. Auf dem „Glück" communicirte ein langsam brennender, sehr sorgfältig bereiteter Zündfaden, der zu einer genau berechneten Zeit explodiren sollte, mit der Pulvermine unten. Die Explosion des anderen schwimmenden Vulcans sollte durch ein sinnreich erdachtes Uhrwerk stattfinden, durch welches zur festgesetzten Zeit ein Flintenstein Feuer schlug, welches die unten verborgene Masse von Pulver entzünden sollte. —

Außer diesen beiden Höllenmaschinen, oder „Höllenbrände", wie man sie nannte, wurde noch eine Flotte von 32 kleineren Schiffen ausgerüstet. Mit Theer, Terpentin und Harz bedeckt und mit leicht entzündbaren Brennstoffen angefüllt, sollten diese Barken von Antwerpen aus mit der Ebbe in Abtheilungen von acht alle halbe Stunde den Fluß hinunter gesandt werden. Der Zweck war, wo möglich das Floß (vor der Brücke) zu beseitigen und die Aufmerksamkeit der Spanier zu beschäftigen, während das „Glück" und die „Hoffnung" an die Brücke heran kommen sollten.

Der 5. April war für die Abfahrt der Feuerschiffe anberaumt. Gleich nach eingetretener Dunkelheit sollten die 32 kleinen Brander abgehen. Allein Admiral Jacobsen beging einen großen Fehler. Anstatt die Vorläufer der Feuerschiffe in den bestimmten regelmäßigen Zwischenräumen den Fluß hinab zu senden, ließ er sie plötzlich alle durcheinander abfahren, eins nach dem andern, so rasch sie expedirt werden konnten. Kurz nachher sandte er die beiden „Höllenbrände" das „Glück" und die „Hoffnung" direct denselben nach. So setzte sich die ganze Feuerflotte, fast zu gleicher Zeit, in Bewegung.

Parma wußte, daß man in Antwerpen Vorbereitungen zu einem Angriffe treffe, allein über die Art desselben war er natürlich im Dunkel. Er erwartete einen Angriff durch die Flotte der Stadt, in Verbindung mit einer Escadre der Seeländer von der Mündung der Schelde her. Sobald deßhalb die ersten Schiffe, noch unangezündet, entdeckt wurden, wie sie von der Stadt her kamen, wurde er in seiner Vermuthung bestärkt. Trommeln und Trompeten riefen augenblicklich zu den Waffen und seine ganze Armee wurde auf der Brücke, in den Palisaden und

in den nächsten Forts aufgestellt. So trieben die Vorbereitungen, mit der Gefahr zu kämpfen oder sie zu vermeiden, die Spanier erst recht in den Rachen der Zerstörung. Alexander, nachdem er hin und her über die Brücke geritten; nahm endlich seinen Platz in dem Blockhaus, an der flandrischen Seite des Flusses, nahe am Verbindungspunkte der Palisaden mit der fliegenden Brücke. Eine Menge Generale und höhere Offiziere umgaben ihn, unter ihnen Richebourg, Billy, Gaetano, Cessis und der Engländer Sir Rowland Yorke.

Es war ein dunkler milder Frühlingsabend. Als die Flotte langsam den Strom hinab schwamm, wurde sie plötzlich eine flammende und jedes Schiff erschien in der Dunkelheit wie ein Phantom lebendigen Feuers. Die Wellen der Schelde selbst schienen zu brennen und die Ufer waren wie von einem übernatürlichen Glanze erleuchtet. Es war ein wildes großartiges Schauspiel. Die langen Linien der Soldaten an beiden Seiten des Flusses, auf den Dämmen und auf der Brücke, mit wehenden Fahnen, ihre Speere und Cuirasse in der feurigen Lohe erglänzend; die dämonische Flotte, von keiner Menschenhand geleitet, in Flammen gehüllt durch die Dunkelheit schwimmend, mit unregelmäßiger Bewegung, aber von furchtbarem Aussehen, den Launen des Windes und der Fluth preisgegeben; das todtenähnliche Schweigen der Erwartung, welches dem Schalle der Trompeten und den Rufen der Soldaten gefolgt war, der zauberhafte Schein, der die Dunkelheit verdrängt hatte — Alles verband sich mit dem Gefühle einer nahen geheimnißvollen Gefahr, um die Einbildungskraft zu reizen und zu bedrücken.

Doch bald faßten die von der Brücke herab zuschauenden Spanier wieder Muth. Eins nach dem andern trieben viele der kleineren Schiffe gegen das Floß, wo sie zwischen den Haken und riesigen Speerstangen hängen blieben und langsam, ohne irgend eine bemerkenswerthe Feuersbrunst zu verursachen, nieder brannten. Andere strandeten an den Ufern des Flusses, ehe sie ihre Bestimmung erreichten. Noch andere versanken im Wasser.

Endlich nahten die beiden Höllenschiffe, im Strome unstät hin und her schwankend; die Steuerleute hatten sich natürlich, so bald sie der Brücke näher kamen, in kleinen Booten davon gemacht. Das kleine Feuer auf dem Deck erhellte kaum die düstern Schiffsphantome. Die Strömung brachte beide Schiffe an dem Floß vorbei, welches, wie es sich jetzt ergab, durch einen großen Irrthum der Erbauer nur den schwimmenden Theil der Brücke beschützte. Das „Glück“ kam zuerst, schwankte innerhalb des Floßes einher, stieß schwerfällig gegen den Damm an und strandete, ohne die Brücke zu berühren, nahe bei Kalloo. Es erfolgte ein Augenblick der gespannten Erwartung. Endlich brannte der langsame Zündfaden aus und eine schwache und theilweise Explosion erfolgte, welche wenig oder gar keinen Schaden anrichtete.

Parma rief sofort Freiwillige zum Entern des geheimnißvollen Schiffes auf. An die Spitze dieser verzweifelten Expedition stellte sich der kühne Rowland Yorke, ein Londoner, von dem eines Tages die niederländische Geschichte noch mehr zu erzählen haben sollte. Das Häuflein sprang in den verlassenen und jetzt harmlosen Vulcan, löschte die kleinen Feuer, die noch in der Asche auf dem Verdeck brannten, aus und stieß mit langen Speeren und Haken in die verborgenen Tiefen des Kiels. Es blieb indeß wenig Zeit, um diese gefährliche Untersuchung fortzusetzen und der Haufen kehrte bald wieder auf die Brücke zurück.

Jetzt fingen die in den Palisaden und auf den Parapets zusammengedrängten Truppen Parmas an, das Schauspiel aus allen Kräften zu belachen. Es sei kindisch, so dachten sie, auf diese Weise, mit solchen elenden Feuerwerken eine spanische Armee und einen Feldherrn, wie Alexander Farnese, zu bedrohen. Dennoch richteten sich alle Augen in banger Erwartung auf das zweite Feuerschiff, den „Höllenbrand“ die „Hoffnung“, welches jetzt dem Platze seiner Bestimmung näher trieb. Indem es sich seinen Weg zwischen dem Floß und dem Ufer bahnte,

stieß es heftig gegen die Brücke an der Kalloo Seite, nahe dem Blockhause, wo der schwimmende Theil der Brücke begann. Man sah von einem kleinen qualmenden Feuer auf dem Deck eine dünne Rauchwolke aufsteigen.

Der Marquis Richebourg, der auf der Brücke stand, lachte laut über dieses, dem Anschein nach ohnmächtige Ende des ganzen Abenteuers. Es war sein letztes Lachen auf Erden. Eine Anzahl Soldaten sprang, auf Parmas Befehl, auf der Stelle an Bord dieses zweiten geheimnißvollen Schiffes und gab sich, wie an Bord des „Glück", daran, die Flammen zu löschen und die Natur der Maschine zu ergründen. Von der Brücke aus dirigirte Richebourg unverzagt ihre Experimente.

In demselben Augenblicke kam ein gewisser Fähnrich De Vega, der dicht am Blockhause und nahe beim Prinzen von Parma stand, auf diesen zu und flehte ihn aufgeregt an, sich zurückzuziehen. Alexander weigerte sich, den Platz zu verlassen, da er sehr gespannt war, das Resultat der Untersuchungen zu erfahren. Vega, von einer instinctiven und unwiderstehlichen Befürchtung erfaßt, fiel auf seine Knie, zog den General ernstlich am Mantel, flehte ihn in solch' leidenschaftlichen Worten und Bewegungen an, daß der Prinz endlich, wenn auch ungern, nachgab.

Es war keinen Augenblick zu früh. Das Uhrwerk der „Hoffnung" war genauer gestellt, als der langsame Zündfaden des „Glück".—Kaum hatte Alexander den Eingang von St. Marys Fort, am Ende der Brücke erreicht, als eine furchtbare Explosion erfolgte. Die „Hoffnung" verschwand mit allen Enterern an Bord, ebenso das Blockhaus, gegen welches sie angerannt war, mit der ganzen Garnison, während ein großer Theil der Brücke mit allen darauf befindlichen Truppen in die Luft geflogen war. Es war das Werk einer Sekunde. Die Schelde spaltete sich bis in ihre tiefsten Tiefen und warf dann ihre Wellen über die Dämme, bis tief in die Forts hinein und weit über das Land. Die Erde bebte wie beim Ausbruch eines Vulcans. Ein wilder Feuerschein erleuchtete für einen Augenblick die Scene; dann folgte pechschwarze Nacht. Auf Meilen in der Runde stürzten Häuser ein und kein lebendes Wesen, selbst an entfernten Orten, konnte auf den Füßen stehen bleiben. In der Luft regnete es Pflugschaare, Grabsteine und Marmorkugeln, gemischt mit den Köpfen, Gliedern und Rümpfen einst gewesener menschlicher Wesen. Granitplatten, von dem Feuerschiff ausgespieen, wurden später eine Meile (League) entfernt, tief in der Erde begraben, wieder gefunden. Tausend Soldaten kamen in einer Sekunde um; viele waren in Fetzen zerrissen, so daß kaum noch eine menschliche Gestalt in ihnen erkannt werden konnte.

Richebourg verschwand, und sein Leichnam wurde erst einige Tage später um eine eiserne Kette hängend gefunden, welche von einem der Brückenboote in der Mitte des Flusses herabging. Der Veteran Robles, Herr von Billy, ein sehr verdienter portugiesischer Offizier von hohem Range wurde ebenfalls getödtet. Monate nachher wurde sein Körper zwischen dem Zimmerwerke der Brücke bei deren Abbruch gefunden und nur noch an einer besondern goldnen Kette, welche er gewöhnlich trug, erkannt. Parma selbst wurde zu Boden geworfen und durch einen Schlag auf die Schulter von einem fliegenden Pfahl betäubt. Der hinter ihm gehende Page, der seinen Helm trug, fiel ohne Wunde todt nieder; die Erschütterung der Luft hatte ihn getödtet.

Es kamen mehrere merkwürdige aber weniger tragische Zufälle vor. Der Vicomte von Bruxelles wurde aus einem Boote an der flandrischen Seite gehoben und fiel sicher und unverletzt in ein anderes mitten im Strom nieder. Capitain Tucci wurde in voller Rüstung aus einem Fort gewirbelt, schoß kerzengrade in die Luft und fiel dann in den Fluß zurück. Da er von kühlem Temperamente, ein guter Schwimmer und sehr fromm war, so entledigte er sich in geschickter Weise

seiner Rüstung und seines Helmes, empfahl sich der heiligen Jungfrau und schwamm unversehrt ans Ufer. Ein anderer junger Offizier von Parmas Leibwache, Franz von Lüttich, der am Kalloo Ende der Brücke stand, wurde wie eine Feder in die Luft geschnellt, flog quer über den Strom und fiel an dem anderen Ufer, ohne eine andere Verletzung als eine verrenkte Schulter, nieder. Er glaubte, wie er später sagte, er sei, wie er so durch die pechschwarze Nacht dahin fuhr, in eine Kanonenkugel verwandelt worden, welche von einem Blitzstrahl von unwiderstehlicher Wuth vorwärts getrieben wurde. —"

* * *

Motley ist jetzt Ver. Staaten Gesandter in Wien, und wird hoffentlich Muße finden, sein Werk bald zu vollenden. Da uns keine deutsche Uebersetzung bekannt ist, so haben wir die oben mitgetheilten Stücke selbst übersetzt.

Literarische Uebersicht.

Vom Herausgeber.

Das Schleswig-Holstein Leiden, die langjährige chronische Krankheit des deutschen Volkes, ist seit dem Tode des Dänenkönigs acut geworden und tritt jetzt eben vor den Düppeler Schanzen in das, vielleicht, letzte Stadium. Daß unsere lieben Freunde in der alten Heimath, den westfälischen Friedensschluß und die Abtretung des Elsaß im Gedachtniß, sich gegen die neue, vielleicht endgültige, Regulirung der deutschen Nordgrenze im Sinne des Londoner Protokolls sträuben, ist natürlich. Bis zum Volkskriege für das bedrohte „uralte" Recht, das uns gewiß nicht wegen des Alters ehrwürdig erscheint, haben sie es indeß noch nicht bringen können. Das „herrliche" Kriegsheer und die nichtdeutschen öſtreichischen Bataillone führen einstweilen dort Krieg für—den König und den Kaiser. „Was darüber ist, ist vom Uebel". — Dennoch hat die deutsche Begeisterung auch die Poeten ergriffen. Den Altmeister Rückert voran, rücken sie in geschlossener Phalanx vor gegen den trotzigen Dänen. Das neueste uns vorliegende Product kommt aus dem „veredelten Münchener Tabakscollegium" des nun in „Gott ruhenden" Königs Max von Baiern, also aus der Dichterschule von Isar-Athen. Es betitelt sich: D e u t s c h l a n d   v o r w ä r t s ! Dichterstimmen aus München für Schleswig-Holstein. Mit Beiträgen von F. Bodenstedt, J. Große, S. Lichtenstein, H. Lingg, H. Reber und A. F. von Schack. — Herr Emanuel v o n Geibel fehlt. Der Reinertrag ist für Schleswig-Holstein bestimmt. Ein uns bis jetzt ziemlich unbekannter Dichter, Julius Große, der überhaupt der Herausgeber des Büchleins zu sein scheint und den größeren Theil der Gedichte beigetragen hat, apostrophirt seine Landsleute in folgender Weise;

Noch einmal gilt's ein fröhliches Gefecht,
Noch einmal deutsche Ehre, deutsches Recht,
Noch einmal deutsche Sprache, deutsche Freiheit,
Weh euch, wenn diesmal sank das Recht zu Staub,
Wenn deutsches Erbe eines Fremden Raub,
Wenn eig'ner Haß euch trog in deutscher Zweiheit.

Dann sei Verachtung jedes Deutschen Lohn,
Sein einzig Erbtheil sei der Nachwelt Hohn,
Jedwedes deutsche Lied sei euch ein Brandmal,
Jedwede Fahne sei ein Leichentuch.
„Auf Schwarzrothgold!" Das sei der stärkste Fluch
Und jedes Heldendenkmal sei ein Schandmal.

In euren Strömen tränke er sein Pferd,
Die Heerden schlacht' er euch am eig'nen Herd,
Auf deutschem Acker ernte dann der Fremde,
Die Bäume mag er aus den Gärten haun,
Sich ungestraft erfreun bei deutschen Frau'n
Und euch vom Leibe ziehn das letzte Hemde.

Ihr aber mögt auf Erden weit zerstreut
Hinwandern heimatslos, verlor'ne Leut',
Mögt bei den Wilden schöne Reden halten,
Euch lang' besinnend, wo einst Deutschland lag,
Und kommt dereinst ein Auferstehungstag,
Dann bleibt's dort oben auch gewiß beim alten!

A. F. von Schack fordert Deutschland, die „träumende Riesin" auf, sich endlich einmal zu regen und sich des alten Namens werth zu zeigen. Er expectorirt sich folgendermaßen:

All deine Söhne, so viel du gebarst,
Sie treten zu dir und flehen:
Noch einmal, Mutter, wie einst du warst,
Laß deine Kinder dich sehen!

Des lässigen Brütens sind wir satt,
In das dein Sinn sich vertieft hat;
Auf! wirf vor die Füße dem Dänen das Blatt,
Das deine Schande verbrieft hat!

Wie lange, wie lange fragen wir schon:
Wann wird der Frevel gerochen,
Daß er aus der Krone zu Schimpf und Hohn
Dir die strahlende Perle gebrochen?

Das Maß ist gefüllt, der Würfel rollt,
Es gilt, das letzte zu wagen,
Und wir nahn mit der Fahne von Schwarzrothgold,
Die heilige Schlacht zu schlagen.

Hermann Lingg besiegt die herzoglich Coburg'sche (eigentlich Jungmann'sche) Heldenthat, den Tag von „Eckernförde". — Wir fürchten, dieser junge talentvolle Dichter geht in dem süddeutschen Capua unter, wenn er sich nicht bald ermannt. Schon seine in Amerika vielfach abgedruckte „Schwedenschanze" hat uns durchaus nicht befriedigt. Die folgende Probe aus seinem Eckernförder Gedichte ist gewiß eines solchen Dichters nicht würdig:

Nie, wenn noch so alt ich werde,
Nie vergess' ich jenen Tag,
Jenen Tag von Eckernförde,
Da der Dänenstolz erlag;
Am Gründonnerstag des Jahrs
Achtzehnhundertneunundvierzig war's.

Lustig war das Meer und lachte,
Und die Segel voller Hohn
Blähte Christian der Achte
Und die schöne Gesion:
Er ein Kriegsschiff stolz und reich,
Sie — der Morgenröthe gleich.

Herr F. Bodenstedt, der Dichter des „Mirza Schaffy" singt den König Max von Baiern an, den „besten König deutscher Herzen", und beschwört den alten „Baier-Leu", seine Mähnen im Grolle zu schütteln — denselben Leuen, der immer so hübsch vor dem Throne der Napoleoniden seinen „gewaltigen Reif" mit dem Schweife — im Staube zu schlagen wußte. Hoffentlich hat Max das Gedicht noch als Viaticum mit auf den letzten Weg genommen. Nein, diese Münchener Hofpoeten sollten besser bei ihren erotischen Tändeleien bleiben und ihre patriotische Leyer in die Rumpelkammer werfen; das Vaterland bedarf derselben sicher nicht. —

Die „Europa" widmet dem verstorbenen Hermann Marggraf einen langen Necrolog, woraus wir ersehen, daß der Verstorbene früher Redakteur der Gervinus'schen „Deutschen Zeitung" war, überhaupt der modernen deutschen liberalen Richtung, natürlich in der in Deutschland möglichen Ausdehnung huldigte. Das genannte Blatt theilt einige hinterlassene Gedichte Marggrafs mit; wir copiren daraus zwei Sonette „An meine Feder", die grade nicht für seine ihm in Amerika nachgesagte „reaktionaire" Richtung sprechen:

An meine Feder.

I.

Dir dank' ich Alles, was ich bin und habe —
Zwar wenig ist's, doch ist es mir genug —
Dir, kleiner Federkiel, der du mein Pflug,
Mein Spaten bist, mit dem ich pflüg' und grabe!

Und ganz gewiß, ich halte dich im Trabe,
Und willig dienst du mir und ohne Lug,
Und wirst mir dienen bis zum Aschenkrug,
Zu hoffen wag' ich's, noch mit mancher Gabe.

Und was du auch gefehlt in Drang und Hast,
Doch sah man dich nie bei der Menge nächt'gen,
Nein, einsam trugst du deiner Nächte Last.

Nie schlichst du bei Gewaltigen und Mächt'gen
Dich dienend ein als kriecherischer Gast,
Und fröhntest nie dem Schimmernden und Prächt'gen.

II.

Dem Einen ward das Schwert: er läßt sich's zahlen,
Daß er es täglich schnallt an seine Lenden;
Ein Andrer wägt für Gold in seinen Händen
Der Themiswage zweifelhafte Schalen.

Ein Dritter lebt von seinem klerikalen
Sermon und von Postillen und Agenden;
Sein Werkzeug ist die Schrift, aus deren Bänden
Er seine Themen nimmt, die pastoralen.

Mein Werkzeug bist nur du — ein arbeitsames!
Kein Orden wird auf meinem Sarge prangen,
Kein Ehrenschwert mit goldener Agraffe;

Nein, legen soll man dich statt solchen Krames
Auf meines letzten Hauses Bretterwangen,
Mein Rüstzeug, dich! Dich, meine Ehrenwaffe.

* * *

In der „Europa", die sich überhaupt durch gediegene Artikel auszeichnet, finden wir folgenden, nach einem englischen Werke: Industrial Biography: Iron workers and tool-makers. By Samuel Smiles, bearbeiteten sehr interessanten Aufsatz:

Das Eisen als Haupthebel der Civilisation.

Als Cook und die andern Entdecker zuerst die Südsee befuhren, überraschte sie Nichts so sehr wie die unbeschreibliche Gier der Eingebornen nach Eisen. Wenn alle Lockungen und Versuchungen nicht helfen wollten, — dem Eisen vermochten sie nicht zu widerstehen, und Cooks Leute erhandelten häufig für einen Nagel oder ein paar alte Messer die nützlichsten Dinge. Für eiserne Geräthschaften war auf den Freewill-Inseln Alles zu haben, was überhaupt fortgebracht werden konnte; auf Otaheiti fand man eine wohlhäbige und gesittete Bevölkerung vor, aber dem Zauber des Eisens vermochte sie sich nicht zu entziehen. Cook erzählt von Einem, der allen andern Versuchungen beharrlich Widerstand geleistet, durch ein Körbchen voll Nägel aber schließlich doch sich berücken ließ; ein Anderer legte sich mehrere Tage lang unverdrossen in einen Hinterhalt und paßte auf die Gelegenheit, um eine alte Kohlenschaufel zu stehlen. Bald fanden die Schifffahrer, daß sie die Kosten ihrer Fahrt von einer Insel zur andern mit Stückchen Eisen bestreiten konnten, denn sie richteten mit diesen gerade so viel aus, als sie in Europa mit den schönsten Goldstücken nur hätten erreichen können. Als ihr Eisenvorrath zu Ende ging, war Cook sehr bekümmert um das Versiechen dieses köstlichen Quells; als er eines Tages einen alten Anker entdeckte, den der französische Capitain Bougainville auf Bokabola zurückgelassen hatte, freute er sich darob nicht minder, als es ein englischer Bankier gethan haben würde, der bei starker Nachfrage nach Gold plötzlich einen Haufen Goldbarren erhielte.

Die Gier nach Eisen, welche die armen Insulaner an den Tag legten, darf nicht Wunder nehmen, wenn man hört, daß bei ihnen der Besitz einiger Nägel den glücklichen Eigenthümer zu einer angeseheneren und einflußreicheren Person und zu dem Range eines Capitalisten erhob, denn die Nägel wurden gegen reiches Entgelt an die Nachbarn ausgeliehen, welche damit, leichter und schneller als nach ihrer gewohnten Weise, Löcher bohren konnten. Es war dies für Fleißige und Faule von Wichtigkeit, denn die wichtigsten Geräthe und Werkzeuge der Otaheitier waren von Holz und Stein. Ihre Beile und Aexte waren von Stein, und man wird bei einigermaßen schärferer Betrachtung der ungeheuren Erschwernisse und Nachtheile, welche durch diesen Zustand der Cultur bedingt waren, das Vergnügen begreifen können, welches der Besitz des so brauchbaren und vortheilhaften neuen Metalls ihnen bereitete. Die Eingeborenen der Südsee-Inseln gewöhnten sich bald, das Eisen als den Ausdruck der Macht, der wirkenden Kraft und des Reichthums zu betrachten, und sie bedachten sich nicht vor ihren neuerworbenen Werkzeugen niederzufallen und sie anzubeten; die Axt erschien ihnen als eine Gottheit, der Säge weihten sie fromme Opfer, und dem Messer erzeigten sie ganz besondere Verehrung.

Wie den Bewohnern der Südsee-Inseln, so ist es allen Völkern in der Periode ihrer Kindheit ergangen, ehe sie die Kunst des Schmelzens und Bearbeitens des Eisens lernten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Phönicier, als sie an der Westküste Europa's herum nach dem Norden fuhren, bei den rohen Völkern, die sie dort trafen und mit denen sie in Tauschverkehr traten, dieselbe Gier nach Bronze und Eisen vorfanden, durch welche zweitausend Jahre später Cook in Staunen gesetzt wurde; wenigstens beweisen alle Geräthschaften und Waffen, die man in alten Grabstätten auf allen Theilen Englands gefunden, daß auch Britannien ein Stein- und Feuerstein-Zeitalter durchgemacht hat. Im Krystallpalast war vor einiger Zeit eine Sammlung von alten europäischen Waffen und dicht daneben eine ähnliche Sammlung von Werkzeugen 2c., die aus der Südsee stammten, ausgestellt, und es fiel sofort in die Augen, daß die Erzeugnisse der einen denen der andern in außerordentlichem Grade ähnelten, obwohl nicht weniger als die Hälfte des Erdballs und wer weiß welche Jahrtausende zwischen dem Ort und der Zeit der Entstehung und des Gebrauchs jener primitiven Werkzeuge liegen. Fast jedes einzelne Waffenstück der einen Sammlung hatte sein Seitenstück an einem der andern, und es zeigte sich mit überwältigender Deutlichkeit, wie der menschliche Scharfsinn und Fleiß unter sonst gleichen äußern Verhältnissen auch stets zu den gleichen Auskunftsmitteln greift. Wahrscheinlich haben also die Ureinwohner der britischen Inseln ganz ebenso wie die Neuseeländer unserer Zeit sich des Feuers bedient, um große Baumstämme zu Booten auszuhöhlen, und in der That sind in den Thälern des Witham und des Clyde Ueberbleibsel von dieser Art von Fahrzeugen zu Tage gefördert, einige davon direkt unter den Straßen des heutigen Glasgow gefunden worden.

Daß von Civilisation keine Spur sein konnte, wo der Mensch noch auf dieser Stufe der Bildung sich befand, ist klar, und die Weisung, die unserm Geschlecht gegeben ist, die Erde zu erfüllen und sie unterthan zu machen, war nicht wohl auszuführen mit Werkzeugen und Geräthen aus Stein. Das Fällen eines Baumes mit einer Steinaxt erforderte die Arbeit eines Monats, und die Klärung eines kleinen Stückchen Landes zu Zwecken der Urbarmachung durfte leicht die gemeinsame Anstrengung eines ganzen Stammes in Anspruch nehmen. Aus gleichem Grunde war an das Errichten von Wohnungen nicht zu denken, und ohne diese gehörte häusliche Ruhe, Sicherheit, Bildung und Sitte, zumal in einem rauhen Klima, ins Reich der Unmöglichkeiten. O! es ist ein unaussprechlicher Segen — ein Haus! So ärmlich und einfach eine Hütte sein mag, aber sie schützt ihren Bewohner doch gegen seine schlimmsten Feinde, gegen die Angriffe der wilden Thiere, gegen die Strenge des Winters, gegen die Gluth der Sonne, gegen die Wuth von Wind und Wetter, und erst unter dem schützenden Dache einer Behausung erblühen die höheren und feineren Gaben und Fähigkeiten des Menschen, werden Erfindungen gemacht und Fertigkeiten gelernt, reifen Gesittung und gesellschaftliche Ordnung. Um aber ein Haus bauen zu können, welches Obdach, Sicherheit und Bequemlichkeit, überhaupt eine Heimstätte für die Familie, den Kern der menschlichen Gesellschaft, böte, mußten die Menschen andere Werkzeuge als solche von Stein haben.

Mit der Kunst, das Eisen zu bearbeiten, fanden die bis dahin ausnahmslos nomadischen Völker auch Geschmack an Ackerbau und an festen Niederlassungen. Nicht mit Unrecht theilen daher Thomson, Worsaae und andere Alterthumsforscher die Geschichte der Civilisation in drei Perioden ein: in das Stein-, das Bronze- und das Eisenalter, und diese Eintheilung verliert dadurch nicht an Werth, daß diese Perioden nicht streng zu scheiden sind, indem die Bronze nur langsam Stein und Knochen verdrängte und auch noch im Gebrauch blieb, als das Eisen schon bekannt war. Die Ansichten der genannten Forscher haben eine sehr beachtenswerthe Bestätigung erhalten durch die in den schweizer Seen entdeckten Pfahl-

bauten und die organischen Reste der menschlichen Kunstprodukte, welche man in denselben findet. Manche dieser Pfahlbauten gehören der Stein-, manche der Bronze-, manche der Eisenperiode an, und es ist wahrscheinlich, daß die älteren Bewohner derselben immer wieder von neueren Einwanderern verdrängt oder ausgerottet wurden; mit dem Beginn der Eisenperiode verließen die Bewohner der Pfahlbauten diese letzteren, und es ist bis jetzt auch nur eine einzige dieser Bauten entdeckt worden, welche jener jüngsten Periode angehört. Daß übrigens auch diese noch weit zurückfällt, geht schon daraus hervor, daß bei keinem römischen Geschichtschreiber der Pfahlbauten Erwähnung geschieht.

Es könnte eigentlich auffallen, daß das Eisen, eines der am weitesten verbreiteten Metalle, doch so spät in allgemeinen Gebrauch kam. Die Ursache davon ist jedenfalls in dem Umstande zu suchen, daß es nirgends in gediegenem Zustande vorkommt (ausgenommen als Meteor-Eisen) und daß die Gewinnung des reinen Eisens manche Kenntnisse und Kunstfertigkeiten voraussetzt. Nur das Auge des Kenners ist im Stande, zwischen dem rohen Eisensteine, wie er aus dem Bergwerke kommt, und dem im Handel vorkommenden Eisen oder Stahl eine Verwandtschaft zu entdecken. Es hat sicherlich nicht geringe Mühe und ungeheuer langer Zeit bedurft, ehe die verschiedenen Methoden der Darstellung oder Verarbeitung des Eisens, durch welche das letztere ganz neue und nutzbare Eigenthümlichkeiten erhält, erfunden und praktisch geübt wurden, ganz zu geschweigen der Kunstfertigkeit unserer Tage, welche ganz himmelweit verschiedene Dinge aus dem Eisen zu schaffen weiß: Stahlfedern und Eisenbahnschienen, Compaßnadeln und Armstrongkanonen, die Lanzette des Arztes und eine Dampfmaschine, eine Uhrfeder und ein Eisenschiff, eine Scheere und einen Riesendampfhammer, einen Ohrring und eine Röhrenbrücke. Diese Verwendbarkeit des Eisens in allen Zweigen der Technik und zu fast allen Bedürfnissen des täglichen Lebens macht es dem Menschen werthvoller als alle andern Metalle zusammengenommen. Das Gold findet man rein und in einem Zustande, der seine Bearbeitung erleichtert, und es scheint denn auch, als sei es in früheren Perioden der Geschichte häufiger als Stahl und Eisen im Gebrauch gewesen; allein es taugte doch nicht zur Herstellung der meisten Werkzeuge, und konnte nimmer zu Sägen, Beilen oder Schwertern verarbeitet werden.

Die Kunst des Schmelzens und der Bearbeitung des Eisens ist, gleich den meisten andern Künsten, aus dem Osten zu uns gekommen. Ursprünglich wurde Eisen wohl nur zu Kriegszwecken verwendet, und die Römer gaben ihm, als dem Symbol des Kriegs, sogar den Namen Mars. In der Bibel wird es häufig erwähnt, am frühesten bei der Erzählung der Eroberung von Judäa durch die Philister, wo die Eroberer, um die Unterjochung der Israeliten vollständig zu machen, alle Schmiede des Landes gefangen nahmen und sie wegführten. Die Philister fühlten wohl, daß sie nicht sicher seien, so lange die Ueberwundenen noch Mittel besaßen, sich Waffen zu beschaffen, und darum „ward kein Schmied im ganzen Lande Israel erfunden, denn die Philister gedachten, die Ebräer möchten Schwert und Spieß machen; und mußte ganz Israel hinabziehen zu den Philistern, wenn Jemand hatte eine Pflugschaar, Haue, Beil oder Sense zu schärfen" (1. Sam. 13, 19. 20.) Und später, als Jerusalem von den Babyloniern erobert worden, war es eine der ersten Handlungen der Sieger, die Schmiede und Zimmerleute und andere starke Kriegsmänner in die Gefangenschaft nach Babylon zu schicken. Ihrer Waffenschmiede beraubt, waren die Juden fast zu vollständiger Ohnmacht verdammt.

Als die Römer in Britannien landeten, war das Eisen den Küstenbewohnern schon bekannt; dieselben hatten es entweder selbst in ihren rohen Oefen geschmolzen oder im Tauschhandel mit den Phöniciern kleine Mengen gegen Hingabe von Lebensmitteln und Fellen erhalten. Die Erzählungen von den altbritischen

Kampfwagen, welche mit Schwerterklingen und Sicheln ausgerüstet gewesen, sind wohl ins Reich der Mythe zu verweisen, da das Vorhandensein von Eisen in so großer Menge sich nicht recht mit gleichzeitigen Thatsachen vereinbaren läßt und bis jetzt auch nirgends eine Spur von den fraglichen alten Streitwagen entdeckt worden ist. Damals war das Land noch zu einem großen Theil mit dichten Waldungen bedeckt, Straßen, auf denen große Wagen hätten fahren können, gab es nicht, und schwerlich verwendete man Eisen zur Ausrüstung eines Gefährtes zu einer Zeit, wo die Krieger selbst noch keine eisernen Waffen hatten. Cicero forderte ironisch den damals in Britannien dienenden Trebatius in einem Briefe auf, einen von den berufenen britannischen Streitwagen nach Italien zu schicken, damit das Wunderwerk dort ausgestellt werden könne; es steht aber nirgends zu lesen, daß Rom ein solches barbarisches Kunstprodukt zu sehen bekommen hätte.

Nur in den Grabhügeln längs der Küste oder in solchen aus der Zeit der Römerherrschaft in Britannien finden sich Geräthschaften aus Eisen vor, in den alten Grabstätten im Innern des Landes sind noch nie dergleichen entdeckt worden. Herodianus erzählt, daß die Britannier, als sie von Severus durch die Sümpfe und Marschen der Ostküste verfolgt wurden, Eisenringe um Hüften und Nacken als Zierrath getragen haben, ganz ebenso wie andere Völker Schmucksachen von Gold und Silber trugen. Cäsars Angaben zufolge bestand ihr Geld nur aus Kupfer- oder Eisenstücken, denen man einen festen Werth beigelegt hatte. Uebrigens ist es beachtenswerth, daß alle bis jetzt in den zahlreichen Begräbnißplätzen des Eisenzeitalters in der Schweiz, in Süddeutschland, Frankreich und England aufgefundenen Alterthümer in größerem oder geringerem Grade Spuren römischen Einflusses zeigen.

Die Römer selbst bedienten sich, wenn sie nicht Eisen genug hatten, bronzener Waffen, wie aus mannigfachen Aufdeckungen alter tumuli hervorgeht. Sie verstanden die Kunst, die Bronze so zu härten und zu stählen, daß sie sehr scharfe Schwertklingen aus Bronze herzustellen vermochten, und in Britannien verdrängten ihre Bronzegeräthschaften allmählich die früheren Steingeräthe und Werkzeuge. Wo sie aber Eisen fanden, da legten sie frisch Hand an die Gewinnung desselben. So war es auch in Britannien. Sie suchten sich nicht blos die vortheilhaftesten Handelsplätze aus, überzogen das Land mit einem vollständigen Netze tüchtiger Heerstraßen, errichteten auf Höhen und in Thälern Städte, Dörfer und Landhäuser und benutzten die heilkräftigen Brunnen zu Bädern, und zwar in einem Grade, der selbst heute noch nicht übertroffen ist, sondern sie stiegen auch in die Tiefen der Erde, in Bergwerke und Steinbrüche hinab und schmelzten und bearbeiteten Metalle in fast allen Theilen der Insel. Solche alte Halden in den Thälern und an den Berghängen von Nord-Derbyshire heißen noch heute im Munde des Volks old man oder old man's work. Von Dartmoor bis zum Firth von Moray bringt der Pflug noch jedes Jahr neue Spuren des unermüdlichen Fleißes und Unternehmungsgeistes der Römer zu Tage, und selbst in solchen Bezirken, deren Eisenreichthum erst in allerneuester Zeit bekannt geworden, wie in Northamptonshire und im nördlichen Yorkshire, sind Ueberbleibsel alter Römerwerke entdeckt worden, welche zeigen, daß die Römer den Charakter auch dieser Theile des Landes sehr wohl gekannt haben. Vorzüglich gern legten sie ihre Bergwerke an solchen Punkten an, welche für die Zwecke der Ausfuhr am geeignetsten waren, also namentlich in den südlichen Grafschaften und an den Küsten von Wales. Die umfangreichen Haufen von Schmiedekohlenasche, welche in dem bekannten Dean Forest aufgefunden worden, deuten darauf hin, daß die vornehmsten Eisenwerke der Römer in dieser Gegend lagen. Geschichtlich nachgewiesen ist, daß im zweiten Jahrhundert nach Christo die Römer im Westen Englands, im Dean Forest und in Südwales, Schmelzöfen hatten und daß sie das Metall von hier nach Bristol schickten, wo es geschmiedet und zu Waffen für

das Heer verarbeitet wurde. Gleichzeitig wurden auch die Eisenerze von Sussex in ausgedehntem Maße verarbeitet, wie zahlreiche Funde von Kohlenasche, unter welcher römische Münzen aus der Zeit Nero's, Vespasians und Diocletians verborgen waren, beweisen.

In den unruhigen Zeiten des Alterthums erscheint uns natürlich der Schmied oder Eisenarbeiter weit öfter in Verbindung mit Krieg und Schlacht als mit der Thätigkeit friedlichen Gewerbes. Wohl war er Nagel- und Hufschmied, wohl machte er Aexte und Beile und Sägen und Hämmer für die verschiedenen Gewerke, Pflüge und Eggen für den Bauer, Bolzen und Riegel für das Burgthor und Ketten für die Zugbrücke des Adelsschlosses; hauptsächlich aber war sein Ansehn bedingt durch seine Fertigkeit als Waffenschmied. Er fertigte und flickte alles Jagd- und Kriegsgeräth, Wurfspieße, Hellebarden und Streitäxte, er schmiedete dem Bogenschützen seine Pfeilspitzen und lieferte den Kriegsmannen Lanzenspitzen, was aber vor Allem wichtig war: er schmiedete für die Ritter Panzerhemden und Harnische und Schwerter, von deren Güte und Härte Leben, Ehre und Schlachtruhm ihrer Träger abhing. Daher die große Achtung, welche in jenen wilden Zeiten dem Schmiede gezollt wurde, daher die Bestimmung der angelsächsischen Gesetze, welche die Person eines Schmiedes durch Androhung doppelter Buße bei Verletzungen desselben ganz ausnahmsweise schützte. Der Schmied wurde als Mann vom höchsten Range behandelt, nach ihm kam der Methbrauer und dann erst der Arzt. Am königlichen Hofe von Wales saß der Schmied in der großen Halle bei König und Königin, zunächst dem Hauskaplan, und es scheint, als ob man angenommen habe, daß seine Kehle — heiß wie sein Ofen — einer häufigen Anfeuchtung bedürfe, denn er war berechtigt, von jeder Ladung Branntwein, die in die Halle gebracht wurde, einen tüchtigen Zug zu thun.

Der Schmied war dazumal ein mächtiger Mann, und die Sachsenchronik schildert den tapfern Ritter selbst als einen „mächtigen Kampfschmied". Am größten stand der Schmied da als der Künstler, welcher das Schwert schuf, dessen Vorzüge die Barden in ihren Gesängen priesen. Die Schärfe der Stahlklinge stach so bedeutend von der des Bronzeschwertes ab, daß in den Zeiten, wo der Stahl zuerst in Aufnahme kam, demselben die wunderbarsten und geheimnißvollsten Eigenschaften angedichtet wurden. Die Waffen von Bronze waren plump und dunkel, die Stahlklinge glänzte — das „weiße Flammenschwert", dessen Berührung jeden Zauber brach, verwunschene Prinzessinnen befreite und ekeln Riesen das Blut erstarren machte. König Arthurs Zauberschwert „Escalibor", Sir Gawains „Galatin" und Karls des Großen „Joyeuse", beide letztere hervorgegangen aus der kunstfertigen Hand Wielands des Schmieds, um dessen Namen die Sage einen romantischen Schimmer gewebt hat, spielen in den alten Ritterbüchern eine große Rolle. Auch die altnordischen Helden schwangen magische Schwerter; Olaf der Norweger besaß das Schwert Macabuin, das der in den Erzählungen der Skalden gefeierte geheimnißvolle Schmied von Drontheim ihm gefertigt hatte, und in den schottischen Hochlanden leben noch heutzutage unzählige Sagen von den übernatürlichen Künsten alter Meister vom Ambos.

Als Wilhelm von der Normandie in England einfiel, war er mit Schmieden wohl versorgt. Sein Gefolge war in Stahlrüstung gehüllt und mit den besten Waffen jener Zeit versehen, und es ist wohl anzunehmen, daß hauptsächlich seine Ueberlegenheit in dieser Beziehung ihm den Sieg über Harolds Heer verschafft hat, das an persönlicher Tapferkeit den Gegnern sicher nicht nachstand. Wilhelm hatte nicht blos Waffenschmiede für die Ritter, sondern auch Hufschmiede für ihre Pferde. Heinrich Ferrers (Henricus de Ferrariis) war sein praefectus fabrorum und als solcher einer seiner vornehmsten Beamten; noch lange nachdem seine Familie in den Grafenstand erhoben worden, führten seine Nachkommen sechs Hufeisen in ihrem Wappen. Wilhelm gab auch die Stadt Northampton nebst

der Pflege Fackley dem Simon St. Liz zum Lehen, als Anerkennung für die Bemühung desselben um die Beschaffung von Hufeisen für die königlichen Pferde. Uebrigens war auch schon vor der Eroberung das Beschlagen der Pferde in England nicht unbekannt, und Dugdale berichtet von einem alten sächsischen Bauern in Welbeck in der Grafschaft Nottingham, Namens Gamelbern, welcher zwei Morgen Landes zu Lehn trug gegen die Verpflichtung, des Königs Streitroß an allen vier Füßen mit des Königs Nägeln zu beschlagen, so oft der König in der benachbarten Burg Mansfield sein Hoflager haben würde.

Auch im Mittelalter wird der Schmied meist noch im Zusammenhang mit Krieg und Waffen erwähnt: doch tritt seine Wichtigkeit für die Geschäfte des Landbaus und der Industrie schon deutlicher hervor. Er war die Klammer, welche die Gesellschaft zusammenhielt, ohne ihn konnte Nichts geschehen. Wo immer Werkzeug und Geräthe zu Bauten, für den Handel oder das Hauswesen nöthig waren, mußte seine Kunst in Anspruch genommen werden. In abgelegenen Orten war er oft der einzige Künstler, der Mann für Alles, was weit und breit begehrt wurde, und lieferte nicht blos Werkzeuge und Geräthe für die Landwirthschaft, beschlug nicht blos die Pferde der ganzen Umgegend, sondern er war auch Vieharzt und Zahnbrecher, ließ zur Ader, bekleidete manchmal die Würde eines Gemeindeschreibers und des privilegirten Neuigkeitskrämers; kurzum, der Schmied war das Auge und die Zunge des Kirchspiels. Daher zeichnet Shakespeare im König Johann den Schmied:

> Ich sah 'nen Schmied mit seinem Hammer, so,
> Indeß sein Eisen auf dem Ambos kühlte,
> Mit offnem Mund verschlingen den Bericht
> Von einem Schneider u. s. w.

Des Schmieds Werkzeuge waren verschiedener Art, und wahrhaft wunderbar die Masse von Dingen, die er verfertigte. In der umfassenden und genauen Kenntniß der Eigenschaften des Eisens überragte er jedenfalls den heutigen Feuerarbeiter, denn der Schmied des Mittelalters war nicht blos Handwerker, sondern auch Künstler, was die große Zahl der noch erhaltenen Thorgatter, Kirchthüren, Altargitter 2c deutlich beweist. Er war der cunninge workman, der König der Handwerker seiner Zeit. Aber auch bei Straßen- und Wasserbauten 2c. wurde er häufig zugezogen, nicht blos um die benöthigten Werkzeuge zu beschaffen, sondern mitunter auch um die Arbeit selbst zu überwachen; ja selbst als Kriegsbaumeister sehen wir in jener Zeit Schmiede thätig, wie denn Eduard III. wiederholt nach Schmieden vom Dean Forest sendet, welche bei der Belagerung von Berwick als Ingenieure dienen sollten.

War der Schmied nach alledem der älteste und wichtigste Künstler und Handwerker, so kann es nicht auffallen, daß zu der Zeit, wo die Annahme der Zu- oder Familiennamen aufkam, gerade sein Name in ganz Europa so allgemein wurde. Daher die furchtbare Masse der Smiths in England, der Schmied, Schmidt 2c. in Deutschland, der Fabri, Fabricii 2c. in Italien, der Lefevres in Frankreich, der Gows und Gowans in Schottland, ganz abgesehen von den zahllosen Variationen und Compositionen, deren diese Namen fähig sind.

Im Laufe der Zeit zeichneten sich einzelne Gegenden und Orte durch die Trefflichkeit ihrer Leistungen in gewissen Zweigen der Schmiedekunst aus. Birmingham und Sheffield werden in dieser Beziehung mit am frühesten genannt, und schon der alte Chaucer erzählt von dem Müller von Trompington, daß er ein Sheffielder Messer in seiner Tasche trug.*) Die Sheffielder Pfeilspitzen waren

*) Ehe die Eßmesser erfunden waren (im 16. Jahrhundert), spielte das Taschenmesser eine wichtige Rolle. Zu Mahlzeiten brachte jeder Gast sein eigenes mit

hochberühmt wegen ihrer Härte, welcher in der Schlacht von Hamildon (1402) selbst des schwarzen Douglas Harnisch, der drei Jahre in Arbeit gewesen und gehärtet worden, nicht zu widerstehen vermochte, und auf den Schlachtfeldern von Crecy und Agincourt erkannten die Franzosen bald, daß sie selbst durch starke Rüstungen sich einen Weg bahnten.

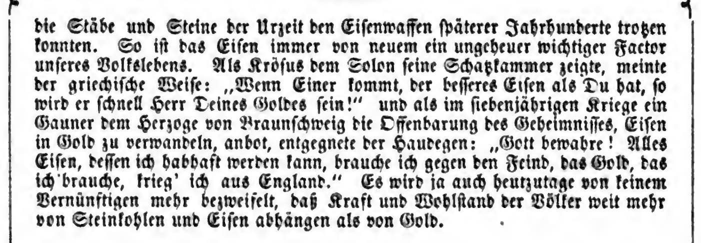
Schottland, heute so thätig in einer großartigen Eisenproduction, war in alten Zeiten von diesem Metall gänzlich entblößt. Zu Wallace's Zeit hatte es sich kaum aus der Steinperiode herausgearbeitet und vermochte seinen eisenbewaffneten englischen Feinden nur kümmerlichen Widerstand entgegenzusetzen, weßhalb man sich nach Zufuhr von Eisen aus Flandern umsah, noch lieber aber Raubzüge nach England unternahm, bei welchen alles Eisen, was nicht wand- und bandfest war, gestohlen wurde. (Uebrigens muß sogar in England zu jener Zeit das Eisen noch als eine große Kostbarkeit gegolten haben, denn unter Eduard III. waren die Töpfe, Bratspieße und Bratpfannen der königlichen Küche unter Sr. Majestät Juwelen mit aufgeführt.) Die Gier der Hochschotten nach Eisen war um so stärker, als die Clans hauptsächlich von der Jagd und in steten Fehden lebten; deshalb war ein Schmied ein Mann von unersetzlicher Wichtigkeit für die Hochländer, und der Besitz eines tüchtigen Waffenschmiedes der größte Stolz eines Häuptlings. Es wird von einem Hochlands-Schmied erzählt, der wegen begangener Verbrechen hingerichtet werden sollte; das schmerzte Niemanden mehr als seinen Häuptling, der ihn nicht wohl entbehren konnte, und das edle Stammeshaupt erbot sich daher großmüthig, statt des Schmiedes — zwei Weber zum Hängen zu liefern.

Endlich erstand ein großer Waffenschmied in den Hochlanden, dessen Rüstungen der schärfsten Sheffielder Pfeilspitze widerstanden und dessen Schwerter den besten von Mailand und Toledo gleichkamen: der berühmte Andreas de Ferrara. Dieser Künstler, dessen Klingen noch heute in verdientem Ansehen stehen, hatte wahrscheinlich in der Stadt Italiens, nach der er genannt wird, seine Lehrzeit verbracht und sich dann in die Berge seiner Heimath zurückgezogen, um dort in aller Stille sein Geschäft zu treiben. Niemand in Großbritannien vor ihm verstand es ein Schwert so zu härten, daß die Klinge umgebogen werden konnte, bis ihre Spitze das Heft berührte, und seine scharfen und dabei leichten und handlichen Schwerter waren deßhalb außerordentlich gesucht. Andreas lernte viele geschickte Männer des Hochlandes zu Waffenschmieden an und beschäftigte sich dann fast nur noch damit, den Klingen die nothwendige Geschmeidigkeit zu geben, wozu er sich in eine dunkle Werkstätte eingeschlossen haben soll, theils um so die Einwirkung der Hitze auf das Metall besser beobachten und die ganze Operation genau überwachen, theils um das Geheimniß seiner Kunst vor aller Welt geheim halten zu können.

Die Güte der Waffen ist, wie immer, so auch noch heute, von größter Wichtigkeit für die Vertheidigung eines Landes, denn bei gleichen Streitkräften und bei gleichem Muthe und gleicher Tapferkeit wird schließlich derjenige Theil den Sieg davontragen, der die besten Waffen hat. Als Spaniens Armada England bedrohte, bezog England das meiste Eisen von auswärts und zumal aus Spanien selbst, und die Spanier waren nicht wenig stolz auf ihre Eisenmanufactur, durch welche sie sich den Engländern weit überlegen fühlten. Dreihundert Jahre sind seitdem vergangen, und wiederum fühlt England, daß den eisernen Widderschiffen der Gegenwart die alten Schiffe ebenso wenig mehr widerstehen können, als einst

---

und schärfte es, ehe er sich setzte, an einem zu diesem Zwecke aufgehangenen Wetzstein. Viele trugen auch gleich einen Wetzstein bei sich, und Elisabeth machte ihrem geliebten Leicester unter Anderm auch einen mit Gold ausgelegten Wetzstein zum Geschenk.



die Stäbe und Steine der Urzeit den Eisenwaffen späterer Jahrhunderte trotzen konnten. So ist das Eisen immer von neuem ein ungeheuer wichtiger Factor unseres Volkslebens. Als Krösus dem Solon seine Schatzkammer zeigte, meinte der griechische Weise: „Wenn Einer kommt, der besseres Eisen als Du hat, so wird er schnell Herr Deines Goldes sein!“ und als im siebenjährigen Kriege ein Gauner dem Herzoge von Braunschweig die Offenbarung des Geheimnisses, Eisen in Gold zu verwandeln, anbot, entgegnete der Haudegen: „Gott bewahre! Alles Eisen, dessen ich habhaft werden kann, brauche ich gegen den Feind, das Gold, das ich brauche, krieg' ich aus England.“ Es wird ja auch heutzutage von keinem Vernünftigen mehr bezweifelt, daß Kraft und Wohlstand der Völker weit mehr von Steinkohlen und Eisen abhängen als von Gold.

Miscellen.

Das Dante-Denkmal in Florenz. Die Gemeindebehörden von Florenz haben beschlossen, die Ausführung des in genannter Stadt projectirten Dante-Denkmals dem Bildhauer Enrico Pazzia zu übertragen. Der Künstler muß sich verbindlich machen, das Werk bis 1865, bis zum 600jährigen Jubiläum des Dichters fertig zu liefern.

Ein Modell der Akropolis von Athen. Im Krystallpalast zu Sydenham ist ein im Verhältniß von ein Tausendstel verkleinertes Modell der Akropolis von Athen aufgestellt, welches durch seine treue Nachbildung des berühmten Felsens und seiner architektonischen Reste Bewunderung erregt. Es ist dies das Werk einer Frau Avramioti, die über drei Jahre daran gearbeitet hat. Namentlich fällt dem Beschauer der Felsenböcker hinter dem Parthenon auf, welcher nach einer alten Sage dem bekannten Silenusprofil des Sokrates ähnlich sieht.

Der Cid als Held einer Oper. Der als enragirter Anhänger der Zukunftsmusik bekannte Peter Cornelius — so viel wir wissen, ein naher Verwandter oder wohl gar ein Sohn des berühmten Malers aus früherer Ehe — hat eine Oper geschrieben, deren Held und Titelfigur der „Cid“ ist. Die den Künstler protegirende Frau Großherzogin von Weimar hat den Wunsch ausgesprochen, daß das Werk zu ihrem Geburtstag auf der Weimarer Hofbühne gegeben werden möge.

Neues von Mosenthal und L. Rosen. Wie einige Wiener Blätter berichten, hat der Dichter der „Deborah" ein neues Drama in Versen: „Pietra" vollendet. — Ludwig Rosen, der schon mehrere nicht üble Lustspiele schrieb, hat jetzt abermals ein solches, betitelt: „die Compromittirten", vollendet und bereits an die Bühnen gesandt.

Frau Schwanfeldert. In Berlin starb die dort im Jahre 1817 geborene Frau Louise Schwanfelder. Mit ihrem Mädchennamen hieß sie Siebert. Sie befand sich einst unter den Sternen des alten Königsstädter Theaters, machte dessen Blüthezeit mit durch und gehörte zu den auserwähltesten Lieblingen der Habitués jener eingegangenen Bühne. Auch gesellschaftlich spielte die schöne Frau damals eine große Rolle. Ihr späteres Wirken in Oldenburg bezeichnete schon ein Schwinden des Flors, in dem sie früher gestanden hatte. Die Verstorbene lebte bereits längere Zeit vom Theater ganz fern, als jetzt der Tod an sie, als eine vergessene Berühmtheit, herantrat.

Nachträgliche Berichtigungen für's April-Heft.

In dem Artikel „Allgemeine Betrachtungen über den Menschen":

Seite 321,	Zeile 16,	von oben:		„Die Stoffe für diese Kraft" fällt weg.
„	„	26,	„ „	„indessen" fällt weg.
„	322,	„ 27,	„ „	„und" fällt weg. Mit Mineral- ꝛc. fängt ein neuer Satz an.
„	323,	„ 3,	„ „	„in den" lies „in der".
„	324,	„ 2,	„ „	für „Bär" lies „Löwe".
„	324,	„ 12,	„ „	für „pflanzt" lies „pflegt".
„	324,	„ 25,	„ „	für „der Verhältnisse" lies „alle Verhältnisse".
„	324,	„ 40,	„ „	für „eben" lies „aber".
„	325,	„ 9,	„ „	für „Phantasien" lies Phantasie".
„	326,	„ 27,	„ „	für „recht" lies „zwar".
„	327,	„ 3,	„ „	für „erhabenen" lies „erhobenen".
„	328,	„ 16,	„ „	für „vermischten" lies „verwischten".
„	328,	„ 24,	„ „	für „schmerzhaften" lies „scherzhaften".
„	328,	„ 24,	„ „	für „geschickten" lies „gescheidten".

Im Mai-Heft, Seite 441, für „Minnechaha" lies „Minnehaha".

Deutsch-Amerikanische Monatshefte

für

Politik, Wissenschaft und Literatur,

herausgegeben von

Caspar Butz.

Erster Band. —1864.— Juni-Heft.

Zur Geschichte der deutschen Einwanderung.

Von

Friedrich Münch.

Erster Abschnitt.

Gottfried Duden und sein Wirken.

In der Geschichte der deutschen Ansiedlung in Missouri muß der Name Gottfried Duden's immer zuerst genannt werden. Er war Junggesell (er hatte unglücklich geliebt) und sehnte sich nach einer Veränderung seiner Lage, ja nach einem ganz neuen Schauplatze. So gab er seine Richterstelle auf und bereitete sich zur Auswanderung nach Amerika dadurch vor, daß er eine Zeit lang medizinische Collegien in Bonn besuchte, und wanderte dann 1824 mit einer älteren Köchin (die er auch später wieder mit sich zurückbrachte) und einem jungen Oekonomen Namens Louis Eversmann nach dem Westen von Nord-Amerika. Seine Reise bis nach St. Louis und seine Erfahrungen während eines vierjährigen Aufenthaltes im Staat Missouri schilderte er nach seiner Rückkehr in einem „Bericht über eine Reise 2c." Dieses Buch enthält eine merkwürdige Zusammenstellung von philosophirenden und naturwissenschaftlichen Betrachtungen und naturfrischen Bildern aus dem Urwaldsleben. Die Schrift wurde verschieden beurtheilt. Für Leute wie H. Leo in Halle war die Gelegenheit zu lockend, um sie nicht zur Darlegung knechtischer Gesinnung und hochmüthiger Befangenheit zu benützen, und das ist in der That seine Kritik in den Berliner Jahrbüchern (Jahrg. 1830). Das Buch drang jedoch rasch in die Masse des Volkes, und Jeder nahm sich daraus, was ihm am Meisten behagte. Duden hatte die beste und ehrlichste Absicht; er wollte Niemanden täuschen. Er war aber nicht lange genug in Amerika, um mit Allem gründlich bekannt sein zu können, sah Manches für zu leicht an, weil er eben blos zusah, und färbte auch wohl seine Schilderun-

gen mitunter zu stark. Im Ganzen aber hat er mit auffallend klarem Blicke gesehen, die europäischen wie die amerikanischen Verhältnisse richtig erkannt und ist für viele Tausende ein Führer zu Unabhängigkeit und Wohlsein geworden. In seinen Verhältnissen that er wohl, daß er seine Rolle als Missouri-Farmer nicht länger zu spielen versuchte.

Duden fand in St. Louis (damals wenig mehr als ein Franzosendorf) bereits einen Deutschen, Namens Küchenthal. Dieser rieth ihm, zum Zwecke des beabsichtigten Landankaufes sich an einen bekannten Landmesser, Major Boone (Sohn des bekannten Kentucky-Pioniers Daniel Boone), der im Femme Osage-Thale, in St. Charles County, wohnte, zu wenden. Dorthin machten Duden und der junge Eversmann sich auf, und kamen nach vielerlei Mühseligkeiten, welchen sie als Neulinge und im damaligen Zustande des Landes nicht entgehen konnten, endlich zur Stelle. Auf dem Rückwege nach St. Louis verloren sie ihre Richtung und waren froh, als sie nach dem Anbrechen der Nacht (es war eine sehr unliebliche Novembernacht), einen ziemlich steilen Waldweg herabkommend, unten im Thale Licht schimmern sahen. Sie waren viel zu weit westlich gekommen, befanden sich in Warren (damals Montgomery) County im sog. Lake-Creek-Thale und wurden von einem gewissen Jacob Haun, dem Nachkommen eines Pennsylvanisch-Deutschen, der noch etwas Deutsch verstand, gastlich aufgenommen. In Haun (den ich selbst noch wohl gekannt habe; er verkaufte seine Hofstelle später an Paul Follenius) fand sich eine interessante Mischung von deutscher Biederkeit und schlauem Yankeethume. Wegen seines Planes mit den beiden Grünen war er bald bei sich im Reinen. Es waren dem Ansehen nach vornehme und reiche Leute, — sie mußten wo möglich hier zurückgehalten werden; denn Baargeld war — wie meistens in neuen Ansiedlungen — am wenigsten unter allen Dingen in Ueberfluß vorhanden. Er sagte den Fremden, daß sie Congreßland der besten Art ganz in der Nähe kaufen und, bis sie eingerichtet wären, bei ihm wohnen könnten. Dieß wurde angenommen, eine Viertel-Sektion Land (160 Acker) wurde gekauft, zwischen Duden und Eversmann getheilt, und beide wohnten eine Zeit lang, Duden an zwei Jahre, bei Haun in einer Blockhütte, welche, als Rumpelkammer benützt, noch heute steht. Eine nahe Anhöhe, wohin Duden gerne seine sentimentalen Spaziergänge machte, jetzt zu einem Pfirsichgarten angelegt, heißt noch immer Duden's-Hügel.

Eversmann verheirathete sich mit einer Amerikanerin, kaufte noch viel angrenzendes Land hinzu, versah sich auch mit den nöthigen Schwarzen, war ein verständiger und fleißiger Mann, ein ausgezeichneter Spekulant, der aber wenig andere Befriedigung, als reich zu werden, im Leben suchte und fand. Er starb im März 1858 an derselben Stelle, — seine Familie wohnt jetzt in Saline County, und das ererbte Restchen von Deutschthum geht in ihr völlig unter.

Duden hauste später mit seiner Köchin in einer jetzt zerfallenen Blockhütte auf seinem eigenen Lande, — ein angefangenes besseres Wohnhaus wurde niemals fertig. Auch er kaufte noch beträchtlich mehr Land, lies aber nur ein kleines Feld bebauen und würde verhungert sein, wenn er nicht über bedeutende Zuschüsse

von Deutschland zu gebieten gehabt hätte. Nach seinem Tode im Herbste 1857 (er starb in Bonn) kaufte Eversmann Duden's sämmtliche hiesige Ländereien von dessen Erben für die Hälfte ihres Werthes und verkaufte sie dann wieder für $14—20 an drei hiesige Deutsche, von welchen Einer (Heinrich Lang) an der Stelle, wo früher der „Philosoph im Urwalde" gehaust hatte, jetzt einen recht netten Farmplatz einrichtet. — Duden war unverheirathet und sehr reich ohnehin; warum kam ihm niemals der Gedanke, sein hiesiges Land, um welches ringsum die älteste und größte deutsche Ansiedlung im Westen der Ver. Staaten sich allmählig gebildet hat, zur Unterhaltung einer deutschen Schule zu stiften? Er würde so seinem Namen für immer ein dankbares Andenken gesichert haben. Daß er es nicht that, auch um den ganzen Fortgang einer Sache, die er einst mit so viel Eifer angeregt hatte, sich später so wenig bekümmerte, kann mit Recht kleinlich genannt werden.

Indem Duden in seinem Bericht (12. Brief) sagt: „Wenn ich einen Platz auf dem Staatseigenthume aussuche, so kann ich neben der Nutzbarkeit auch den Rücksichten der Annehmlichkeit mehr Raum geben 2c.", so täuscht er sich selbst. Weder in Betracht der Nutzbarkeit, noch der Annehmlichkeit war seine damalige Auswahl eine besonders glückliche, — sie war, wie ich erzählt habe, eine bloße Sache des Zufalles. Damals hätte Duden entweder in der trefflich gelegenen Gegend zwischen St. Louis und St. Charles, oder höher am Missouri-Flusse hinauf, wo ebenfalls die Natur mehr für den Ansiedler gethan hat, Land kaufen müssen. Jetzt freilich hat sich die Sache besser gemacht: die Duden's-Niederlassung hat außer dem, einige Meilen entfernten Missouri-Strome eine Eisenbahn im Norden und Süden, hat mehrere aufblühende deutsche Städtchen und einen Gewerbsverkehr, der kaum Etwas zu wünschen übrig läßt, dabei eine fleißige, rasch zu Wohlstand gelangende Bevölkerung; sie kann als Mittelpunkt einer bereits über vier Counties sich erstreckenden deutschen Ansiedlung, die beständig festeren Fuß faßt und sich weiter ausdehnt, betrachtet werden.

Duden war in seiner Politik Whig und Bankmann. Gegen das Institut der Negersklaverei hat er nichts einzuwenden, insofern es einmal da ist, und durch die Freisetzung der Neger — nach seiner Meinung — in deren eigenen Lage nichts gebessert werden kann; ein verständiger und humaner Herr ist ein Wohlthäter für seine Sklaven (wie es ein guter Vater für seine unmündigen Kinder ist), — das Schlimmste ist, wenn der Herr schlechter ist als seine Sklaven, was allerdings vorkommt. Duden widmet der Sklavenfrage eine lange Abhandlung (im 20. Briefe), die nicht frei von Sophismen ist, obwohl kein Grund zum Zweifel an seiner humanen Gesinnung vorliegt. Lebte er jetzt noch hier und sähe die Größe, bis zu welcher das Uebel angewachsen ist, er würde sicher auf der Seite Derer sein, welche demselben einen Damm entgegenzusetzen entschlossen sind. [Geschrieben 1860.]

Auf Duden's Werk folgte ein ganzes Heer von Büchern über die neue Welt, enthaltend Reiseberichte, Erfahrungen, Schilderungen, Rathschläge, meistens ohne den Geist und die Frische des Duden'schen Buches, zum Theil brauchbar zum

Zurechtfinden in Verhältnissen, welche von den europäischen so verschieden sind, daß es schwer ist, ohne die eigene Erfahrung eine klare Vorstellung von ihnen zu gewinnen.

Zweiter Abschnitt.

Versuch einer deutschen Ansiedlung in Arkansas.

Es gehört zu der Eigenthümlichkeit der Deutschen, daß sie einer Idee oder Theorie folgen ohne die nöthige Rücksicht darauf, ob die vorhandenen Umstände das Gelingen möglich machen, oder nicht; was richtig gedacht ist — meinen sie, — muß auch ausführbar sein. Man sollte aber nichts Bedeutendes unternehmen, ohne mit der Lage der Dinge genau bekannt zu sein; denn an dem Widerstande der Thatsachen rennt auch der Klügste und Muthigste die Stirne ein.

Im Jahre 1832 bildete sich die sog. Mainzer Auswanderungsgesellschaft. Duden hatte die neuen Staaten und Territorien am Mississippi gepriesen; aber warum sollte man die Staaten Missouri oder Illinois wählen, da vielleicht noch Besseres zu finden war? Man wußte, daß ganz neuerdings das Gebiet Arkansas, südlich von Missouri, der Ansiedlung eröffnet worden war, und warum sollten unter Denen, welche dort ihr Glück versuchten, nicht auch Deutsche sein? Arkansas sollte — ich weiß nicht, welchen Nachrichten man folgte — ein Hochland sein mit dem bezaubernden Klima der spanischen Hochebenen, der Arkansas folglich ein zweiter Guadalquivir, und Little Rock ein künftiges Valencia. Aber es giebt in dem ganzen Gebiete der Ver. Staaten östlich vom Felsengebirge kein spanisches Klima, — der Arkansas ist ein trüber Strom, der oft verheerend 30 und mehr Fuß über seinen niedrigsten Wasserstand steigt, und die Städte in Arkansas werden sich noch lange nicht über das Ansehen deutscher Gebirgsdörfer erheben. — Die Betrachtung kam noch hinzu, daß die neuen westlichen *Staaten* als solche bereits ihren festen Charakter hätten, daß es aber in einem *Gebiete* thunlich sein werde, durch rasche deutsche Besiedlung dem künftigen Volksleben ein völlig *deutsches* Gepräge zu geben. — Kaum verlautete dieser Gedanke, als Spezialcharten von Arkansas in Menge erschienen und vom aller anlockendsten Ansehen. Warum sollte nicht an den Ufern des Arkansas das Leben am vaterländischen Rheine verjüngt und naturfrisch dargestellt werden können? Der Gedanke hatte eine poetische Seite und empfahl sich der Phantasie Derer, welchen in der Heimath damals Alles so starr und hoffnungslos erscheinen wollte.

Der Hauptstifter und die Seele der Gesellschaft war ein junger Pfarrer Klingelhöffer in der Wetterau, den die Natur offenbar mehr zum Jäger als zum Prediger bestimmt hatte. Ihm schlossen sich zwei Brüder Sandherr aus Mainz, zwei Brüder Marguth aus Gießen, zwei Brüder Valentin aus Kassel, Otto aus Laubach u. m. A. an. Mit ihnen waren andere Männer, namentlich die Stifter der Gießener Gesellschaft, in Verbindung getreten und hatten sich anheischig gemacht, von Jahr zu Jahr starke Auswandererzüge nachzubringen, sofern nur irgend ein glücklicher Erfolg sich zeige. — Im Frühling 1833 ging der Zug ab

und gelangte im Ganzen glücklich nach Little Rock (der jetzigen Hauptstadt des Staates, in dessen Mitte und schön am Arkansas gelegen). Beim Anblick der dortigen Dinge fiel dem Einen das Herz so tief, daß er schnurstracks umkehrte, den Arkansas wieder hinab, den Mississippi und Ohio hinauf, von Pittsburg nach New-York, ohne Aufenthalt über das Meer und zurück zum Vogelsberge in Hessen fuhr, noch immer kaum wagend, sich umzusehen, als ob der Böse ihm auf den Fersen wäre. „In Deutschland kann man sterben, aber in Amerika hat man den sicheren Tod vor sich"; dieser Gedanke trieb und jagte ihn, bis er glücklich wieder am mütterlichen Tische saß. Die Verhältnisse waren in der That nicht lockend, mehrere Sterbfälle kamen bald nach einander vor, die Meisten überzeugten sich, daß die Wahl des Ortes eine ganz verfehlte war, Einige kamen nach Missouri, Andere nach Illinois herauf, oder zerstreuten sich dahin und dorthin. Nur Klingelhöffer hielt aus mit bewundernswerther Ausdauer. Er hatte, von einem Spekulanten verleitet, ein Stück Land in der Niederung [bottom] des Arkansas gekauft und eine Blockhütte darauf errichtet; die nächste Frühlingsfluth riß die Hütte weg, er verlor Alles und rettete kaum sein und der Seinigen Leben. An einer andern Stelle begann er auf's Neue, nährte seine Familie zum Theil durch die Jagdflinte, murrte über keinerlei Entbehrungen, sprach nie ein Wort der Reue über den gethanen Schritt aus und lebt — so viel man hier wissen kann — noch immer, in seinem äußeren Ansehen [wie erzählt wird] einem Zottelbären des Felsengebirges nicht ganz unähnlich. [Geschrieben 1860.]

In Little Rock fehlt es jetzt nicht an deutschen Handwerkern, — auch mögen in andern Städtchen und hin und wieder auf dem Lande einzelne deutsche Familien anzutreffen sein; aber ein Strom deutscher Auswanderung wird niemals nach Arkansas gehen, ein deutsches Leben sich wohl niemals dort gestalten.

Der südliche Theil von Arkansas besteht aus reichen Niederungen, welche sich hauptsächlich zum Baumwollenbau eignen und welche vermuthlich noch lange nur der afrikanische Leibeigene bebauen wird. Dann finden sich am White River und andern Gewässern schöne, zum gewöhnlichen Landbau geeignete Ländereien. Der größere Theil des Staates jedoch besteht aus gebrochenem Gebirgsland mit reicher Jagd und für Viehzucht passend, keiner dichteren Ansiedlung fähig und mit sehr mangelhaften Verkehrswegen. In einzelnen Gegenden, wie am oberen Arkansas, würde die Rebe trefflich gedeihen; große Bezirke sind ganz von wilden Reben durchzogen, unter welchen recht werthvolle Varietäten vorkommen. — Wann einmal der Süden von Missouri eine starke deutsche Besiedlung haben wird, dann werden Deutsche auch über die Grenze gehen und in Arkansas die Spuren ihres Fleißes sichtbar machen.

Dritter Abschnitt.

Die Gießener Auswanderungsgesellschaft; die vorausgeschickte Commission; Reise bis St. Louis.

Wie bereits bemerkt, sollte Klingelhöffer's Colonie nur Vorläuferin sein, und eine geordnete massenhafte Auswanderung ihr nachfolgen. Wie man die Sache

auszuführen gedachte, geht am Klarsten aus einem Schriftchen hervor, das in jener Zeit verbreitet wurde und nicht geringes Aufsehen erregte: „Aufforderung und Erklärung in Betreff einer Auswanderung im Großen aus Deutschland in die nordamerikanischen Freistaaten, — zweite, mit den Statuten der Gießener Auswanderergesellschaft vermehrte Auflage — Verlag von G. Ricker in Gießen 1833." Es war von Paul Follenius und mir gemeinschaftlich verfaßt und giebt ein deutliches Bild von der Stimmung der damaligen Zeit, auch von den Illusionen, die man sich machte. Es hatte schnell einen so bedeutenden Absatz, daß wir uns überzeugt halten durften, das Unternehmen sei zeitgemäß, und Tausende würden sich daran betheiligen.* Die Meisten zogen es indessen vor, noch abzuwarten und uns erst unser Glück versuchen zu lassen. Als die Sache an Verhältnissen scheiterte, die uns lange nicht so genau bekannt waren, als wir dachten, und als es sich zeigte, daß die Auswanderung damals überhaupt für den Einzelnen mehr Aufopferung erforderte, als wozu die Meisten geneigt sein mögen, blieben die erwarteten Zuzüge aus, und der Hauptgedanke des ganzen Unternehmens mußte vorerst aufgegeben werden. Jener Gedanke selbst ist indessen auch jetzt noch nicht veraltet und kann und wird mehr und mehr, wenn auch in anderer Weise, sich hier verwirklichen, sofern sich die hiesigen Deutschen nicht etwa damit begnügen wollen, eben nur eine Existenz hier gefunden zu haben.

Es wurde beschlossen, eine Commission voraus zu schicken. Ich selbst erwartete von einer Commission wenig, höchstens eine flüchtige und oberflächliche Beschauung der Dinge und Zustände, von welcher ich meinen bereits fest stehenden Entschluß nicht abhängig machen mochte; ich wurde aber überstimmt, weil Viele die Sache zur Beruhigung ihrer Familien für dienlich hielten. Die nicht geringen Kosten sollten gemeinschaftlich getragen werden. Inzwischen hatten die beiden Unternehmer den größeren Theil der Vorlagen zu machen, und da nach Auflösung der Gesellschaft fast nichts zurückerstattet wurde, so verloren sie schon dadurch einen nicht geringen Theil ihrer nur mäßigen Mittel.

Als Commissäre boten sich an Apotheker Müller von Homburg v. d. H., ein sehr gewandter Geschäftsmann, und Pfarrer Schmidt von Büdingen [in der Wetterau], ein verständiger, mit viel praktischem Sinne begabter Mann. Der letztere war noch kein erklärtes Gesellschaftsmitglied, es galt ihm aber darum, sich Amerika einmal auf gute Art anzusehen, und weil er nicht Lust hatte, seine Stelle aufzugeben, so nahm er unter anderem Vorwand einen mehrmonatlichen Urlaub. Nach seiner Rückkehr bedurfte es vieler Bücklinge, um seine sofortige Absetzung abzuwehren. — Beide Männer begaben sich im Spätsommer 1833 auf die Reise und erreichten endlich mit nicht geringen Mühen St. Louis [Eisenbahnen gab es noch nicht]. Hier blieb der Eine zurück, der Andere wanderte weiter bis nach

* Auch Duden, der darüber befragt wurde, sprach sich ermunternd aus. — Mir selbst schien die Sache nicht unbedenklich; ich war aber entschlossen, mit Follenius fest zusammen zu stehen, was auch kommen möge.

Little Rock am Arkansas und schrieb uns von da, daß die Klingelhöffer'sche Gesellschaft aufgelöst und in traurigem Zustande sei, und daß er bereits im November einen fußtiefen Schnee dort angetroffen habe. Schmidt, einer meiner vertrauteren Jugendfreunde, schrieb mir privatim: „Gieb um's Himmels willen Deine Stelle nicht auf; Amerika mag ein gutes Land sein für rohe Arbeiter, aber nicht für gebildete Deutsche." — Ich hatte aber bereits meine Entlassung genommen, betrachtete mich als gebunden durch die eingegangenen Gesellschaftsverbindlichkeiten und wäre gegangen auch trotz einer noch stärkeren Abmahnung.

Die erste Abtheilung der Gesellschaft, an 300 Köpfe zählend und von Follenius geführt, sollte im März 1834 abgehen und befand sich gerade in Bremen, als die Commissäre dort wieder anlandeten und die niederschlagendsten Schilderungen mitbrachten. Müller gab für seine Person wohlweislich die Sache ganz auf und hatte vorher auch schon brieflich seinen Bruder, Hofrath Müller in Homburg, der die Stelle des Gesellschaftsarztes übernommen hatte, zur Zurückziehung bestimmt. Die bereits in Bremen anwesenden Mitglieder ließen sich nicht entmuthigen, gaben aber insoweit dem Rathe der Commission nach, daß beschlossen wurde, von Arkansas abzusehen und die ganze Gesellschaft in St. Louis zu vereinigen, wo man weiter berathen wolle, was zu thun sei. — Somit kam die erste Bresche in den hoch und weit angelegten und — wie wir meinten — so gründlich durchdachten Plan, in Arkansas ein neues Deutschland auf die Beine zu bringen.

Follenius hatte mit den Rhedern, den Hr. Delius in Bremen, einen für die Gesellschaft vortheilhaften schriftlichen Vertrag zur Beförderung der beiden Abtheilungen abgeschlossen; die erste sollte in New Orleans, die zweite in Baltimore landen. Diese Trennung war nöthig, weil viele Mitglieder der Gesellschaft sich nicht frühe genug fertig machen konnten, für die später Abreisenden aber die Fahrt über New Orleans nicht räthlich gewesen wäre. — Follenius ging mit seinen Leuten [und mit der Hauptkasse] an Bord des stattlichen [ursprünglich russischen] Schiffes Olbers, geführt von dem wackeren Capitän Exter, und die Fahrt ging glücklich bis zur Landung, und ohne daß die Reisenden irgend Ursache zu Klagen gehabt hätten. Ihr weiteres Schicksal erfahren wir nachher.

Einen Monat später sollte die zweite Abtheilung in Bremen eintreffen. Ich selbst hatte indessen mit unerledigt gebliebenen Correspondenzen nach allen Theilen von Deutschland, Vollzähligmachung der vertragsmäßigen Passagierliste, Eintreibung rückständiger Einzahlungen, Reisen, Kämpfen gegen feindselige Behörden und dem Anordnen meiner Privatangelegenheiten vollauf zu thun. So wurde eine veraltete, bis dahin nicht in Anwendung gebrachte Verordnung gegen mich geltend gemacht, wodurch ich gezwungen wurde, bevor ich meinen Reisepaß erhalten konnte, zehn Prozent meines Vermögens baar an die Staatskasse abzuliefern. Der Kreisrath [ein gewisser Riedhardt, später Oberconsistorialrath] gestattete mir nicht einmal, den Tag meiner Abreise — zur Nachricht für die Mitreisenden — in dem Bezirksblatte anzuzeigen. — Meine Frau war indessen in Folge eines Wochenbettes tödtlich erkrankt und dabei, während ich jeden Augenblick sie zu verlieren erwarten mußte, der Tag der Abreise unwider-

ruflich festgesetzt. Sie erholte sich dennoch wieder, so daß sie zur Noth reisefähig wurde. Nicht lange vorher war ihr erwachsener älterer Bruder und dann ihr Vater gestorben; ihr einziger jüngerer Bruder war bei uns, und auch diesen sollte sie noch in den letzten Tagen auf eine gräßliche Weise verlieren. Mein eigener älterer Bruder hatte uns noch besucht; als er nach dem Abschied sein Pferd besteigen wollte und jener liebliche Knabe gerade in der Hausthüre stand, bäumte sich das Pferd, durch irgend Etwas erschreckt, schlug rücklings über und zerschmetterte mit dem Sattelknopf die Hirnschale des Kindes, das sogleich bewußtlos und nach 12 Stunden todt war. — Wie der Abschied von allem Theuren war, das zurückblieb, während ich Schwester und Schwager [Follenius] erst am Mississippi wieder treffen sollte, will ich nicht schildern. — Im ersten Nachtquartiere wurden wir von Scharlachfriesel angesteckt, — in Hannover kam es zum Ausbruche, und die Kinder sowie einige Mitreisende erkrankten so bedeutend, daß Grund genug da war zu neuen Befürchtungen. Indessen war die vertragsmäßige Zeit zur Abfahrt von Bremen herangerückt, und da eine ansehnliche Straffumme angesetzt war für jeden Tag, um welchen durch die Schuld der Gesellschaft die Abreise verzögert werden würde, so mußte ich zugleich auf einen nicht geringen materiellen Verlust gefaßt sein.

Trotzdem, daß es der Arzt noch nicht gestatten wollte, eilte ich mit den Meinigen nach Bremen, sobald es nur halb thunlich war. Dort wurden wir von unsern Rhedern keineswegs freundlich aufgenommen; sie bemerkten mir, daß sie mir geschrieben hätten, unsere Abreise von Haus noch um einige Wochen zu verschieben, weil das Schiff, das uns aufnehmen sollte, gegen Erwartung länger in Amerika zurückgehalten worden und noch nicht angekommen sei. Der Brief war erst nach meiner Abreise angelangt, hätte aber in keinem Falle von Erfolg sein können, da die einzelnen Mitglieder weit zerstreut waren, auch bereits keine Heimath mehr hatten, in der sie länger hätten verweilen können. — Unser Contrakt bestimmte für unsere Rheder [die Hrn. Delius] eine gleiche Straffumme wie die uns auferlegte für jeden Tag der verzögerten Abfahrt; wir beriefen uns darauf, aber man sagte uns, daß, wenn wir einige Geduld haben wollten, man uns manche Vortheile zuwenden, sonst aber auch trotz unserem Vertrage uns hart halten könne, und suchte uns mit Vertröstungen hinzuhalten.

So verging eine Woche, — wir verloren unsere Zeit, und die Gesellschaft mußte auf ihre Kosten zehren. Es blieb nichts übrig, als einen Advokaten anzunehmen, um die Erfüllung unseres Vertrages zu erzwingen. Nachdem dieser die einleitenden Schritte gethan hatte, erklärte er uns, daß er eine Reise machen müsse, und empfahl uns einen Andern, — es war offenbar, daß er nicht Lust hatte, gegen die angesehenen und reichen Herren Delius die Sache von Fremden zu vertreten; jener Andere aber erklärte uns, daß die Sache von der beklagten Partei Monate lang könne hingezogen werden, und rieth uns zu einem Vergleiche. Ein solcher wurde endlich dahin zu Stande gebracht, daß wir in einem Oekonomie-Gebäude auf einer Weser-Insel, Brake gegenüber und Harrier-Sand genannt, einquartirt und auf Schiffskost gesetzt wurden, bis ein Fahrzeug zur Hand sein würde,

welches uns aufnehmen könnte. Der Vorstand arbeitete fleißig, um die Rechnungspapiere in Ordnung zu bringen; die Andern vergnügten sich mit Turnspielen, mit Weserfahrten, Fischen ꝛc.; Sonntags war kirchliche Feier, Abends Ball, — auch einige Hochzeiten kamen vor. Alle beklagten den Verlust der kostbaren Zeit. Als nach weiteren vier Wochen unser Schiff noch immer nicht erschienen und mittlerweile das Schiff Medora, unter dem amerikanischen Capitän Griffith, im Bremerhafen eingelaufen war, hielten unsere Rheder es für das Gerathenste, uns an den Amerikaner zu verhandeln. Das Schiff war neu und gut, strikte Ordnung wurde gehalten, aber der Capitän zeigte sich bald als rauher und eigennütziger Mensch. Ohne Zweifel waren ihm die vertragsmäßigen Gegenstände der Beköstigung in gutem Zustande geliefert worden; er gab uns dagegen ungenießbares Salzfleisch, das — wie die Matrosen sagten — bereits die Reise nach Ostindien gemacht hatte, und faules Wasser, so daß von Allem fast nur die mitgenommenen Kartoffeln zu genießen waren. Keiner hatte Ursache, den Andern zu beneiden; denn wir hatten uns verbindlich gemacht, Alle im Zwischendecke zu reisen.

Die Fahrt dauerte 7 Wochen, und wir gingen endlich in dem Hafen von Baltimore vor Anker. Nachts erhob sich der fürchterlichste Gewittersturm, den ich jemals erlebt habe, riß das Schiff los, und Morgens fanden wir uns weit in die Bay zurückgetrieben; doch landeten wir endlich, voll Hoffnung den Boden der neuen Welt betretend. — Wir wollten uns für einige Tage erholen; aber welche Art von Erholung war das? Eine Juli-Sonne brannte auf uns nieder, die uns sowohl bei Nacht als bei Tag kaum zu Odem kommen lies; Einer von der Gesellschaft starb plötzlich am Sonnenstich, die Kinder wurden leidend, und das Beste war, schnell weiter zu kommen. Eine Familie aus Coburg hatte bereits in zwei Tagen einen solchen Widerwillen gegen Amerika gefaßt, daß sie mit dem nächsten Schiffe wieder zurückzureisen beschloß, das eben erst in Verdruß aufgegebene unterwürfige Leben in der Heimath doch der Freiheit vorziehend, die hier in einer allerdings etwas flegelhaften Weise sich darstellte.

Ich miethete die nöthigen Fahrwagen — einen für je 2 bis 3 Familien —, die uns auf der Hochstraße durch Pennsylvanien bis nach Wheeling bringen sollten. Unglücklicher Weise war mein eigener Fuhrmann der schlechteste und liederlichste von allen; — gegen neun Uhr Morgens war er in der Regel betrunken und legte sich in den Futterkasten, unbekümmert, was aus uns werden mögte. Es blieb für mich nichts übrig, als selbst das Sattelpferd zu besteigen (solche Wagen hatten 5 Pferde), Peitsche und Leine in die Hand zu nehmen und uns so über die Alleghanies zu kutschiren. Beim Erwachen zeigte sich der Bursche mehrmals zornig und wild, und es wäre beinahe zu blutigen Auftritten gekommen. Auch an Unannehmlichkeiten anderer Art fehlte es nicht. Manchmal hatten wir freundliche Wirthe, dann war auch über Derbheit zu klagen, und starke Rechnungen waren jeden Morgen zu zahlen. Diese Landreise dauerte 14 Tage. Wir hatten dabei Gelegenheit, das hiesige Leben etwas kennen zu lernen, und ermunternd war die Wahrnehmung eines so allgemeinen Wohlstandes und eines so reichlichen Vor-

handenseins alles Dessen, was zu den Bedürfnissen des Lebens gehört, wie man dies in der alten Welt wohl nirgends antrifft. Auch ein auffallender Beweis von Vertrauen war wohlthuend. Mehrere unserer jungen Leute gingen zu Fuß neben dem Wagen her. An sie wandte sich ein Deutsch-Pennsylvanier mit folgendem Vorschlag: Er komme aus der Gegend von Wheeling und habe ein Pferd mit Sattel von einem Freunde geborgt, das er jetzt zurückzuschicken wünsche; Einer der jungen Männer möge das Pferd reiten und abliefern, — die Ausgaben für Zehrung unterwegs wolle er ihm vorlegen. Natürlich wurde der Vorschlag angenommen. — Kleinlich mißtrauisch — dachten wir — sind wenigstens die Menschen hier nicht; in Europa käme etwas derart nicht vor.

In Wheeling, wo wir bereits Landsleute antrafen, sammelte sich innerhalb einiger Tage der ganze Zug, und es gelang mir, mit einem Kentucky'schen Dampfboot-Kapitain einen Vertrag zur Ueberfahrt der ganzen Gesellschaft nach St. Louis abzuschließen (nur eine Familie aus Coburg war in dem Städtchen Washington in Pennsylvanien zurückgeblieben). Unser Kapitain war ein wohlgenährter, jovialer und gutmüthiger Kentuckier, sein Boot aber ein wackeliger Kasten, der kaum besser zusammenhielt als das weiland heilige römische Reich. Doch war die Fahrt den „schönen Fluß" hinab für uns Alle eine Erholung, nur litten die Kinder bereits an peinigendem Hautausschlag, und mein jüngstes Kind war, seitdem wir das Festland betreten hatten, nicht mehr so gesund als vordem. In Cincinnati wurde angehalten, und bald fanden sich Viele, welche nach etwas Erquickendem verlangten, und so steuerten wir einem Gasthause zu. Hier redete ein kurzer, ältlicher Herr zu meiner Verwunderung mich in Deutsch an und sprach die Vermuthung aus, daß wir zur zweiten Abtheilung der Gießener Gesellschaft gehörten. „Was wissen Sie von dieser Sache?" — „Ich kann Ihnen Vieles darüber sagen, was Sie selbst noch nicht wissen; die erste Abtheilung hatte viel Unglück auf ihrer Fahrt den Mississippi hinauf, verlor viele ihrer Leute durch die Cholera, Follenius selbst erkrankte und blieb unterwegs liegen; die Gesellschaft theilte und zerstreute sich, indem Jeder sich zu helfen suchte, wie er konnte; jetzt wohnt Follenius nicht fern von mir, nahe der Stelle, wo Duden gelebt hatte; ich heiße Bock und bin im Begriff, meine später angekommene Familie in Philadelphia abzuholen u. s. w."

Mir war ungefähr zu Muthe wie dem Dichter der Metamorphosen, als plötzlich der Befehl ihm zukam, sein geliebtes Rom mit dem Pontus zu vertauschen, — und wer die berühmt gewordene Schilderung „jener Nacht" in seinen Elegien aus den Jugendjahren her etwa noch im Gedächtniß hat, kann mir die Beschreibung der eigenen Stimmung erlassen. Mit großer, unausgesetzter Anstrengung und unsäglichen Opfern, unterstützt durch einige treue Freunde, hatte ich bis dahin meine Abtheilung zusammengehalten, unser Rechnungswesen auf's Pünktlichste geordnet und in mancher bitteren Stunde auf das noch bevorstehende Zusammentreffen mit unsern Freunden der ersten Abtheilung hingewiesen, da dann Alles sich besser gestalten würde, und so einen Alle ermunternden Enthusiasmus für unsere Sache trotz den vielen abkühlenden Erfahrungen erhalten; jetzt war dies Alles zu

Ende, der „schöne Wahn entzwei gerissen", — und es blieb nur die Frage, ob wir noch immer in kleinerer Zahl eine gemeinschaftliche Ansiedlung versuchen, oder auf gut Glück uns ebenfalls zerstreuen sollten. Doch wir hatten ja mit der ersten Abtheilung noch abzurechnen und eine bedeutende Summe zu gut und beschlossen deshalb jedenfalls, uns zusammen nach St. Louis zu begeben.

Die Fahrt ging langsam (im Ganzen brauchten wir 14 Tage von Wheeling nach St. Louis); einige Tage nahm es uns, den Canal von Louisville zu passiren, und kaum war dies geschehen, als unser Kapitain uns erklärte, daß er auf seinem schadhaft gewordenen Boote uns nicht mehr weiter bringen könne. Wir mußten zufrieden sein, daß der Kapitain selbst uns an einen geriebenen Yankee verhandelte, der es übernahm, uns bis St. Louis zu bringen, obwohl ich nicht einsehen konnte, daß des letzteren Boot besser war als das, welches wir verlassen mußten. Der Kentuckier sagte mir noch beim Abschied, daß der Yankee ihn im Handel betrogen habe. „Warum denn?" fragte ich allzu naiv, und die mir unvergeßliche Antwort war: "he did so, because we differ in politics." — Das muß ein sonderbares Land sein, dachte ich, in welchem die Leute einander betrügen, um sich für politische Meinungsverschiedenheit zu rächen. Ich fand aber bald, zu welchen Mitteln der Parteihaß hier treibt. Unser treuherziger Kentuckier war eifriger Jackson-Mann, und der Yankee gehörte mit allen seinen Leuten und den amerikanischen Passagieren zur Oppositionspartei, — seines war ein Whig-, und das des ersteren ein Jackson-Boot. So fand ich auf dem Whigboote auch unter den Büchern, mit deren Lesen die Reisenden ihre Zeit vertrieben, fast keine andern als die infamsten Schmähschriften auf Jackson und seine Verwaltung, sodaß es die anständiger erzogene und ehrlichere deutsche Natur wahrhaft empörte. Auf dem Jackson-Boote wurde weniger gelesen und die Zeit fast nur mit Kartenspielen getödtet.

Es kostete große Mühe, an der Mündung des Ohio das Boot durch den Schlamm in den Mississippi zu bringen. Die meisten unserer Leute reisten als Deckpassagiere, und da jetzt die mitgenommenen Vorräthe ausgingen und wir uns in einer Gegend befanden, welche (damals) fast noch eine völlige Wildniß war, so trat für einige Tage beinahe Hungersnoth ein. Wir mußten beilegen, und ein Nachen wurde abgeschickt, der nach ziemlich langem Ausbleiben endlich eine Parthie Brode brachte, welche vorläufig den Hunger stillten. Mittlerweile waren Viele von uns an's Land gegangen und hatten hier den ersten Anblick des schauerlichen Urwaldes. Wir befanden uns an der Missouri-Seite auf einer Niederung von geringer Ausdehnung, an deren oberem und unterem Ende über einander geschichtete Felsenlager senkrecht zu einer schwindelnden Höhe emporstiegen. Den Wald in dem kleinen Bottom hatte noch nie eine Axt berührt, Riesenstämme lagen über einander her, Schlingpflanzen und dichtes Buschwerk machten das Vordringen fast unthunlich. Trockene Aeste lagen in Menge da, und so wurde rasch ein Feuer angezündet und geschürt und zugetragen, bis Rauch und Flammen zu den Wolken emporschlugen. Dann wurden vaterländische Gesänge angestimmt, die

auch unser Yankee-Kapitain mit Wohlgefallen und mit der Bemerkung anhörte: "The Germans are great singers."

Je näher wir St. Louis kamen, desto mehr stieg unsere Besorgniß noch aus einem andern Grunde, — wir hörten nämlich auf der ganzen Reise Zeitungsberichte, daß die Cholera in verheerendster Weise in St. Louis ausgebrochen sei. Einer unserer jungen Männer war am Gallenfieber heftig erkrankt und wurde von unserem Gesellschaftsarzt nach bestem Wissen behandelt, doch ohne sichtlichen Erfolg. Ein amerikanischer Arzt war an Bord, "a very skillful doctor", wie Alle sagten und, wie er selbst sagte, der einzige Mann, der unsern Patienten retten könne, weil die deutschen Aerzte die Natur der hiesigen Krankheiten erst lernen müßten. So wurde ihm der Kranke übergeben, und er reichte ihm abwechselnd eine Calomel- und dann eine Opium-Pille mehrmals des Tages, wovon die Folge war, daß der arme Mensch bei unserer Ankunft in St. Louis schon halb todt war und dort bald starb. Der Doctor wurde nach seiner Rechnung gefragt und fragte dagegen: „Wie viel würdet ihr in Deutschland in diesem Falle zu zahlen haben?" — „Einige Thaler." — „Wenn ihr nicht denkt, daß meine Bemühung wenigstens 25 Dollars werth ist, so verlange ich gar nichts." Damit hatten wir eine neue Lehre.

In St. Louis war es nicht so schlimm, als wir befürchtet hatten. Ich hatte hier Briefe von Follenius zu finden gehofft, fand aber keine, und hielt es, da bereits zwei Mitglieder meiner Familie erkrankt waren, nicht für rathsam, länger als eine Nacht hier zu verweilen, begab mich vielmehr nach dem 20 Meilen entfernten, für gesunder gehaltenen St. Charles, um dort vor Allem mit Follenius zusammenzutreffen. Einigen Farmern mit Ochsenkarren wurden unsere Effekten zum Transportiren dorthin übergeben und der Vertrag gemacht: so viel per Meile. Als ich bezahlen wollte, verlangten sie gerade das Doppelte meines Anschlages, „weil sie ja doch auch wieder zurückfahren müßten." Ich ging mit ihnen vor einen Friedensrichter, der mir einfach rieth, nachzugeben, weil er die Leute nicht zwingen könne, die Effekten mir abzuliefern, bevor sie nach ihrer Auslegung des Vertrages befriedigt wären.—Da ich meine Kranken nicht verlassen konnte, so kam Follenius zu uns; nun gab es viel mitzutheilen, und das beiderseits Mitgetheilte war wenig im Einklange mit den Erwartungen, mit welchen wir die Heimath verlassen hatten. Hatte er doch selbst schon auf der See eines seiner beiden Kinder verloren, außerdem durch Cholera und andere Unfälle mehrere seiner Arbeiter, auf die er am Meisten sich verlassen hatte, und bewohnte jetzt mit einem Dutzend mitgebrachter Menschen ein Framehaus, dessen bisheriger Eigenthümer mit einem Rudel Kinder ebenfalls noch darin wohnhaft war. Doch fehlte uns Allen der Muth nicht, auch in dieser Lage der Dinge auszudauern, was auch immer kommen möge.



Vierter Abschnitt.

Schluß; Ende der Gießener Gesellschaft.

Was mich am Meisten schmerzte, war der Umstand, daß, als ich die genau geführte Rechnung der zweiten Abtheilung mit dem in den Händen von Follenius zurückgelassenen Rest der Hauptkasse verglich, an dem Guthaben der ersteren mehrere Tausend Dollars fehlten. Offenbar hatte die erste Abtheilung nicht mit demselben Fleiße wie wir ihre Bücher geführt; denn es fehlten viele nöthige Angaben. Das Schlimmste aber war, daß, während Follenius erkrankt mit seiner Familie in Paducah liegen blieb, der Kassier und Rechner (ein Hr. Schneider) die Kasse mit sich und dem Rest der Gesellschaft nach St. Louis nahm, dort — wie es scheint — nach einem etwas ungenauen Verfahren unter die Mitglieder vertheilte und einen Rest — der weniger betrug, als uns zukam, für uns in St. Louis deponirte. Ich will keinen der an der Sache betheiligten Männer anklagen, weil ich keinen eines absichtlichen Betruges fähig halte; aber sie hatten — wenn auch in gutem Glauben — jedenfalls zu viel genommen, und als dies später sich herausstellte — obwohl das Speziellere bei der Mangelhaftigkeit der Rechnungspapiere nicht nachzuweisen war —, zeigte unter den bereits zerstreuten Mitgliedern Niemand sich willig, auch das Geringste wieder herauszugeben. — Follenius und ich legten von unsern nicht bedeutenden Mitteln noch das Letzte zusammen, was nur möglicher Weise zu entbehren war, um den Ausfall so weit als thunlich zu decken; es blieb aber noch immer ein Verlust von $7—$8 auf den Kopf.

Ich begab mich mit gedrücktem Gefühle nach St. Louis zurück, versammelte dort unsere Leute, die jetzt Alle der Meinung waren, daß wir uns trennen müßten, erklärte ihnen den Stand der Dinge, vertheilte unter sie, was ich hatte, theilte das Bedauern Aller wegen des Verlustes, mußte aber bereits Aeußerungen hören, daß man sich damit nicht beruhigen würde. Mich selbst konnten die Leute freilich kennen, aber Follenius kannten die Meisten persönlich gar nicht; zu Mißtrauen war allerdings Grund vorhanden, und ein gutes Recht giebt Niemand gerne auf.

Ich versprach ehrlich, noch ferner zu thun, was ich konnte, setzte mich mit dem genannten Rechner, der sich im nördlichen Illinois niedergelassen hatte, und mit andern Mitgliedern der ersten Abtheilung in Correspondenz, ohne mehr zu erlangen, als eine Uebersicht der Vertheilung, welche die Sache nicht klarer machte. Bereits wurde leidenschaftlich darüber in öffentlichen Blättern verhandelt, was natürlich zu gar nichts führte.

Ich hatte indessen ein Grundstück von 120 Ackern in der Nähe von Follenius angekauft (dasselbe, auf welchem ich noch heute wohne) und $1000 dafür bezahlt; das Land war plötzlich zu $9—$10 per Acker gestiegen, da mit einem Male so viele Deutsche sich hier niederließen (später fiel es wieder auf die Hälfte). Ich war eines Tages mit meiner Axt im Walde, um Bäume zu einem neuen Bau zu fällen, als mich ein Eilbote nach Follenius beschied, in dessen Haus ein Dutzend bewaffnete Männer angekommen seien — lärmend und schießend. Ich hörte von Weitem bekannte, aber dießmal sehr laute Stimmen. Es erregte ein gräßliches

Gefühl in mir, mich in dem Wohnzimmer meines Schwagers erzürnten Männern mit gespannten Doppelflinten gegenüber zu sehen, Männern, mit welchen ich Monate lang in brüderlicher Weise verkehrt und denen ich nur Gutes zu erweisen gesucht hatte. Wir sagten ihnen ruhig, daß sie mit Gewalt nichts erreichen konnten, — daß wir alle Rechnungspapiere in St. Louis zur Einsicht eines jeden Unbetheiligten deponiren wollten, und wenn sich daraus nach dem Urtheil eines Unparteiischen ergebe, daß auch die kleinste Summe in unsern Händen geblieben, oder durch unsere Schuld verloren gegangen sei, sie dann auch das Letzte, was wir hätten, nehmen möchten. Da nichts weiter zu erzwingen war, so zog das Kriegsheer endlich ab. — Die Papiere wurden deponirt, und nachdem blieb Alles still.

Daß man an uns, als die Stifter der Gesellschaft, sich hielt, obwohl wir weder Kassierer noch Rechner waren, ist begreiflich genug, und es wäre noch heute Grund zur Betrübniß über ein unverdientes Mißtrauen vorhanden, wenn nicht dieselben Männer, die uns ferner zu beobachten Gelegenheit hatten, und nachdem sie selbst kühler geworden waren, wiederholt ihre tiefe Reue über jene ritterliche Expedition ausgedrückt und ihr vollstes Vertrauen uns gezeigt hätten. In jener ersten prüfungsvollen Zeit war jener Auftritt keine geringe Zugabe zu dem übrigen Harten, das täglich zu bestehen war. Hatte ich doch eben erst mein jüngstes Kind begraben, das unter den widrigen klimatischen Einflüssen allmählig erlag.

Von den Mitgliedern der Gießener Gesellschaft sind bereits viele nicht mehr da. Einige ließen sich in und um Belleville in Illinois nieder, (Bunsen aus Frankfurt, Köhler und Runkwitz u. A. aus Altenburg), Andere im nördlichen Illinois (Dr. Engelbach und Schneider); Hauptmann Welcker [später in St. Louis], die Familie Krug aus Coburg [später in St. Louis], Haupt, Ponzig u. A. aus Altenburg siedelten sich in St. Charles County, in Missouri, an, Dr. Krug aus Baiern, Kunze, Kasel u. A. aus Altenburg, in der Nähe der Duden-schen Niederlassung, wo auch die Meisten der Hessen, [Becker, Berg u. A.] sich ankauften, — Professor Göbel aus Coburg in Franklin Co., in Missouri, — Kröll und Brühl aus Hessen gingen südlicher nach Cap Girardeau, in Missouri, wo der letztere als geachteter Arzt starb [Kröll ging von da später nach Cincinnati, wo er noch als Prediger in glücklichen Umständen lebt], — Schnecko aus Gießen ist als wohlhabender Farmer einige Meilen südlich von St. Louis etablirt, Bitt vom Niederrheine in Union, in Franklin Co. u. s. w. Ich weiß von Keinem der Mitglieder unserer Gesellschaft oder deren Nachkommen, die nicht seit lange in guten Verhältnissen wären; bereits ist die zweite, meistens erst hier geborene, Generation auf den Schauplatz getreten, und die dritte ist in kräftigem Anwachsen. Wären Alle vereinigt, sie würden im Stande sein, eine ganze County zu besiedeln. Der Gedanke, der uns belebte, erfüllt sich vollständiger, als wir erwarten durften, aber in anderer Weise. Einen rein deutschen Staat hier zu gründen, wird wohl niemals ausführbar sein, und es ist die Frage, ob es wünschenswerth wäre. Aber mächtiger mit jedem Tage dringt das deutsche Element in alle Lebensverhältnisse ein, erringt für sich Gleichberechtigung und Achtung, läutert sich hoffentlich an

den ihm gegenüber stehenden Volks-Elementen und theilt diesen mit, was es selbst Vorzügliches von Natur oder durch Ausbildung hat. Zugleich fassen die Deutschen besonders in den westlichen Staaten festen Fuß, gründen ausgedehnte und blühende Niederlassungen und gewinnen nur dadurch, daß sie zugleich lernen, dem hiesigen Leben in allen Stücken sich zu bequemen, und daneben festhalten an heimathlicher Sitte und Rede. So fügen sie dieser Nation sich ein als eines ihrer wichtigsten Bestandtheile, ohne darum jemals ihres Ursprunges zu vergessen, oder ihrem Volke und dessen geistigem Fortschritte sich zu entfremden.

Nachdem 26 Jahre vorübergegangen sind, blicke ich noch jetzt ohne Reue oder Verdruß auf unser Unternehmen zurück. Für unsere Irrthümer haben wir gebüßt, und für den höheren Zweck, welchen wir im Auge hatten, ist unser Bemühen nicht fruchtlos gewesen; das ganze Unternehmen, wie ich es einfach und treu geschildert habe, bleibt immer ein merkwürdiges Zeichen einer Zeit, die so viel Eigenthümliches hatte, daß man später nur schwer sie verstehen wird.

Die Männer von 1793.

Eine Vorlesung.

Vom Herausgeber.*

Meine Damen und Herren!

Ich bin mir vollständig der schweren Aufgabe bewußt, zu deren Lösung ich heute Abend einen schwachen Versuch zu machen beabsichtige. Ich will es wagen, Gestalten aus der Vergangenheit heraufzubeschwören, die zum größten Theil, wie Verdammte in der Hölle des Dante, bis jetzt vergebens auf eine Erlösung warteten. Man hat gesagt, daß der Tod eine reinigende Kraft habe; auf jene Männer wurde ein Gebirge von Sünden geworfen, in das erst jetzt der Geschichtsschreiber, dem Bergmanne gleich und die Lampe der Forschung in der Hand, bis auf den tiefsten Schacht eingedrungen ist, um auf dem Boden die historische Wahrheit zu finden.

---

* Wir haben, als wir diese Vorlesung im vergangenen Winter in mehreren östlichen und westlichen Städten hielten, so manchem unserer Zuhörer versprechen müssen, dieselbe in den „Monatsheften" abzudrucken, daß es endlich an der Zeit ist, diesem Versprechen nachzukommen. Der größere Theil der obigen Arbeit erschien allerdings schon vor einigen Jahren in einer westlichen Zeitung; wir nehmen indeß dieserhalb keinen Anstand, dieselbe, umgearbeitet und von größerem Umfange, nochmals abzudrucken.

Fürchten Sie keinen jener historischen Reinwaschungsversuche, wie sie in neuerer Zeit so sehr Mode geworden, wie sie an Richard III., Philipp II., ja sogar am Grafen Tilly versucht worden sind. Der einzige, theilweise gelungene Versuch dieser Art ist Stahr's Ehrenrettung des Kaisers Tiberius; aber auch soweit werde ich nicht einmal gehen. Ich habe keinen Helden zu preisen, keine blutige That zu beschönigen, aber ich möchte die Männer, deren Bilder ich Ihnen vorzuführen gedenke, in das Licht der Zeit stellen, in welcher sie lebten und wirkten, litten und starben; so nur können sie recht verstanden und recht begriffen werden. Vielleicht ist dann auch auf diese Märtyrer einer untergegangenen Zeit das bekannte Wort anwendbar: Tout comprendre, c'est tout pardonner!

Sie werden mich vielleicht fragen, weshalb ich grade eine solche Schilderung gewählt habe? Aus verschiedenen Gründen. Jeder Blick in die Vergangenheit ist belehrend; an den Erfahrungen der Geschichte rankt sich langsam jene Weisheit des Menschen empor, die einst im freien Staate der Zukunft gipfeln soll. Aus den Schmerzenslauten und den Wehrufen untergegangener Geschlechter bringt es wie ein Mahnruf in die Gegenwart hinein, längst erkannte Irrthümer zu vermeiden und Das, was todt und begraben liegt in der Geschichte, nie wieder zu einem Scheinleben zu erwecken. Wo aber giebt es eine Zeit, die gewaltiger rang, die verzweiflungsvoller kämpfte, die großartigere Lehren hinterließ, als die Zeit von 1793!

Wir stehen heute in Mitten einer staatlichen und socialen Umwälzung, die sich auf einer weit größeren Bühne vollzieht, als die Revolution von 1789. Es ist ein ganzer Continent, der in Flammen steht und die Schlachtlinie der kämpfenden Parteien erstreckt sich von den Gestaden des Oceans bis jenseits der Ufer des Mississippi. Und doch, wie verschieden sind die beiden Epochen! Unsere Vendée, die nun wohl bald bezwungen zu unsern Füßen liegt, ist der Süden; unsere Wahl- und Parteikämpfe im Norden schlagen wir in den Zeitungen oder auf der Rednerbühne. Auch jene Männer standen auf der Tribüne oder bekämpften sich in ihren Journalen. Doch während bei uns der Besiegte sich tröstet, daß im nächsten Kampfe er der Sieger sein wird, führte dort die Niederlage in den Tod. Sie fochten und stritten in dem Bewußtsein, daß sie ihren Glauben mit ihrem Blute zu besiegeln haben würden; sie wußten, wie es in einem Heine'schen Liede heißt: „der Henker steht vor der Thüre." Sie nahmen auf ihr Haupt den Fluch, den die Juden auf den Bock der Sünde legten, den sie in die Wüste trieben, damit wir, die Spätgebornen, ähnliche Kämpfe bestehen könnten, ohne zu dem Morde des Schlachtfeldes den Mord in der Form des Gesetzes zu fügen. Nur einmal konnte in der Weltgeschichte eine solche Tragödie sich abspielen. Beurtheilen wir die Handelnden deshalb endlich gerecht.

Es sind keine friedlichen Scenen, die ich Ihnen heute Abend zu schildern habe; die bukolische Flöte erschallt nicht in langgezogenen Accorden durch eine stille Abendlandschaft; am Himmel hängen schwarze Gewitterwolken und Kanonenschläge sind die Musik der Zeit. Das große Frankreich windet sich in Krämpfen und Zuckungen, die Nationen sehen sich fragend an bei diesem großartigen

Schauspiele; sie glauben den Todeskampf eines Volkes zu sehen. Sie irren sich, es ist eine Geburtsstunde; beim Scheine der brennenden Städte, bei dem düstern Lichte der Glühkugeln, die aus tausend Geschützen fliegen — wird eine neue Welt geboren.

Wer im Anfange des April 1793 durch die Straßen der guten alten Stadt Paris wandelte, dem mußte es, ohne zu fragen, klar werden, daß etwas Außergewöhnliches die Geister bewege. Das nordische Klima hielt den Frühling noch zurück; der berühmte Kastanienbaum im Tuilerien-Hofe, damals noch nicht berühmt, trieb vielleicht schon dicke Knospen, aber es ging ihm, wie der französischen Freiheit: er ist noch nicht in seine Blüthe getreten und die Maifröste sind noch nicht vorüber! Doch wie kalt auch die Natur noch, die Menschen scheinen desto erbitzter zu sein. Gruppe an Gruppe drängt sich im Tuileriengarten, hie und da Platz machend, wenn eine mehr oder minder bekannte Persönlichkeit dem großen Perron des alten Königsschlosses zuschreitet. Vielleicht ertönt auch hie und da eine Vive Pétion! oder Vive Danton! Vive Robespierre! je nach den politischen Gesinnungen der verschiedenen Gruppen. Denn drüben im Schlosse, im sogenannten Saale der hundert Schweizer, pulsirt das große Herz Frankreichs; dort werden Schlachten geschlagen, deren Resultate gleich elektrischen Funken durch die noch ungeborenen Jahrhunderte fort vibriren — mit einem Worte, — dort im alten Schlosse der Valois tagt der Convent!

Schaudern Sie nicht bei diesem furchtbaren Namen, der heute, nach siebenzig Jahren, seinen Schrecken noch nicht ganz verloren hat. Freilich, es ist keine preußische Kammer und kein amerikanisches Repräsentantenhaus, jene Versammlung, die so keck das Königsschloß usurpirt hat. Es ist eine Versammlung von siebenhundert und vierzig Männern, von denen Jeder in seinem Wahl-Certificate ein Unsterblichkeitspatent in der Tasche trägt. Die Vermächtnisse der Märtyrer der Freiheit unter allen Völkern und in allen Jahrhunderten sind ihnen überantwortet; nie war einer Versammlung sterblicher Männer eine solche Aufgabe geworden; ob sie dieselbe gelöst haben, darüber werden die kommenden Zeiten richten. Wir schon wissen, wie sie dieselbe zu lösen suchten.

Und was ist die Lage Frankreichs in diesen noch so kühlen, ersten Frühlingstagen des Jahres 1793? Es ist die Lage der Verzweiflung. Frankreich im ersten Jahre der Republik steht da, wie der letzte Fechter auf einer zerschossenen Bastei; noch flattert die Tricolore auf dem halben Trümmerhaufen, noch hält die rechte Hand das Schwert geschwungen, um den Angreifer zurück zu treiben, aber die Linke hat bereits die brennende Lunte ergriffen, bereit, den Funken in die Pulverkammer zu schleudern, deren Auffliegen mit der Freiheit auch ihre Vertheidiger unter den Trümmern des Vaterlandes begraben soll. Die Nation ist zum Sterben bereit.

Und fürwahr, die Lage ist eine verzweifelte und "Mourir pour la patrie" ist keine Phrase mehr. Immer enger und enger ziehen sich die Kreise um den verwundeten Löwen; immer näher und näher rücken die Jäger, ihre Fanfaren klingen bereits so nahe, daß fast das Echo des Montmartre sie wiederhallt. — Die

europäische Coalition rückt vor gegen die junge Republik. Zu den alten Feinden, Preußen und Oestreich, denen im vorigen Jahre Dumouriez auf den Thermopylen Frankreichs, am Argonner Walde, so siegreich die Spitze bot, haben sich neue gesellt. Aus dem Blute Ludwig XVI. ist ein Königsbündniß entstanden, wie es Europa noch nicht gesehen. Die Republik hat dies begriffen und nach dem Bruche mit England, als wie gleichgültig, ob ein Feind mehr oder weniger sich gegen Frankreich erhebe, schleudert der Convent, mit dem Lächeln der Verachtung auch noch eine Kriegserklärung gegen Spanien.

Ja! „Feinde ringsum"! Im Norden, am Rhein, in den Alpen, in den Pyrenäen soll die Republik siegen oder sie ist verloren. Den Veteranen der Könige hat sie Nichts entgegen zu setzen, als die schlecht bewehrten Arme ihrer jungen Freiwilligen, denen der Donner der Kanonen noch ein ungewohnter Ton, trotzdem sie unter dem Gesange der Marseillaise in die Schlacht gehen. Und immer weiter dringt die Coalition vor. Verloren sind bereits wieder die Eroberungen Custines; Frankfurt ist geräumt, Mainz ist belagert, der siegreiche Feldherr des Jahres 1792 ist schon bis hinter die Lauter zurückgewichen, wo er in ruhmloser Unthätigkeit verharrt, bis er zur Nord-Armee gesandt auch dort zu schlafen scheint, und der Convent ihn abberuft, damit das Beil der Guillotine seine Rechnung mit dem beleidigten Vaterlande abschließe. Noch schlimmer sieht es im Norden aus: das eroberte Belgien ist bereits wieder Preis gegeben und, sich nach der verlorenen Schlacht von Neerwinden immer weiter rückwärts concentrirend, scheint die Nordarmee nur dazu vorhanden zu sein, Paris zu decken. Doch das Schlimmste steht noch bevor; von Mund zu Mund fliegen bereits die dumpfen Unglücksgerüchte; in der wildesten Aufregung fragen sich die Gruppen auf dem Tuilerienplatze, ob das Entsetzliche denn wahr, ob Dumouriez .... der Courier ist so eben angekommen; das Gerücht ist nur zu bald zur Wahrheit geworden, der Retter Frankreichs hat Frankreich verrathen, Dumouriez ist zum Feinde übergegangen und verzweifelt fragt sich der Patriot, ob denn das Vaterland verloren.

Dieser furchtbaren Nachricht gegenüber gehen die Nachrichten aus dem Süden fast spurlos vorüber. Wer kümmert sich noch darum, daß die Sardinier in die Provence eingefallen sind, daß die Spanier vor Perpignan lagern, — nur ein Gedanke beherrscht heute die Massen — Dumouriez, Dumouriez! —

Ist es ein Wunder, daß die Royalisten wieder das Haupt empor heben, daß sie berechnen, bis wann York und Coburg in Paris sein können, daß sie die weißen Lilienfahnen bereit halten für den Einzug der verbündeten Sieger? Wehe Euch, Ihr Siebenhundert und vierzig im Saale der hundert Schweizer, am Tage des Einzugs des Prinzen Josias ist Euer Unsterblichkeitspatent nur noch ein Freibrief für die Guillotine! — Doch die tiefsten Wunden, aus denen Frankreich blutet, sind die Wunden in seinem Innern. In der Vendée erhebt der Fanatismus kühn das Haupt und die katholische Kirche segnet die brudermörderischen Waffen, welche das Herz des Vaterlandes zerfleischen. Keck drängt sich an die Spitze der insurgirten Bauern ein betrügerischer Mönch, der sich den Titel eines Bischofs

von Agra beilegt und der hohe Adel, als Leiter der reaktionären Bewegung, heuchelt Ergebung und Gehorsam dem kecken Betrüger. Das Kreuz führt, wie im Mittelalter, die fanatisirten Haufen zum Kampf und hunderttausend Bauern stehen bereits unter den Waffen. Im Departement der Lozère bereiten sich ähnliche Bewegungen vor; im Schooße des Convents lodern die Partheikämpfe zwischen dem Berge und der Gironde in lichten Flammen; die Revolution scheint auf dem Punkte zu sein, ihren letzten gewaltigen Todesschrei auszustoßen. Ist es möglich? war sie nur ein blitzendes Meteor, das aus der Nacht der Knechtschaft aufstieg, um eine Stunde lang den Himmel mit einem Strahl von Freiheit zu säumen? Heute tritt dem Patrioten die schreckliche Furcht zu nahe und verzweifelt ruft er, wie einst Augustus, als die Legionen in den westfälischen Wäldern dahin sanken, nach dem Varus rief: Dumouriez! Dumouriez!

Und immer dichter strömt die Menge in den Saal der hundert Schweizer; glücklich Der, dem es heute gelang, eine Einlaßkarte zu erhalten; er wird einer Scene beiwohnen, deren Eindruck erst mit seinem Leben verlöschen wird. Auch die Vertreter des Volkes sind bereits auf ihrem Posten; der Präsidentenstuhl allein ist noch unbesetzt. Doch jetzt beginnt die Sitzung; der Präsident schreitet auf seinen Sitz zu. Es ist Isnard, einer der vielen Conventspräsidenten, deren Namen sich an wichtige, welthistorische Scenen knüpfen. Die Glocke ertönt; die Sitzung ist eröffnet.

Wer ist jener eckige Mann im flohfarbigen Rocke mit dem unschönen Gesichte, der auf der Tribüne steht und im Namen eines Comite's einen Bericht abstattet? Ah! sein Name wird einst einen furchtbaren Klang haben, denn es erwartet ihn die Unsterblichkeit der Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses. Es ist Billaud-Varenne, der „gradlinige" Patriot, wie ihn witzelnd Camille Desmoulins in seinem Vieux Cordelier nennen wird. Armer Camille! Der Witz war schlecht, denn er wird Dich in die Hände Samsons liefern! „Gradlinig" — allerdings, denn die Worte des Todes fallen von seinen Lippen, wie das Messer von der Höhe der Guillotine. Es ist etwas Düsteres, Unheimliches in diesem Billaud; der Würgengel der Revolution, hat er die sanfteren menschlichen Gefühle abgestreift, und seine harte und rauhe Stimme klingt, wie das schrille Kreischen der eisernen Thüren der Conciergerie oder des Luxemburg, die sich dem Verurtheilten nur öffnen, wenn bereits der Schatten des Schaffots auf seine Stirne fällt. Und gewöhnlich fließt Anklage auf Anklage von seinen Lippen; der argusäugige Wächter der Freiheit, sieht er überall nur Feinde und Verschwörer und „Handeln, handeln!" ist sein ewiger Ruf in der Mitte der Stürme der Zeit. Welche Stelle wird einst die Nachwelt diesem Manne anweisen? Er gehört nicht unter Jene, welche fruchtbringende Keime in ihre Zeit werfen, die einst Früchte für die Menschheit tragen. Nein, er erscheint uns wie ein Dämon der Zerstörung, der die Jahrhundert langen Leiden des Volkes nicht vergessen kann, er steht da, auf der Tribüne des Convents, wie der Rächer der Bartholomäusnacht!

Steigen wir die Gänge hinauf, die zur Höhe der amphitheatralisch geordneten Sitzreihen führen; weht nicht die Revolution hier in der Luft, ach! leider

nicht mehr rein, denn sie hat schon Blut gesehen! Wir stehen auf klassischem Boden, ja klassisch, so lange es eine Geschichte geben wird, wir stehen zwischen den Bänken des Berges, dem Sinai Frankreichs, wie ihn die allegorische Sprache Chaumettes nennt. Welche Erinnerungen! In der Entfernung von 70 Jahren scheint es uns fast, als seien es keine Menschen gewesen, die auf diesen Bänken saßen, sondern Riesen und Dämonen. Betrachten wir sie etwas näher. — In jenem breitschultrigen Manne erkennen wir an dem gespreizten Wesen, an der rohen Extase in der Rede, den ehemaligen Schauspieler Collot d'Herbois. O! du Stadt Lyon, die Du ihn einst auspfiffst,* den mittelmäßigen Histrionen; die Revolution hat ihn auf die Weltbühne gerufen und schwer wird sich an Dir die beleidigte Künstlereitelkeit rächen. Kann man Billaud die heiser gewordene Sturmglocke der Revolution nennen, so ist Collot Nichts, als der wahnsinnig gewordene Theatertyrann, dem das Schicksal, statt des stumpfen Bühnenschwertes, den scharfen Dolch der Parteiwuth in die Hand gab, und der seine Stiche nicht mehr in die Coulisse richtet. Nicht weit von Collot treffen wir einen andern Würdigen; der Mann hält etwas auf sich; ein süßes freundliches Lächeln umspielt sein Gesicht; er hat einst Verse gemacht, wenn auch ohne großes Glück; er kennt die Griechen und Römer und seine Reden wimmeln von klassischen Anspielungen. Er heißt Barère; die Welt kennt ihn und schaudert bei seinem Namen; er ist der gemeinste der Tyrannen der Republik, denn er ist feige; wem er heute die niedrigsten Schmeicheleien sagt, gegen den bringt er morgen die Anklageakte, die ihn dem fatalen Todeskarren überantwortet — vorausgesetzt, daß der Wind sich bis morgen gedreht hat. Er hat für Alles einen Scherz, er umkränzt den Tod mit Bon-mots und lachenden Witzen und verdient sich seinen Beinamen: der Anakreon der Guillotine. Wahre Dich Robespierre, Dein Pudel Barère, der Dich so diensteifrig umwedelt, wird auch Dich noch in die Ferse beißen! — Auch auf Collot und Barère wartet die Weltberühmtheit des Wohlfahrtsausschusses; sie werden mit Billaud das Kleeblatt der Revolutionaire in jenem Comité bilden, jenes Kleeblatt, das den Schrecken organisirt und zur Tagesordnung macht, das immer rascher und rascher das Beil sich heben und fallen läßt, das Alles beseitigt, was den wilden Leidenschaften des Tages im Wege steht, das Jeden besiegt, der dem Schrecken ein Ende machen will, das auf Dantons Rumpf tritt und Robespierres Haupt dem Volke hinwirft, ein Kleeblatt, furchtbar, gewaltig, doch ein Kleeblatt von Männern, wie sie der Augenblick erheischte, ein Triumvirat von Gestalten —

„recht, wie sie das Verhängniß braucht auf Erden!"

Noch existirt es nicht, jenes Herrscher-Comité, die Revolution hat noch nicht angefangen, wie Saturn ihre eigenen Kinder zu verschlingen; doch Dumouriez's Verrath wird es ins Leben rufen. Dort jene riesige Gestalt mit dem Titanenkopf und dem blatternarbigen häßlichen Gesichte zieht unsere Blicke auf sich.

* Die neuesten Forschungen bestreiten diese alte Tradition. Collot soll auf der Lyoner Bühne in manchen Rollen sehr gefallen haben.

Können wir Danton verkennen, Danton, von dem eine Zeit lang die Welt sagt: Er ist die französische Revolution! Es ist ein gewaltiger Feuerheerd, jener riesige Kopf, immer unruhig, immer in Thätigkeit, und doch so sehnsüchtig nach Ruhe. Und lohende Blitze sendet diese Esse in die Welt, die sie erleuchten und entzünden; dürfen wir zu sehr klagen, wenn Manchem die harten Schlacken gar unsanft an den Kopf fahren? Es ist noch nicht ausgegohrener Wein, den er dem Volke einschenkt, und deßhalb desto berauschender und betäubender. In diesem Manne ist kein Falsch, er zeigt sich der Welt, wie er ist, ohne Mantel, ohne Hülle, in seiner ganzen Größe und in seiner ganzen Schwäche. Was Shakespeare in der Literatur, das ist Danton in der Politik, — ein nackter Riese; die Nachwelt hat keine Decke an ihm abzustreifen, um an seines Wesens Kern zu gelangen. Seine Reden sind weder demosthenisch, noch ciceronianisch; er spricht nur die Sprache des Volkes und selbst auf der Tribüne des Convents, Angesichts der Welt; verschmäht er jede Classicität der Sprache. Racine und Corneille würden sich bekreuzen in der Gesellschaft Dantons; die französische Akademie ihn ausstoßen, wenn er Mitglied wäre und die vierzig weisen Herren in der Revolution Zeit hätten, Verstöße gegen die Sprache zu rügen. Aber die Zeit und das Volk verstehen ihn und seine Donnerkeile. zünden nichts desto weniger. — Doch er hat keine Tugend, ruft Robespierre, der Stoiker des Convents; er hat Geld vom Hofe genommen, donnert St. Just. Was ist Tugend und vollends in einer Revolution? Es ist die alte Frage, die Pilatus schon hätte aufwerfen können, statt der Frage nach der Wahrheit. Ah! Danton liebte den Wein und die Frauen; er war in das Alter getreten, wo wir, wie Göthe sagt: „gern etwas Gutes in Ruhe schmausen mögen" — in Ruhe? — an dieser Klippe wird Danton scheitern, denn St. Just hat Recht, die Söhne der Revolution finden die Ruhe nur im Grabe. Er hat Geld vom Hofe angenommen, sagen seine Feinde. Die Thatsache ist nicht ganz erwiesen; zur Zeit der stärksten Reaction war es leicht, solche Verläumdungen den todten Freiheitsmännern ins Grab nachzuschleudern. Die Beschuldigung rührt größtentheils von früheren Ministern Ludwig XVI. und von persönlichen Feinden Dantons her. Freilich auch Mirabeau, der sich selbst verkauft hatte, zeugt gegen den großen Volkstribunen; allein, wenn Mirabeaus Zeugniß wahr ist, so nahm Danton, das Geld der Krone und fuhr dennoch fort, am Sturze des Königthums zu arbeiten. — Die Laster Dantons! — so schallt es durch die Geschichte. Freilich, der Riese verschmähte jene „satte Tugend und zahlungsfähige Moral," wie sie die Robespierre'sche Schule predigte. An diesem Manne war Alles colossal, sein Genie, seine Fehler, sein Wirken und endlich sein Sturz. Zwei Säulen trugen die junge Republik: als Danton fiel, war die Last zu schwer für Robespierre und als auch er in den Staub sank, stürzte das stolze Gebäude über ihren Gräbern zusammen, — ein Trümmerdenkmal der beiden Tribunen, das ewig stehen wird.

Jener junge Mann neben Danton nennt sich Camille Desmoulins. Er hat etwas Unstätes in seinen Zügen; während Billaud seinen Bericht vorträgt, weilen seine Gedanken offenbar bei etwas Anderem. Was träumt er?

Eine göttliche Traurigkeit lagert auf seinem noch jugendlichen Gesichte. Ahnt er vielleicht, wie nahe er am Ziele, wie offen schon kurz vor ihm das Grab? Es soll Menschen geben, die eine Ahnung ihres künftigen Geschicks haben. Camille scheint zu diesen sensitiven Naturen zu gehören, denn mitten unter den Freuden der Tafel beschleicht ihn zuweilen der Gedanke an den Tod und er ruft seinen Gästen zu: Laßt uns essen, laßt uns trinken cras enim, moriemur, — denn morgen werden wir sterben. Er kennt seinen Tacitus auswendig und — ganz Franzose wie er ist, — ergreift er Youngs Nachtgedanken, nachdem er kaum den Aretin und den Crébillon aus der Hand gelegt. O! in ihm verkörpert sich das Genie der französischen Revolution, wie sie war, nicht wie St. Just und Andere sie träumten. Blendend, glänzend, unbeständig, — bettet sie sich mit Camille in einem frühen Grabe. Die andern Größen jener Epoche bewundert die Nachwelt und wird ihnen vielleicht Denkmale setzen — dem Verfasser des Vieux Cordelier, dem mißverstandenen Apostel der Gnade wird sie eine Thräne weihen.

Dort sitzt Robespierre. Wir gerathen in eine andere Region, die Luft, die uns umweht, ist rein aber kalt; es ist der Hauch der Zukunft, der uns anweht. Er kommt von den Höhen der Menschheit! Bis jetzt haben wir uns unter Menschen bewegt, unter Menschen mit menschlichen Leidenschaften: auf diesen Bänken sitzen keine Menschen mehr; wir wissen nicht, sind es Götter oder sind es Gespenster. Wer ist dieser Mann auf dem höchsten Gipfel des Berges, im stahlblauen Rocke mit den kurzen Kniehosen, der seine Haare noch gepudert trägt? Ist er der Gott des Sinai, zu dem die Revolution, ein zweiter Moses, hinaufsteigt, um die Gesetzestafeln der Freiheit zu holen? Nur zu bald wird der Gott entrückt in einer Wolke und die Tafeln zerbrechen, nachdem sie kaum vollendet. Oder sitzt dort, wie man ihn uns in unserer Jugend geschildert hat, der finstere Tiberius der Republik, der die Gefängnisse bevölkert und nicht allein die Köpfe, sondern auch die Gedanken abschneidet? — Nein, es ist weder Gott noch Tyrann; hier oben sitzt das Gewissen des französischen Volkes, ja, das Gewissen Europas, fast allein unter der Menge sich der großen und furchtbaren Aufgabe bewußt, die Frankreich zu vollbringen hat. Vor dem Auge des Advokaten von Arras liegt der Pfad klar und leuchtend wie ein Silberband, der durch das Chaos zur Freiheit führt; nicht rechts und links abweichen, die Revolution rein und unbefleckt erhalten, die Moral der Freiheit als das Höchste im Leben erkennen, unverrückt das Ziel im Auge behalten, die Gerechtigkeit zum Schilde, die Hingebung und Opferfreudigkeit zur Wehre — das ist die Lehre Robespierres. Ach! er fiel, ehe noch die Hälfte des Weges zurückgelegt war — und seine Mörder, die Collot, die Barras, die Tallien konnten sein Andenken ungestraft verläumden. Philister über dir, Simson! Und Simson unterliegt.

Doch er verdient eine eingehendere Besprechung, der Mann, in welchem sich, wie in keinem Andern, der Genius der Revolution verkörperte. Von allen Märtyrern, welche die Geschichte kennt, traf ihn das schrecklichste, furchtbarste Loos, das Loos, unterzugehen, unverstanden von seiner Zeit, besiegt von dem Abschaum der Menschheit, seinen Feinden, den Thermidoriern, verwünscht auf seinem Todes-

gange von einer heulenden wüthenden Menge, die seinen Namen, in das vergossene Blut getaucht, der Nachwelt zuwarf. Er starb schweigend, ohne ein Wort, ohne einen Laut; kein Sterblicher kann ermessen, welche Gefühle in seiner Brust toben mochten auf seinem letzten Gange. Wie Shakespeare sagt:

"He left a name at which the world grew pale,
To point a moral, or adorn a tale."

Doch siebenzig Jahre nach seinem Tode wird die Zeit wohl endlich gekommen sein, um ihn gerecht zu beurtheilen.

Weder die deutschen, noch die englischen Historiker haben bis jetzt Robespierre Gerechtigkeit widerfahren lassen. Carlyle hält ihn für eifersüchtig auf den Ruhm jedes andern hervorragenden Mannes und nennt ihn stets "the sea green incorruptible"; Schlosser sieht in ihm einen gewöhnlichen Intriguanten; er schöpft sein Urtheil meist bei Herrn Thibaudeau, der Robespierre überlebte und es sich zur Aufgabe machte, den Todten zu verläumden. Erst die Franzosen haben in neuerer Zeit dazu beigetragen, das Andenken ihres großen Landsmannes von dem furchtbaren Schmutze der Verläumdung rein zu waschen. Zuerst der glänzende Poet und schwache Politiker — Lamartine. — Wir sehen ihn in seiner Geschichte der Girondisten — es ist kein Geschichtswerk, sondern eine poetische Rhapsodie — mit allen Vorurtheilen gegen den großen Verläumdeten, mit allen Sympathien für die gemordete Gironde ans Werk gehen — um ihn zuletzt anbetend zu den Füßen des Todten zu erblicken, dessen Geschichte zu schreiben er sich kaum vorgesetzt hatte. Doch es war einem der größten Geschichtsschreiber Frankreichs, einem Manne, dessen Großvater unter der Guillotine starb, dessen Vater nur durch die Flucht aus dem Gefängnisse einem ähnlichen Schicksale entging, es war Louis Blanc vorbehalten, endlich den Schleier der Verläumdung ganz von der Bildsäule eines großen Mannes abzuziehen und einen weltbewegenden und welterschütternden Charakter in das wahre, unverfälschte Licht der Geschichte zu setzen.

Nicht als ob Maximilian Robespierre, in einer Zeit, wo jedes lebende menschliche Wesen in einer Atmosphäre von Feuer athmen mußte, wie ein Heiliger, ganz frei von Irrthümern und Fehlern dagestanden wäre. Er blieb ruhig und kalt — seine Reden sind voll unsterblicher Wahrheiten, aber nicht immer poetisch — in Mitten der fieberhaften Aufregung, die ihn von allen Seiten umgab. — Zwei große Fehler, — ja, wenn man will, Verbrechen — sind ihm vorzuwerfen: der Tod Dantons und das Gesetz vom 22. Prairial.

Der Tod Dantons, jene großartige Episode in dem Drama von 1793! Auf seinem Todbette auf San Domingo klagte Billaud-Varenne sich noch wegen seiner Mitschuld an! — Doch Robespierre ist nicht minder anzuklagen. Billaud und der große Maximilian, wie verschieden auch die beiden Charaktere waren, — hatten etwas Gemeinsames, die Unbestechlichkeit. Aber Billaud-Varennes war der Fanatiker, Robespierre der Staatsmann der Revolution. Die Freunde der Freiheit werden ewig seufzen, daß Danton nicht rein blieb und doch! — sein Untergang war der erste dumpfe Glockenschlag, der den Sturz der Republik ver-

kündete und sein prophetisches Wort: „Ich ziehe Robespierre nach!" erfüllte sich nur zu bald!

Es war eben die Reinheit seiner Motive, das Bewußtsein der Unbeflecktheit seines Charakters, die Robespierre so hoch über seine Zeitgenossen erhoben, ihn mit einem Nimbus umgeben, ja, ihn, wenn man will, mit Stolz erfüllten und ihn so zum Zielpfeile aller unreinen Charaktere machten. Vor seinem strengen Blick zitterten die Elenden, die, unter der Maske des Patriotismus die Würgengel der Revolution spielten — die Tallien, Collot D'Herbois, die Fauché und Fréron. — Man wird vielleicht die Frage aufwerfen, warum verhinderte er nicht die maßlosen Gräuel, die Lyon, Nantes, Bordeaux, Toulon und Marseille mit Blut befleckten? Die Antwort darauf ist sehr einfach: Seine Feinde überlebten ihn und schwärzten sein Andenken; man schrieb ihm eine Macht zu, die er nie besaß; er war, für eine Zeit, vielleicht unbestrittner Herrscher im „Gedankenreich", in — der öffentlichen Meinung und später wurden alle Blutthaten auf seine Rechnung gesetzt; eine eigentliche Macht besaß er nie und als er endlich den entscheidenden Schlag hätte führen und die Herrschaft der blutigen Fanatiker des Schreckens brechen sollen, bewaffnete er sich, statt mit den Gewehren von tausenden seiner Anhänger — mit einer Rede. Er appellirte an die Ueberzeugung, nicht an die Bayonnette.

Es wird dies sein ewiger Ruhm sein. In der Nacht vom 9. auf den 10. Thermidor, als die Sturmglocke die Sectionen zusammenrief, als seine Freunde, die Coffinhal, die Dumas, die Payan ihn aufforderten, das Volk zu den Waffen zu rufen, ehe in dem Zimmer des Pariser Stadthauses ihn die Kugel des Gensdarm Medo traf, — fragte er, Schüler Rousseau's, ganz ruhig und kühl: „Aber in wessen Namen?" — Schon lag ihm der 31. Mai, der nicht für ihn gemacht wurde, schwer auf der Seele. Und als man in ihn drang und ihm die Proclamation der Insurrection vorlegte, da unterschrieb er zögernd, gedrängt, den Anfangsbuchstaben seines Namens R...... und ließ die Feder wieder fallen. Sein Blut — nach dem Attentat des Gensdarmen, — floß auf das Papier — es existirt heute noch — es ist seine schönste Anwartschaft auf die Unsterblichkeit.

Man hat ihn den „Dictator Frankreichs" genannt. Wenn es eine Dictatur der öffentlichen Meinung giebt, so verdient er diesen Titel mit Recht, allein eine solche Dictatur äußert sich nicht in praktischen Resultaten. — Er war Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, in welchem er mit Couthon und St. Just die Minorität bildete, welche seinen Ansichten huldigte. Der Sicherheitsausschuß, (Comité de Surétè generale) bestand aus seinen erbittertsten Feinden, den Amas, Vadier, Pajot, Vaulland, Laevate, Lanis [du bas Rhin] u. s. w., welche das Gesetz der Verdächtigen ausführten und das Gesetz vom 22. Prairial in Anwendung brachten. —

Ja! das Gesetz vom 22. Prairial! Der ewige schwarze Flecken auf seinem Andenken! Es ist ein furchtbares Gesetz; es hebt alle schützenden Formen des Gesetzes auf und überantwortet den Angeklagten dem Gewissen seines Richters. In Revolutionen ist dies gleichbedeutend mit der Leidenschaft des Richters. Der

Entwurf des Gesetzes ist von seiner Hand, obschon Couthon der Berichterstatter war. Man sagt, er habe das Gesetz gegen seine Feinde, die Tiger des Sicherheitsausschusses, anwenden wollen, allein er zögerte sechs volle Wochen, während er sich, verletzten Herzens, in Rousseaus Einsiedelei nach Montmorency zurückzog. Diese sechs Wochen, der blutige Carneval des Schreckens, verschlangen über 1400 Opfer, mehr als die Hälfte Aller, welche fielen: Ihr Blut hat einen unauslöschlichen Fleck auf der Stirn Robespierres zurückgelassen. —

Und doch! in ihm starb der Genius der Revolution! Wie Billaud-Varennes auf seinem Todbette, als er bedauerte, Robespierre verkannt zu haben, richtig sagte: Hätte er gelebt, so wäre kein Napoleon möglich gewesen. Ja! die Weltgeschichte würde eine andere Wendung genommen haben. Doch, verfolgen wir unsern Rundgang. —

Jene jugendliche Gestalt zur Seite Robespierre's, mit den bleichen Zügen und dem schwarzen Haare, — wer kann das anders sein, als Saint Just, des großen Meisters größter Jünger. Ein Beil wird bald die Köpfe Beider abschneiden, ein Grab wird Beide bergen und die Geschichte wird nie die beiden Namen trennen. Aber ist es wirklich ein Mensch, jener junge 24jährige Mann mit dem geisterbleichen Gesichte, oder ist es ein Gedanke — der Gedanke der Revolution? Haben menschliche Leidenschaften je diese junge Brust bewegt? Gewiß, er schrieb sogar ein liederliches Bühnenstück im Geschmacke seiner Zeit, aber wie dem Saulus auf dem Wege nach Damascus geschah es ihm, daß ein anderer Geist über ihn kam. Der Geist der Revolution erfaßte ihn und von diesem Augenblicke an war er jener strenge, sittenreine Puritaner, jener herbe Charakter, jener unbeugsame unerbittliche Kämpfer, als welchen ihn uns die Geschichte schildert. Er ist eine flüchtige und doch großartige Erscheinung auf der Bühne jener Zeit. Mit 24 Jahren stieg er ins Grab, der Unsterblichen Einer!

Vergessen sind die Gräber jener Männer, nur ihre Namen leben fort. Die Revolution begrub ihre Kinder wie ihre Opfer ohne große Kosten. In den Rechnungsbüchern der Conciergerie steht der Sarg der Königin Marie Antoinette mit sieben Francs verzeichnet; die Särge der 22 Girondisten kosteten 147 Francs. — Man will kürzlich — zwar klingt die Geschichte unglaublich — die Gebeine Robespierre's und seiner Freunde beim Abbruch eines Ballsaals entdeckt haben und ihnen eine Ruhestätte auf dem Père Lachaise geben. Sie verdienen dieselbe. Und wenn das leichtsinnige Paris siebenzig Jahre auf den Gräbern dieser Männer tanzte, ihre Ideen wurden nicht mit ihnen begraben; unsterbliche Gedanken tritt man nicht mit Füßen.

Ehe wir Abschied nehmen vom Berge, bleiben uns noch zwei Gestalten in's Auge zu fassen, die der Zufall, vielleicht die Neigung, auf diese Bänke geführt, deren jede aber einen Ideenkreis, ja eine Welt für sich bildet. Jener kleine Mann im schmutzigen Rocke, mit dem hageren erdfahlen Gesichte nennt sich Marat. Er war früher Arzt; er kennt die Theorie des Aderlassens, die noch jetzt in den romanischen Ländern unter den Medizinern eine große Rolle spielt. Er hält den socialen Körper für faul und voller unreiner Säfte und glaubt nur ein tüchtiger

Aderlaß durch den Doctor Samson kann die Gesundheit des Volkes wieder herstellen. Sein Gesicht ist grau-bleich; kein Wunder, er hat zu lange in Kellern und Höhlen gelebt, um den Nachstellungen der Monarchie zu entgehen; in dunklen Souterrains stand seine Druckerpresse und beim Scheine trüber Oellampen schrieb er seinen Ami du peuple und warf die noch nassen Nummern in jenen summenden Bienenstock, den man Paris nennt. Selten sah man ihn im Lichte der Sonne, so daß gar Viele lange Zeit glaubten, Marat sei nur ein Name und keine Person. Aber das Volk zog ihn aus seinem Keller hervor und wählte ihn in den Convent und Frankreich weiß jetzt, daß Marat ein Wesen von Fleisch und Blut ist und sollte noch Jemand daran zweifeln, — der Mordstahl der Corday wird bald den Gegenbeweis liefern. Aber wer ist dieser Mann, der so nach Blute lechzt, daß er verlangt, es müssen 200,000 Köpfe fallen? Ist er ein zweiter Caliban, ein Menschenfresser, der in Blut sich nur berauschen will? O! nein; er hat im Gegentheil ein warm pulsirendes Herz, das wohl der Liebe fähig ist. Er ist arm trotz seines gewaltigen Einflusses; er repräsentirt auch nicht den Wahnsinn des Volkes, wie man oft gesagt hat. Nein, wie Robespierre das Gewissen, so ist er der Instinkt des französischen Volkes, voller Mißtrauen gegen Jeden, der sich über die Menge empor hebt, er ist der wahre Apostel, nicht bloß der Freiheit, sondern auch der Gleichheit und wie Tarquin huldigt er der Meinung, daß es gut sei, jene Köpfe abzuschlagen, die am Höchsten ragen. Man hat gesagt, Marat war der Prediger der Anarchie. O nein, im Gegentheil, er schrie nach einem Dictator, der Frankreich zur Freiheit führe. Freilich wollte er ihm eine Kugel an den Fuß gebunden wissen, damit er seine Macht nicht mißbrauche. Gefürchtet wie Keiner ist der frühere Thierarzt des Grafen Artois. Er ist der Mann, der die großen Talente, wenn sie sich überheben wollen, daran erinnert, daß sie aus dem Volke hervorgegangen und daß sie Nichts sind ohne das Volk, daß sie Werkzeuge sind, die das Volk geschaffen und die es wieder zerbrechen kann. In ihm ruht das Auge des Volkes auf seinen Vertretern.

Dort jener Mann in den besten Jahren, mit dem großen leuchtenden Auge ist ein Deutscher und nennt sich Anacharsis Cloots. Armer Anacharsis! Adoptirt als französischer Bürger wurdest du nie recht heimisch in diesem Lande, denn Eins ging mit dir, was nicht verstanden wurde — die deutsche Philosophie! Die Nachwelt ist ihm eine Ehrenerklärung schuldig und das radikale Deutschland hätte die Schuld schon längst abtragen sollen. Es ist der schwärzeste Fleck auf dem großen Namen Robespierres, daß er Cloots nicht verstand und seinen Untergang herbeiführte. Deutscher Baron sein, 100,000 Franken Einkünfte haben und zur Bergpartei gehören, — das war freilich Etwas, was den tugendhaften Maximilian stutzen machen mußte. Er kannte die Standesgenossen des Baron Cloots von einer andern Seite und ihre Nachkommen, bis auf den heutigen Tag, sind nicht viel anders geworden; man findet wohl manchen Klotz, aber keinen Anacharsis Cloots unter ihnen. Der deutsche Philosoph, der, noch vor Fichte, die Welt nur existiren ließ, weil er sie dachte, konnte mit dem Deisten Robespierre nicht harmoniren. Aber ihn mit den Führern der Anarchie, mit Menschen wie

Hebert und Ronsin in den Tod zu schicken — das war ein Verbrechen, von dem die Nachwelt Robespierre nicht absolviren wird. Bis zur Stunde schleppt der arme Cloots jene fürchterliche Namenskameradschaft mit sich herum und die Schulbücher der monarchischen Staaten schildern ihn als einen wahnsinnigen Narren, der Unsinn predigte bis an die Stufen des Schaffots. Es giebt manche Schatten, die von der Geschichte mit Koth beworfen, ihrer Reinigung harren. Der Schatten des edlen Cloots ist einer derselben; die Rechtfertigung muß und wird ihm werden.

Wir verlassen die Höhe des Berges und steigen hinab in die niedrigeren Regionen, wo Bank sich an Bank erstreckt, auf denen Männer sitzen, deren die Nachwelt nur ausnahmsweise gedenken wird. Sie wissen Nichts zu machen aus ihrem Unsterblichkeitspatent, diese Männer der Ebene oder des Morastes, wie man sie nennt. Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Dorfgrößen aus der Provinz, sind sie hier Nichts, als das voting cattle des Convents, beherrscht von der Furcht oder vom Vorurtheile und gern die Köpfe ihrer hervorragenderen Collegen Preis gebend, sobald Billaud oder St. Just es von ihnen verlangen — vorausgesetzt, daß ihre eigenen Häupter unangetastet bleiben. Es sind die Leute, die sich durch alle Stürme der Revolution klug und ruhig durchzuarbeiten wissen und später, unter dem Kaiserreich und der Restauration Memoiren schreiben, worin sie die Geschichte des Convents nach ihrer Weise fayonniren. Leute wie Durand Maillard und Thibaudeau, die später berühmt werden, weil die Herren der Versammlung stumm in ihren Gräbern liegen; berühmt durch die Reminiscenzen der Zeit, die sie zu geben im Stande sind. Wenn die Könige todt sind, können die Kammerdiener erzählen — halten wir uns nicht auf bei diesen braven Leuten, sie essen gut, sie trinken gut und sie stimmen, — wie grade der Wind bläst.

Aber auf jener Seite, nur durch wenig Schritte Raum von der Ebene getrennt sitzt ein Häuflein Männer, an welchen wir nicht leicht vorüber gehen können, denn sie haben ihre Namen in Flammenschrift auf die Blätter der Weltgeschichte geschrieben. Man sollte die tragische Muse anrufen, um sie würdig zu schildern. Doch wir müssen uns losreißen von den Eindrücken unserer Jugend, die wir in Bezug auf diese Männer empfingen; unser Herz fühlt sich noch immer zu ihnen hingezogen, denn nie leuchtete das Talent, bei Manchen mit der tiefsten Empfindung gepaart, glänzender und überwältigender, als in diesem Winkel des Saales. Aber unser Verstand muß sie verurtheilen. Wir stehen vor der Gironde.

Wen soll ich schildern aus diesem Häuflein von genialen Menschen, die fast alle der Sturm verschlang, den sie selbst hervorgerufen? Den Freund der Frau Roland, den sarcastischen Buzot, dessen scharfes Wort, wie ein vergifteter Degen in die Brust des Gegners dringt, den Antinous der Versammlung, den herrlichen Barbaroux, der die Marseiller zum großen Werke des 10. August nach Paris führte? Den Staatsmann der Partei, den klugen Boissot, oder den früheren Beherrscher des Pariser Volkes, den großen Bürgermeister, den gewaltigen Petion?

Nein, nur einen Einzigen lassen Sie mich Ihnen vor Augen führen, Einen, um den die Freiheit ewig weinen wird, — ich meine Vergniaud! —

„Der Adler der Gironde" — wie ihn seine Zeit nannte. Aber gehörte er wirklich zu dieser Partei, welche die Freiheit nur so lange wollte, als sie selbst herrschen konnte und die nach ihrem Sturze sich nicht entblödete, die Fahne des Aufruhrs im eigenen Vaterlande aufzupflanzen, während die äußeren Feinde nur noch 60 Meilen von der Hauptstadt standen? In den hohen Flügen seines Geistes erhob sich Vergniaud so hoch über seine Partei, wie der Condor sich über die niedrigen Hütten der Menschen erhebt, aber es waren nur einzelne sporadische Flüge, bald ergriff ihn wieder die Ermattung; er sank zurück, die Partei zog ihn wieder an sich und er ging mit ihr unter. Vergniaud war kein Politiker. Den consequenten Bestrebungen der Männer des Berges gegenüber, war er nicht der Mann, eine Partei zum Siege zu führen. Nur stoßweise, bei außergewöhnlichen Ereignissen entwickelte sich sein großartiges Talent in seiner ganzen Erhabenheit und lange Zeit bis zum letzten entscheidenden Tage, fesselte er den Sieg an die Fahne der Partei. Ja, an den großen Schlachttagen im Convente fehlte er nicht. Dann, im Sturme seiner gewaltigen Rede verlor sich seine Rechte in den Falten der Hemdkrause und zerknitterte sie mitleidslos, während die Linke das Gebäude des Haarputzes verachtend, ihn nach allen Richtungen durchwühlend, die Tribüne mit einem Regen von Puder überschüttete. Aber kaum war das letzte Wort aus seinem Munde, so war der Redner wieder ein ganz anderer Mensch; auf der letzten Stufe der Rednerbühne angelangt, versank er bereits wieder in seine gewöhnliche melancholische Träumerei, unbekümmert um die so eben verflossene große Minute, unbekümmert um die folgende, mit seinem Uhrgehänge spielend, nahm er seinen Sitz wieder ein — bis nach langer Zeit ihn ein neues großes Ereigniß wieder auf die Bühne rief. Und was setzte er der unerbittlichen Logik des Berges entgegen? Große Bilder, herrliche Sentenzen, die schönsten Blüthen und Perlen der Beredtsamkeit — aber, wie Nodier so schön sagt: „Auf dem Gipfel des Berges hatte sich ein Krater geöffnet und man schließt die Mündung eines Vulkans nicht mit Blumen." Aber eine Gerechtigkeit wird ihm die Geschichte wiederfahren lassen: Er liebte die Freiheit wie er sie verstand, aber er liebte sein Vaterland noch mehr und als seine Parteigenossen die Fahne des Aufstandes in Caen, in Lyon und Bordeaux aufpflanzten — sie selbst die armen von den Royalisten Betrogenen — da blieb er ruhig in Paris, sein Schicksal erwartend. „Was gethan werden konnte, um den Triumph der Republik zu sichern, das habe ich gethan", konnte er ausrufen und im heldenmüthigen Aufschwung der Seele setzte er hinzu: „Was muß ich thun um die Republik durch ein Beispiel der Hingebung zu befestigen? Sterben? .... ich werde es thun." Und so starb er, nein, er starb nicht; er entschlief im Enthusiasmus für sein Vaterland und die Freiheit — die reinste und die glänzendste Erscheinung der Zeit! —

Wir haben unsere Runde durch den Saal vollendet; Billaud ist fertig mit seinem Bericht, der dieses Mal nur untergeordnete Gegenstände betrifft. Wer wird die Anzeige des Verraths Dumouriez's machen; wer das Anathema der

Republik herabrufen auf das Haupt des Verräthers? O! Keiner! Diese Versammlung ist zu groß, um sowohl dem Verrath, wie dem Verräther die Ehre einer Debatte zu erzeigen; was sind die Menschen und wären es die ersten Führer des Heeres, dem National-Convente, Frankreich gegenüber? Werkzeuge, die man zerbrechen oder verlieren, die man aber auch neu schaffen kann. Wozu, was Jeder weiß, noch von der Tribüne herab aussprechen! — Nein, die Klage über den Verrath steht nicht auf der Tagesordnung; wohl aber die Maßregeln, ihm zu begegnen.

Und welche furchtbare Energie entfaltet diese großartige Versammlung den Gefahren des Vaterlandes gegenüber! Die Anträge fliegen von allen Seiten nach dem Präsidententische, sie werden gelesen — und siebenhundert Stimmen rufen Ja und Amen — und kein Comité empfängt sie erst zur Berichterstattung — angenommen auf der Stelle — denn das blutende, wild erregte Volk Frankreichs wirft seinen fordernden Blick auf seine Vertreter und verlangt Hülfe, Rettung! Und diese Vertreter kennen ihre Pflicht. Der Riese des Convents steigt auf die Bühne, Danton donnert seinen Collegen zu: „Was wollt ihr dem Volke antworten, wenn es Euch bittere Wahrheiten sagt? Ihr müßt ihm dadurch antworten, daß Ihr die Republik rettet! Seit wann ist man Euch Lob schuldig? Seid Ihr bereits am Ende Eurer Mission? Ihr habt die Feinde zu besiegen, im Innern die Ordnung herzustellen und eine gute Verfassung zu machen. Frankreich verlangt sie und sie wird desto schöner sein, weil sie in Mitten der Stürme der Freiheit geboren sein wird."

Welche Aufgabe! Wie die Juden nach dem babylonischen Exil am neuen Tempel bauten, so bauen die Männer von 1793 am Tempel des Gesetzes und der Freiheit, „in der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert." Die Nordarmee ist desorganisirt durch den Verrath des Generals; fünfzehn Minuten genügen, und acht Commissaire des Convents sind ernannt, die auf der Stelle abreisen, um die Ordnung wieder herzustellen. Die Welt wird sie kennen lernen, diese „Repräsentanten-Commissaire," in Mainz, bei Hendschooten, im Elsaß, in Toulon, die furchtbaren Vollstrecker der Befehle des Convents. Ihr Costüm ist ihnen vorgeschrieben; sie sollen einen runden Hut mit drei Federn nach den Nationalfarben und eine Schärpe tragen und am Bandelier von schwarzem Leder einen Degen ohne Scheide — das rächende Schwert der Republik! — Eine einzige Abstimmung ernennt den tapfern Dampierre an die Stelle von Dumouriez, Dampierre, den Helden von Quiévrain, den bald eine feindliche Kanonenkugel wieder des Commando's enthebt. Ein Dekret, welches ein Lager von 40,000 Mann unter den Mauern von Paris zusammenzieht, passirt im Augenblick; heute ist nicht die Zeit der Reden, sondern der Thaten. Aber die richtigste Maßregel bleibt noch übrig; die Versammlung muß einen Arm haben, der ihren Willen vollzieht und dieser Arm muß ein Schwert führen. Sie schafft sich den Arm, der den Sieg organisiren und Frankreich retten soll — eine kurze Berathung und noch ehe die Sonne sinkt, ist der Wohlfahrts-Ausschuß eingesetzt.

Die Nation ist in Verzweiflung — heute erhalten die verzweifelnden Arme Waffen und bald verkünden Wattigneis und Dunkirchen der europäischen Coalition, daß Frankreich, wie Danton sagt, gegen die Tyrannen unter Waffen steht. Vierzehn Armeen werden dekretirt und ehe drei Monate vergehen, steht eine Million Vaterlandsvertheidiger im Felde. Es fehlt an Pulver: ein Dekret des Convents und Jeder eilt in seinen Keller und kratzt den Salpeter von den Wänden. Es fehlt an Geschütz — ein Dekret des Convents und die Glocken der Kirchen steigen von den Thürmen und verwandeln sich in Kanonen; jeder District darf nur eine Glocke behalten — zum Sturmläuten. Es fehlt an Kleidung für die Soldaten: Ein Dekret des Convents und auf den öffentlichen Plätzen, in den Hallen und in den Kirchen versammeln sich die Weiber, Männer unfähig zum Dienst, Greise und Kinder und flink geht die Nadel und massenweise wird die Charpie gezupft. Und im Geiste des Convents verfahren seine Commissaire. Kaum hat St. Just das Elsaß betreten, in welchem eine zurückgedrängte, halb geschlagene Armee in schrecklicher Unordnung umherliegt, als Befehl auf Befehl des jungen Proconsuls nach allen Richtungen fliegt: Jeder Soldat, der sich in der Stadt Straßburg umhertreibt, statt seinen Pflichten im Lager obzuliegen, wird sofort erschossen. — Die Behörden haben sofort den Soldaten die nöthigen Schuhe zu liefern; wehe, wer diesem Befehl nicht nachkommt, er wird für einen schlechten Bürger erklärt.— Angesichts der mörderischen Unreinlichkeit in den Hospitälern hat die Stadtbehörde sofort bei den Reichen der Stadt zweitausend Betten für kranke und verwundete Soldaten zu requiriren! — Um den Hunger des armen Volks zu stillen und die Armee zu erhalten, wird von den Bürgern Straßburgs sofort eine Zwangsanleihe von neun Millionen Francs erhoben; innerhalb 24 Stunden muß dieselbe bezahlt sein.

Extreme Maßregeln! ruft schaudernd der gute Bürger unserer Tage. Freilich, extreme Maßregeln, — aber sie retten das Vaterland.

Die Vendee steht unter den Waffen gegen die Republik. Dekret des Convents: alle Hecken sind nieder zu reißen, alles Vieh ist fortzutreiben, Greise, Weiber und Kinder sind in andere Orte zu führen, die Rebellen, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen werden, sind zu erschießen. Man nimmt ihnen nicht den Treueid ab und läßt sie wieder heimkehren! Sechs Monate nachher ist ein großer Theil der Vendee ein Leichenfeld — aber die dreifarbige Fahne flattert von allen Thürmen!

Und wie antwortet das Volk auf diese furchtbare Energie seiner Vertreter? Der Convent schlägt eine Saite an, die laut wiederklingt, ja die bis heute noch nicht ausgeklungen hat. Das französische Volk hat die Gräuel der Knechtschaft kennen gelernt und den ersten Vorschmack der Freiheit gekostet. Kein langer ruhiger Besitz der Freiheit und der Segnungen, die sie giebt, hat das Volk entnervt und es gleichgültig gemacht gegen das höchste Gut der Erde; keine Corruption hat sich noch eingeschlichen in die verschiedenen Elemente der Regierung; noch stehen seine Vertreter rein da vor der Welt, und wenn ihre Häupter unter dem Beile fallen, so muß das Vaterland die Kosten des Begräbnisses zahlen. Ja, das

französische Volk kennt den Werth der Freiheit; hinter ihm gähnt das Mittelalter mit seinen Schrecken wie ein düsterer Kerker, dem Frankreich eben entronnen; vor ihm leuchtet das Morgenroth einer bessern Zeit und ein ganzes Volk stürzt sich wie eine Lawine vorwärts und zerschmettert die Heere von ganz Europa. — Tag für Tag eilen die Freiwilligen durch Paris nach der bedrohten Grenze, der dumpfe Ton der Trommel verhallt nicht mehr auf den Plätzen und in den Straßen, wer noch die Waffen tragen kann tritt unter die Fahne, so daß der Convent ein Dekret erlassen muß, welches jedem Commis bei der Post und jedem Angestellten der Regierung verbieten, sich anwerben zu lassen, damit die Räder der Verwaltung nicht ganz stille stehen. Eltern entlassen ihre Kinder mit Segenswünschen für die Freiheit und wenn sie nicht wiederkehren — der Tod für's Vaterland ist ja süß! Besser der Tod als die Schande! Ein 17jähriger Knabe, den das Heimweh ergreift, desertirt von der Nordarmee und pocht spät in der Nacht an die Thüre der Hütte seines Vaters. „Wer ist da?" — „Ich bin es, Dein Sohn." „Das ist nicht wahr," ruft der strenge Patriot, „mein Sohn steht an der Grenze vor dem Feinde. Ich öffne nicht!" —

Ja, das Volk antwortet in lichter Begeisterung der thatkräftigen Energie seiner Regierung, wie jedes Volk es thun wird — wenn die Regierung auf der Höhe der Zeit steht und diese Zeit begreift. O! es ist am Ende nicht so schwer, zu regieren, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, selbst in den stürmischsten Zeiten, wenn die Regierenden den Gedanken nur begreifen, der gährend und ringend im Volke lebt und kämpft und dem sie das Wesen, die Gestalt, die Bedeutung geben sollen. Und ob er auch unausgesprochen vielleicht noch schlummert in der Seele des Volkes — der ist der Mann der Zeit, der ihm Worte leiht und ihn ausspricht vor den Millionen, in deren Herzen er ein donnerndes Echo findet. Zu brechen mit den Traditionen einer Zeit, die sich überlebt, und so brechen, daß keine Rückkehr mehr möglich ist — das ist es, was die wenigsten Regierenden verstehen. Und wenn der Geist einer mit Ungestüm nach dem Dasein ringenden neuen Epoche, die alten Formen zu sprengen droht, — sie verzweifeln noch immer nicht; auf jeden Riß setzen sie einen Flicken, auf jedes kühne Wort antworten sie mit einer verstümmelnden Proclamation und wenn es ihnen gelingt, für eine kurze Zeit die Harlekinjacke zusammen zu schneidern, in der der drängende Genius einer neuen Zeit zum Hofnarren des Bestehenden erniedrigt wird, so glauben sie das Vaterland gerettet zu haben. Und wenn die drängende Stimme endlich zu laut wird, wenn der Adler der Freiheit endlich den Flug zur Höhe nimmt, dann setzen sie sich wie der Zaunkönig zwischen seine Flügel und nehmen das Verdienst in Anspruch, selbst so hoch voran geflogen zu sein! — Die Zwerge! An ihnen freilich ist die Lehre des Jahres 1793 spurlos vorüber gegangen.

Aber anders dachte jene unsterbliche Versammlung, deren Bild wir eben, wenn auch in unvollkommenen und schattenhaften Umrissen uns vor Augen geführt haben. Vielleicht verfiel sie in einen andern Fehler. In unsern Tagen ist gewöhnlich das Volk den Regierenden voraus; in jener großen Zeit war die Repräsentation vielleicht dem Volke voraus — um Decennien, Jahrhunderte, wer

mag es sagen; wir, meine Herren, stehen am Wege jener Richtung, der sie zustrebten; wir fangen an, sie zu begreifen.

Ich habe versucht, Ihnen den Convent zu schildern in einer jener Sitzungen, in welchen die titanenhafte revolutionaire Energie entfaltet wurde, welche Frankreich rettete. Doch nicht in diesem thatkräftigen Aufschwunge allein besteht die Größe jener Versammlung. Dieselben Männer, welche Tag für Tag im Conventssaale Dekret auf Dekret erließen, um den Forderungen des Augenblicks zu genügen, welche Heere organisirten und den Verrath im Innern bekämpften, hatten noch Zeit, das Fundament einer neuen gesellschaftlichen Ordnung zu legen;— sie gaben dem Volke noch die Constitution von 1793! — Nach den Stürmen des Tages nahm Girondist und Montagnard in stiller Nacht das große Werk der französischen Verfassung vor. Während der Eine in den Werken der Encyklopädisten die wahren Basen der Volksfreiheit zu finden glaubte, griff der Andere zum Evangelium der Revolution, zum Contrat Social und bemühte sich, dem Philosophen von Ermenonville das Geheimniß der gesellschaftlichen Wohlfahrt abzulauschen. Das von den Scenen des Schreckens beleidigte Auge des Gesichtsforschers weilt gern auf diesen Debatten der beiden politischen Parteien über die neue Verfassung. Danton hatte Recht: sie wurde unter den Stürmen der Freiheit geboren, allein in jenen großen Reden über die neue Constitution verräth sich keine Spur jener fieberhaften Erregung der Geister. Die Männer von 1793 waren der Aufgabe gewachsen, die sie sich gestellt und aus der Discussion über die Verfassung sollte man schließen, eine Versammlung von Philosophen berathe im tiefsten Frieden, fern von den Stürmen der Erde das Wohl eines Volkes. Zwei Entwürfe lagen vor. Die Gironde, vertreten durch Condorcet, brachte einen Entwurf ein, in denen sich der ganze glänzende und doch nicht tiefe Geist dieser Schüler Voltaire's und Diderot's abspiegelt. Es ist die Charte des Individualismus, der bessere Vorläufer von 1830. Die einzelnen Menschen stehen sich wie Festungen einander gegenüber, verschanzt bis an die Zähne in die Rechte des Individuums. Es war ein Entwurf, in dem gewiß der Geist der Freiheit wehte; aber in einer Zeit, wo der Genius der Revolution die Massen zusammenballen, gleichsam Quarré schließen muß, gegen den Feind, wird die Unverletzlichkeit des Individuums gegenüber den Interessen der Gesammtheit nicht anerkannt werden. Der Entwurf des Berges hatte Robespierre und Hérault de Séchelles zu Urhebern und nach dem Sturze der Gironde wurde derselbe als die Verfassung Frankreichs proclamirt und vom Volke fast einstimmig angenommen. — Und was ist die Constitution von 1793? Es ist die Philosophie Rousseaus, als Landesgesetz proclamirt — kein Wunder, daß der 9. Thermidor es wieder begrub. Auch diese Verfassung ist eine Charte der Freiheit, aber in anderem Sinne, wie der Entwurf der Gironde. Die Demokratie des Berges mißtraute sogar dem allgemeinen Stimmrecht, obschon sie das Princip anerkannte. Die Verfassung von 1793 regiert mehr von oben herab, aber sie regiert einzig zum Besten der Massen, zum Besten der Armen, zum Besten der Leidenden unter den Menschen. Wer will die Männer des Berges tadeln, wenn sie mit starker Hand Barrièren um den Volks-

willen zogen, um die Rückkehr der Monarchie für immer unmöglich zu machen? Und wie viele unversiegbare Quellen des Lebens enthält nicht diese Verfassung! O! die Mitglieder unserer constituirenden Versammlungen in Amerika thäten wohl daran, dieses Werk zuweilen anzusehen! Der Lapidarstyl der Verfassung von 1793 entspricht der Zeit, in welcher sie entstand. Der Convent befiehlt, er octroyirt, wenn Sie wollen, er beräth nicht mehr lange; die Freiheit ist da; wehe dem, der sie läugnet; was noch zu thun übrig bleibt, ist sie zu befestigen. Die Constitution von 1793 ist eine Rieseninschrift am Wege der Menschheit, gleich jenen Keilinschriften an den Felsen der arabischen Wüste, die einem untergegangenen Volke angehören. Auch jene Verfassung gehört einem untergegangenen Geschlechte an; aber groß waren die Männer, die sich ein solches Denkmal setzten. Sie hatten ihr Jahrhundert weit hinter sich gelassen und hieben das Gesetz der Freiheit in den Felsen der Zukunft ein. Wir, die nachfolgenden Geschlechter, stehen noch staunend vor der Inschrift; aber bereits ist sie keine Keilschrift mehr für uns; wir fangen an, sie zu entziffern!

Ich habe versucht, meine Damen und Herren, das Bild einer großen Zeit heraufzubeschwören; in wiefern es mir gelungen, darüber steht mir kein Urtheil zu. Aber so oft man auf jene große Epoche zurückkommt, so entsteht die Frage: Ist jene gewaltige Bewegung der Geister denn ganz resultatlos geblieben? — In Frankreich die geniale Despotie des Kaiserreichs, in England der alte Egoismus der Regierenden, in Deutschland die alte Zerrissenheit und Zerfahrenheit, in Amerika die Schilderhebung der Sklavereimacht — warum sollten wir uns nicht fragen, — wohin sind wir gekommen? Auf den warmen begeisterten Gefühlen der großen Revolution scheint sich, nach verrauchter Glut, eine Lavakruste des Egoismus, der Trägheit der Völker abgelagert zu haben, die undurchdringlich ist. Und doch, täuschen wir uns nicht! Die Bewegung von 1793 brach los wie ein Gebirgsstrom, der sich den Eisfeldern der Gletscher entringt und nach kurzem brausenden Laufe wieder in den Klüften der Erde verschwindet. Aber wie die Gebirgsströme, die durch Seen fließen, und dem Auge entzogen nach durchlaufener Kluft wieder an das Licht des Tages treten, so ist auch die Bewegung jener Zeit nur für einen Augenblick dem Auge entzogen; sie ist da, sie sammelt neue Kräfte und die Zeit wird kommen, wo sie mächtiger, reiner und gewaltiger als je, wieder offen und majestätisch durch die Geschichte fluthet.

Reiner—denn die Völker haben einsehen lernen, daß der politische Mord nur die Raserei der Freiheit ist, der am Meisten ihre treusten Kinder trifft; mächtiger — denn die Bildung ist allgemeiner geworden und die Heere der Freiheit sind zahllos — majestätischer, denn der Gebirgsbach ist zum Strome geworden, er stürzt nicht mehr über Klippen, sondern ist breit und tief genug, um buntbewimpelte Schiffe zu tragen, mit dem Glücke der Menschheit beladen.

Inmitten der furchtbaren Reinigungsperiode, in welcher unser neues Vaterland begriffen ist, thut es zuweilen Noth, den Blick empor zu heben zu den großen Vorbildern einer ähnlichen Zeit. Lassen wir getrost unser Auge ruhen auf jenen großen Arbeitern der Menschheit, die uns so ewige Wahrheiten hinterließen. Wir

finden Trost in trüber Zeit in einer solchen Betrachtung; denn, mit dem Dichter zu reden:

Getheiltes Loos mit längstentschwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen
Und Kampf und Schmerz, sieglosen Tod nicht scheuen;
So wird dereinst in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen.

Nein, die Sonne von 1789 ist nicht untergegangen. Stürme mögen brausen Wolken mögen sie verhüllen — jenseits der grauen Nebelschicht dehnt sich der klare Aether der Zukunft. Ob wir sie auch nicht in ihrem vollen Glanze sehen — wir wissen doch, daß sie scheint. Wenn in unser brechendes Auge auch nur einer ihrer Strahlen fällt, — es ist des Trostes genug zu wissen, daß unsere Gräber einst in ihrem Lichte stehen und daß ihre glänzendsten Strahlen auf die Häupter Derer fallen, die da nach uns kommen werden.

Herr Thiers als Werber für das Kaiserreich.

Von

Louis Blanc.

(Schluß.)

Herr Thiers begnügt sich in seiner Rede nicht damit, auf den Ursprung des Kaiserreichs einen beschönigenden Schleier zu werfen; er begnügt sich nicht damit, den 2. December zu rechtfertigen; er begnügt sich nicht damit, denselben als die neue Aera der Wiederkehr der Ordnung zu segnen: in seinem Eifer für die Erhaltung eines aus einem zweiten 18. Brumaire hervorgegangenen Regimes geht er bis zum Entwickeln einer Doctrin, deren unfehlbares Resultat die Vernichtung der parlamentarischen Gewalt durch die Gewalt eines Einzelnen sein muß.

Bis jetzt hatten wir guten Leute geglaubt, daß es zum innersten Wesen der legislativen Gewalt gehöre, die Initiative bei der Gesetzgebung zu haben, weil sie die Gesetze machen muß und die Executivgewalt Nichts zu thun hat, als dieselben auszuführen; wir hatten uns eingebildet, daß die Worte dem darin ausgedrückten Sinne etwas entsprechen müßten; wir dachten in unserer Weisheit, es sei absurd, dem Arme die Initiative zu geben, wenn man dieselbe dem Kopfe verweigert; es kam uns vor, als ob in der französischen Revolution unsere Väter

sogar die dem Monarchen gemachte Bewilligung des Rechts des Veto übertrieben, ungeheuerlich und mit der Freiheit unverträglich gefunden hätten. Nun, es scheint, daß unsere Ansichten in dieser Hinsicht ketzerisch und unsere Erinnerungen mangelhaft waren. Herr Thiers ruft uns in den Schooß der constitutionellen Orthodoxie zurück, indem er uns mittheilt, daß das Wesen der Executiv-Gewalt darin besteht: zu wollen. Er verlangt vom Arme, daß er denken soll und gesteht dem Kopfe kein anderes Recht zu, als dem seine Zustimmung zu geben, was der Arm gedacht hat.

In dieser Verwechslung der Rollen liegt etwas so Außergewöhnliches, den allgemein über das Repräsentativsystem verbreiteten Ideen Entgegengesetztes, allen Annahmen, auf welchen die Theorie der Volkssouverainetät beruht so Widerstrebendes, dem Despotismus so Günstiges, daß es nothwendig ist, die eigenen Worte des Redners anzuführen:

„Ich gebe zu — denn Sie werden mich niemals die Regierungsmaximen verlassen sehen — ich gebe zu, daß die Initiative in allen Dingen der Gewalt (pouvoir) angehören muß (wohlverstanden der des Staatsoberhauptes.) Ich gebe dies vollständig zu. Ich gestehe ihr sogar zu — und hier werden mich vielleicht viele meiner politischen Freunde tadeln, (Parbleu! das glaube ich!) aber es ist meine Ueberzeugung: ich gestehe ihr sogar die Initiative in Betreff der Gesetzgebung zu.... Aber meine Herren, wenn ich der Regierung in allen Dingen die Initiative zugestehe, so muß man uns auch in allen Dingen die Controlle zugestehen."

So ist denn, in der Theorie des Herrn Thiers die ganze legislative Gewalt zu einem einfachen Controlbureau geworden! Wir sind über 1789 hinaus zurückgeführt, in die glückliche Zeit der Einregistrirung der Edikte! Das Parlament mag sich hiernach nur hüten, die Verwegenheit seiner Remonstranzen zu weit zu treiben! Warum kann denn in der That Napoleon III., dem in allen Dingen die Initiative zusteht, nicht in Reitstiefeln und die Peitsche in der Hand das Einregistriren seiner Edikte befehlen?

Aber was ich am Meisten bewundere ist die Macht der Gründe, auf welche Herr Thiers sein Prinzip stützt:

„Was kann denn, ruft er aus, in Sachen der Gesetzgebung die Initiative sein? Sie ist nie mehr als ein Wunsch; denn selbst wenn eine Versammlung das Recht der Initiative sogar in so weit besitzt, daß sie ein ganzes Gesetz abfassen kann, so muß doch dieses Gesetz noch von einer andern Kammer, von dem Souverain selbst angenommen werden."

Ein Wunsch? Nichts als ein Wunsch? Ja, in einem am Zipfel mit „Kaiserreich" gezeichneten Regime; aber hat der als Gesetzentwurf formulirte Wille der Repräsentantenkammer des Volkes auch nur den Werth eines Wunsches in einem wirklich constitutionellen Regime, so wie wir dasselbe in England, Belgien, Italien in Kraft sehen und so wie dasselbe in Kraft war, zur Zeit als Herr Thiers als Minister Louis Philipps funktionirte! Selbst zugestanden, daß dem Monarchen die Ausübung des Veto-Rechts zu lassen ist, — ein Recht, dessen Nützlich-

keit sehr bestreitbar und von ausgezeichneten Geistern bestritten ist — wer weiß denn nicht, daß das **Veto** in einem wirklichen nationalen Repräsentativsysteme dem Willen der Volksvertreter in der That nur eine momentane Schranke setzt? In England z. B. würde es sich hübsch anhören, wenn die Königin hartnäckig sagen wollte: „ich will nicht," wenn das Haus der Gemeinen ebenso hartnäckig sagt: „ich will!" Carl I., der sich den Doctrinen des Herrn Thiers zuneigte, legte der Initiative der Volksvertretung auch nur den **Werth eines Wunsches** bei und Jeder weiß, was daraus entsprang. „Rührt das Beil nicht an!" rief der unglückliche Fürst, als er seinen Kopf auf den Block legte und der Wiederhall dieses Ausrufs in der Geschichte hat übrigens der ganzen Welt bewiesen, daß die Engländer das constitutionelle Regime nicht nach der Weise des Herrn Thiers auffassen.

Es ist wahr, daß Herr Thiers, indem er für den Monarchen das Recht, Alles zu thun, verlangt, für ihn in demselben Athem das Privilegium in Anspruch nimmt, für Nichts einzustehen.

Die kaiserliche Constitution vom 14. Januar 1852 enthält die beiden folgenden Artikel:

Art. 5. „Der Präsident der Republik ist dem französischen Volke verantwortlich, an welches zu appelliren er stets das Recht hat."

Art. 13. „Die Minister hängen nur vom Staatsoberhaupte ab; Jeder von ihnen ist für die Handlungen der Regierung nur für das, was ihn selbst betrifft, verantwortlich; es giebt keine Solidarität unter ihnen; sie können nur durch den Senat in Anklagestand versetzt werden."

Der einzige dieser beiden Artikel, von welchem Herr Thiers Gebrauch gemacht zu sehen wünscht, ist der zweite.

Ist es vielleicht, weil derselbe genügende Garantien bietet? Aber was ist denn, ich bitte Euch, die Verantwortlichkeit von Ministern, welche nur vom Staatsoberhaupt abhängen, welche nicht in collektiver Form für die Handlungen der Regierungen verantwortlich sind und die nur von einer, in die Hand des Herrschers gegebenen Versammlung in Anklagestand versetzt werden können?

Herr Thiers fühlt selbst so sehr, daß eine solche Garantie nur illusorisch ist, daß er dem Artikel 13 keinen andern Werth beilegt, als den, daß derselbe eine Art von Verantwortlichkeit, oder wie er sich ausdrückt, „eine gewisse Verantwortlichkeit" constituirt. Und dennoch, wenn der Artikel 13 inne gehalten wird, so erklärt er sich befriedigt!

Das ist nicht Alles. So sehr auch der Artikel 5, der die Verantwortlichkeit des Kaisers ausspricht, ein kaiserliches Machwerk ist, so meint Herr Thiers doch, man solle denselben nie anrufen, was auch geschehen möge. Er besteht darauf, daß man diesen Artikel als nicht erlassen (non avenu) betrachte, damit man nöthigfalls Jeden, der versucht sein möchte, die Existenz desselben in Erinnerung zu bringen, verhaften könne. Auch hier noch ist die Sprache des Redners so außergewöhnlich, daß, um dem Verdachte, ihn zu verläumden, zu begegnen, wörtlich citirt werden muß:

„Man kann Ihnen sagen, daß es eine Verletzung der Constitution wäre, wenn man sich eines Rechts bedienen wollte, welches nicht darin enthalten ist. Aber, wenn Sie sich entschließen, sich eines von der Verfassung beschränkten Rechts zu begeben, so kann von keiner Verletzung der Verfassung die Rede sein. Nun, meine Herren, so weit es mich betrifft, bin ich entschlossen, wie Sie, von dem Artikel 5 keinen Gebrauch zu machen; ich folge darin nur Ihrem Beispiele und wenn ich diesem Beispiele nicht folgte, so würden Sie mich zum Schweigen bringen und zwar mit Recht. Uebrigens werden Sie in dieser Beziehung mir nie in's Gedächtniß zu rufen haben, was sich schickt. Und hier mache ich keine leere Voraussetzung, denn obwohl ich in der Zurückgezogenheit gelebt habe, so habe ich dennoch stets Ihre Arbeiten mit der Aufmerksamkeit verfolgt, welche den Vertretern Frankreichs gebührt. Nun, es ist mir erinnerlich, daß in der Sitzung vom 8. März 1862 einer Ihrer Collegen von dem Herrn Präsidenten unterbrochen wurde mit den Worten: „Hüten Sie sich, denn ich würde Sie verhaften lassen," und zwar nicht, weil Ihr College sich des Artikels 5 bedienen, sondern weil er constatiren wollte, er könnte sich nöthigenfalls desselben bedienen."

In allem Ernste, ist das begreiflich? Wie! in einer Verfassung, die Herr Thiers im Allgemeinen unserem Respekt empfiehlt, wäre der einzige nicht zu respektirende Artikel der, welcher den Kaiser verantwortlich erklärt? Und wenn man heilige Dinge so weit profamirt, daß man sagt, nicht, man wolle, sondern man könne sich derselben bedienen, verdient man verhaftet zu werden! Großer Gott, wo stehn wir denn? Der Artikel 5 ist von Napoleon III. selbst in die Constitution hinein geschrieben worden und Herr Thiers zittert vor Angst, daß man sich dessen erinnern könnte! Herr Thiers ist also kaiserlicher als der Kaiser.

Oh! ich begreife, ohne diese Ansicht zu theilen, daß man mit Herrn Thiers sagen könne — „die Unverantwortlichkeit des Souverains ist die Freiheit des Landes", da wo der Souverain regiert und nicht herrscht, da wo es Minister giebt, die nicht von ihm, sondern von einer Mehrheit der Volksvertreter abhängig sind, wo es die Sache der Minister ist, die Befehle der durch das Organ ihrer Erwählten sprechenden Nation zu vollstrecken, da endlich, wo die Minister ernstlich collectiv, solidarisch verantwortlich sind. Daß aber da, wo diese Bedingungen fehlen, wo die Executiv-Gewalt für würdig erachtet wird, in allen Dingen die Initiative zu ergreifen, wo die Minister ausschließlich vom Staatsoberhaupt abhängig sind und wo es nur eine gewisse ministerielle Verantwortlichkeit giebt zu Gunsten eines einzigen Menschen das Privilegium reclamirt werden könne, für Nichts einzustehen und außerdem das Recht, in allen Dingen die Initiative zu ergreifen, das ist entschieden zu stark; und wenn dies die Theorie der Freiheit ist, worin besteht dann die Despotie?

Seit ich angefangen habe, die von Herrn Thiers in der Sitzung vom 11. Januar gehaltene Rede der Prüfung zu unterwerfen, hat Herr Thiers mehr als einmal Gelegenheit gehabt, von Neuem das Wort zu ergreifen und er hat diese Gelegenheit mehr als einmal benutzt, — und darin muß ich ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, — er hat bei diesen Gelegenheiten dem öffentlichen Wohl

wirkliche Dienste geleistet. Wenn in der Centralisationsfrage er Ansichten zur Aeußerung gebracht hat, die meines Erachtens der demokratischen Orthodoxie widerstreiten, so hat er dafür die Geschichte der Gewaltthätigkeiten und Tölpeleien, woraus die Expedition nach Mexiko besteht, mit vollkommenem Takt, mit großer Schärfe, mit auffallender Kenntniß der geringsten Einzelheiten, mit einer einfachen und klaren Beredsamkeit erzählt. A la bonne heure! Diesmal war Herr Thiers in seinem Element, denn was man von ihm zu erwarten hat, ist nicht Originalität der Einsichten, nicht Tiefe der Gedanken, nicht Erhabenheit der Sprache; er glänzt in der Darstellung der Thatsachen und der Schilderung allgemeiner Eindrücke. Er reflektirt nur, er ist nur ein Echo; aber er reflektirt das Licht in kräftiger Weise und der von ihm wiederholte Ton hat einen sonoreren Klang nach der Wiederholung. In dieser Beziehung zweifelt Niemand daran, daß er der Mann wäre, dem Lande nachhaltige Dienste zu leisten, wenn seine Opposition einen andern Zweck hätte, als den, wovon seine Rede vom 11. Januar Zeugniß abzulegen scheint, eine Rede, die unendlich zu beklagen ist, was immer auch diejenigen sagen mögen, welche es lieben, sich mit Illusionen abfertigen zu lassen und sich scheuen, der Sache auf den Grund zu gehen.

Fassen wir das Vorhergehende zusammen. Was sagt denn Herr Thiers in dem Redeschwall, bei dem die Optimisten sich wie bei einem Triumph der Freiheit beglückwünschen?

Er sagt:

Daß Napoleon I., gereift durchs Unglück, in allem Ernst und ohne Vorbehalt Frankreich die Freiheit gegeben habe; woraus folge, daß die Freiheit und das Kaiserreich, selbst mit einem Napoleon I. auf dem Thron, vollständig vereinbar seien;

Daß durch den Dezember-Staatsstreich die Ordnung, welche eine der wesentlichen Bedingungen des Lebens der Völker ist, gerettet worden sei;

Daß Napoleon III. durch seine Dekrete vom November 1860 und vom Februar und Dezember 1861 in unsere Institutionen Veränderungen hineingebracht, wodurch er sich auf den Dank des französischen Volks ein Anrecht erworben habe;

Daß das Recht da sei, wo die nationale Souverainetät gesprochen habe, woraus folge, daß das Kaiserreich als angebliches Resultat der allgemeinen Abstimmung aufs Recht gegründet sei;

Daß in allen Dingen die Initiative der kaiserlichen Gewalt gebühre;

Daß das Recht des gesetzgebenden Körpers lediglich ein Recht der Controlle sei;

Daß zwar das Recht, die Minister zu interpelliren, den Repräsentanten zustehe, daß aber der Kaiser absolut unverantwortlich sein müsse;

Daß der Artikel 5, (nach welchem das Staatsoberhaupt dem französischen Volke gegenüber verantwortlich ist) obzwar vom Kaiser selbst der kaiserlichen Verfassung einverleibt, als nicht vorhanden zu betrachten sei;

Daß Jeder, der sich einfallen ließe, an die Verfügungen dieses Artikels zu appelliren oder einfach auf sein Vorhandensein anzuspielen, verhaftet werden müsse.

Und er fügt hinzu:

Daß, wenn das Kaiserreich von der Freiheit das Nothwendigste gewähre, Jedermann das Kaiserreich offen und ohne Hintergedanken acceptiren müsse;

Daß, soweit es ihn, Thiers, betreffe, er nie die Interessen seines Landes der hohen Familie, welcher er zu andern Zeiten gedient habe, opfern werde; woraus folgt, daß nach seinem Ermessen die Interessen seines Landes mit der Erhaltung des Kaiserreichs aufs Engste verbunden sind;

Endlich, daß im Fall die nothdürftige mit Achtung geforderte Freiheit gewährt wäre, man ihn, den früheren Minister Louis Philipps, zur Zahl der nicht nur unterwürfigen, sondern dankbaren Bürger des Kaiserreichs rechnen könne.

Ist dieses Resumé nicht treu? Das also hat Herr Thiers dem Kaiserreich zu bieten. Sehen wir einmal zu, was er, mit abgezogenem Hute und ausgestreckter Hand, sich von ihm zu erbitten hat. Ich citire:

„Meine Herren, ich habe so flüchtig wie möglich die von mir als wesentlich erachteten Bedingungen der Freiheit durchmustert, und Sie sehen, daß es nicht nöthig ist, unsere Institutionen über den Haufen zu werfen, um uns diese Bedingungen zu sichern. Sie sehen, daß es für die individuelle Freiheit genügend ist, das Gesetz der allgemeinen Sicherheit fallen zu lassen; daß, um die Freiheit der Presse zu sichern, man die Verfassung nicht anzutasten braucht, sondern daß es genügt, ein paar Artikel des die Presse betreffenden Dekrets abzuändern; daß zur Garantie der Wahlfreiheit nur einige Praktiken abzuändern wären; daß im Interesse der Freiheit, welche ich die Freiheit der nationalen Repräsentation nenne, man hier den Brauch einführen müßte, die Minister zu interpelliren, einen Brauch, der immer und überall bestanden hat und besteht, und daß endlich die hauptsächlichste der Freiheiten, die Freiheit der Debatte nämlich, woran nur die Minister und nicht der Souverain Theil nehmen sollen, sicher zu stellen, ein paar Dekrete, wie der Kaiser deren schon mehrere erlassen hat, genügen würden. Sie sehen also, es handelt sich nicht darum, unsere Institutionen über den Haufen zu werfen; es kommt darauf an, sie zur Entwicklung zu bringen, in demselben Sinne, in welchem diese Entwicklung bereits erfolgt ist."

Welch' famoser Handel für das Kaiserreich! Wie! wenn es einfach das Gesetz der allgemeinen Sicherheit fallen läßt, welches überhaupt nur noch eine kleine Zahl von Bürgern bedroht, wenn es sich entschließt, in den Wahlen einige Praktiken abzustellen, wenn es in dem die Presse betreffenden Dekret, welches 19 Artikel enthält, die alle gleichmäßig die Freiheit der Presse gefährden, einen oder zwei Artikel modifizirt, wenn Herrn Thiers für die Zukunft die von ihm als die hauptsächlichste bezeichnete Freiheit gewährt wird, die Debatte mit einem Minister zu führen, wohlverstanden auf die Bedingung hin, die heilige Gewalt des Herrschers nicht anzutasten und stets vor dem Idole in Anbetung versunken zu sein und wenn dafür man huldreich genug ist, ein oder zwei Dekrete zu erlassen, wie der Kaiser deren schon mehrere erlassen hat, dann hat das Kaiserreich seine ganze Schuld abbezahlt! Und dann ist es die Pflicht Frankreichs, in Napoleon I. den erhabendsten aller Freunde der Freiheit zu begrüßen, dem Urheber des Dezember-

Staatsstreichs als Retter der Ordnung zu huldigen, und dem, welcher, nachdem er dem Lande alle seine Freiheiten geraubt, eines Tags die Großmuth hatte, ihm die Freiheit der Tribüne zurückzugeben, einen Cultus der ewigen Dankbarkeit zu weihen, es ist seine Pflicht, in dem Kaiserreich die Herrschaft des Rechts anzuerkennen, Jeden, der nach einem andern Regime seufzt, als hirnlos und aufrührerisch anzusehen, überall der kaiserlichen Regierung die Initiative zu überlassen; es ist seine Pflicht, indem es den Kaiser zum Fetisch macht, im Widerspruch mit seinen eigenen Worten, zu behaupten, er sei unfehlbar wie der Papst und unverletzlich wie Gott, es gut zu finden, daß Jeder verhaftet werde, der die Frechheit hat, zu glauben, in der Verfassung finde sich ein Artikel 5 vor; es ist endlich seine Pflicht, alle Bande zu zerreißen, welche es mit seiner Vergangenheit verknüpfen, alle seine Erinnerungen schwinden zu lassen, seine frische Schmach zu vergessen und das Kaiserreich zu segnen in der Stellung eines Unterwürfigen und Dankenden.

In der That, Eins wundert mich, — daß nämlich Herr Rouher nicht etwa in folgenden Worten geantwortet hat:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, im Namen des Kaisers für die schönen Worte, welche Sie so eben gesprochen haben. Indem Sie die Wohlthaten aufzählen, welche Frankreich von dem Lenker seiner Geschicke entgegen genommen hat, und der Pflicht der Dankbarkeit das Wort reden, indem Sie anerkennen, was schon gewährt worden ist und Weiteres nur verlangen im Tone der tiefsten Ehrfurcht, der den Cultus der Autorität aufrecht zu erhalten und zu erweitern geeignet ist, indem Sie gestehen, daß ohne den 2. Dezember die Ordnung verloren gewesen wäre, indem Sie die Legitimität des Kaiserreichs zur Doctrine erheben, indem Sie für die kaiserliche Gewalt die Kraft beanspruchen, welche in der Initiative liegt und für die Person des Kaisers das Prestige, welches sich an die Unverletzlichkeit knüpft, indem Sie alle guten Bürger auffordern, offen und ohne Rückhalt das aus der allgemeinen Abstimmung hervorgegangene Regime zu acceptiren, ohne von der Großmuth des Staatsoberhaupts etwas Anderes zu erwarten als eine innerhalb sicherer Schranken gehaltene Freiheit, haben Sie, — ich erkenne es an — mit großer Mäßigung den noch aufrührerischen Geistern, den Männern alter Parteien, ein Beispiel gegeben, dem man hoffentlich folgen wird. Was aber die Freiheiten betrifft, die Sie verlangen, so denken Sie, die Stunde ihrer Gewährung sei gekommen; wir aber denken das nicht. Das ist ein Punkt, wo wir auseinander gehen, aber dieser Punkt ist von keiner Bedeutung, sofern Sie loyal genug gewesen sind, den liberalen Absichten des Staatsoberhaupts volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie wollen das Gebäude gekrönt sehen; dasselbe will der Kaiser. Vertrauen Sie seiner Weisheit, Sie, der Sie von den Dekreten des 24. November 1860 und Februar und Dezember 1861 zu so lebendigen Gefühlen der Dankbarkeit angeregt worden sind. Das Kaiserreich ist glücklich, von Ihren Erklärungen Act zu nehmen und öffnet Ihnen die Arme."

Man denke sich die Wirkung einer solchen Rede im Munde eines napoleonischen Ministers! Wie zerschmetternd wäre nicht eine solche Replik gewesen!

Sicherlich, daß Herr Rouher sich bemüßigt gefunden hat, Herrn Thiers mit einer an die Entrüstung grenzenden Heftigkeit zu antworten und daß der Herrscher die erste Gelegenheit ergriffen hat, seine üble Laune öffentlich auszulassen und sein Mißfallen kund zu geben, wäre unerklärlich, wenn es nicht eine Eigenheit der Despotie wäre, der Verblendung des Stolzes zu verfallen und durch die Uebertreibung ihres Prinzips ihren Fall vorzubereiten.

Aber, wird man sagen, nicht nur hat Herr Rouher mit Heftigkeit geantwortet und der Kaiser gegrollt, sondern die ganze liberale Partei hat der Rede des Herrn Thiers wie einem Siege der Freiheit applaudirt. Was ist denn sonst noch nöthig zu beweisen, daß diese Rede in der That ein Hieb gewesen ist gegen die Gewalt und daß dieser Hieb gesessen hat?

Die Beweisführung scheint zwingend zu sein; ist sie es wirklich? Die, durch das politische Programm des Geschichtsschreibers des Kaiserreichs hervorgebrachte Sensation stellt sich in der Analyse als sonderbares Phänomen heraus. Mit dieser Analyse soll die von mir unternommene Arbeit zum Abschluß kommen.

Wir haben oben gesehen, daß der durch die Rede des Herrn Thiers hervorgebrachte Eindruck sich bis zu einem gewissen Grade erklärt aus dem großen Freiheitsdurst, der heut zu Tage Frankreich quält und quälen muß. So wenig auch Herr Thiers verlangte und so viel er auch bot, so sehr er auch versprach, von der Freiheit sich mit dem Nothdürftigsten zu begnügen, so genügte es dennoch, das Wort der Situation auszusprechen, damit Frankreich in seinem Innern erzittre. Noch einmal, man hat sich dabei nicht über die moralische Stimmung zu beklagen, welche in dieser Thatsache bei demjenigen Theile des Publikums zum Vorschein kommt, dessen Beifall im Allgemeinen mehr naiv als einsichtig ist. Aber neben denen, die applaudirt haben, ohne der Sache auf den Grund zu gehen, deren Enthusiasmus nur in der Liebe zur Freiheit seinen Ursprung hatte, glaube ich Andere zu bemerken, deren Applaus sowohl besonnener, wie egoistischer war.

Warum sollen wir ein Hehl daraus machen? Das Kaiserreich hat nicht so lange dauern können, ohne sich Etwas von der Macht anzueignen, welche sich an die Dauer knüpft. Ich fürchte, es giebt in Frankreich Ueberzeugungen, die anfangen, sich ermüdet zu fühlen, Ambitionen, die nicht warten mögen; es giebt Neulinge, deren Thätigkeitstrieb Beschäftigung sucht. Ist es nicht natürlich, daß diese Letzteren entzückt sind, einen bedeutenden Menschen zu finden, der ihnen die Wucht ihrer Scrupel erleichtert und ihnen den Weg zeigt und bahnt? Da liegt das Geheimniß ihres lärmenden Enthusiasmus. Sie haben ein Beispiel beklatscht, dem sie zu folgen brannten.

Liegt aber da nicht eine ernste Gefahr, welche die Aufmerksamkeit derjenigen in Anspruch nehmen sollte, denen der Triumph der Moral und des Rechts unvereinbar erscheint mit der Befestigung eines Regimes, das sich auf die Gewalt stützt und von der Tyrannei erhalten wird?

Ich weiß wohl, was man gegen die Politik des Schweigens einwenden kann. Ich selbst habe davon abgerathen, so oft sie meines Erachtens nicht am Platze gewesen wäre. Gott behüte mich, das Schweigen zum Systeme erheben zu wol-

len. Es giebt Situationen, wo das Schweigen zum Untergang führen würde, wo man den gordischen Knoten nur lösen kann, wenn man den Arm vorstreckt und wo die Unthätigkeit mit dem Tode eine zu große Aehnlichkeit hätte. Aber in diesem wie in vielen anderen Fällen hängt der Werth der zu verfolgenden Politik von Umständen ab. Wenn diese der Art sind, daß man sich in öffentliche Angelegenheiten nicht einlassen kann, ohne mit dem Bösen einen Pact zu schließen, ohne vorübergehenden Interessen dauernde zu opfern, dann ist es das Beste, still zu sein, denn auch in dem stummen Kultus eines Princips liegt eine Macht, die durch Nichts aufgehoben oder ersetzt werden kann; und in diesem Fall spricht das Schweigen als Zeugniß der Unbeugsamkeit der ehrlichen Leute die Herzen mit einer Gewalt an, welche die Unthätigkeit wesentlich zur Thätigkeit stempelt.

Wie könnte man z. B. es anders, als bedauern, daß Republikaner in ihrem Eifer, Mitglieder des legislativen Körpers zu werden, sich eingebildet haben, sie könnten der Sache der Republik einen Dienst erweisen, indem sie dem Kaiserreich einen Eid der Treue und der Anhänglichkeit leisteten? Diesen Eid leisten mit der Absicht, ihn zu halten wäre für sie ein Act des Selbstmords gewesen; und wenn sie ihn geleistet haben, ohne die Absicht ihn zu halten, glauben sie, (um nicht mehr zu sagen) daß ihrer Würde und der Würde der von ihnen vertretenen Partei kein Eintrag geschehen sei? Wenn die Thüre zu niedrig war, als daß man ungekrümmten Rückens hätte hineingehen können, was beweist das? Daß es besser gewesen wäre, draußen zu bleiben.

Daraus, daß die Auferlegung eines Eides fast immer ein Mißbrauch der Gewalt, ein Verfahren der Tyrannei ist, folgern wir, daß, um diesen Mißbrauch zu zerstören, diese Waffe der Tyrannei zu zertrümmern, wir alle uns zur Verfügung stehenden legitimen Mittel anzuwenden haben, aber wir folgern daraus nicht, daß zu diesen legitimen Mitteln auch das der Lüge gehöre. Napoleon hatte der Republik Treue geschworen; der 2. December war der Bruch dieses Eides. Wenn er sich erlaubt hat, mit Eiden zu spielen, wie mit Würfeln, so ist Napoleon in diesem Punkte absolvirt, und Diejenigen, welche ihm Treue schwuren, ohne aufzuhören, Republikaner zu sein, haben das Recht verwirkt, ihn einen Meineidigen zu nennen.

Nicht etwa, als ob ich eine Anklage gegen ihren Patriotismus erheben wollte. Ihre Absichten sind ehrlich, ich zweifle nicht daran, ihre Motive sind gut. Sie acceptiren den Eid nicht, sie unterwerfen sich ihm. Es ist eine Nothwendigkeit vor der sie sich beugen, während sie im Grunde ihrer Seele dieselbe beklagen. Es ist ein Unglück, welches sie beseufzen, aber welches sie dem größeren Unglück, den Despotismus mit gekreuzten Armen passiren zu lassen, vorziehen. Sie glauben, daß bei Nationen, wie bei Individuen der Mangel an Bewegung die Atrophie herbeiführt und daß, so hart auch die Bedingungen des Wiedereintritts ins öffentliche Leben sein, so enge auch die Schranken ihrer Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gezogen sein mögen, man dennoch Etwas versuchen müsse, um Etwas zu leisten und daß die Politik der Thatlosigkeit zu Nichts führe.

Scheingründe, mit denen die ehrlichen aber befangenen Geister sich zu leicht haben abfertigen lassen! Daß die Politik der That im Allgemeinen die wahre sei — wer leugnet es? Aber es giebt Ausnahmsfälle, wo diese Politik der Schranken wegen, die sie acceptiren muß, der Conzessionen wegen, zu denen sie verdammt ist, der Opfer wegen, die sie zu machen gezwungen wird, Gefahr läuft, unfruchtbar zu werden und gegen ihr eigentliches Ziel sich dem Untergange zu weihen. Das Eichhörnchen bewegt sich, indem es seinen Käfig dreht; kommt es damit vorwärts? Es kommt nicht nur darauf an, zu handeln, sondern durch das Handeln Zwecke zu fördern. Und fördert man einen Zweck, wenn man das Kaiserreich nicht will und dennoch auf seine Bedingungen eingeht, Miene macht, es zu acceptiren, ihm den Vortheil einer parlamentarischen Opposition verschafft, die ihm nützliche Warnungen giebt, ohne ihm Hindernisse in den Weg zu legen, die ohne Unterlaß ihm auf seinen Wegen eine Fackel voranträgt und es aus der Categorie der zufälligen und ungeheuerlichen Regierungen in diejenige der constitutionellen und regelmäßigen überführt?

Jawohl, ich scheue mich nicht es auszusprechen: bei dem gänzlichen Mangel der Preßfreiheit ist das Vorhandensein einer Opposition wie der jetzigen im legislativen Körper in vieler Hinsicht ein Vortheil für das Kaiserreich. Unfähig wegen ihrer großen numerischen Schwäche, auf dem Wege der Wahl den Gang der Ereignisse zu beeinflussen und ohne den Rückhalt, der ihr aus der energischen Unterstützung eines unabhängigen Journalismus erwachsen würde, dient sie nur dazu, in gewissem Sinn die Usurpation des 2. December zu legalisiren; sie bemäntelt mit einem Schein von Freiheit die Confiscation aller Freiheiten; durch den äußerst furchtsamen Charakter ihrer Klagen, durch den äußerst respectvollen Ton ihrer Beschwerden scheint sie das Volk aufzufordern, die Autorität des Herrschers als vollkommen legitim und fast heilig anzuerkennen; sie trägt dazu bei, der kaiserlichen Regierung jenen großen Theil der französischen Bourgeoisie zuzuführen, der vollkommen zufrieden ist, wenn man ihn, neben der materiellen Ordnung, des Rechts versichert, hie und da über öffentliche Angelegenheiten zu schwatzen; mit einem Wort — ich komme auf eine Maxime zurück, die nicht genug beherzigt werden kann — was das Kaiserreich der wirklichen parlamentarischen Opposition zu verdanken hat, ist die Möglichkeit, an dem Widerstande eine Stütze zu finden.

Es gab einen Augenblick — wer erinnert sich desselben nicht? — wo nirgends eine Spur von Widerstand bemerkbar war. Alle Gegner des Kaiserreichs zogen sich in ein unerbittliches System der Enthaltung zurück und überließen es den Dienern des Kaiserreichs, ihr Idol mit der Stirn im Staube anzubeten. Das Schweigen des unterworfenen Frankreichs um den kaiserlichen Thron wurde nur durch das Geräusch der niedrigsten Schmeicheleien unterbrochen. Es war bemerkenswerth, daß Napoleon selbst sich eines schönen Tages von einer großen Furcht erfaßt fühlte. Was ihn erschreckte war seine Allmacht, die sich im leeren Raume und in der Finsterniß bewegen mußte. Er wünschte, daß man ihm etwas Opposition mache, er wünschte es lebhaft, er forderte es und er warf dem Senat ein

Uebermaß von Servilität vor, in welchem sein despotischer Instinct eine Gefahr witterte.

Man täuscht sich deßhalb gröblich, wenn man die Enthaltung und Unthätigkeit mit einander verwechselt, ohne die Verschiedenheit der Umstände in Betracht zu ziehen. Wenn aus Mangel eines directeren Angriffsmittels die Enthaltung die Wirkung hat, den Despoten auf seinem Throne zu isoliren, ihm jeden Berührungspunkt mit der Nation zu entziehen, ihn der Art zu einem Fremdling in seinem eigenen Lande zu machen, daß seine Macht wie ganz außerhalb des nationalen Lebens ausgeübt wird und nur den Charakter einer zufälligen Thatsache trägt, so ist die Enthaltung ein sehr reeller, ein sehr mächtiger Modus des Handelns. Und nur oberflächliche Menschen können dies ignoriren.

Die Pariser Wahlen zu Ende Mai 1863 sind deßhalb als Manifestation ein glückliches Ereigniß, aber nur dieserhalb. In Betreff der davon zu hoffenden Resultate würde man sich in sonderbaren Illusionen wiegen, wenn man voreilige Siegesgesänge anstimmen wollte. Die Wahlen haben in der That der absoluten Ehescheidung, welche zwischen der Nation und dem Kaiserreich bestand, ein Ende gemacht. Sie haben wenigstens die trennende Entfernung bedeutend verkürzt. Sie haben zwischen Napoleon und ihm bis dahin unerbittlich feindlichen Männern das Band des Eides geknüpft — des Eides, den sie geleistet und den er empfangen hat. Sie haben die republikanische Partei eines Theils ihres Nimbus beraubt, den ihr ihre so lange unbeugsame Stellung gab. Sie haben zu Wege gebracht, daß mehrere Jener, welche bei einem Angriff von außen im günstigen Augenblicke den Platz hätten erobern können, sich, den Strick um den Hals, in eine Festung einschlossen, in welcher der Despotismus der Herr ist.

Eine für das jetzige Regime wirklich gefährliche Opposition war jene, welche, während der Periode der Enthaltung, in allen edlen Geistern und in allen ehrlichen Herzen keimte. Diese Opposition gab sich nicht in äußern Agitationen kund, sie äußerte sich nicht in Reden: war sie deßhalb weniger reell? Ihre Macht und ihre Tragweite sah man bei den Maiwahlen. Die Politik der Enthaltung hatte die Seelen so wenig entnervt und die Ueberzeugungen so wenig erschlafft; sie hatte so wenig beigetragen, Atrophie herbeizuführen, daß im gegebenen Augenblicke sich Paris wie ein Mann erhob. Die oberflächlichen Beobachter hielten es schon fast für todt und es zeigte sich voll von Leben, voller Entschlossenheit, begabt mit einer politischen Begeisterung, deren plötzliche Offenbarung es selbst in Erstaunen setzte. Die Praxis der Enthaltung hatte es durchaus nicht gelähmt; im Gegentheil. stumm und zusammengefaßt war der Haß des Despotismus nur noch nerveuser geworden. Der Fortschritt hatte sich stillschweigend vollzogen. Das scheinbar schlafende Frankreich hatte gewacht. Das scheinbar unbewegliche Frankreich war vorwärts geschritten.

Ich bin deßhalb der Meinung, daß die gegenwärtige parlamentarische Opposition, durch den Eid herabgewürdigt und gefesselt, einer enormen Majorität gegenüber gestellt ohne, um derselben entgegen zu treten, auf die Unterstützung einer

freien Presse rechnen zu können, zu übertriebener Behutsamkeit gezwungen, eher ein Uebel als eine Wohlthat zu werden droht.

Möge man jedoch den Sinn meiner Worte nicht übertreiben. Ich hätte die hervorragenden Männer, welche die parlamentarische Opposition bilden, lieber draußen als innen gesehen; allein ich bin weit davon entfernt, ihnen, selbst in der Lage, welche sie sich geschaffen, die Macht zu verweigern, der Freiheit Dienste zu leisten. Um dies zu thun ist es nach meiner Ansicht jedoch nöthig, daß sie sich an den Erinnerungen an den parlamentarischen Widerstand in seiner schönsten Epoche begeistern; sie müssen dem egoistischen Wunsche widerstehen, von der Majorität angehört und applaudirt zu werden; sie müssen, statt zu ihr zu sprechen, über ihre Köpfe hinweg ihre Worte an Frankreich richten. Wenn man sie in brutaler Weise unterbricht, wenn man sich bemüht, ihre Stimme zu ersticken, desto besser: dieser Umstand wird Frankreich seine Erniedrigung dauernder vor die Seele führen, als der glänzendste Redeschwall es vermag. Es war ein großer Tag für die Freiheit, als die Gensdarmen an Manuel auf seinem Sitze die Hand legten.

Deßhalb schließt die Energie immerhin die Rücksichten nicht aus. Man kann entschieden sein, ohne grob zu werden und die Sprache der Hallen steht den der Freiheit würdigen Männern ebenso wenig an, als die Sprache des Hofes. Eine männliche Beredtsamkeit, der Ausdruck eines männlichen Glaubens — das ist es, was die Sache eines nach Freiheit ringenden Volkes von den Rednern verlangt, welche diese Sache mit Erfolg vertreten wollen. Indem er an eine notorisch servile Majorität Complimente auf Complimente richtet, um Beifall zu erhaschen und seinen parlamentarischen Credit zu etabliren, indem er ohne Ende und Aufhören seine tiefe Achtung für eine Regierung aussprach, welche selbst weder die Rechte der Bürger noch die öffentlichen Freiheiten respectirt, hat Herr Thiers der Opposition einen Weg gezeigt, in welchem sie wohl daran thun wird, nicht zu weit vorzugehen.

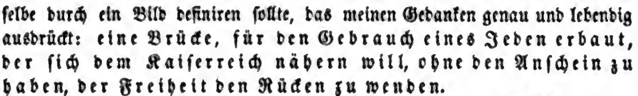
Eine andere zu vermeidende Klippe bildet die Annahme dieses merkwürdigen Tauschsystems, welches darin besteht, im Namen einer Nation einem Manne zu sagen: Geben Sie uns die nothdürftigste Freiheit und wir werden es ganz gerecht finden, daß sie das Ueberflüssige als Despotismus behalten.

Wenn die Politik der Compromisse nur für jene Naturen Reiz hätte, welche jedes Schwunges und jeder Kraft ermangeln, so wäre die Gefahr geringer: das Unglück ist, daß sie selbst auch jene Geister verführen kann, welche, ohne schwach zu sein, von Natur gemäßigt sind. Sie kommen rasch dazu, sich zu sagen, daß die Geschichte eine Reihenfolge von Transactionen ist; daß ein starrer Puritanismus die Krankheit beschränkter Köpfe ist; daß das Vaterland dieser oder jener Meinung, dieser oder jener Idee vorgehen muß; daß man deshalb seinem Lande unter jeder Regierung dienen muß und daß, statt schlechte Institutionen, die man vielleicht durch ein Eingehen darauf verbessern kann, anzunehmen lieber beiseite zu stehen wenigstens ein Fehler ist.

Um den Werth dieses Raisonnements zu prüfen muß untersucht werden, auf welche Situationen man es anwendet. Die Menschenwürde, die Ehre, die Moral, das Gewissen — haben diese Etwas mit der Transaction zu thun? Und wenn der bloße Charakter des Compromisses schon das Opfer aller dieser Güter bedingt, ist es da ein Uebermaß von Puritanismus, wenn man vor einem solchen Opfer zurückbebt? Wenn eine Regierung der Art ist, daß man überzeugt sein muß, daß zwischen dem bloßen Princip ihrer Existenz und den Lebensinteressen des Landes, auf welchem sie lastet, keine Versöhnnng möglich ist, wie kann man sich dann noch schmeicheln, dem letzteren zu dienen, wenn man der ersteren zu ihrem Fortbestehen behülflich ist? Es ist gewiß sehr lobenswerth, mangelhafte Institutionen zu verbessern zu suchen; aber dann darf es nicht offen auf der Hand liegen, daß die Hoffnung des Gelingens rein chimerisch ist. Nun, es heißt vor den Beweisen die Augen verschließen, wenn man von der naturgemäßen Entwicklung der kaiserlichen Institutionen den Triumph der Freiheit im Innern und den Frieden nach außen erwartet. Das Kaiserreich, aus der brutalen Gewalt hervorgegangen und durch die brutale Gewalt erhalten, hat keinen und darf keinen andern Grund der Existenz haben. Ich spreche nicht vom allgemeinen Stimmrecht. In einem Lande, wo man die Fackeln ausgelöscht hat, kann das allgemeine Stimmrecht nur eine Höhle voller Finsternisse, ein Instrument der Tyrannei sein und das ist es in der That in Frankreich, wenn man Paris und einige große Städte ausnimmt, wo es sich gegen das Kaiserreich ausgesprochen hat, weil es dort nicht so leicht eingeschüchtert und verblendet werden kann. Von den Soldaten aufgerichtet, auf Soldaten gestützt, sind die Bedingungen des Bestehens des Kaiserreichs der Despotismus und der Krieg. An dem Tage, wo der Despotismus und der Krieg ihm mangeln, wird es aufhören zu leben und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, daß gar kein Grund zu leben mehr da ist. Deßhalb ist dieses berühmte Versprechen des *Krönens des Gebäudes* nach zwölf Jahren innerer Ruhe noch immer nicht erfüllt. Deßhalb ist die berühmte Erklärung „*das Kaiserreich ist der Friede*" von so vielen Kriegen gefolgt worden: vom Krieg in der Krim, vom Krieg in Italien, vom Krieg in China, vom Krieg in Mexico.

Der Tribüne ist allerdings das Wort zurückgegeben worden, aber in einer Weise und auf Bedingungen hin, welche aus der parlamentarischen Opposition eine Maschine nach Belieben der Regierung machen, eine Maschine, die derselben mehr nützt, als schadet und die zu zerbrechen Nichts dieselbe verhindern würde, sobald sie sich von ihr beengt fühlte. Eine wirkliche Zurückerstattung würde die Freiheit der Presse sein. Und deshalb hütet man sich wohl, auf dieselbe einzugehen.

Ich schließe hier. Sollte in der Tendenz gewisser Männer, mit dem Kaiserreich Compromisse zu schließen nicht weniger Weisheit, als Ehrgeiz und Ermüdung sein? Diese Tendenz ist sicher durch die Rede des Herrn Thiers unterstützt und ermuthigt worden, eine desto gefährlichere Rede, je mehr dieselbe applaudirt wurde und die ich in den nachstehenden Ausdrücken definiren würde, wenn ich die-


selbe durch ein Bild definiren sollte, das meinen Gedanken genau und lebendig ausdrückt: eine Brücke, für den Gebrauch eines Jeden erbaut, der sich dem Kaiserreich nähern will, ohne den Anschein zu haben, der Freiheit den Rücken zu wenden.

Louis Blanc.

Arabesken aus der Geschichte der Chemie.

Von

Dr. Friedrich Hoffmann.

(Schluß.)

Während die meisten Zweige der Naturwissenschaften am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schon ein gegliedertes Ganze bildeten, lagen die Bausteine der chemischen Wissenschaft noch zerstreut in den Disziplinen der Naturwissenschaft und in denen der Theologie und Philosophie und waren in diesen überwuchert von der Masse des theosophischen Materials und verdunkelt durch die bilderreiche, allegorische vielfach geradezu sinnlose Sprache. Hatte auch die Buchdruckerkunst es fortan jedem möglich gemacht, sich mit dem Zustande der Wissenschaft vertraut zu machen, so verging dennoch eine lange Zeit, bevor die chemischen Kenntnisse einigermaßen Klarheit und organischen Zusammenhang gewannen.

Der erste bedeutende Förderer der Chemie nach Albert Magnus und Roger Baco war Theophrastus Paracelsus (geb. 1492 zu Einsiedeln in der Schweiz, gest. 1541 zu Salzburg.) Er war das hervorragendste, das allgemeine Aufsehen seiner Zeitgenossen erregende Meteor am wissenschaftlichen Horizonte des Zeitalters der Reformation. Paracelsus hatte Heilkunst, Astrologie und Magie studirt, hatte als fahrender Scholast einen großen Theil Europas durchwandert, führte lebenslang ein unstätes, umherschweifendes Leben und war dadurch mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit in persönliche Berührung gekommen. Er trat als großer Neuerer in der Chemie und in der Arzeneiwissenschaft mit einem Eigendünkel und einer Selbstschätzung auf, die in der Geschichte der Wissenschaft nicht leicht ihres Gleichen finden. Er sprach allen philosophischen Schulen Hohn und anerkannte außer sich selbst keine Autorität. Als Luther zu Wittenberg die päpstliche Bulle verbrannt hatte, folgte Paracelsus dieser kühnen That und verbrannte bald darauf zu Basel öffentlich die Werke Galen's und Avicenna's, der bis dahin unangetasteten Autoritäten der Arzeneiwissenschaft.

In Paracelsus spiegeln sich die Ideen und die Irrthümer seiner Zeit ab. Er ahnte das Wahre und Rechte mehr, als daß er es zu finden wußte; er hatte

den Instinkt des richtigen Weges, suchte ihn aber vergebens in dem literarischen Chaos der Vorzeit und in der dunklen Gelehrsamkeit seiner Zeitgenossen. Sein tiefer, sinniger mit allen Kenntnissen seiner Zeit ausgerüsteter Geist kämpfte gewaltig gegen die befangene Ideenwelt der scholastischen Naturanschauung. Paracelsus gab der Chemie eine neue Richtung durch die Thesis, die er aufstellte und die fortan ihr Leitstern wurde, daß die wahre Aufgabe der Chemie nicht die Metallverwandlung in Gold, sondern daß ihr Zweck die Bereitung von Arzeneien sei, und durch die folgereiche That, daß er sie aus den Hexenküchen der Zauberer, Schwarzkünstler und Goldköche in den Dienst der weit unterrichteteren Aerzte wies, durch die sie ihrer Vollendung wesentlich näher gebracht wurde. Er suchte seine Schüler und Zeitgenossen zu überzeugen, daß ohne Kenntniß der Chemie alles ärztliche Wissen und alles philosophische Forschen gehaltlose Grübelei seien. An die Stelle der alten Heilmittellehre Galen's setzte er die einfachen chemischen Präparate und eröffnete der Chemie den Weg in die Wissenschaft vom Leben und von den Krankheitserscheinungen, in die Physiologie, Therapie und Pathologie. Die Ansichten Galen's über die Ursache der Krankheiten, über ihre Heilung und über die Wirksamkeit der Arzeneien hatten dreizehn Jahrhunderte als unumstößliche Wahrheit gegolten und hatten die ganze Untrüglichkeit von Glaubenssätzen erlangt. Wenn man nun in Betracht zieht, daß die Heilmittellehre Galen's keine chemischen Produkte enthielt, sondern hauptsächlich aus Pflanzen- und Thierstoffen bestand, so begreift man, welchen Eindruck im sechzehnten Jahrhundert die Entdeckung der wunderbaren Wirkungen der Eisen-, Quecksilber-, Antimon und anderer metallischer Präparate auf die damaligen Aerzte machen mußte und welche Bedeutung daher Paracelsus nicht nur in der Geschichte der Chemie, sondern auch in der der Medizin einnimmt.

In der ersteren wird er als der Begründer einer neuen Epoche angesehen und die Zeit vor ihm die der Alchemie, das mit ihm beginnende Zeitalter aber das der Jatrochemie (iatros, der Arzt) oder der medizinischen Chemie genannt. In jenem war die Chemie ganz aufgegangen in die Kunst der Metallveredlung und in das Suchen nach dem Steine der Weisen, fortan liefen die Bestrebungen auch auf die Heilung von Krankheiten hinaus. Da der Endzweck ein einseitiger war, so gerieth die Chemie in Bezug auf diesen von einem Abwege auf den andern. Dennoch war das neue Zeitalter für die Entwicklung und den Fortbau der chemischen Kenntnisse und deren Nutzanwendung in den verwandten Wissenschaften und im praktischen Leben durch die Zahl und den Fleiß der Forscher und durch den allgemeinen Fortschritt der Wissenschaft ein sehr fruchtbares. Die Kenntnisse der Vorzeit wurden gesammelt, geprüft, unter sich und mit den Resultaten neuer Beobachtungen und Erfahrungen verglichen, in Zusammenhang gebracht, nach dem Zustande der allgemeinen Anschauung zu erklären versucht und Glied für Glied aufgebaut zu dem geordneten Organismus der Wissenschaft. Diese nothwendige innere Entwicklung, und der Aufbau von zahllosen, einzelnen Thatsachen zu einem nach Außen gewandten Ganzen machte die Chemie während des sechzehnten Jahrhunderts durch und wir begegnen in der Mitte desselben den

ersten wirklichen Lehrbüchern der Chemie, von denen (so weit mir bekannt ist,) das erste von dem im Jahre 1616 als Gymnasialdirektor in Coburg gestorbenen Andreas Libav unter dem Titel: „Andr. Libavii alchemia collecta, accurate explicata et in integrum corpus redacta," im Jahre 1597 erschien.

Von den vielen Forschern auf dem Felde der Chemie während des siebzehnten Jahrhunderts war der bedeutendste der Brabanter Edelmann van Helmont (gest. 1644.) Er leistete namentlich der theoretischen Chemie sehr wesentliche Dienste. Van Helmont hob zuerst den Gegensatz von Säure und Alkali (Basis) hervor und suchte den wichtigen aber erst ein Jahrhundert später bewiesenen Grundsatz zur Anerkennung zu bringen, daß ein Stoff in alle möglichen Verbindungen eingehen und daraus wieder abgeschieden werden könne, ohne dabei seine materielle Qualität zu verlieren. Er war ferner der Erste, der die verschiedenen Luftarten als Gase von der atmosphärischen Luft unterschied, die Natur mehrer derselben, z. B. der Kohlensäure, die er spiritus sylvestris nannte, studirte und kennen lehrte, und der Versuche anstellte über die Ernährung der Pflanzen.

Der Fleiß und die unermüdliche Ausdauer der Chemiker jener Zeit ist um so mehr zu bewundern, als die Grundlehren der Chemie damals noch auf irrthümlicher Basis beruhten und zahlreiche und unerklärliche Widersprüche sich mit der Menge der studirten Thatsachen häuften. Auch werden die großen technischen Schwierigkeiten, die das Experimentiren bei dem Mangel vieler nützlichen Apparate und Gegenstände damals noch darbot, in unserer Zeit oft übersehen oder unterschäzt. Der Plan und die Ausführung aller Arbeiten und ihr Endzweck waren begrenzt und geleitet von den befangenen Erkenntnissen und dem Geiste jener Zeit. Der Glaube an den Stein der Weisen war noch nicht erschüttert und war, wenn auch in vervielfältigter Gestalt, noch immer Ursprung und Ziel des größeren Theiles der chemischen Arbeiten. Wo man in demselben nicht mehr allein ein Mittel der Metallveredlung und damit eine Quelle der Bereicherung suchte, da gestaltete sich die Idee des Steins der Weisen zu dem Glauben, in der geheimnißvollen Wissenschaft der Chemie den Weg zur unmittelbaren Lösung der Aufgabe der Medizin, der Heilung von Krankheiten, gefunden zu haben.

Neben diesen beiden Richtungen der leitenden Ideen in der chemischen Naturforschung gediehen während des siebzehnten und während des ersten Theiles des achtzehnten Jahrhunderts die Auswüchse der mittelalterlichen Naturanschauungen nicht nur fort, sondern gelangten während dieser Epoche zur höchsten Blüthe. Kabbala, Magie, Nekromantie und andere mystische Ausläufer theosophischer und abergläubischer Lehren schmarotzerten auf dem dunklen Boden der spagyrischen und hermetischen Kunst, wie der Betrieb chemischer Arbeiten damals genannt wurde, waren zu besonderen Wissenschaften erhoben und hatten sogar Lehrstühle an den Hochschulen gefunden. Adepten, Zauberer und Magier trieben ihr Unwesen in allen Ländern und die Zahl der Betrüger und Schwindler, die sich der Chemie als eines Mittels zum Zweck bediente nahm überall zu. Die Zeit vom sechzehnten bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war reicher an Goldmachern als die eigentliche Periode der Alchemie. Die Höfe der Fürsten, an denen

oft Geldnoth herrschte, waren vor Allem der fruchtbare Boden, auf dem diese Abenteurer auftauchten. So hatte z. B. Heinrich der Sechste von England vom Jahre 1440 an wiederholt Patente auf das Goldmachen ausgegeben und in Dekreten alle „Edle, Doktoren, Professoren und Geistliche" aufgefordert, sich dem Studium der hermetischen Kunst nach Kräften zu widmen, damit er Mittel gewinne, die Staatsschulden zu bezahlen. Kaiser Rudolph der Zweite von Deutschland errichtete um das Jahr 1600 in seiner Hofburg in Prag eine alchemystische Akademie mit großen Laboratorien. Churfürst August der Erste von Sachsen und dessen Gemahlin Anna waren unter den gekrönten Alchemisten ihrer Zeit die eifrigsten und bedeutendsten. Herzog Friedrich von Würtemberg (gest. 1608) verschwendete die Einkünfte seines Landes in Experimenten zur Auffindung des lapis philosophorum. König Christian der Vierte von Dänemark, Kaiser Ferdinand der Dritte und die Churfürsten Johann Philipp von Mainz und Johann Georg von Brandenburg waren berühmte Alchemisten.

In gleichem Maaße wie die Fürsten, waren auch die Gelehrten und Aerzte häufig der Goldmacherkunst zugethan. Unter allen Klassen zählte sie ihre Anhänger. Selbst die Schrecken des dreißigjährigen Krieges verwischten nicht dieses Phantom und die Bestrebungen nach Gold und Lebensverlängerung und die Ruinen mancher verlassenen Stadt und Burg dienten lichtscheuen Adepten zum Zufluchtsort für ihr geheimes Gewerbe. Eine Menge Abenteurer tauchten auf, welche vorgaben, die Verwandlung der Metalle in Gold erfunden zu haben. Selbst offenbare Betrügereien, die, wenn sie entdeckt waren, oft an Leib und Leben bestraft wurden, vermochten nicht, den Glauben an die Existenz des Steins der Weisen und an die Erfüllung aller daran geknüpften Hoffnungen zu erschüttern. Goldgierde und zerrüttete Finanzen öffneten der Thorheit oder dem Schwindel immer auf's Neue die Thür der Großen und ebenso fanden sich auch stets neue Abenteurer, die trotz des warnenden Schicksals einzelner ihrer Vorgänger sich nicht scheuten, die gefährliche Laufbahn der Goldmacher zu betreten. Die meisten aber, wenn es ihnen auch an dem ein oder anderen Hofe gelang, durch geschickt ausgeführte Metallverwandlung sich als Adepten zu legitimiren und Ehre und Lohn zu erwerben, scheiterten zuletzt an anderen und ihr Ende war häufig, in einem mit unächtem Flittergold beklebten Kleide am Galgen aufgehängt zu werden, an dem das Vergehen des Delinquenten zuweilen in spöttischer Weise angeschrieben war. So ließ z. B. der Markgraf von Bayreuth einen Alchemisten und Magier zu Culmbach unter folgender Devise aufknüpfen:

„Stets war ich, wie Merkur zu fixen sei, bedacht;
Nun hat sich's umgekehrt und ich bin fix gemacht."

Andere kamen mit dem Leben davon, wurden aber Jahre lang eingesperrt, um aus ihrer Kunst Nutzen zu ziehen und büßten dabei nicht selten den Ruf, im Besitze des großen Geheimnisses der Metallverwandlung zu sein, mit den Qualen der Folter, um sie zum Bekenntniß und zur Ausübung ihrer Kunst zu zwingen, wenn sie, wie man meinte, damit zurückhielten. Ein bekanntes Beispiel der Art und zwar ein's der erfreulicheren, bietet der Adept Joh. Friedr. Böttcher, der der

Erfinder des **Porzellans** in Europa wurde. Derselbe wurde als Apothekerlehrling in Berlin von einem befreundeten Arzte und begeisterten Anhänger der Magie in die geheimen Lehren dieser Kunst eingeweiht und kam durch seine Kenntnisse in der Chemie und durch die Kühnheit seines Auftretens bald in den Ruf eines ausgezeichneten Chemikers und Adepten. Als ihm im Jahre 1701 die Darstellung von Gold in dem königlichen Schloßlaboratorium in Berlin nicht gelingen wollte, hielt er es in der Vermuthung, daß man Repressalien gegen ihn brauchen werde, für gut, diesen aus dem Wege zu gehen und floh nach Wittenberg. Er kam aber vom Regen in die Traufe; August der Zweite von Sachsen schätzte die Kunst der Goldmacher eben so hoch, als er dieselbe brauchen konnte und nahm sich, als er hörte, daß ein so berühmter Adept in sein Land gekommen sei, Bötticher's zuerst mit Freundlichkeit dann aber mit Strenge an. Er glaubte an die Competenz des Alchemisten so fest, daß er dessen verlangte Auslieferung an Preußen auf jede Gefahr hin verweigerte, und daß er diesen, als er kein Gold machen konnte oder, wie man meinte, nicht machen wollte, in Dresden einkerkern ließ, um ihn dazu zu zwingen. Während seiner sechsjährigen Haft beschäftigte sich Bötticher mit Experimenten, um den Stein der Weisen und damit die Verwandlung der unedlen Metalle in Gold zu finden. Bei diesen Versuchen erhielt er im Jahre 1707 zufällig eine Masse, deren Werth er richtig erkannte und die der erste Anfang der später vervollkommneten Porzellanfabrikation war. Bötticher wandte sich an August II., gestand ihm seine völlige Incompetenz in der Goldmacherkunst und überzeugte ihn dagegen von der Bedeutung seiner Entdeckung. Mit Hülfe des Königs begründete er sodann die sächsische Porzellanmanufaktur.

Auch fehlt es nicht an scherzhaften Beispielen aus jener merkwürdigen Epoche der Chemie. Ein Adept hatte dem hochgebildeten Pabste Leo X. ein Pamphlet gewidmet, in welchem er die Kunst der Goldverwandlung zu verstehen vorgab. Er erwartete eine belohnende Anstellung, erhielt aber anstatt deren eine große leere Geldbörse mit der Erwiederung, daß der Papst ihn mit Geld nicht belohnen könne, da er nach seiner Behauptung alle Metalle in Gold verwandeln könne und daß es daher für ihn nichts weiter als einer Börse für dasselbe bedürfe.

Solche Erlebnisse brachten zwar nach und nach die Adepten, fahrenden Scholasten und Glücksritter zum Verschwinden, der Glaube an den Stein der Weisen und an dessen wunderbaren Attribute wurde dadurch nicht erschüttert und erhielt sich bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Lord Bacon, Luther, Spinoza und Leibnitz glaubten noch an die Möglichkeit der Verwandlung unedler Metalle in Gold; Friedrich der Große ließ sich von einem Goldmacher noch betrügen und selbst Goethe wurde zur Zeit innerer Conflikte und angeregt durch seine naturwissenschaftlichen Studien und von dem schwärmerischen Fräulein von Klettenberg vorübergehend eifriger Alchemist.

Der geistige Aufschwung, den das Wiederaufleben und Emporkommen der Philosophie und der Naturwissenschaften seit der Reformationsepoche herbeigeführt und progressiv gefördert hat, machte sich in den folgenden Jahrhunderten auf allen

Gebieten der Naturforschung bemerkbar und hatte fruchtbare und eingreifende Entdeckungen zur Folge. Das Fernrohr und das Mikroskop waren im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in Gebrauch gekommen und hatten den Blick der Menschen in die lichte Ferne der Astralwelt und in ein ungeahntes kleines aber nicht minder großartiges Leben der organischen Welt geleitet. Der Druck der atmosphärischen Luft war von Evangelista Toricelli (1644) und von Otto von Guericke (1650) bewiesen worden und Blaise Paskal hatte in dem Barometer ein Meßinstrument für denselben construirt. Galilei, Keppler und Newton hatten die Gesetze der Bewegung in der kosmischen Weltordnung gefunden. An diese Namen knüpfen sich Revolutionen, welche auf die gesammte Denkweise und Weltanschauung ihrer Zeit nicht ohne Einfluß bleiben konnten. Eine gesunde Philosophie hatte sich wiederum Bahn gebrochen und hatte auf der Grundlage der fortgeschrittenen Naturerkenntniß nicht nur eine Reihe überlieferter Irrthümer zerstört und das Interesse der Menschen mit erneuter Kraft und geläutertem Blick der Natur zugewendet, sondern sie hatte auch den Piloten der Wahrheit den Skeptizismus, den Prüfungs- und Zweifelgeist von Neuem in die Naturforschung eingesetzt.

Die Abstraktion von Vorurtheil und Autoritätsglauben ist eine nothwendige Prämisse aller Naturforschung. Diesen Gegensatz gegen die alte Methode der Wissenschaft brachte nach van Helmont Lord Bacon (gest. 1626) zur Geltung und nach ihm René Descartes (gest. 1650), bekannt unter dem Namen Cartesius, und Benedict Spinoza (gest. 1677). Das Licht, welches von diesem Dreigestirn der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts über alle Naturwissenschaft sich verbreitete erreichte einen klaren in sich abgeschlossenen Mittelpunkt in Gottfried Wilhelm Leibnitz, dem Aristoteles Deutschlands (gest. 1716).

Alle diese Erscheinungen und Geister, die ebensowohl als Ursachen wie als Anzeichen und Symptome einer geistigen Umwälzung während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zu betrachten sind, konnten nicht ohne Rückwirkung auf die materiellste Naturwissenschaft, auf die Chemie bleiben. Mit der Zahl geistvoller und vorurtheilsfreier Chemiker wuchs auch das Material der Wissenschaft, die Erkenntnisse, die Methode der Forschung und die Anschauungsweise wurden geläutert, der Nimbus der Alchemisten zerfiel nach und nach, ein freierer wissenschaftlicher Verkehr mit gegenseitiger Anregung in Wort und Schrift gewann Boden und Anklang. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts entstanden gelehrte Gesellschaften, deren Bildung in der Kulturgeschichte vielfach als der Anfangspunkt einer neuen Aera der Wissenschaften bezeichnet worden ist. Eine der ersten und längere Zeit berühmten war die „Alchemische Gesellschaft" zu Nürnberg, die von 1654 bis 1700 existirte und deren Sekretär Leibnitz während der Jahre 1666 und 1667 war. Im Jahre 1660 wurde von Carl dem Zweiten die Royal Society in London gegründet. Die Akademien der Wissenschaften und Künste zu Paris und Berlin entstanden, die erstere im Jahre 1666, die letztere 1700.

War schon Lord Bacon ein erfolgreicher Vermittler zwischen der idealen Philosophie und der realen Wissenschaft der Chemie gewesen, so war es mehr noch der als Philosoph und Naturforscher gleich bedeutende Robert Boyle (1626 bis 1691). Er war wohl der erste Chemiker, dessen wissenschaftliches Bestreben aller Bereicherungssucht und Eitelkeit entbehrte und allein vom Triebe nach Erforschung der Natur, nach Erkenntniß der lauteren Wahrheit geleitet wurde. Mit schneidender Logik und zuweilen mit treffender Satyre bekämpfte er die noch nicht verwischten alchemistischen Vorurtheile seiner Zeit und deckte die Blößen und Widersprüche der Schriftsteller auf. Er arbeitete mit Fleiß und Erfolg, entdeckte unter anderen die Phosphorsäure und bereicherte die technische Chemie durch Vereinfachung und Verbesserung der Darstellungsmethoden vieler Präparate. Von beträchtlichem Einfluß auf den weiteren Entwicklungsgang der Chemie war ferner seine Entdeckung, daß beim Verbrennen und Oxydiren der Körper Luft aufgenommen und dadurch das Gewicht derselben vermehrt werde. Obwohl er die Möglichkeit der Metallverwandlung nicht zu läugnen vermochte, so gebührt Boyle das Verdienst, die Chemie auf die Bahn einer selbstständigen Disziplin geleitet zu haben — eine Bahn, die sie von jener Zeit an mit so vielem Erfolge eingehalten und auf der sie sich zum Mittelpunkt der empirischen Naturwissenschaft erhoben hat.

In Deutschland standen zur Zeit Boyle's an der Spitze der Chemiker Joh. Kunkel (gest. 1712), Wilhelm Homberg (gest. 1715) und Joachim Becher (gest. 1682), in Frankreich Nicolaus Lemery (gest. 1715).

Fortan hielt die Chemie gleichen Schritt mit der allgemeinen Entwicklung der Wissenschaften; ihre Fortschritte und Resultate machten sich geltend und fanden praktischen Ausdruck in der Hebung der Medizin und in dem Emporblühen der Gewerbe, der Industrie und des Handels. Der Wissenschaft selbst aber fehlten noch die Stützen für eine theoretische Grundlage. Die Kenntnisse und Erfahrungen und die Masse der studirten Erscheinungen und des wissenschaftlichen Materials hatten sich nicht nur nicht sehr vermehrt sondern viele derselben waren mit den bis dahin feststehenden Erklärungsweisen nicht vereinbar oder standen gar in Widerspruch mit denselben. Die gewöhnlicheren Metalle waren bekannt und aus ihnen zahlreiche neue Körper dargestellt worden, die wichtigsten Mineralsäuren waren entdeckt und die meisten Verbindungen derselben mit den Metallen und mit den Erden und Alkalien (deren Analogie mit den Metallen erst im Jahre 1806 nachgewiesen wurde) wurden dargestellt und fanden in den Gewerben und der Haushaltung nützliche Anwendung. Die Frage über die Art der Vorgänge bei diesen Umwandlungen der Materie und über die letzten Elemente derselben war näher getreten und die Ansichten darüber waren mehr und mehr zweifelhaft geworden.

Von den Aristotelischen Elementen hatte keins die Aufmerksamkeit der Menschen von Alters her in so besonderem Maße auf sich gezogen als die wunderbare Erscheinung des Feuers. Aristoteles hatte es als das oberste der vier weltbauenden Elemente aufgestellt und es hatte im Zeitalter der Alchemisten den Rang der

höchsten und geheimnißvollsten kosmischen Potenz eingenommen. Es war der treue Helfer bei allen Arbeiten zur Auffindung des großen Geheimnisses des lapis philosophorum. Zur Läuterung für höhere Vollkommenheit mußten alle Dinge den Weg durch das Fegefeuer gehen. Man hatte gesehen, daß es die erdigen, glanzlosen Erze läutere und in glänzende Metalle verwandle; sollte, so dachte man, seine Macht sich nicht weiter erstrecken und auch die unedlen Metalle in edle überführen? Eine Frage nach der Natur des Feuers war durch die Annahme, daß es ein Urstoff, ein Grundprinzip sei, so gut wie abgeschnitten. Das Studium des Feuers blieb daher eine völlig ungelöste, ja noch nicht einmal zum klaren Bewußtsein gelangte Aufgabe der Chemie. Erst am Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatten die allgemeinen Fortschritte der Wissenschaft und die Menge der gewonnenen Thatsachen die Frage über das Wesen der Verbrennung, welche so erhebliche Veränderungen der Körperzustände und Formen herbeiführte oder begleitete, mit Nothwendigkeit in den Vordergrund der chemischen Theorien gedrängt.

Zu jener Zeit theilte man die verschiedenen Körper in drei Gruppen: in unverbrennliche oder solche, die beim Erhitzen für sich keine Veränderungen erfahren wie die Erdarten, sodann die Metalle, von denen die meisten in der Wärme ihr Aussehen verändern, ihren Glanz verlieren und sich in erdige Substanzen verwandeln, die man damals Metallkalke nannte und die in der Terminologie der jetzigen Chemie Metalloxyde heißen, und endlich in brennbare Stoffe, die durch das Feuer gänzlich zerstört werden, wie Kohle, Schwefel, Phosphor und die Thier- und Pflanzenkörper. Man hatte wahrgenommen, daß aus den Metallkalken, wenn sie mit Kohle gemischt in Feuer erhitzt wurden, die Metalle hervorgehen und daß dabei die Erze dem Gewichte nach weit weniger Metall gaben, als sie selbst wogen, daß also ein Theil derselben bei der Verwandlung in Metall verschwinde. Für diesen Vorgang suchte Georg Ernst Stahl (1660—1734), der genialste Chemiker seiner Zeit eine Erklärung. Er fand sie in der Annahme eines eigenen Feuerstoffes, den er Phlogiston nannte. Stahl hielt die Metallkalke für Elemente verbunden mit Phlogiston und diesen für die Ursache ihrer metallischen Eigenschaften. Die Metalle waren nach dieser Ansicht Verbindungen von Metallkalk mit Brennstoff; bei dem Erhitzen derselben entwich das Phlogiston und damit deren Härte und Glanz, der elementare Metallkalk blieb zurück, nahm aber wieder Brennstoff auf, wenn man ihn mit einem daran reichen Körper z. B. Kohle erhitzte; aus dem Metallkalk entstand durch dessen Verbindung mit Phlogiston wieder das Metall.

Obgleich der Gebrauch der Wage bei chemischen Operationen zu jener Zeit ein sehr beschränkter war, so entging dennoch schon Stahl nicht die unerklärliche Thatsache, daß bei dieser Umwandlung der Metallkalke in Metalle, wo doch mit jenen sich ein zweiter Stoff, das Phlogiston verband, dessenungeachtet statt einer Gewichtsvermehrung eine Verminderung desselben stattfand und daß andrerseits der Metallkalk, der durch die Austreibung des Phlogiston aus dem Metall entstand, mehr wog als dieses. Für diesen Umstand setzte man eine sonderbare

Hypothese ein, man gab dem Phlogiston eine Eigenschaft, welche aller Erfahrung und Wissenschaft entgegen war, man schrieb demselben ein negatives Gewicht zu, eine Kraft, welche die Schwere vernichtete. Die Darstellung des neuen Brennstoffes gelang Niemanden; die Meinungen über die Natur desselben waren verschieden: die Einen hielten ihn für einen Schwefel, Andere für eine feine Erdart und noch andere für einen Theil des Lichtstoffes.

Stahl veröffentlichte seine Phlogistontheorie in einer im Jahre 1703 von ihm bearbeiteten Ausgabe der bedeutendsten Schrift von Becher "Physica subterranea, opus sine pari, primum hactenus et princeps" und führte sie in späteren Schriften noch weiter aus. Er wurde dabei nachdrücklich unterstützt von seinem zu jener Zeit in der medizinischen Welt in hohem Ansehen stehenden Freunde und Collegen an der Universität Halle (später in Berlin), dem als Gelehrten und Schriftsteller gleich ausgezeichnetem Professor der Medizin Friedrich Hoffmann (1660—1742). Becher hatte das Material der gesammten chemischen Kenntnisse gesammelt, Stahls scharfblickendem Geiste aber gelang erst, in der Masse der einzelnen Thatsachen eine Wechselbeziehung zum Ganzen zu erkennen und ein mit den Ideen seiner Zeit in Einklang stehendes theoretisches System der Chemie zu begründen, in welchem zwar das Phlogiston als Fehlgriff erscheint, aber doch als ein solcher, der auf manche Wahrheiten, wie im Vorbeigehen, traf, deren weitere Erforschung eine Aufgabe für künftige Zeiten blieb.

Stahl's Theorie befriedigte so allgemein, daß sie sich sehr schnell verbreitete und fast ohne allen Widerspruch überall bereitwillige Aufnahme fand. Sie blieb fast ein Jahrhundert hindurch die leitende Idee bei allen chemischen Forschungen und Arbeiten und gab diesen eine neue und fruchtbare Richtung. Stahl wird daher in der Chemie als der Begründer einer neuen Epoche, der phlogistischen betrachtet, mit der das mit Paracelsus beginnende Zeitalter der medizinischen Chemie zum Abschluß gekommen war.

Der eigenthümliche Standpunkt, welchen die Chemie um diese Zeit einnahm, gab sich auch in den äußeren Verhältnissen der Chemiker mehr und mehr zu erkennen. In den vorhergehenden Zeitaltern, wo die Chemie chimärischen oder eigennützigen Zwecken dienen sollte, war die Klasse von Gelehrten, welche sich mit derselben beschäftigten, stets eine bestimmt ausgeprägte. So sehen wir während der langen Zeit, wo Chemie und Goldmacherkunst das Gleiche waren, bei den Arabern nur Aerzte, bei den Abendländern fast nur Geistliche als Alchemisten. Während des Zeitalters der Jatrochemie gingen alle chemischen Arbeiten, soweit sie einen Anspruch auf wissenschaftliche Tendenz haben konnten, in die Hände der Aerzte über. In dem am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts beginnenden Zeitalter der phlogistischen Chemie nahm diese Wissenschaft mehr und mehr eine selbstständige Stellung unter den Naturwissenschaften ein, ihr Studium wurde ein um so vielfacher betriebenes, von je allgemeinerem Interesse ihr Zweck, die Auffindung der Wahrheit in der Naturerkenntniß war. Indem sie Nutzanwendung nicht mehr zum alleinigen Gegenstand ihrer Forschung machte sondern Naturforschung im Allgemeinen, vergrößerte sich rasch die Zahl der ihr zugewandten

Kräfte. Sobald aber die Auffindung der Wahrheit aus reinem Interesse an derselben als Ziel in den Vordergrund trat, fing ein neuer Geist an die junge Wissenschaft zu durchdringen. Der in der letzten Zeit verfolgte praktische Zweck der Chemie war durch die einseitige Tendenz der Jatrochemiker wankend gemacht, indem diese alle Vorgänge im lebendigen Organismus lediglich durch chemische Theorieen erklären wollten und demgemäß Zweck und Methode ihrer Untersuchungen anlegten. Die äußere Folge war, daß die Chemie sich zu derselben Zeit, die als der Anfang der phlogistischen Epoche angenommen wird, von der Medizin trennte und fortan als unabhängige ja als die herrschende und universellste Wissenschaft der empirischen Naturforschung auftrat. Unterstützt, wenn nicht herbeigeführt, wurde dieser Umschwung durch die gleichzeitig emporkommende und von der Medizin sich trennende Pharmazie. In diesem Fache, in welchem die Chemie vorzugsweise praktischen Ausdruck findet und in dem sich die hauptsächlichsten Naturwissenschaften und wichtige Zweige der Technik und Gewerbe begegnen, fand auch die Chemie fortan die meisten und bedeutendsten Förderer.

Die Epoche der phlogistischen Chemie umfaßte die ersten drei Viertheile des in der Geschichte denkwürdigen und folgereichen achtzehnten Jahrhunderts; sie war in der Geschichte der Chemie die kürzeste aber dennoch die fruchtbarste. Während ihrer Dauer wurde von einer großen Anzahl ausgezeichneter Forscher das Material geliefert, welches so bald einen gänzlichen Umschwung der herrschenden Doktrinen herbeiführte, und welches das Fundament zu dem mächtigen Aufschwung bildete, den die wissenschaftliche Chemie und alle von ihr in's Leben gerufenen oder unterstützten gewerblichen und technischen Fächer nahmen. Wie die Chemie selbst durch die stets erweiterten Erfahrungen und durch die großen Fortschritte immer mehr zur Wissenschaft heranreifte, so verbreitete sie Licht über die verwandten Wissenschaften. Die Erkenntniß der unzertrennlichen Zusammengehörigkeit aller Naturphänomene, der Totalität der Natur, die erst in unserem Zeitalter zur vollen Geltung gekommen ist, fing an sich Bahn zu brechen und die nothwendige Annäherung der verschiedenen Naturwissenschaften und ihren organischen Zusammenhang näher zu legen. Die Physik wetteiferte in ihren Fortschritten mit der Chemie und beide, so sehr man auch bestrebt war, ihre Wege getrennt und von einander zu leiten, liefen desto öfter wieder zusammen und begegneten sich auf gemeinsamer Fährte. Sie nahmen den gleichen Antheil an dem Emporblühen der Wissenschaften in deren verkörperter Form in der Medizin und Pharmazie, in den Gewerben und der Industrie. Außer dem praktischen Ausdruck, den die Naturwissenschaften in dem stetig zunehmenden Fortschritt auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit fanden, nahmen sie auch eine sehr hervorragende Rolle in der mit erneuter Kraft aufkommenden Philosophie ein und gewannen damit einen unverkennbaren und folgereichen Einfluß auf die sittliche Gestaltung der Zeit. Sie erweckten und nährten den Geist des Skepticismus und der materialistischen Weltanschauung, der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Umsturz nicht nur politischer und socialer Zustände, sondern auch eine Umge-

staltung vieler Ansichten und der Denkweise der wissenschaftlichen und literarischen Welt herbeiführte.

Zu den wichtigen und weit greifenden Entdeckungen, durch welche die chemische Wissenschaft eine völlig veränderte Gestalt gewann und zu der Menge der theoretischen und praktischen Erfahrungen und Resultate, welche sich progressiv angesammelt und literarische Geltung und praktische Nutzanwendung gefunden hatten, kam im Jahre 1766 die Entdeckung der Zusammengesetztheit des Wassers und 1774 die der Luft. Es verliefen aber noch zwei Jahrzehnte, bevor gründliche und umfangreiche Untersuchungen es möglich machten, diese Entdeckungen zum klaren Verständniß und zu den richtigen Schlußfolgerungen zu bringen.

Schon lange war es bekannt, daß sich bei der Auflösung von Eisen in verdünnter Schwefelsäure eine brennbare Luft entwickelt. Man hielt dieselbe für identisch mit den in der Natur vorkommenden brennbaren Gasen und wußte davon wenig mehr als Plinius in seinen naturhistorischen Schriften angab. Die englischen Chemiker Cavendish, Black und der Verbesserer der Dampfmaschine Watt beschäftigten sich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Studium der verschiedenen Gasarten. Die ersteren beiden unterschieden und beschrieben im Jahre 1766 das bei der Auflösung des Eisens erhaltenen Gas als "combustible, inflammable air". Der französische Chemiker Macquer beobachtete 1776 die Bildung von Thau an den inneren Wandungen der Gefäße, in welchen jenes Gas verbrannt wurde. Die Engländer Priestley und Warltire machten kurze Zeit darauf dieselbe Beobachtung. Aber James Watt traf erst im Jahre 1782 den richtigen Gedanken, daß das Wasser bei dieser Verbrennung aus der „brennbaren" Luft (hydrogen) und der inzwischen entdeckten „Lebensluft" (oxygen) durch Abgabe der gebundenen Wärme entstanden sei. Cavendish lieferte zwei Jahre später durch Experimente den Beweis der Richtigkeit dieser Idee Watt's. Er verpuffte ein Gemenge beider zuvor sorgfältig getrockneter Gase und fand, daß das Gewicht des erhaltenen Wassers genau dem Gewichte der verbrannten Gase entspreche. Derselbe Versuch wurde einige Jahre später von den französischen Chemikern Seguin, Fourcroy und Vauquelin im Großen wiederholt. Diese verbrannten 25,582 Kubikzoll brennbare Luft und 12,457 Kubikzoll Lebensluft und erhielten 7,245 Gran Wasser. Dieses Riesenexperiment dauerte 185 Stunden.

Um dieselbe Zeit wandte sich die Aufmerksamkeit der Chemiker mit erneutem Interesse dem Studium der atmosphärischen Luft zu. Deren physikalische Relationen waren näher bekannt geworden, die Anschauungsweise über ihre chemische Constitution war aber wenig weiter als die des Aristoteles. Da die Luft überall auf der Erde ist und da aller Wandel des Stoffes, alle Veränderungen und Phänomene in der Körperwelt und unter diesen auch alle Verbrennungen in der Luft und die letzteren nicht einmal ohne Luft stattfinden, so ist es dennoch erst nach dem Verlaufe von Jahrtausenden möglich geworden, über das Luftmeer, in dem Alles lebt und in dem der unvergängliche Stoff in wandelbarer Form in beständiger Bewegung ist, eine klare Erkenntniß zu gewinnen. Es war nöthig, daß der Fleiß

und der Geist zahlloser Menschen durch alle Zeitalter hindurch Stein für Stein den Pyramidenbau der Wissenschaft so weit aufführte, daß die Erkenntniß dieser einfachen, aber auf das gesammte Fundament gestützten Thatsache möglich wurde. Zur Zeit Stahl's war man über die elementare Beschaffenheit der Luft noch ganz im Unklaren; man kannte das Wesen des Wassers erst so wenig, daß noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die bedeutendsten Chemiker in Zweifel waren, ob das von den Gletschern der Alpen abschmelzende Wasser dasselbe Wasser sei, wie in den Seen der Flachländer. In Erkenntniß der atmosphärischen Luft lag der Schlüssel zum Verständniß des Gesammt Materials der chemischen Wissenschaft. Stahl war bei der Aufstellung der Phlogistontheorie auf dem richtigen Wege, es fehlten ihm aber noch die Thatsachen, die allein zum Ziele führen konnten.

Im Jahre 1775 entdeckte der deutsche Chemiker Scheele aus Stralsund, [damals schwedisch] daß die Luft aus zwei brennbaren Gasen bestehe, von denen das eine ein Jahr zuvor von dem Engländer Priestley dargestellt worden war. Luft und Wasser wurden somit um dieselbe Zeit ihres uralten elementaren Ansehens entkleidet und die Chemiker der Zeit wandten sich unter dem frischen Eindruck der vollen Wichtigkeit dieses Umsturzes alter Glaubenssätze der weiteren Erforschung des Gegenstandes zu. Die Resultate und die Menge der neu gewonnenen Thatsachen ließen sich nicht mehr mit der Stahl'schen Theorie in Einklang bringen und befriedigend erklären. Das hypothetische Phlogiston war nicht mehr im Stande, der Schlüssel für alle chemischen Vorgänge in der Natur zu sein. Aber weder Cavendish noch Black oder Scheele und Priestley vermochten den gordonischen Knoten völlig zu lösen. Dies gelang erst dem genialen Franzosen Lavoisier. Er überwand mit praktischem Geschick und mit bewundernswerthem Scharfblick alle Schwierigkeiten, zog aus den Entdeckungen seiner Zeit die richtigen Consequenzen und gab der Chemie mit der sogenannten antiphlogistischen Verbrennungstheorie ein ganz neues wissenschaftliches Fundament.

Priestley stellte den Sauerstoff zuerst dar, Scheele wies die Beziehungen des Gases zur Luft nach, aber Lavoisier brachte das Vereinzelte in Zusammenhang und löste die Frage, die der Mittelpunkt der gesammten theoretischen Chemie geworden war, hintereinander in einer Reihe der geistvollsten Arbeiten. Diese drei Repräsentativ-Männer stehen auf der Grenzmark der alten Naturanschauung in der Chemie. Gleichzeitig mit ihren Entdeckungen oder durch sie stieg nicht nur für die chemische Wissenschaft eine neue Morgenröthe herauf, von jener Zeit an haben auch die mit der Chemie in Bezug stehenden Wissenschaften mit dieser eine ganz neue Gestalt gewonnen und die gesammte Industrie, der Handel und Verkehr der Völker haben im geflügelten Laufe eine ganz neue und mächtige Entwicklung erreicht.

So verschieden wie das Vaterland dieser Reformatoren der Chemie war, so war auch ihre Stellung im Leben. Der älteste von ihnen war Priestley. Von Hause aus arm, konnte er sich dem wissenschaftlichen Berufe nur durch die Unterstützung theilnehmender Freunde widmen. Er irrte in allen Wissenschaften

umher und konnte in keiner Bestand finden. Ebenso ging es ihm im Leben; er wohnte abwechselnd in England und Frankreich und starb nach einem ruhelosen Leben im Jahre 1804 im Northumberland County in Pennsylvanien. Unausgesetzt betheuernd, daß er kein Chemiker sei und wenig von der Chemie verstehe, hat Priestley dennoch eine große Reihe werthvoller Entdeckungen in der Chemie sowohl als in der Physik gemacht, die er dem Zufall zuschrieb und die nichts desto weniger ihrem Urheber schon bei Lebzeiten einen großen Ruhm verschafften.

Priestley gelangte zur Entdeckung des Sauerstoffs nicht im Verfolg eines bestimmten Planes. Eine seiner Wohnung nahe gelegene Brauerei gab Veranlassung zu seinen zahlreichen Arbeiten über die verschiedenen Luftarten, deren Ausgangspunkt das bei der Gährung des Bieres in großer Menge sich entwickelnde kohlensaure Gas bildete. Er wußte bereits im Jahre 1772, daß bei der Verbrennung von Kohle in einem abgeschlossenen Raume dasselbe Gas entsteht und daß es nicht geeignet sei die Athmung und die Verbrennung zu unterhalten. Zu dem Schluß, daß die Luft einen Bestandtheil enthält, der jene Processe unterhält und dabei verzehrt wird, und einen zweiten, der an diesen Vorgängen keinen Antheil nimmt, gelangte Priestley nicht, obgleich es ihm schon ein Jahr früher gelungen war, den ersteren Luftbestandtheil durch Glühen von Salpeter darzustellen. Das erhaltene Gas, von dem er sehr wohl bemerkte, daß es die Verbrennung weit lebhafter als gewöhnliche Luft unterhalte, nannte er "dephlogisticated air." Später stellte er dasselbe Gas durch Erhitzen von Quecksilberoxyd und von Braunstein dar und erkannte richtig, daß das bei diesen drei Vorgängen erhaltene Gas das gleiche sei, daß es die Verbrennung unterhalte und beim Athmen auf das Blut einwirke. Bald darauf entdeckte Priestley auch, daß die durch das Athmen der Menschen und Thiere verschlechterte Luft durch die Pflanzen verbessert wurde und daß sich beide Vorgänge ergänzen und die Zusammensetzung der Luft im Gleichgewicht erhalten. Diese Klarheit der Gedanken verließ Priestley aber bei der versuchten Erklärung der Verbrennung; er erkannte nicht, daß sich dabei der verbrennende Körper mit einem Bestandtheil der Luft verbinde und daß dasselbe bei der Verkalkung [Dephlogistisirung] der Metalle stattfinde. Wenn ihm auch das Verdienst der empirischen Entdeckung des Sauerstoff gebührt, so vermochte er nicht, aus derselben die theoretische Folgerung zu ziehen, welche sie nothwendig hervorrufen mußte, und in welcher hauptsächlich der Maßstab für das Verdienst liegt. Die Entdeckung an und für sich setzt nicht immer einen großen Geist voraus; sie entspricht häufig dem Zufall; aber der Zufall allein schafft nichts Großes, wenn dem Beobachter oder dem Entdecker das Genie abgeht, seine Entdeckung richtig zu deuten und ihre Consequenzen weiter zu verfolgen. Priestley starb, als Lavoisier's neue Theorie längst und von den bedeutendsten Chemikern angenommen war, nicht nur noch als Anhänger der Phlogistontheorie sondern als einer ihrer hartnäckigsten Vertheidiger. Seine letzten in Philadelphia erschienenen Schriften waren: "Consideration on the doctrine of phlogiston and the composition of water". [1796] und "The doctrine of phlogiston established and that of the composition of water refuted. [1800].

Ueber ihm, gleich dürftig aber bescheidener steht Scheele, ein einfacher Apothekergehülfe. Was ihm an Geldmitteln und persönlicher Begünstigung abging, das ersetzte seine Geduld und sein unermüdlicher Fleiß. Scheele hat während eines kurzen Lebens [1742—82) Ungewöhnliches geleistet und die Zahl seiner Entdeckungen ist von keinem anderen Chemiker vor ihm erreicht worden. Er stellte zuerst dar und erkannte einen großen Theil der im Pflanzen- und Thierreiche vorkommenden organischen Säuren, ferner das Chlor, das Glycerin, das Mangan, den Baryt, die Molybdän-, Wolfram-, Flußspath- und Arseniksäure, isolirte die Bestandtheile des Berliner Blau und machte Jahre lang die eingehendsten Studien über Luft, Feuer und Wasser.

Unbekannt mit Priestley's Versuchen erhielt Scheele die nämlichen Resultate, ging aber in seinen Schlüssen weiter, indem er behauptete, daß die atmosphärische Luft kein einfacher Stoff sei, daß sie vielmehr aus zwei elastischen Gasen aus Lebensluft und aus phlogistisirter Luft [Stickstoff] bestehe. Er zerlegte die Luft nicht nur in diese Bestandtheile sondern stellte sie auch durch Zusammenmischen derselben mit allen ihren Eigenschaften wieder her.

Mehr als Priestley und Scheele wußte der reiche und hochgebildete Franzose Lavoisier die neuen Entdeckungen, an denen er wesentlichen Antheil hatte, fruchtbringend für die Wissenschaft zu verwerthen; dennoch aber verdankt er weniger diesen seinen epochemachenden Einfluß und seinen großen Ruhm, als vielmehr den Folgerungen, die er daraus zog und der Anregung, die er damit auf seine Zeitgenossen übte. Lavoisier war im Jahre 1743 in Paris geboren. Er erregte schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre die öffentliche Aufmerksamkeit durch die Lösung einer von der französischen Regierung gestellten Preisfrage über die vortheilhafteste Einrichtung der Straßenbeleuchtung. 1768 ernannte ihn die Pariser Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede; 1771 bekam er die Stelle eines Generalpächters der Finanzen. Trotz dieser Stellung, die er mit Fleiß und Geschick erfüllt haben soll, veröffentlichte der Finanzier und Chemiker Lavoisier in ununterbrochener Reihenfolge chemische und physikalische Arbeiten und Abhandlungen von hervorragendem Werthe. 1770 stellte er über die noch immer behauptete Möglichkeit der Verwandlung des Wassers in Erde, einer für die Wissenschaft überaus wichtigen Frage, eine ganze Reihe von Versuchen an und bewies, daß der größte Theil der erdigen Bestandtheile, welche man durch Abdampfen von Regenwasser erhielt, von der Auflösung der Gefäße herrühre, daß diese also ihren Ursprung nicht in einer Verwandlung des Wassers in Erde haben. Im Jahre 1774 machte Lavoisier eine Abhandlung über die Verkalkung des Zinns in verschlossenen Gefäßen bekannt. Er fand, daß ein Theil der in dem Gefäße eingeschlossenen Luft sich bei der Verkalkung mit dem Metalle verbinde und die Vermehrung des Gewichts des letzteren verursache, daß ferner die Menge des verkalkten Zinns desto größer sei, je mehr Luft vorhanden war, daß also von der Quantität der verbrauchten Luft auch die Menge des verkalkten Zinns abhänge. Diese Versuche dehnte Lavoisier auch auf die Verkalkung anderer Metalle und auf Verbrennung des Phosphors, des Schwefels und des Kohlenstoffes aus und bewies,

daß derselbe Theil der atmosphärischen Luft, welcher die Verkalkung der Metalle bedinge auch die Verbrennung des Phosphors, des Schwefels und der Kohle bewirke und daß die Gewichtszunahme, die stattfindet und die schon früher von Jean Rey bemerkt worden war, auf der Aufnahme eines Bestandtheiles der Luft in den verkalkenden oder verbrennenden Körpern beruhe. Durch fernere Versuche lehrte er das von Priestley und Scheele entdeckte bei der Verkalkung der Metalle und bei der Verbrennung wirksame Gas näher kennen, bestimmte die Zusammensetzung der Luft und nannte jenes Gas, weil es einen Hauptbestandtheil der Mineral- und Pflanzensäuren ausmacht und deßhalb als das eigentliche Säurungsprinzip anzusehen sei, „Oxygène“ [Sauerstoff]. Auf diese einfachen Thatsachen gestützt lehrte Lavoisier, daß jeder von Feuererscheinung begleitete Vorgang als Verbindung eines brennbaren Stoffes mit dem Sauerstoff der Luft zu betrachten sei und daß die Produkte der Verbindung genau so viel wiegen als das Gewicht der verbrannten Substanz und des von der Luft genommenen Sauerstoffs zusammen beträgt.

Nachdem Lavoisier in dieser Weise die Ungereimtheit der Annahme, die der Stahl'schen Phlogistontheorie zum Grunde lag, daß möglicher Weise ein absolut schwerer Körper (Metallkalk) als Bestandtheil in einem absolut leichteren (dem daraus zu erhaltenden Metall) enthalten sein könne, und damit die Unrichtigkeit der älteren Theorie bewiesen hatte, stellte er seine neue Verbrennungstheorie als den Ausgangspunkt zur Erklärung der Verbrennung, der Athmung, des Rostens der Metalle und des Verwitterns und Zerfallens der Mineral- und Pflanzenkörper auf. Nach dieser Lehre war die Verbrennung keine Decomposition mehr sondern im Gegentheil eine Zusammensetzung. Auf diesen Gegensatz ist der Name der „antiphlogistischen“ Theorie Lavoisiers begründet. Dieselbe veränderte mit der Läugnung der Existenz des Phlogiston die ganze bisherige Vorstellungsweise über die chemischen Vorgänge in der Natur und wurde daher längere Zeit auf das heftigste bestritten, fand aber dennoch sehr bald ganz allgemeine Annahme. Lavoisier selbst führte derselben durch eine große Reihe fortgesetzter Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten der chemischen Naturforschung, namentlich aber über das Wesen der Athmung, immer neue Thatsachen und weitere Stützpunkte zu, und entwarf im Jahre 1787 anstatt der mit der neuen Theorie unvereinbaren Nomenclatur mit Hülfe seiner berühmten Collegen Fourcroy, Morveau und Berthollet eine ganz neue und noch gegenwärtig gebräuchliche chemische Terminologie.

Die französische Revolution war ausgebrochen und Lavoisier's hohe Stellung verfehlte nicht ihn dem Neide derjenigen auszusetzen, die er auf das edelmüthigste mit seinem Reichthum und seiner Gunst unterstützt hatte. Am 1. Mai 1794 nach dem Schluß der täglichen Versammlung der Jacobiner beriethen die Häupter der Bergpartei über neun Schlachtopfer, die vor das Tribunal geladen werden sollten. Auch Lavoisiers Name stand auf der Liste. Bei der Verlesung desselben rief Lebas: „aber Frankreich beraubt sich des größten Gelehrten.“ Robespierre richtete an Fourcroy die Frage, ob er sich getraue Lavoisier's Stelle

als Chemiker auszufüllen. Als dieser die Frage bejahte, blieb jener berühmte Name mit denen der anderen General-Finanzpächter auf der Liste stehen. Lavoisier stellte sich freiwillig und wurde auf die elendesten Verdächtigungen von dem Tribunale zum Tode verurtheilt. Er bat um eine Frist von vierzehn Tagen, um eine begonnene wichtige Arbeit noch vollenden zu können. Robespierre wies das Gesuch mit der lakonischen Antwort zurück: "Nous n'avons plus besoin de vassants."* Am 8. Mai 1794 fiel Lavoisier unter dem Henkerbeile der Guillotine.

Lavoisier's Verbrennungstheorie war folgereich auch durch die darin liegende Geltendmachung der Wahrheit, daß überall, wo eine Zunahme des Gewichtes sich zeigt, eine Verbindung stattbaben muß; daß das Gewicht jeder Verbindung so viel beträgt als das der Bestandtheile zusammen; daß bei allen chemischen Vorgängen in Bezug auf das Gewicht der Materie weder eine Erschaffung noch eine Vernichtung eintreten kann, daß jede Zunahme an Gewicht nur durch Vereinigung, jede Abnahme nur durch Ausscheidung eines wägbaren Stoffes hervorgebracht werden kann. Scheele und Priestley hatten ihre Aufmerksamkeit einzig und allein auf die Formveränderung der Körper gerichtet, Lavoisier lenkte die seine auch auf die Veränderung des Gewichts. Was jenen unwesentlich schien, das war diesem von erheblicher Bedeutung. Lavoisier's großer Erfolg stützt sich auf ein kleines Instrument, durch dessen Einführung in die Wissenschaft er eine neue Untersuchungsmethode derselben anbahnte, auf die W a g e, diesem wichtigsten Instrument der chemischen Naturforschung, welches alle Beobachtungen und Entdeckungen fixirt, an feststehende Zahlen bindet, Zweifel überwindet und die Wahrheit untrüglich an's Licht stellt. Durch die Wage verloren die Grundzüge der bisherigen chemischen Naturanschauung, verlor das Phlogiston seine Bedeutung, denn an die Stelle der absoluten Idee trat von nun an das Fundament positiver Thatsachen. Bis dahin war alle chemische Forschung eine qualitative gewesen, mit der Einführung der Wage wurde für den folgereichsten Umschwung, den die Geschichte der Chemie aufzuweisen hat, für die q u a n t i t a t i v e Richtung Bahn gebrochen.

Zur Zeit Lavoisiers und nach seinem Tode war die Zahl ausgezeichneter Chemiker, die an dem von ihm begründeten Umbau der chemischen Wissenschaft ruhmvollen Antheil nahmen, nicht gering. Das Studium der Wissenschaften wurde durch die innere Zerrüttung der sozialen Zustände in dem Vaterlande Lavoisier's während der Revolutionszeit nicht gehemmt, erweiterte sich vielmehr und fand durch die wiederholte Absperrung Frankreichs eine sehr nachdrückliche praktische Anregung. Abgeschlossen von dem Importe aller im Lande nicht produzirten unentbehrlichen Produkte trat das Bestreben ein und wurde durch Aussicht auf Gewinn und Staatsbelohnung und durch Ehrgeiz unterstützt, die bisher vom

* Es war nicht Robespierre, sondern Fouquier-Tinville, der dieses wahnsinnige Wort aussprach, wenn dasselbe überhaupt ausgesprochen wurde. Die Zeugnisse stimmen durchaus nicht überein. Die Verurtheilung der Generalpächter wurde hauptsächlich durch Cambon, den Finanzier der Revolution, herbeigeführt. Anm. der Red.

Auslande bezogenen Produkte aus inländischem Rohmaterial selbst darzustellen. Die Folge davon war, daß die chemische Technik und Fabrikation während jener Zeit in Frankreich sehr schnell eine zuvor nie erreichte Höhe gewann. Berthollet, Monge und Leblanc leisteten in jener schweren Bedrängniß, wo die Behauptung der Selbstständigkeit Frankreichs auf seiner eigenen, inneren Kraft beruhte, ihrem Vaterlande ungewöhnlich wichtige Dienste auf dem Gebiete der Industrie. Unter vielen andern datirt aus jener Zeit auch die Entdeckung der Soda- und die Vervollkommnung der Schwefelsäure-Fabrikation, der beiden Grundpfeiler der modernen Industrie und die Gewinnung des Rübenzuckers.

Spanien produzirte zu jener Zeit aus der Asche der an seinen Küsten ausgespühlten Seepflanzen fast alle in Europa gebrauchte Soda. Als Frankreich im Jahre 1793 von allen Seiten eingeschlossen war und auch mit Spanien auf Kriegsfuß stand, beanstandete dieses seinen Sodaexport und die großartigen Seifensiedereien, denen das südliche Frankreich und namentlich Marseille und Montpellier ihren blühenden Handel und allgemeinen Wohlstand verdankten, waren plötzlich jenes unentbehrlichen Rohstoffes beraubt. Die Regierung sah sich veranlaßt auf die Entdeckung der Sodafabrikation aus inländischen Produkten einen hohen Preis zu setzen. Leblanc löste die wichtige Aufgabe schon im nächsten Jahre, indem er die Darstellung der Soda aus Seesalz, Schwefelsäure, Kalk, und Kohle lehrte, hat aber nur den Ruhm, niemals den Preis erhalten.

Die Existenz des Zuckers in den Rüben (Beta vulgaris L.) war im Jahre 1747 von Markgraf in Berlin nachgewiesen; derselbe wurde aber erst vierzig Jahre später von Achard in Berlin im Großen dargestellt. Während der Continentalsperre durch Napoleon stieg auch der Preis des Colonial-Zuckers in Frankreich so bedeutend, daß der Kaiser im Jahre 1806 eine Prämie auf die wohlfeilste Darstellung des Rübenzuckers offerirte und in Rambouillet eine Versuchs-Fabrik unter der Leitung des Chemiker Chaptal anlegen ließ. Diesem gelang es auch sehr bald den Zucker billiger darzustellen, als der Preis des importirten war.

Was Frankreich in praktischer Richtung aus der Chemie machte, das leistete Deutschland im Fortbau der von Lavoisier begonnenen theoretischen Umgestaltung und Vervollkommnung der Wissenschaft; auch England und Schweden nahmen sehr bald thätigen Antheil an dem allgemeinen und großen Fortschritt der Chemie.

Den Schlußstein zu dem Fundamente der neuen chemischen Weltanschauung legte Benj. Richter in Berlin; derselbe wies die schon früher von Wenzel beobachtete Thatsache nach, daß die chemischen Elemente, die in schneller Reihenfolge entdeckt und isolirt worden waren, bei ihrer Verbindung sich in unabänderlichen bestimmten einfachen Volum- und Gewichtsverhältnissen vereinen. Richter ging von der empirischen Ansicht über die Atome zu der rationellen über, wandte die Mathematik auf die Chemie an und veranlaßte dadurch die weitere, besonders von dem Engländer Dalton geförderte, Erforschung der Gesetze und der Zahlen, nach denen die Grundstoffe und deren Verbindungen sich zu der Körperwelt aufbauen. Was Richter begonnen hatte, führte in einem bewunderungswürdigen

Umfange der größte Chemiker aller Zeiten Jacob Berzelius (1779 — 1848) in Stockholm aus. Nicht allein über die Elementarlehre der mineralischen, sondern auch über die der organischen Körperwelt verbreiteten die Forschungen dieses kräftigen Geistes ein Licht, bei welchem das Walten der gleichen einfachen Gesetze in allen Gebieten der materiellen Natur ebenso klar erkannt wird, als aus der Beobachtung der Bahn der Planeten das Walten des einen allgemeinen Gesetzes der Schwere in der kosmischen Welt. Berzelius entwarf in seinem Riesenwerke, dem noch heute größten Lehrbuche der Chemie, den ganzen Neubau der modernen Chemie zum ersten Male mit vollendeter Meisterschaft und mit großer Klarheit.

An die Namen Lavoisier, Richter und Berzelius knüpft sich die gegenwärtige Epoche der Chemie an, deren Symbol Wage, Gewicht und Zahl sind. Seit Lavoisier sind noch nicht hundert Jahre verflossen und schon ist die Chemie, die vor ihm noch keine feste Basis finden und keine positive Selbstständigkeit unter den Wissenschaften behaupten konnte, der Mittelpunkt geworden, in welchem alle Naturwissenschaften sich begegnen und an ihrem kräftigen Stamme hat die Industrie ihre zahlreichen Zweige entwickelt und reiche Blüthen und Früchte getragen. Diese große und segensreiche Entwicklung vollzieht sich in fortlaufender Reihenfolge und gehört der Gegenwart und noch nicht der Geschichte an.

Die Geschichte der Chemie ist interessant durch den mannigfachen Wechsel ihrer Schicksale und durch die Extreme in denen sie sich bewegt hat. Bald wird sie von den Freunden der Aufklärung als Quelle unzähliger Irrthümer verabscheut, mit der Strenge des Gesetzes und der Geißel des Spottes verfolgt, bald ist sie der Götze, dem alle Stände sich beugen. Bald wird ihre Ausübung nur insgeheim zu betreiben gewagt, bald sind Fürsten und die Gebildeten der Zeit ihre Bekenner. Bald erscheint sie in Begleitung der Ausgeburten geistiger Verblendung und unterstützt das Ansehen derselben, bald wieder zeigt sie sich als eins der wirksamsten Werkzeuge zur Vernichtung des Aberglaubens. Bald dient sie zur Begründung der Lehren theosophischer Ueberspanntheit dann wieder zur Stütze des krassesten Materialismus. Die Beschäftigung mit ihr ist bald Sache der Arzneikunde, bald der Gold- und Unsterblichkeit suchenden Alchemisten, bald Objekt der Finanzspekulation oder das des Schwindels. Ihre Hülfswissenschaften wechseln; bald stützt sie sich auf Magie, Astrologie und Geisterbeschwörung, sucht Belehrung in Visionen und in Zaubereien, bald wieder geben die Grundsätze gesunder Philosophie und die nüchterne Anwendung der Mathematik und des Experimentes ihre Grundlage ab. Und auch, wo sie in der Wahl ihrer Hülfsmittel richtig zu Werke geht, schwebt sie dennoch oft in Extremen, unterordnet sich wiederholt ihren Hülfswissenschaften, bis Erfahrung und langes Studium endlich das richtige Verhältniß lehren. Aus einem solchen Chaos der verschiedenartigsten Gestaltungen brach sich endlich die heutige Chemie ihre Bahn und ordnete ihr Verhältniß zu den anderen Wissenschaften.

Seitdem hat die Chemie, Hand in Hand mit diesen, von der Grundlage früherer Zeit aus einen reißenden Fortschritt der Entwicklung und einen reichen Gewinn ihrer Arbeit aufzuweisen. Sie hat die Kräfte der Natur und die Stoffe

der Erde in einem früher ungeahnten Umfange dienstbar gemacht und durch die Erkenntnißstrahlen ihres geläuterten Lichtes neues Leben und Wärme gebracht in alle Zweige der Naturwissenschaft. Die Physiologie der Thiere und Pflanzen, die gesammte Medizin, der Ackerbau und die Mineralogie und Geologie stützen ihren modernen Bau auf das gemeinsame Fundament der chemischen Wissenschaft. Vor allen aber haben die Industrie, die Gewerbe und der Handel durch die Mitwirkung der Chemie einen mächtigen Aufschwung und im geflügelten Laufe eine Höhe um die andere gewonnen und haben, Hand in Hand mit der Gesittung und Bildung, einen reißenden Fortschritt der materiellen Entwicklung und des Wohlstandes der Länder und Völker herbeigeführt.

Wenn daher im Bewußtsein unserer Zeit die Naturwissenschaften voranstehen, so ist es nicht zu verwundern, daß die Chemie, die so lange ihr Kompaß war, nun auch deren Pilot geworden ist und die Führerschaft übernommen hat. Diese Geltung ist ihr mit Nothwendigkeit zugefallen.

Erzählungen in einer Dorfschenke

von

Henry Wadsworth Longfellow.

Von Eduard Dorsch.

„Gestern bei des Mittags Strahl
Sah den Mond ich, bleich und fahl,
Dem papiernen Drachen gleich,
Der durchfleucht der Lüfte Reich.

Gestern, sonnend mich am Ried,
Las ich eines Dichters Lied;
Doch wie reich die Sprache auch,
Mir klang's wie Gespensterhauch.

Aber endlich in die Fluth
Sank des Tages Fiebergluth,
Und die Nacht kam still und hehr
Ueber Thal und Hügel her.

Da erschien der Mond so rein
Wie ein Geist im Glorienschein,
Seines Lichtes milder Strahl
Ueberströmte Berg und Thal.

Und des Dichters Sang und Klang
Mir in's Herz von Neuem drang;
Mir verdollmetschte die Nacht
Seines Lieds geheime Pracht."

Obige Verse Longfellow's sollte sich Jeder zu Herzen nehmen, der Gedichte lesen und genießen will. Am Morgen, wenn unser Hirn verhältnißmäßig blutarm und unser Geist nüchtern ist, sind wir wohl in der Verfassung ein mathematisches oder philosophisches Problem zu lösen, aber nicht um mit dem Dichter einen Ritt in das Land der Romantik zu machen. Dazu taugt der Abend. Die Mühe und Last des Tages hat den Blutstrom mehr nach dem Gehirne getrieben, ein gutes Glas Wein hat vielleicht auch das Seinige dazu beigetragen, unsere klarsten Gedanken umnebeln sich und je mehr die Schatten wachsen, desto gewaltiger wird unsere Phantasie, bis sie, selbst ein romantischer Riese, den prosaischen Verstand zu Boden wirft und mit uns auf brausenden Rossen davonjagt. Dies ist die Zeit, in welcher der Dichter die Herzen erobert, denn was er mit seinem Herzblut geschrieben, wird nur vom Herzen verstanden. O gönnt dem Dichter die kurze Zeit von Sonnenuntergang bis Mitternacht! Laßt dahinten den grämelnden, Alles bemäckelnden Verstand, ergötzt euch am lieblichen Gaukelspiel seiner Gedanken und Träume, und vergönnt ihm die Lust euch Ruhe und Frieden in die zuckende Seele und auf's schmerzende Haupt zu träufeln, wie der Abendstern den kühlen Nachtthau der lechzenden Rose bringt.

Nacht ist es auch, eine stürmische Novembernacht, wo die Erzählungen in einer abgelegenen Schenke in "Sudbury town" stattfinden. Longfellow schildert das alte verfallene Gebäude mit den ausgetretenen Stiegen und schlechtschließenden Thüren ganz meisterhaft. Ein Gefühl von Behaglichkeit überkommt uns, wenn wir uns den eisigen Wind eines Neuengland-Spätherbstes denken, wie er die Landstraße fegt, hochauf jagend die todten Blätter und stöhnend in den alten Eichen, während der rothe Schein durch die von welken Schlingpflanzen halbverhüllten Fenster leuchtet und uns ein gastliches Kaminfeuer zeigt, um das sich gute Freunde gelagert oder wenigstens Bekannte, wie sie der Zufall so oft in Amerika aus allen Ecken der Welt zusammenschneit. Ein freudiges Gemurmel, Beifall klatschen und der Klang einer Violine schallen aus der Gaststube. Laßt uns sehen, wer sich da so vergnügt!

Da steht vor Allem ein Musikus, den Rücken dem Kamine zugewandt, das Haupt auf das Instrument gebeugt, dem er seine geheimen Gedanken abzulauschen scheint. Er ist ein Kind des Nordens mit blonden Haaren und blauen Augen, dem die Begeisterung auf der klaren Stirne thront und dessen cremoneser Geige die Melodien Norwegens wiedergibt, das Rauschen des Kataraktes, den Schrei der Möwen und das sanfte Wiegen des Elfenreigens.

Wirth und Gäste lauschen seinem Spiel; der Wirth, ein würdiger Mann und Friedensrichter, stolz auf seinen Stammbaum, denn er stammte von englischen Rittern, und über dem Kamin hing sein Wappen und ein altes Schwert, das sein Ahnherr bei Concord geführt. Die Gäste waren ein Student und angehender Bücherwurm, der mit Vorliebe die Kunde des Mittelalters kultivirte, im übrigen aber dem Leben die gemüthlichste Seite abzugewinnen wußte, und dem das Beste nie zu gut war. Ihm zur Seite saß ein junger Sicilianer, dem das Feuer seines heimathlichen Aetna im Busen brannte, der aber gezwungen war über das Meer zu fliehen, als König Bomba Palermo belagerte. Ein spanischer Jude von Alicante, duftend von den Märchen und Spezereien des Orients, ein Theologe von Cambridge und ein Dichter, vervollständigten die Gesellschaft.

Longfellow sagt uns nichts davon, daß der Becher fröhlich im Kreise herumging, aber der Künstler, der die Vignette geliefert, hat ihn nicht vergessen und es läßt sich kaum eine solche Gesellschaft denken, die trocken bei einander sitzt. Sie



war auch nicht allein vom Spiele des Norwegers begeistert, als sie bei der Schlußcadenz desselben stürmisch die längst versprochene Geschichte vom Wirth zu hören verlangte, natürlich mit der Bedingung, daß Jeder eine zum Besten geben sollte.

Nach einigem Sträuben, denn er war "a bashful man," fügt sich der Wirth und erzählt die schöne Ballade vom Mitternachtsritt von Paul Tavern, der die Bürger von Middlesex aufruft zum Widerstand gegen die Briten und dessen Folge die Befreiung der Colonien vom britischen Joche und die Geburt unserer Republik war. Er nahm das rostige Schwert vom Hacken und der Poet schwang es und erklärte es für besser als die Schwerter der alten Paladine, die nur für Fürsten fochten oder für verrückte Religionsideen, aber der conservative Wirth nahm die Rede krumm, denn für ihn waren immer diejenigen die Größesten und Besten, die am längsten todt waren. Ihn zu beruhigen begann der Student die Geschichte vom „Falken des Don Federigo" zu erzählen, die keuscheste von den Novellen des Decamerone. Longfellow schließt dieselbe mit der Sentenz: "All things come round to him who will but wait," was wir aber gerade nicht unterschreiben möchten, wenigstens nicht in Bezug auf Damen, welche durch allzulanges Warten doch nicht gerade schmackhafter werden. Der Theologe scheint derselben Ansicht gewesen zu sein, erklärt aber seine Mißbilligung nur im Allgemeinen gegen diese altitalienischen Erzählungen, die er „nichtig, langweilig oder schlüpfrig" nennt. Ihm kommen sie vor wie ein stagnirender Pfuhl von Schilf und Linsen überwachsen, wo hie und da eine weiße Lilie zwischen tödtlichem Nachtschatten und andern giftigen Kräutern steht.

Spöttisch erwiedert der Student, daß aus diesem Pfuhle Shakespeare seinen Mohren von Venedig, seinen Shylock, Romeo und Julie und manches Lustspiel geschöpft.

Nach einer längeren Pause erzählt der spanische Jude eine Legende aus dem Talmud und der Sizilianer die Geschichte König Roberts von Sizilien, deren Moral in dem kirchlichen Motto liegt: "Deposuit potentes de sede, et exaltavit humiles."

Der norwegische Musikus gibt nun die Sage von König Olaf zum Besten, einen Cyklus von Liedern, die nur lose zusammenhängen, aber die Verbreitung des Christenthums oder vielmehr dessen Einführung in Norwegen behandeln.

Daß die sogenannte Religion der Liebe mit Feuer und Schwert gepredigt wird, ist an und für sich schon ein gewaltiger Widerspruch, und daß ein Dichter des neunzehnten Jahrhunderts sich überhaupt für die Verbreitung des Christenthums begeistern kann, ist uns ein Räthsel, es müßte denn sein, er wäre ein verbohrter Reaktionär, dem aller gesunde Menschenverstand abhanden gekommen. Longfellow scheint Aehnliches selbst gefühlt zu haben, denn dem Manne von hellenischer Bildung, der zugleich so bewandert ist in den Sagen der Edda und Heimskringla, konnte der üble Einfluß nicht verborgen bleiben, den das Christenthum auf die Bildung und Civilisation des Menschengeschlechtes ausübte. Mit richtigem Takte läßt er daher den Theologen eine Geschichte der spanischen Inquisition unter Torquemada erzählen, wo ein Vater seine beiden Töchter dem christlichen Moloch opfert. Auch bei diesem gläubigen Theologen sitzt in einem Winkel des Herzens „der Zweifel als ein Hund den Nazarener anzubellen," aber leider läßt sich der Holzstoß des Fanatismus nicht mit dem achselzuckenden "santa simplicitas!" auslöschen.

Wie ein Versöhnungsengel erscheint zuletzt der Poet und führt die aufgeregten Gemüther zurück zur Humanität, die selbst der unvernünftigen Kreatur ihr Recht angedeihen läßt. Er zeigt, daß unsre Sünden, auch gegen das kleinste Thier, Sünden gegen uns selbst sind und daß wir die Ordnung der Natur nicht ungestraft umstoßen dürfen. Als die Bedeutendste von allen wollen wir den Lesern der Monatshefte die ganze Erzählung in Uebersetzung vorlegen:

Die Vögel von Killingworth.

Es war die schöne Zeit, wo rings im Land
Zeisig und Amsel ihre Nester bauen,
Und Lieder singen, die des Schöpfers Hand
Gut fand, den kleinen Kehlen zu vertrauen,
Und wo die Bäume all' im Lenzgewand
Aus tausend ros'gen Blüthenaugen schauen,
Indeß die Bächlein über Felsen springen
Und lachend den Tribut dem Frühling bringen.

Rothkehlchen sang voll ungehemmter Lust
Im Blüthenschnee der Kirschen und der Schlehen,
Es warf der Sperling stolz sich in die Brust,
Weil seine Ahnen in der Bibel stehen,
Und Krähen schrie'n, als hätten sie gewußt,
Daß einer lebt, der sie nicht läßt vergehen:
„Gib unser täglich Brod uns, Herr, auch heute!"
So riefen sie uud harrten frischer Beute.

Und über Sund die Wandervögel zogen
Und plauderten in unbekannten Sprachen
Von tropischen Inseln, blauen Himmelsbogen
Und tausend andern wunderbaren Sachen;
Manchmal auch schienen sie sich nicht gewogen
Und zankten sich, wie es Matrosen machen,
Die nach der Fahrt die Hafenstadt besuchen
Und durch die Straßen zieh'n mit lautem Fluchen.

So kam der lust'ge Lenz nach Killingworth,
In alter Zeit, vielleicht vor hundert Jahren;
Doch all die reichen Bauern, die im Ort,
Sah'n nur mit Schrecken auf die Krähenschaaren;
Sie sprachen gegen sie manch ernstes Wort
Vom Schaden, den sie schon durch sie erfahren,
Und schwuren im Vereine mit den Jägern
Tod und Verderben allen Flügelträgern.

Zusammen ward die Bürgerschaft gerufen,
'nen Preis zu setzen auf das Haupt der Schuld'gen,
Der frechen Räuber, die auf allen Hufen
Den Zoll erheben, ohne noch zu huld'gen
Den Herrn, die doch zum eignen Schutze schufen
Der Vogelscheuchen viele, der geduld'gen;
Denn, ach! sie wagten es sich drauf zu setzen
Und zausten lachend an den bunten Fetzen.

Dann trat der Richter denn aus seinem Haus,
Das Säulen zierten und ein buntes Dach
Gleich einem Tempel,—stattlich sah er aus,
Als er die Treppe niederstieg gemach.
Stolz war sein Blick—Verbrechern längst ein Graus—
Wie eines, der stets zu sich selber sprach:
„Die Stadt, die Bürger herbergt, die mir gleich,
Ist stets an prächtigster Gesellschaft reich."

Der Pastor auch erschien, ein strenger Mann,
Dem Mord in's Angesicht geschrieben stand;
Der Zorn des Herrn, der Hölle Schreckensbann
War's, was man stets in seiner Predigt fand;
Sein Leibvergnügen war es, durch den Tann
Dem Hirsch zu folgen, Büchse in der Hand;
Selbst jetzt schlug grimmig er mit seinem Stab
Am Rand des Wegs der Lilien Häupter ab.

Auch der Präceptor kam aus seiner Schule,
Wo er die Weisheit ausgesäet in Masse;
Fast war's ihm ängstlich, vom Gelehrtenstuhle
Sich so versetzt zu sehen auf die Straße,
Sah bald zum Himmel, bald zum Entenpfuhle
Und dacht' Almira's in der höchsten Klasse,
Von der er sagte—der bescheidene Prasser—
Sie sei so gut wie Brod, so rein wie Wasser.

Zuletzt schritt auch der Küster noch daher,
Langsam—er war ein Mann ja von Gewicht,
Trug er am Bombazinerock auch nicht schwer—,
Das Halstuch weit und weiß wie sein Gesicht.
Nie war ein Mensch zuvor so klug wie er,
Der eingefleischte: „Nun, sagt' ich euch's nicht?"
Und um ihn zu verewigen im Land,
War eine Straß' im Ort nach ihm benannt.

Im neuen Rathhaus kamen sie zusammen
Mit vielen Bauern aus der Nachbarschaft.
Der Richter sprach; voll Feuer und voll Flammen,
Gab seiner Rede Nachdruck er und Kraft.
Fast Alle waren einig zu verdammen
Zu jähem Tod und schwerer Einzelhaft
Die armen Vögel, denn gar arge Sünden
Fand Jeder sich bewogen zu verkünden.

Als sie geendet, stand der Lehrer auf,
Entschlossen diese Grausamkeit zu rügen;
Schwamm er auch diesmal gegen Stromes Lauf,
Ist solch ein Kampf doch oft auch ein Vergnügen;
Zwar drängten Alle um ihn her zu Hauf',
Doch er war fest, sich diesmal nicht zu fügen,
Almira's dacht' er, die ihn würde loben,
Und sucht' die Kraft der Rede zu erproben.

„Plato verbannte einst aus seinem Staat
Die Dichter ohne Gnade und Erbarmen;
Ihr folget seinem Beispiel in der That,
Dem jähen Tode weihend all die armen
Gefiederten Beschützer eurer Saat,
Die Straßenmusikanten, die ihr Carmen
Vor jedem trübgestimmten Herzen singen,
Wie David einst vor Saul es ließ erklingen."

„Die Drossel, die den jungen Tag besingt,
Sich wiegend auf den Gipfeln junger Föhren,
Der Häher, der sein Mahl zu Neste bringt
Und dessen Stimme meilenweit zu hören,
Der Oriol, der sich zur Ulme schwingt
Und einstimmt mit den andern Vogelchören,
Schwarzblättchen auch und Lerche, und die Menge
Im Nest daheim sich freuend der Gesänge.

„Ihr tödtet Alle! und wozu? Allein,
Um euch zu retten eine Handvoll Weizen;
Es mag auch wohl ein Körnchen Gerste sein,
Das ihren Appetit vermag zu reizen,
Wenn sie nach Würmern suchen an dem Rain;
Und ach! wozu mit euren Kirschen geizen,
Die nicht so süß wie die beschwingten Gäste,
Die unbezahlten Sänger eurer Feste!

„Wie wunderbar sie sind, saht ihr wohl nie?
Und ihr vergeßt ob eurem wirren Zanken,
Wer sie gelehrt in süße Melodie
Zu übertragen alle die Gedanken.
Muß nicht bei Vögeln menschliches Genie
Sich für so manches Instrument bedanken?
Selbst ihre Wohnungen hoch auf den Bäumen
Sind sie Stationen nicht zu Himmels Räumen?

„O denkt, wenn lächelnd mit dem Morgenhauch
Die Sonne durch des Waldes Blätter bricht,
Wie jedes Vöglein dann auf Baum und Strauch
Das ewig neue Lied der Liebe spricht;
Und wenn ihr daran denkt, dann denket auch,
Daß immer irgendwo das Morgenlicht
Die Continente weckt, und über ihnen
Laut klingen unsrer Sänger Matutinen.

„Was wäre ohne diese Lenzesboten
Die Welt! Wie leer das Nest am Baum!
Fast mahnt mich's an den Schädel des Idioten,
Drin statt Gedanken nur ein schaler Traum.
Ersetzt des Stiers Gebrüll die süßen Noten
Des Vogelsangs, wenn nach dem heim'schen Raum
Die Erntewägen zieh'n und zu den Thüren
Nicht mehr die kleinen Aehrenleser führen?

„Seht ihr denn lieber rings auf euren Pfaden
Insekten schwirren über Feld und Weiher,
Und hört Heupferdchen lieber und Cicaden
Eintönig spielen ihre alte Leier?
Statt daß die Lerche über euren Mahden
Mit Trillern anstimmt eine Erntefeier,
Und euch der Fink mit lautem Schlage weckt,
Wenn ihr zum Schlaf euch in den Schatten streckt?

„Ihr nennt sie Dieb und Räuber; doch habt Acht!
Sie sind die besten Wächter eurer Farmen,
Die, während ihr zu Hause schlaft und lacht,
Den bösen Feind vertreiben ohn' Erbarmen;
Ja selbst die schwärzeste, die Krähe, macht
Für euer Feld den tüchtigsten Gensdarmen,
Der Schnecke hinwürgt, Wurm und Engerling
Und Käfer mit dem goldnen Panzerring.

„Wie kann ich euren Kindern Sanftmuth lehren
Und Mitleid mit den Schwachen? Wie allein
Dem Uebermuth der jungen Geister wehren?
Daß jedes Leben heilig sollte sein,
Zu diesem Satz such' ich sie zu bekehren,
Ihr aber sprecht dazu ein lautes Nein!
Da ihr in Handlungen, Gesetzen, Worten,
Der Rohheit wieder öffnet alle Pforten."

So sprach er und es war, als ob den Blinden
Ein Sonnenstrahl in's Auge wär' gelenkt;
Die Bauern nickten, schienen zu empfinden,
Und Mancher hielt den Flachskopf tief gesenkt:
Doch Zartgefühl ist nicht bei dem zu finden,
Der nur an Ochsen oder Stiere denkt.
Das Urtheil ward gesprochen und zuletzt
Auf jeden Krähenkopf ein Preis gesetzt.

Mußt' auch der Lehrer hier den Kürzern zieh'n,
So war doch seine Sache nicht verloren;
Ein andres Auditorium hatte ihn
Zu seinem Kämpfer feierlichst erkoren;
Es pries ihn laut, in seinem Aug' erschien
Er stets als stolzer Sieger über Thoren;
Den süßesten Applaus jedoch zur Stunde
Erhielt er von Almira's schönem Munde.

Und so begann das Morden überall;
In Feld und Garten, über Thal und Hügel
Erscholl der unbarmherz'gen Büchse Knall.
Die Vögel stürzten nieder, auf dem Flügel
Das blut'ge Mal; man jauchzte ihrem Fall,
Die Jungen schlug noch todt der Knaben Prügel.
Nicht Wort, nicht Seufzer malen diese Schlacht,
Der Vögel Sankt Bartholomäusnacht!

Der Sommer kam, die Vögel waren todt,
Die Tage heiß wie Kohlen, selbst das Gras
Verbrannt zu Asche; jeder Garten bot
Millionen Raupen einen guten Fraß.
Die angebauten Felder litten Noth,
Denn diese Heere von Insekten las
Kein Wächter von der Frucht, bis Wald und Matten
Gleich einer Wüste ohne Blatt und Schatten.

Wie einst Herodes wurden Stadt und Land
Verzehrt von Würmern, weil sie wie Herodes
Unschuld'ge mordeten mit frecher Hand.
Von jedem Baum, als Rächer ihres Todes,
Spann eine Raupe; jedes Bechers Rand
Umschwärmten Fliegen, nicht einmal des Brodes
War Jemand sicher im verschloss'nen Schrein,
Denn Käfer legten ihre Larven drein.

Die Bauern wurden ungeduldig nun
Und viele sah'n wie thöricht sie gehandelt;
Doch halfen Klagen nichts; gern läßt man ruh'n,
Was einmal ist geschrieben und gesandelt.
Aufhob man das Gesetz, doch hat solch Thun
Nie Todte noch in Lebende verwandelt,
Das geht so leicht nicht wie des faulen Knaben
Schreibfehler mit dem Schwamme zu begraben.

Als nun nach Killingworth der Herbstmond kam,
Da lag schon Feld und Garten todt und brach;
Die Bäume kahl, kein Gold und Purpur nahm
Den Sommerglanz von ihrem grünen Dach;
Nur wen'ge Blätter wurden roth vor Scham
Und stürzten sich verzweifelnd in den Bach,
Indeß der Wind mit Seufzern lang und bang
Den todten Sängern sang den Grabgesang.

Im nächsten Frühling aber sah man hier,
Was nie zuvor ein Barde noch besungen,—
Ein Wunder war's, als ob ein stummes Thier
Auf einmal spräche mit viel tausend Zungen.
Ein Wagen kam, bedeckt mit Käf'gen schier,
Mit Immergrün und Tannenzweig umschlungen,
Und voll von Vögeln, die Straß' auf und nieder
Erschallen ließen ihre süßen Lieder.

Man hatte sie ringsum im Land gefangen
Und sorglich hergebracht im grünen Wagen,
Und sah mit Lust wie sie empor sich schwangen
Nach Feld und Wald in fröhlichem Behagen.
Man lachte, daß sie nun Satiren sangen
Auf die, die ihre Brüder jüngst erschlagen,
Doch Jedem las man im erstaunten Blick,
Daß er nie hörte bessere Musik.

Doch sangen sie auch immer hell und klar,
Sie sangen schöner noch in jener Stunde,
Da der Präceptor an dem Traualtar
Den Treuschwur hörte von Almira's Munde.
Sie wußten's wohl, daß er ihr Schutzvogt war,
Und priesen ihn gar weidlich in der Runde,
Und mit der Vögel lustigem Gewimmel
Senkt' sich auf Killingworth ein neuer Himmel.

Hiermit schließen die „Erzählungen in einer Dorfschenke." Der Wirth fährt empor aus einem leichten Schlummer und schürt das halb erloschene Feuer, während die Gäste sich gute Nacht sagen und die ferne Dorfuhr die erste Stunde nach Mitternacht verkündet.

Nur noch einige Worte über Longfellow's Art und Weise. Hr. A. E. Kröger macht ihm im Aprilhefte den Vorwurf, daß er den Inhalt der Form opfere und zu viel dem Klangvollen in der Poesie huldige. Finley Johnson, dessen Liebeslieder im New York Ledger erscheinen, stellt derselbe höher. Letzteres ist reine Geschmackssache und es giebt viele Leute, die Heine's Liebeslieder den klangvollen Versen Freiligraths und Platens vorziehen. Apollo, der Daphne mit seiner Liebe verfolgt und zuletzt nur den Lorbeerbaum umarmt, ist nichtsdestoweniger würdig, die Blätter für seine Schläfe zu pflücken. Wir reichen aber den Lorbeer auch Dem, der auf anderm Gebiete als dem der Liebe um den Kranz ringt, und machen ihm kein Verbrechen daraus, wenn auch das Ohr am Klang seiner Verse sich erfreut. Longfellow ist ein gelehrter Dichter, bekannt mit der Literatur der alten nnd neuen Völker, was unwillkürlich in seinen Werken sich widerspiegelt. Die sonoren Reime der südeuropäischen Völker haben ihn angezogen und es ist kein Wunder, wenn er deren Wohllaut seiner Muttersprache nähern will. Keiner Sprache thut es vielleicht so noth als wie der englischen; die Naturlaute, an denen man den wahren Dichter kennt, fehlen darum nicht. Man lese nur, "the children's hour," "snow flakes" und "weariness" im Anhange. Man lese sie, wie jeden Dichter überhaupt, nur wenn man selbst in poetischer Stimmung ist und es wird Jedem gehen, wie es dem Dichter erging, der von sich sagt:

„Mir verdollmetschte die Nacht
Seines Lieds geheime Pracht."

Die Weissagung der Zigeunerin. *

Ein warmer, klarer Sommertag breitete den tiefblauen Himmel aus über Berg und Thal, über Wald und Flur, und die Sonne schaute aus wolkenloser Höhe hernieder in die Thäler des Schwarzwaldes, der damals noch über anderthalb Jahrhunderte jünger war als heute. Es war ein Sommertag des Jahres 1699. Wer zu jener Zeit, an den Ufern der Briegach hinaufwandernd, eingebogen wäre in eines der Thäler, aus dem mit frischem munterem Rauschen, schäumend und springend über die Klippen und Steine seines felsigen Bettes ein klarer Gebirgsbach der Briegach zueilte, der hätte stundenlang am rauschenden Bache in tiefer stiller Waldeseinsamkeit zwischen hohen mit dunklem Tannenwald bedeckten

* Unsere Leser werden sich erinnern, daß vor einigen Jahren in Paris auf Kosten des Kaisers, unter dem Titel: „Buch der Wilden," ein prachtvoll ausgestattetes Werk erschien, das Cultur-Denkmale der Indianer enthalten sollte. Später wies sich dasselbe als das Kritzelbuch eines, wahrscheinlich pennsylvanisch-deutschen, Knaben aus; ganz Europa lachte über die gefoppten gelehrten Herren in Paris. Wir finden diese Mystification von einem deutschen Schriftsteller unter obigem Titel in Novellenform bearbeitet.

Bergen hingehen mögen, ohne eine Menschenseele zu gewahren. Ringsum nichts als das freie stille Walten der Natur, das lustige Rauschen des Baches, in des Waldes Tiefen Vögelruf und Gesang; hin und wieder Hochwild mit scheuem und doch neugierigem Auge zwischen den silbergrauen Stämmen von ferne herüber schauend,—aber kein Mensch weit und breit und keine Spur menschlicher Thätigkeit. Nur die Straße, die am Bachesufer hinführte, ein schmaler Durchhau durch den hohen Tannenwald, dessen mit Steingerölle bedeckten Boden ein dichtes Geflecht knorriger Wurzeln noch unebener machte, deutete mit den hie und da sichtbaren Spuren von Radgleisen an, daß hin und wieder menschlicher Verkehr das einsame Thal durchzog, und ließ tiefer in den Bergen menschliche Niederlassungen vermuthen.

Und wirklich würde dem Wanderer nach langem einsamen Wege, auf dem ihn fort und fort das muntere Plaudern des Gebirgsbaches begleitet, ein seltsames Geräusch entgegenklingen, das er, wie es nach und nach deutlicher an sein Ohr schlägt, als das Klappern einer Mühle erkennt, vermengt mit dem taktmäßigen scharfen Tone einer arbeitenden Säge. Und dann, nach einer Biegung des Thales, liegt vor seinem Blick ein freundliches Bild. Rings umkränzt von dunklem Walde der steilen Bergwände breiten sich im Thalgrunde und hie und da den Bergabhang hinauf frische Matten aus, in deren Grün eine Anzahl wettergrauer Hütten sich angesiedelt. Drüben, neben dem stattlichsten jener Häuser, ist die Sägemühle erbaut, riesige Stämme liegen vor ihr aufgeschichtet und Berge von Sägespänen hier gelblich, dort schon grau und verwittert, thürmten sich auf.

Wer an jenem Tage sich der kleinen Niederlassung genähert hätte, die hier in meilenweiter Einsamkeit im Waldthale sich auferbaut, den hätte ein gar fröhliches heiteres Treiben begrüßt. Vor dem Hause des Brettmüllers treibt sich eine Anzahl festlich gekleideter Leute umher, hier ruhen Einige auf den Bänken unter dem Vordache, Andere lehnen am Gartenzaun in behaglichem Plaudern. Es ist Kindtauffest und nach dem tüchtigen Mahle drinnen im Hause, schöpfen die Gäste im Freien ein wenig Luft. Drinnen war aufgetragen worden, was nur Küch' und Keller vermochten; war es doch des ersten Kindes Tauffest, eines prächtigen derben Jungen. In aller Frühe hatten sie ihn auf dem Leiterwagen, der sonst nur mit Brettern beladen nach dem nächsten Städtchen fuhr, den meilenweiten Weg über Steine und Wurzeln in's Städtchen zur Kirche gefahren, und als die Sonne hoch über dem stillen Thale stand, waren sie mit dem Ignaz, denn so hieß der Kleine nun, heimgekehrt, und darauf war das Festmahl eröffnet worden. Der Brettmüller konnte schon ein Mahl ausrichten, daß es den Gästen bei der Menge der Speisen leid that, nicht fünf bis sechs Magen zu haben, statt des einen, denn er hatte es darnach. Ringsum stiegen ja die prächtigsten Tannenstämme empor, es galt nur die Mühe des Fällens; der frische muntere Gebirgsbach stürzte sich Tag und Nacht mit jugendlustigem Uebermuth in das Rad der Mühle und bewegte rastlos die nimmermüde Säge, draußen im Städtchen gebrach es nicht an Käufern, und so mehrte sich in den Truhen und Schränken der Schatz an Kaisergulden, und der Müller war schon ein reicher Mann, als ihm bei des Vaters Tode die Mühle zufiel.

Der Vater war ein wunderlicher Mann gewesen, ein Kind der wilden furchtbaren Zeit, die Jahrzehnte lang blutig und voll Brand und Raub über dem unglücklichen Deutschland gewaltet. Es mußten Naturen von harten Sehnen und Muskeln, es mußten harte Herzen sein, welche in jener Zeit aufwachsen und all den Graus überdauern sollten. Und hart, hart an Körper und Gemüth war der Mann gewesen, hart bis an den letzten Tag seines Lebens. Wann und wo er geboren, wer seine Eltern gewesen, es wußte es Niemand zu sagen, Gott weiß, ob er es selbst wußte. Schweigsam und finster hatte ihn der Sohn, hatten ihn die

Umwohnenden von jeher gekannt, schweigsam und verschlossen legte er sich nieder auf's Sterbelager und verschied, ohne für den Sohn, der in banger Scheu an des Sterbenden Bette stand, ein letztes Abschiedswort zu haben. Der Mann mußte, seinem Alter nach, mitten in der jammervollen Zeit jenes entsetzlichsten aller Kriege das Licht der Welt erblickt haben. Heimathlos in dumpfer Verzweiflung irrten damals gar Viele durch das verödete Land und starben hinter Hecken und Zäunen und in den zerfallenen Ruinen verlassener Wohnungen; dort in wüsten Brandstätten, oder im Dunkel des Waldes wurde zu jener Zeit aber auch manch ein Kind geboren und wuchs auf, rastlos umhergetragen von der heimathlosen Mutter.

Wie ein ausbrechendes Feuer in volkreicher Stadt von den entfernter Wohnenden kaum beachtet wird, wie der tägliche Verkehr sorglos und unbekümmert Straße auf und ab sich drängt, mögen immerhin draußen in der Vorstadt ein paar Häuser in Flammen stehen, so lebte das Geschlecht der Menschen mitten in Deutschland ruhig Tag für Tag mit seinen Sorgen und Freuden dahin, als im zweiten Jahrzehnt des siebenzehnten Jahrhunderts in Böhmen jener entsetzliche Krieg begann. Es schien nur ein Brand in der Vorstadt, der wohl wieder gelöscht werden möchte. Zwar lag es damals wie eine schwüle Gewitterbangigkeit über dem ganzen deutschen Reich, alle Verhältnisse waren gespannt, die Parteien standen gereizt wider einander, und Weiterschauende mochten oft bedenklich das Haupt schütteln und sich besorgt fragen, was daraus wohl noch werden möge? Doch dieser Zustand hatte schon so lange gewährt, und immer wieder waren die Irrungen beigelegt oder verschoben und der Friede erhalten worden, ob er gleich nur wie auf einer Nadelspitze ruhte. Da brachen die Böhmen los; es war ein Brand in der Vorstadt, wie sollte das Reich in jenen Kampf verwickelt werden! Man horchte wohl begierig auf, wenn allerlei Kunde aus dem fernen Böhmen herüberdrang; jetzt jubelten Diese und Jene grollten in schweigendem Aerger, dann wieder frohlockten Jene, je nachdem die Nachrichten von Sieg oder Niederlage der verschiedenen Parteien Deutschland durchzog, aber an eigene Gefahr dachte Niemand. Wie es aber zuweilen geschieht, daß die Feuersbrunst fast bezwungen scheint, da wird jählings ein neues Haus ergriffen, und nun wälzt sich die neu erwachte Glut fort und fort, wird auch den Fernwohnenden verderblich, und in kurzer Zeit ist die ganze, eben noch sorglose Stadt, ein volles wogendes und brausendes Feuermeer, so geschah es zu jener Zeit. Böhmen war bezwungen, der Krieg schien beendet, da entbrannte die Kriegsflamme von Neuem am Rhein, und nun wuchs der Brand zu maßloser Höhe empor, fast alle Länder Europa's sendeten ihre Heere nach dem unglücklichen Deutschland. Spanier, Italiener, Franzosen, Schweden, Engländer, Schotten durchzogen die Gauen Deutschlands, und über 27 Jahre lang war das unglückliche Vaterland gleich einem See von Blut, Mord, Martern, Brand, Raub und Scheußlichkeiten aller Art. Des Blutes der wehrlos Hingeschlachteten war mehr, als das, das in den Schlachten floß. Verödet und ausgebrannt lagen Städte und Dörfer, ganze Ortschaften verschwanden; unbarmherzig fraß das Schwert den kräftigen Mann, den schwachen Greis, das wehrlose Weib und die hilflose Jugend; was übrig geblieben, das erlag dem entsetzlichen Hunger, und als sollte eine zweite Sündfluth voll Noth und Elend das Menschengeschlecht in Deutschland ganz vertilgen, so folgte dem Brand, dem Morde und dem Hunger die erbarmungslose Pest, und wer dem Schwerte entronnen und dem Hunger, den raffte die Seuche dahin.

Die Jammerchroniken jener Zeit erzählen Entsetzliches von dem Wüthen der entmenschten Kriegerhorden in den Städten, von dem Verschmachten der Nahrungslosen auf den öden Gassen, von dem Hinsterben der verlassenen Kranken, aber unsäglich viel Noth und Jammer hat nie eine Beschreibung gefunden. In

den Dörfern, wo Niemand war, der das Entsetzliche hätte zu schildern verstanden, oder wo von allen Bewohnern Niemand übrig blieb, um zu beklagen, was geschehen, wüthete Mord und blutgierige Wollust, wüthete wahnsinnige Zerstörungsfreude nicht minder, als in den Städten, nicht weniger raffte in den Dörfern der Hunger die Verschmachtenden hinweg, als in den Städten, und die Pest mähte ihre Opfer in vollen Garben innerhalb der Mauern nicht zahlreicher, als draußen auf dem Lande. Da verschwand manches Dorf, da ward manches Geschlecht bis auf den letzten Abkömmling vernichtet.

Und als endlich der lang verzögerte und lang hingehaltene Friede erklärt war, als Ruhe und Sicherheit zurückzukehren anfing, wer hätte das schwer heimgesuchte Vaterland wieder erkannt! Ein starkes, kräftiges, zahlreiches Volk hatte das verhängnißvolle Jahrhundert anbrechen sehen, die Städte voll Verkehr und Menschengewühl, in den fleißig bebauten Gauen zahlreiche Dörfer und Weiler, und nun nach dem Verlauf der ersten Hälfte des Jahrhunderts lag das unglückselige Deutschland da ein ödes, ausgebranntes, verwüstetes und menschenleeres Land.

Auch in jenen Thälern des Schwarzwaldes mochte früher hie und da manch' freundliches Dörfchen gestanden haben, aber Niemand kannte seine Stätte mehr. Waren auch die gewaltigen Heereszüge jenen einsamen Dörfern in den Bergen ferne geblieben, die zuchtlosen Haufen jener Marodebrüder hatten auch die entlegensten Winkel zu finden gewußt. Da brach die wilde Horde nach Raub, Brand und Mord begierig hinab in das stille friedliche Thal, da fielen sie mit grimmiger Wuth über die Hütten her, da ächzten und schrieen die Männer und Weiber unter entsetzlichen Folterqualen, da wurden die Kinder hingeschlachtet, und wenn die scheußliche Bande abzog, schlugen die Flammen aus den Dächern empor, und die nackten Leichname der Gemordeten verbrannten in der Glut, die ihre Hütten verzehrte. Wo am Morgen ein fröhliches Leben geherrscht, schaute der Abend auf verödete rauchende Trümmer und verkohlte Gebeine. Und Tag an Tag verging und der Regen fiel herab und wusch langsam die verkohlten Wände hernieder, und der Winter kam und legte seine Schneedecke über den nun öden Platz. Und wieder kam der Frühling, und der Wind trug allerlei Samen herbei und streute aus über die öde Brandstätte und zwischen und über den Trümmern grünte ein neues Leben auf. Birkensträucher und Tannenschößlinge drängten sich empor zwischen den geborstenen Mauern, und die immer weiter greifenden Wurzeln drängten den letzten Mörtel von einander, und nach fünf, sechs Jahren war ein frischer Wald, wo früher ein Dorf gestanden, und längst war Niemand mehr übrig, der seinen Namen mehr wußte und seine Stätte kannte Niemand.

Als nun der Friede geschlossen und die fremden Krieger abgezogen waren, da gab es viel heimathloses Volk, aufgewachsen unter Blut und Verwüstung, aber auch viel herrenloses Land, dessen vorige Besitzer erlegen waren dem Uebermaaß des Elendes und des Jammers.

Um jene Zeit war der Mann, dessen wir oben gedachten, hier in das Thal gekommen. Er nannte sich Ignaz Sartorius. Gott weiß, wie er zu dem gelehrten Namen kam, ebenso unbekannt blieb es, was er bis daher getrieben, und wo und wie er herangewachsen war zu mächtiger Stärke und Größe; ob seine Hände rein waren von Blut und Brand und Raub, ob er den Seckel voll Kaisergulden, den er bei sich trug, redlich erworben, wer mochte es wissen? Wo war damals eine Hand rein von Schuld und Blut? Die Schwachen, die Redlichen gingen unter in jener furchtbaren Zeit, und nur der erhielt sich allenfalls über den Wogen, der selbst zuzugreifen verstand, und vor böser gewaltsamer That nicht ängstlich zurückschreckte.

Der Alte wußte seinen Schatz — mochte er ihn auch Gott weiß wie zusammengebracht haben — wenigstens zu brauchen. Es war schon damals wie heut,

mit Geld zwar nicht Alles, doch recht Viel zu erreichen. Heimathlose unbeschäftigte Burschen ließen sich gerne dingen von dem fremden finstern Mann. Rastlos schallten durch die Stille des einsamen Thales die Schläge der Axt, das Knirschen der Säge, das Krachen und Brechen stürzender Bäume, Hütten wuchsen empor und unter des Fremden Aufsicht und Leitung baute sich die Mühle auf. Das freie lustige Bächlein, gezwungen sein steiniges Bett zu verlassen, schoß, wie erzürnt, eine kurze Strecke in hölzerner Röhrfahrt hin und stürzte sich dann, lechzend nach der vorigen Freiheit, über die Schaufeln des Rades hinab, um im alten Bette fröhlich weiter zu rauschen.

Seitdem erklang Tag und Nacht das Thal entlang das Klappern der Mühle, das scharfe Knirschen der Säge, und tiefer in das Dunkel unendlicher Wälder zog sich das scheue Wild, verscheucht von dem wunderbaren Geräusch. Alles arbeitete sich anfangs in die Hände, die abgeholzten Strecken im Thalgrunde verwandelten sich in Feld und Wiese, und die erstgewonnenen Bretter dienten zum Umbau der Hütten und der Mühle selbst. Manche der Burschen, die der Fremde gedungen, blieben bei ihm und bauten sich eine eigene Hütte. Das Thal, dessen Grund sich in kurzer Zeit in üppige Wiesenfläche verwandelt hatte, bot einigem Viehstand genügende Nahrung und nicht lange währte es, da bahnte der Fremde mit seinen Knechten am Ufer des Baches entlang einen nothdürftigen Fahrweg zum Städtchen unten, um die Vorräthe von Brettern zu verwerthen, welche die rastlose Säge geschnitten hatte.

Jetzt kehrten die bis daher verausgabten Gulden verdoppelt und verdreifacht dem Sägemüller zurück. Drunten in der Ebene war Tag für Tag ein emsiges Bauen, der Häuser waren so unzählige zerstört, und erst jetzt, da der Friede ein gesichert Besitzthum erhoffen ließ, ermannten sich die Leute zum Aufbau neuer Hütten und Häuser. Da war die Nachfrage nach Brettern groß, und die Mühle hatte vollauf zu schneiden. So wurde der Ignaz allgemach ein reicher Mann, zumal da er seltsamer Weise wie ein reichsunmittelbarer Herr, oder eigentlich noch freier als ein solcher, in seinem Thale lebte und dessen Ausbeute benützte. Das war auch nur möglich nach den verwirrungsvollen Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Denn in jenen Tagen voll Gräuel und Mord, da aller Besitz, da das Leben selbst ein ungewisses werthloses Gut geworden, vergaß man der Grenzen und Marken, gar manches landesherrliche Geschlecht starb dahin, und der Friede strich obendrein noch manch solches Geschlecht aus den Reihen des unmittelbaren Besitzes.

Grenz- und Flurkarten waren zu jener Zeit noch gar mangelhaft, und so konnte es wohl geschehen, daß, zumal in den Wäldern der Berge eine Strecke Landes sich hinzog, das Niemand beanspruchte. Der Ignaz hatte nicht viel gefragt, auf wessen Grund und Boden er sich ansiedle und, was noch wichtiger für ihn war, auch nach ihm und seiner Niederlassung fragte Niemand. So lebte er denn wie ein König in seinem Besitzthum, Niemandem unterthänig, Niemandem zinspflichtig in Mitten seiner Knechte, die sich rings um die Mühle ihre Hütten bauten, heiratheten, und das entlegene Thal mit munterem Nachwuchs bevölkerten. Auch Ignaz hatte sich später ein Mädchen aus dem Städtchen heimgeholt, das die Eltern dem reichen Brettmüller im Walde gerne überließen. Die Marie war ein schüchternes stilles Wesen, das neben dem kräftigen finsteren Gatten sich fühlen mochte, wie die Taube neben dem Geier. Willenlos und gehorsam hatte sie sich dem Gefürchteten überlassen, schüchtern und ängstlich lebte sie in des rauhen Mannes Hause und still und geduldig lag sie, nachdem sie dem Manne einen Sohn geboren, ein Jahr lang auf dem Krankenlager und verlosch endlich wie ein verglimmender Docht. Es war ein kurzer freudeloser Lebensgang gewesen, sie hatte den Vater ihres Kindes von Anfang an mehr gefürchtet, als geliebt. Ihr Söhnlein aber, kaum zwei Jahre alt, als die stille Mutter entschlief, wuchs gepflegt

von den Frauen der Nachbarhütten heran und war, da der Ignaz nicht wieder heirathete, daheim am wenigsten zu Hause, und Niemand im ganzen Thale war ihm fremder, als der eigene Vater. Dies änderte sich in späteren Jahren wenig, David lebte zwar in des Vaters Hause, nahm an der Beaufsichtigung der Mühle Theil, besorgte hin und wieder den Verkauf der Bretter in dem Städtchen, blieb aber dem Vater nach wie vor fremd und hegte dieselbe Scheu vor dem verschlossenen Manne, wie alle übrigen Thalbewohner. Es wohnte in dem Alten jener feste starre Sinn, der seinen Besitzer ganz von selbst zum Herrscher seiner Umgebung macht, und vor dem sich unwillkührlich Alles beugt. Ohne daß besondere außerordentliche Kundgebungen seines wilden starren Wesens vorkamen, fühlten doch alle instinktmäßig die unbeugsame rauhe Art des Mannes und vermieden sorgsam, ihm irgendwie entgegenzutreten. David theilte die allgemeine Scheu, und als er, herangewachsen, für die Tochter eines schon früher verstorbenen Thalbewohners ein seltsames Wohlgefallen empfand, hegte er jene Zuneigung längere Zeit lieber im Stillen und wagte nicht, den wortkargen Vater anzusprechen um seine Zustimmung zur Heirath mit Anna, die mit ihrer Mutter gar armselig in einer kleinen Hütte wohnte.

Da erkrankte der Greis, stumm und verschlossen legte er sich nieder, und auch die Beschwerden und die Schwäche des Siechthums vermochten nicht, den starren Alten mittheilsamer, weicher und milder zu stimmen, er starb, wie er gelebt, schweigend und verschlossen. Des Vaters Tod machte David zum reichen unabhängigen Manne. Erschrocken starrte der junge Mann die Menge der Beutel und Säcke an, die mit Geld gefüllt in den Truhen sich vorfanden, als er nach des Vaters Begräbniß die Kammern, die Kisten und Kasten untersuchte. Daß der Vater ein tüchtig Vermögen zurückgelegt haben müsse, das war ihm nicht verborgen, aber was er vorfand, überstieg alle seine Erwartungen. Indessen war David ein verständiger Mann, und die unerwartete Fülle machte ihn nicht zum Verschwender. Er bediente sich seiner Freiheit, warb um Anna und wanderte eines schönen Tages mit ihr und einem zahlreichen Gefolge aus dem stillen Dörflein herab in das Städtchen, um die Geliebte sich antrauen zu lassen.

Unverändert spann sich das Leben und Treiben der Leute im abgelegenen Thale hin, die Mühle klapperte, die Säge knirschte Tag aus, Tag ein, es blieb Alles, wie es zu des Alten Zeit gewesen war, der Sohn war an des Vaters Stelle getreten, näher und vertrauter aber standen die Thalbewohner dem neuen Herrn. Als wieder ein Jahr vorüber war, da wurde dem David das erste Kind, ein frischer hübscher Knabe, geboren.

Draußen vor der Hütte des glücklichen Elternpaares standen und lagerten die bis zur letzten Grenze der Möglichkeit gesättigten Gäste; jedes Alter war vertreten, dort kämpften auf der Bank unter dem Vordach sitzend einige ältere Männer, die mit dem alten Ignaz noch den Anfang der Niederlassung hier gesehen, mit der Unbehaglichkeit einer für ihre Jahre viel zu reichlich genossenen Mahlzeit, am Zaune hier lehnten Andere, von dem und jenem plaudernd, das junge Volk hatte sich hin und her vertheilt, ein paar Dirnen horchten lachend und kichernd den Schmeichelworten, welche einige junge Burschen vor ihnen unbehilflich auskramten, dort wanderte eine lange Zeile frischer Burschen Arm in Arm hinter einer Reihe Mädchen und begleitete mit tieferer Stimme den Gesang derselben. Da wurde die Aufmerksamkeit der verschieden Beschäftigten mit einem Mal auf ein und denselben Gegenstand gelenkt. Drüben den Berg herab, mitten aus dem dunklen Walde heraus, schritt die seltsame Gestalt eines Weibes, bunt und bettelhaft gekleidet. „Die alte Zigeunerin! die alte braune Hexe! die Zigeunermutter!“ so ging es von Mund zu Mund, der Gesang verstummte und Alle sahen erwartungsvoll der Alten entgegen, die gebückt, aber wunderbar schnell für ihr augenscheinlich hohes Alter, herangeschritten kam. „Die alte Hexe riecht den

Braten drinnen, das Volk wittert doch auf viele Stunden weit, wo es was zu fischen giebt!" sagte Einer. „Die muß uns wahrsagen!" flüsterten sich die Mädchen zu. Indessen war die Alte herangekommen und hatte in fremden unverständlichen Lauten gegrüßt, und dann mancherlei Mittel angeboten, gegen Viehseuche, gegen Kopfweh, gegen Gliederreißen und wer weiß was sonst noch. In neugieriger Scheu umstanden die jungen Leute die seltsame Gestalt, bis einer der jungen Burschen mit der Frage, ob sie ihm wahrsagen könne, der Alten die Hand entgegenstreckte. Mehrere folgten, als jener seine Zukunft erfahren, diesem Beispiel, und die Zigeunerin hatte eine reiche Ernte. Auch der Müller hielt endlich seine Hand der Alten hin. Aufmerksam betrachtete diese, wie jedesmal, so auch jetzt, die dargebotene Hand, fuhr mit den spitzen braunen Fingern den Linien nach, fort und fort mit dem Kopf wackelnd und mit dem zahnlosen Munde kauend, dazwischen schaute sie forschend in das Gesicht des Müllers, der mit ängstlicher Beklommenheit all ihre Bewegungen beobachtete. „Dir ist eine lange Lebenszeit bestimmt," sagte sie endlich, „du wirst bald eine weite, weite Reise machen und dann fern von hier deine Wohnung aufschlagen, da wird es dir gut, sehr gut gehen, aber spät droht dir noch ein großes Unheil." Die Alte hatte schon Einigen eine nahe bevorstehende Reise angekündigt. „Meister," rief nun Einer, „du solltest der Alten einmal deinen Nazzi zeigen und dir sagen lassen, was ihm begegnen wird."—„Nein, nein! riefen Andere, „das kleine Kind! es könnte ihm schaden!"—„Ach was? schaden!" entgegnete der Erste, „was sollte ihm schaden? der Junge ist ja nun getauft, da kann ihm die Herenkunst nichts anhaben!" Der Müller selbst hatte Lust, das Schicksal seines Nazzi zu hören, und nachdem die Alte erklärt hatte, sie könne auch aus der Hand kleiner Kinder ihr Schicksal lesen, wurde der kleine Bursche aus der Hütte geholt. Die Mutter brachte ihn selbst heraus und hielt zaghaft das in seinem Bettchen schlafende Kind der Alten hin. Diese nahm das Händchen des Kleinen in ihre magere braune Linke, und mit der Rechten dasselbe ausbreitend, forschte sie emsig in den Linien desselben. „Eine glückliche Hand, eine glückliche Hand!" murmelte sie. „Der Junge muß einmal ein gar geschickter Maler werden, oder so etwas. Was diese Hand bildet, werden viele, viele Jahre später fleißige Hände nachbilden und weise Männer werden es erklären. Ja, er muß wohl ein großer Maler werden, wie sie in Wälschland zu finden sind, der schöne Bilder für Kirchen und Schlösser bildet. Ja....aber...." und von neuem schaute sie emsiger in die kleine Hand und schüttelte heftig den Kopf und schaute wieder hin, und dann stieß sie in heftiger Aufregung des Kindes Hand hinweg und wendete sich ab, und ob sich schon noch manche Hand ihr entgegenstreckte mit dem Zuruf: „Mir auch, Alte, mir auch!" wollte sie doch nichts mehr hören. Selbst taub für den Ruf des Müllers: „Heda, Alte! hier ist dein Lohn!" eilte sie schnellen Schrittes über die Wiesen hin, um bald in dem dunklen Walde zu verschwinden. Die Prophezeiungen der Alten und ihr plötzliches sonderbares Entfernen beschäftigten noch lange die Gesellschaft vor des Müllers Hause, bis der Abendimbiß die sämmtlichen Gäste wieder in der Hütte versammelte.

Tiefer in den Bergen, mitten im dichten Walde eines engen Thales leuchten die Flammen des Zigeunerlagers. Die Sonne ist längst hinab und der flackernde Schein des Lagerfeuers erhellt ein abenteuerlich Bild. Braune buntgekleidete Gestalten kauern um das Feuer herum, dort tanzt nach den Klängen des Cymbals und des Triangels ein Mädchen; am Feuer bereitet ein junger Bursch mit schwarzem krausem Haar Stücke eines erlegten Rehes. Ein Summen, Plaudern und Singen geht durch die seltsame Menge hin, drüben am Stamme einiger mächtiger Bäume schlafen die Kinder auf wollenen Decken. Da tritt die uns schon bekannte Alte aus dem Dunkel des Waldes in den Lichtkreis des Feuers.

Ein fröhlicher Zuruf begrüßt die Mutter, die auf einem Steine schweigend Platz nimmt. Nun Mutter, fragt der Hauptmann der Bande, hast was geschafft? aber die Alte schweigt, starr und theilnahmlos schaut sie in die Flamme des Feuers. Mutter, was ist dir? fragt der Hauptmann dringender, aber immer noch verharrt die Alte in stummem Hinbrüten. Bald wird Alles aufmerksam auf das seltsame Wesen der Alten, das Summen und Singen und Plaudern verstummt, und Alle horchen nach der Mutter hin.

Endlich, nachdem Mehrere vergeblich die Mutter mit Fragen bestürmt — sie hatte nur ein abwehrendes Kopfschütteln als Antwort — endlich erhebt die Alte ihr tief durchfurchtes Antlitz und sagt mit klangloser Stimme: Aus ist's mit mir! meine Stunde ist da, die Mutter muß hinweg!

Bist krank? Fühlst ein Gebrest? Wo fehlt dirs denn? fragten erschrocken von allen Seiten die Zigeuner. Aber die Alte schüttelte das Haupt. Nichts fehlt mir, aber meine Zeit ist um! sagte sie dumpf. — Ei, weshalb denn, wenn du nicht krank bist, Mutter? Bist ja noch rüstig und stark! — Meine Zeit ist da! wiederholte die Alte. Der Geist hat mich verlassen, ich weiß nichts mehr! Er zeigt mir thörichte, thörichte Dinge! bald geht der Athem weg, die Mutter muß fort!

Was ist's denn? Was hast du denn? wie hat denn der Geist dich verlassen? drängten die Besorgten. — Der Geist hat mich verlassen! wiederholte die Alte in wilder Heftigkeit, ich habe Dinge gesehen, die Thorheit sind, die Linien der Hand sind mir verschlossen, es ist aus mit der Mutter, die Romeitschel mögen sich eine andere Mutter küren! — Aber Mutter, was ist denn geschehen? so sprich doch, so erzähle doch? mahnten die Bekümmerten von allen Seiten. und endlich rief die Alte in grollender Heftigkeit, denn nur unwillig mochte sie erzählen, was ihr als eine Schmach und als üble Vorbedeutung erschien: Ich habe geschaut in die Hände eines Kindes, ich habe gesehen, daß es glückliche Hände sind, was sie bilden, sollen nach Jahrhunderten noch fleißige Hände nachahmen und weise Männer werden es erklären, und doch kann das Kind höchstens 8 Jahr alt werden, seine Lebenslinie ist kurz, ganz kurz. Wie soll aber ein achtjährig Kind Dinge bilden, die nach Jahrhunderten noch Andere nachahmen und erklären? Der Geist hat mich verlassen, er hat mir Thörichtes gezeigt! Meine Zeit ist um! Wie auch immer die bekümmerten Angehörigen die Mutter zu trösten suchten, es war umsonst, sie wies mit heftiger Handbewegung jegliches Wort des Trostes zurück. Bestürzt schwiegen die Tröster, eine bekümmerte kleinlaute Stimmung legte sich über die ganze Horde, der Cymbalklang begann nicht wieder, flüsternd nur raunten sich Einzelne hie und da etwas zu. Bald legte sich Eines nach dem Andern zum Schlafe nieder, und kurz darauf hatte ein tiefer Schlummer Alle umfangen. Nur die Alte saß regungslos, die Ellbogen auf die Kniee gestützt und das durchfurchte Angesicht auf die Fäuste gestemmt, und schaute starr und unbeweglich, unverwandt in die letzten Flammen des verlöschenden Lagerfeuers. Oben am klaren Nachthimmel glänzten die Sterne, langsam verlosch die letzte Gluth des Feuers, aber stumm und über ihr nahes Geschick brütend wachte einsam und sorgenvoll in schweigender Nacht die alte Zigeunermutter.

Ein Jahr ist hingegangen. Im Wirthshause zum Hirschen finden wir den David Sartorius in der übelsten Laune, vergeblich bemüht, seinen bitteren Aerger durch einen Humpen Wein hinabzuschwemmen. Ein Mißgeschick ganz eigener Art hatte sich über ihm und den sämmtlichen Thalbewohnern zusammengezogen, ohne daß irgend Einer von ihnen davon eine Ahnung hatte, bis die drohende Wolke sich mit einemmal entlud.

Es herrschte zu jener Zeit an den Höfen der „Herrn von Gottes Gnaden“, die in nicht geringer Menge theils größere, theils gar kleine Stückchen des deutschen Vaterlandes als ihren Besitz und ihr Eigenthum betrachteten, ein gar lustiges Leben. Ein Fest verdrängte das andere, und der Regierenden höchster Stolz war es, eine fremde wälsche oder französische Sängerin erobert zu haben; diese edlen Damen aber brauchten viel, Schlösser mußten ihnen gebaut, Gärten angelegt, Seen gegraben werden, das Dunkel der Abende ward von prächtigen Feuerwerken, von strahlenden Illuminationen erhellt, die französischen Edelleute, die es sich gefallen ließen im barbarischen Deutschland an Fürstenhöfen und Höfchen zu verweilen, mußten warm gehalten werden, damit sie nur blieben. Das in unterthänigem Gehorsam ersterbende Volk und Land that zwar viel, um alle die dadurch entstehenden Kosten aufzubringen, aber unverantwortlicher Weise nicht mehr, als nur irgend möglich war.

Es war Alles besteuert, das Dasein des Menschen durch schwere Kopfsteuer, jeder Bissen, der in den Mund gesteckt wurde, durch mancherlei Accise, das Haus, das Feld, das Handwerkszeug, die Einfuhr, die Ausfuhr, Alles steuerte, aber dennoch wollte es nirgends reichen.

Da war es ein schöner Fund gewesen für den reichsunmittelbaren Fürsten Hohenfingel-Findelburg jüngerer Linie, als sich am dortigen Hofe das Gerücht verbreitete, in einem Thale des Gebirges liege ein nettes Dörfchen mit einträglicher Brettmühle, dessen Einwohner lange Jahre, seit ihrer dortigen Ansiedlung, ganz frei und herrenlos und ohne Steuer lebten.

Die nächste Folge war, daß eines schönen Tages zum größten Erstaunen des zusammen laufenden Städtchens einige Reiter in reich mit Gold gestickten Röcken, auf den stolzen Perücken das Treffenhütchen, einritten, und sich nach dem Thale erkundigten, in welchem das Dörfchen mit einer Sägemühle liege. Noch viel größer aber war das Staunen und die Verwunderung im einsamen Thale über die seltsamen Gäste, die beim Müller abstiegen. Die Verwunderung ging aber nur zu bald in kleinmüthigen Schrecken über, als der vornehmste jener Reiter sich zu erkennen gab als reichsfürstlich Hohenfingel-Findelburgischer Kammer-Fiscal, der gekommen sei, den Bewohnern des Thales, welche sich ungebührlicher und doloser Weise der zum Wohle des Staates nöthigen Besteuerung seit undenklichen Zeiten entzogen, und die Nutznießung Hohenfingel-Findelburgischen Grund und Bodens unrechtmäßiger Weise ohne Zins und Vergütung innegehabt, nicht nur die künftigen Steuern anzukündigen, sondern auch auf einer Nachzahlung der versäumten Zinsen von vierzig Jahren her zu bestehen. Diese machten natürlich eine nicht geringe Summe aus. — Zorn, Schreck und Trostlosigkeit machten sich auf die verschiedenartigste Weise in Verwünschungen und Klagen laut, als die unerwartete Commission wieder abgeritten war, nachdem sie den Bestürzten eine Frist von wenigen Wochen angegeben, binnen welcher sie bei Strafe der Pfändung die ihnen auferlegte Steuer zu entrichten hätten.

Nun war in den nächsten Tagen ein Hin- und Herwandern nach dem Städtchen. Laute Klagen über solch unerwartete Beeinträchtigung und kühles Bedauern von Seiten der Leute im Städtchen. Viel größer aber ward die Verwirrung, als eine Woche nach der Ankunft jener unerwünschten Gäste eine ähnliche Commission in dem aufgeregten Dörfchen eintraf, und der Fiscal der Hohenfingel-Findelburgischen Fürsten älterer Linie den Bestürzten ankündigte, sie hätten von nun an die unrechtmäßiger Weise dem Lande vorenthaltenen Steuern zu entrichten und eine Nachzahlung von so und so viel in runder Summe zu erlegen. Der einzige Unterschied war, daß die ältere Linie die Steuerkraft des Thales noch etwas höher schätzte und die Nachforderung daher ein Beträchtliches mehr betrug.

Der Müller hatte sich gleich anfangs an den Notarius Publicus im Städtchen gewendet. Der hatte ihn denn mit mancherlei Hoffnungen getröstet und zur Betreibung der rechtsmäßigen Schritte sogleich einen Vorschuß von dreißig Gulden abgefordert. Daß nun auch von der ältern Linie eine gleiche Forderung eingegangen, sei ein höchst günstiger Vorfall, erklärte der Rechtskundige, die beiden Höfe seien offenbar im Streit über die Grenze ihres Besitzes, und so lange dieser Streit nicht ausgeglichen, sei an eine Entrichtung der geforderten Summe nach keiner Seite hin zu denken, das könne aber noch lange dauern, bis die Sache in Ordnung käme. Zugleich hatte er sich einen abermaligen Vorschuß ausgebeten.

Der Brettmüller hatte wieder einmal dem Wirth all das Unheil geklagt. Und was wird zuletzt werden, so schloß er seine halb zornige, halb wehmüthige Klage, werde ich nicht endlich doch Alles das zahlen müssen? und vorher frißt der verdammte Advokat mich noch auf!

Der Wirth zuckte die Achseln und sagte: Ja, 's ist immer schlimm, wenn man mit der Regierung zu thun hat, ungerupft bleibt da Niemand! Und nun vollends mit den Advokaten!

Und wird mir der Advokat helfen? rief zornig der Müller. Die schönsten Reden hat er im Munde!

Er wird nicht helfen! tönte plötzlich eine Stimme vom Fenster her, und ein kräftiger Mann in braunem Rock und hohen Stulpenstiefeln, eine Beutelperrücke auf dem Kopf, erhob sich und trat näher. Eine Krähe hackt der anderen das Auge nicht aus! Aber erzählt mir doch, wenn's Euch recht ist, die ganze Geschichte.

Als der Müller dem Verlangen des Fremden willfahrt, sagte dieser: Das ist eine böse Sache, ganz im Rechte seid ihr ohnehin nicht. Denn hier zu Lande darf ja keiner ohne einen Herrn sein, der ihn besteuert und drangsalt. Nun will ich Euch sagen, wie's kommen wird. Jetzt streiten sich die Herren um Euer Thal, das kommt aber Niemand zu Gute, als dem Advokaten, der erläßt ein Schreiben nach dem andern und rechnet Euch jedesmal so ein zehn Gulden dafür an; endlich wird die Sache geschlichtet, die Herren finden sich miteinander ab, und dann habt Ihr die Geschichte zu bezahlen, und der Advokat zuckt die Achseln, sagt wohl, daß es durch seine Kniffe ein ganzes Jahr gedauert habe, aber was nützt Euch das? Dafür hat er Euch während dessen ein paar hundert Gulden ausgepreßt.

Mein Gott, da ist's besser, ich laß den Menschen aus den Spiel und zahle lieber gleich, erwiderte klagend der Müller.

Ja, an wen denn? fragte der Fremde. Zahlt Ihr an diese, pfänden Euch jene aus, und zahlt Ihr, um nur Ruhe zu haben an Beide — wenn Ihr das erschwingen könnt — ei, dann vertragen sich die Herren schon, die Sache bleibt unentschieden und Ihr habt von da an Jahr aus Jahr ein doppelte Steuern zu zahlen.

Aber mein Gott! rief der rathlose Müller, was soll ich thun? Das ist ja eine ganz unerhörte Art die Menschen zu verderben!

Ich wüßte schon einen Rath, fuhr der Fremde fort, aber ein Mann müßt Ihr sein, kein Hasenfuß!

Na, daß ich kein Hasenfuß bin... rief der Müller und sah zornig den Fremden an.

Gut, gut! Werden's ja sehen! war dessen Antwort. Vorher aber muß ich Euch noch etwas sagen. Das mit der Steuer ist schlimm, aber lange noch nicht das Schlimmste. Wenn die Herren Fürsten einig geworden sind, dann wird's nicht lange dauern, so verleihen sie Euer Dorf da hinten im Walde einem ihrer

adligen Herrn, der ist dann Euer unmittelbarer Gebieter, da währt's denn nicht lang, so wird der Tag und jener in der Woche dem gnädigen Herrn gehören, Ihr müßt frohnden für ihn, heut mit Euren Ochsen und Pferden, morgen läßt er in der Mühle schneiden für den gnädigen Herrn Gutsherrn und, was gilts, über's Jahr seid Ihr und Alle drüben eine Heerde geplagter und belasteter Menschen. Tag für Tag Mühe und Arbeit, aber Alles für den gnädigen Herrn.

Ich bin ein freier Mann, mein Vater ist drüben eingezogen, und wir sind keinem hörig und leibeigen, schaltete der Brettmüller mit unsicherem Trotze ein. Die bestimmte Art der Vorhersagungen des Fremden übten einen entmuthigenden Einfluß auf ihn aus.

Wird Euch das was helfen? Kennt Ihr die Praktiken und Künste der vornehmen Herrn so wenig? So hat gar Mancher schon gesprochen, hat sich gesträubt, hat Alles aufgeboten, was ihm zu Gebote stand — und das ist freilich herzlich wenig — und wie lange hat es gedauert, er ist doch mürbe geworden, hat sich endlich in Alles gefügt, und nun frohndet er und seine Kinder nach ihm in stummer Unterthänigkeit.

Der Müller knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste, aber er fand keine Gegenantwort, und als der Fremde mit einem häßlichen Lächeln kalter Ueberlegenheit schwieg, fragte er, mit der Hand in schwüler Angst in den Haaren wühlend: Was für eine Hilfe habt Ihr mir denn nun anzubieten?

Hm! entgegnete der Fremde, ich kann Euch Freiheit und dabei ein Besitzthum verschaffen, so groß, daß Euer Thal dahinten — ich hab's nicht gesehen — aber wie groß es auch immer sein mag, dagegen nur ein lächerlich Stückchen Land ist.

Wie denn das? drängte ungeduldig der Müller, dem zu Muthe war, als stünde Frohndienst und Leibeigenschaft schon hart hinter ihm und griffe nach ihm mit gierigen Händen.

Ja, wie denn, und wo denn? das ist der Haken, an dem Eure Lust hängen bleiben wird; es gilt einen tüchtigen Entschluß!

Na, redet nur, ehe ich ... verdammt! und damit schlug der Müller auf den Tisch, eher gehe ich, Gott weiß wohin!

Habt doch wohl schon gehört von dem großen Lande Amerika? fragte der Fremde.

Um Gotteswillen ... dort? fuhr der Müller erschrocken zurück.

Na, da haben wir's! ich sagt's ja gleich! das ist der Haken! spottete der Fremde. Bleibt nur, bleibt, zahlt Steuern, seid hübsch fleißig an den Herrentagen.

Nun wartet nur, wartet nur! Also Amerika ... wo die wilden Menschen sind und die giftigen Schlangen!

Dummes Zeug! Amerika ist groß, das Land ist rechtmäßig erworben, geht den wilden Menschen gar nichts mehr an — und Schlangen? pah!

Und heiß soll's sein, daß kein Mensch ausdauern kann!

's ist dort nicht anders wie hier, im Sommer warm, im Winter kalt. Aber fruchtbar ist das Land und Wald gibt's, meilenweit Baum an Baum und Flüsse und Bäche genug. Ich bin Agent, daß ich's Euch nur sage, und suche Leute, die hinübergehen wollen, und wer kommt, der erhält ein Stück Land, so groß wie er's haben will, umsonst für alle Zeit, und die Ueberfahrt kostet wenig.

— Ueber's Meer, über's Meer! klagte der Müller.

— Ja freilich über's Meer! Das ist nun wohl etwas Entsetzliches! Unbequem ist's im Anfang; denkt, Ihr wäret ein paar Monate krank, dann ist's überstanden.

Dem armen David erschien die Welt in diesen Augenblicken nicht gerade als die beste; wo er hinschaute, blickte ihm eine unerfreuliche Zukunft entgegen; entweder binnen Jahresfrist ein leibeigener Mensch, allen Plackereien blosgestellt, oder Trennung von dem Heimaththale, eine lange Reise durch das Land, eine Fahrt auf dem Meere, auf dem tiefen bodenlosen Meere in einem zerbrechlichen Schiffe. Was er nur je gehört von Sturm und Schiffbruch und allen Leiden einer Seefahrt, lastete wie ein ängstliches Traumgesicht auf seiner Seele. Und war auch die Meeresfahrt glücklich überstanden, war er drüben gelandet, ohne untergegangen zu sein — dann lag das große, unheimliche, heiße, von Schlangen und anderm giftigen Gewürm wimmelnde, von wilden Thieren und noch wilderen Menschen erfüllte Amerika vor ihm! Da war die Wahl zwischen zwei Uebeln wirklich schwer, und er wußte nicht, welches das größere sei. Der Fremde aber hatte eine ganz eigene Kunst mit seinem trocknen Spott und seiner geringschätzigen Art zu sprechen, alle Besorgnisse, wenn nicht zu verscheuchen, doch zurückzudrängen; man konnte ihn nicht reden hören, ohne sich jeder Regung von Furcht und Sorge zu schämen; er pries das Land drüben nicht mit pomphaften Worten, er läugnete gar nicht, daß die Seefahrt anfangs beschwerlich und unangenehm, aber er fragte immer wieder, ob es sich nicht lohne, mit einer Unlust von ein paar Monaten einer lebenslänglichen, ja bis auf die fernsten Enkel herabreichenden Knechtschaft zu entgehen. Was Ihr da von Schlangen, wilden Thieren und wilden Menschen Euch zusammenträumt, das ist Alles Unsinn! Das Land, in dem Ihr wohnen sollt, ist vertragsmäßig erworben von den Indianern, und Ihr habt drüben von ihnen gerade so viel zu fürchten, als hier etwa von den Franzosen oder andern Völkern. Schlangen mögen genug drüben sein in den heißen Ländern, und an Tigern und Panthern mag auch nicht fehlen, aber da wo Ihr wohnen sollt, und wo der Winter kalt ist, gedeiht solches Vieh so wenig wie hier. Bären und Wölfe habt Ihr ja auch hier und doch bleibt Ihr ruhig hier wohnen. Es ist kein Thier so schlimm als der Mensch, und vor Menschen, die Euch knechten und Euch dessen berauben, was Ihr mit Fleiß und Mühe erworben, seid Ihr sicher. Aber macht, was Ihr wollt. Wenn Ihr den Muth nicht habt, bleibt zurück; es ist nicht Jeder dazu gemacht, etwas Neues anzufangen, und wer es durchzuführen nicht die Kraft hat, fängts am besten gar nicht an.

Der Brettmüller war schon um vieles beruhigter, als er im weitern Verlaufe des Hin- und Herredens fragte: Aber wie ist's denn, was kann den Engländern daran liegen, daß ich einen bessern Platz bekomme. Sie wollen mir Land schenken? Für nichts und wieder nichts verschenkt Niemand Land, auch die Engländer nicht. Da muß doch noch etwas dahinter stecken.

Ihr seid ein verständiger Mann, erwiderte der Agent, das beweist Eure Frage, die so nahe liegt, und die doch noch kein Einziger von Allen denen, mit welchen ich um der Sache willen verhandelt habe, gethan hat. Ihr werdet, wenn Ihr Euch entschließen könnt, sicherlich Euer Glück dort machen. Ich will's Euch erklären, wie das zugeht, daß die Engländer Euch Land schenken wollen. Freilich thun sie's nicht aus bloßer Großmuth. Aber wie ist's denn drüben mit Eurem Thale? Wenn Euer Vater nicht dorthin gezogen wäre, kein Mensch fragte darnach. So ist's drüben auch. Land genug ist da, aber die Leute fehlen, die es nutzbar machen. Nun verschenken die Engländer einige tausend Morgen und mehr an fleißige Leute, die bauen sich dort an, und das Land rings umher können sie dann verkaufen, denn wo schon Menschen wohnen, da siedeln sich gern Andere dazu. Ihr aber und Eure Nachkommen behaltet für ewige Zeiten das Land, das Euch gegeben ist. Nach zwanzig Jahren aber seid Ihr ein reicher Mann mitten im angebauten Lande, dessen Werth mit jedem Jahre wächst.

Das klingt schon nach etwas, entgegnete der Müller. Aber sagt mir doch, warum bieten denn die Engländer nicht ihren eigenen Landsleuten das an, wenn's so vortheilhaft ist, warum wenden sie es denn Fremden zu?

Ei von England aus gehen auch welche hin, aber 's ist immer noch Raum da, und da wir Deutschen bekannt sind als fleißige Leute, und da die Zustände hier zu Lande elend genug sind, so daß Mancher froh ist, fortzukommen, so wollen sie's auch mit den Deutschen versuchen. Nun überlegt's Euch. Gleich entschließt man sich zu so etwas nicht, zwei Tage habt Ihr Zeit, so lang bleibe ich hier. Kommt wieder hierher in den Hirschen, wenn Ihr Euch entschlossen habt, daß wir's richtig machen können. Die Mühle verkauft Ihr, oder brecht sie ab, wenn sich kein Käufer findet. Noch seid Ihr ein freier Mann, dem das Wegziehen Niemand wehren kann, übers Jahr müßtet Ihr Euch vielleicht erst frei kaufen.

So unruhig und nachdenklich war David wohl noch nie seine Straße gewandert am rauschenden Bache hin, wie diesmal, als er gesenkten Hauptes der Heimath zuwanderte. Mitten auf dem Weg stand er still, wie ein Blitz fuhr ihm durch den Sinn die Weissagung der alten Zigeunerin: Eine lange Reise werde ich thun, und weit, weit von hier meine Wohnung aufschlagen! War's nicht so? Das trifft nun richtig zu, da muß es doch wohl so mein Schicksal sein! sagte er vor sich hin. Der Kampf war damit so gut wie beendet, der Entschluß fest, war es doch seine Bestimmung! Jetzt blieb nur die Sorge übrig, wie daheim die Anna sich in den Entschluß fügen würde. Aber auch da hatte die Prophezeiung der Alten vorgearbeitet. Die Frau hörte zwar bleich und bestürzt dem zu, was ihr der Mann berichtete von seiner Unterredung mit dem Fremden, aber ehe noch David an die Zigeunerin erinnerte, fiel sie kleinlaut ein: Siehst Du, David, das ist's ja, was Dir die Alte damals geweissagt, eine große Reise und weit von hier eine neue Wohnung, da bleibt ja nichts anders übrig. Spät aber droht ein großes Unheil! Was wird das sein? Ins Unvermeidliche fügt sich der leidensmuthige Sinn des Weibes mit wunderbarer Ergebung, und die Schwäche beschämt dann den kräftigen Sinn des Muthigen. Die Frau empfand alle Qual der Trennung von der alten lieben Heimath, alle Furcht vor der schrecklichen Reise und vor dem neuen unbekannten Land in hohem Grad, aber sie ergab sich wie ein geduldig Sterbender in das unvermeidliche Schicksal. Wie unbehaglich und beschwerlich auch immer jene Reise sein mochte, ernstliche Gefahren konnte sie nicht herbeiführen, denn sie mußten ja nach der Zigeunerin Weissagung den neuen Wohnort erreichen, und es sollte ihnen dort gut gehen bis zu jenem erst spät drohenden Unheil. Auch den Nazi mußte sie glücklich herüberbringen, denn der sollte ja ein großer Maler werden oder so etwas.

Welch ein Wundern und Staunen, welch ein Reden und Berathen aber war in dem stillen Thale, als David mit seinem Entschluß hervortrat. Solch ein kühner Entschluß aber wirkt ansteckend. Einer nach dem Andern kam zu dem mit dem Agenten eifrig verhandelnden Brettmüller und erklärte, er würde auch gern mit nach Amerika gehen; wie es denn aber mit den Kosten der Reise stehe? Der Agent hatte dem Müller einen Käufer seiner Mühle verschafft, wie viel dabei in seinen eigenen Beutel fallen mochte, weiß Gott! Der Käufer zahlte wenig genug, aber die schlimmen Verhältnisse rechtfertigten das niedrige Gebot.

* * *

Der Brettmüller wandert mit dem größten Theile der Thalbewohner nach Amerika und läßt sich im westlichen Theile von Pennsylvanien nieder. In Folge der Weissagung der Zigeunerin soll in Nazi, der Meinung seiner Eltern nach, durchaus ein großes Malertalent verborgen sein und die Mutter kauft dem Klei-

nen schon im zarten Alter ein Zeichnenbuch, in welchem der Knabe die Thiere der Farm, die Tische- und Bänke- der Stube und sonstige Gegenstände abconterfeit. Leider hat Nazzi im achten Jahre das Unglück, in einen Teich zu fallen und zu ertrinken. Lange Jahre nachher, als der Knabe schon längst vergessen, überfallen Indianer die Ansiedlung und unter den von ihnen geraubten Gegenständen befindet sich auch das von der Mutter aufbewahrte Zeichnenbuch des Nazi. — Hören wir jetzt den Novellisten weiter:

Viele, viele Jahre später streifte ein französischer Abbé, die Büchse in der Hand über die endlosen Prairien des westlichen Amerikas. Zeiten blutiger Kämpfe und Kriege waren jenem Indianer-Ueberfall gefolgt, die Ureinwohner des Landes erlagen der Kriegskunst der Weißen; die jene blutigen Kämpfe Ueberlebenden wurden weit nach Westen zurückgedrängt. Jetzt herrschte wieder Friede zwischen den Weißen und Rothhäuten, und der französische Reisende konnte darum ungefährdet auf den unermeßlichen Prairien der Büffeljagd obliegen, mit welcher er übrigens mancherlei Beobachtungen des Landes, seiner Naturerzeugnisse und seiner Einwohner verband. Ein Indianer begleitete den unerschrockenen Mann als Dolmetscher. Der Abend begann über die weiten Ebenen der Prairie seine Schatten auszubreiten, als der ermüdete Jäger ein indianisches Dorf erreichte. Die Friedenspfeife wurde angeboten und angenommen, der Fremde konnte nun sicher mitten unter den Rothhäuten weilen. In der Hütte des Häuptlings findet er und sein Begleiter gastfreundliche Herberge.

Am nächsten Morgen, als der weiße Gast sich zum Abschied rüstete und neugierigen Blickes die Hütte durchmusterte, erblickte er in einem Winkel ein Buch in buntem Umschlag, und dasselbe öffnend, sah er eine Menge wunderlicher unbehilflicher Zeichnungen.

Er durchblättert das seltsame Heft, und in seinen Mienen zeigt sich eine freudige Ueberraschung. „Hat mein Bruder diese Bilder gemalt?" fragte der Fremde durch den Dolmetscher seinen Wirth. Trotz aller Selbstbeherrschung, die den Indianern in so hohem Grade eigen ist, konnte dieser Verlegenheit und Besorgniß nicht ganz verbergen und gab eine verneinende Antwort. „Haben meines Bruders Vorfahren diese Dinge gemalt?" ließ der Abbé darauf von Neuem fragen, und der Indianer bejahte, um nur den lästigen Frager zu befriedigen.

„Will mein Bruder seinem weißen Bruder dieß Buch schenken?" fragte der Abbé weiter. Der Indianer war augenscheinlich besorgt und bedenklich, lange stand er sinnend und nachdenkend da, endlich erwiederte er: „Wird der weiße Mann seinen Brüdern nicht schaden wollen durch diese Bilder?" Der Abbé begriff zwar nicht, wie er dies zu Wege bringen könnte, versprach aber eifrig, daß dies auf keine Weise geschehen solle. Es galt noch ein langes Hin- und Herreden. Es war deutlich wahrzunehmen, daß der Indianer jenes Heft nur ungern aus den Händen gab, er konnte aber endlich den Gegengaben, die der Franzose anbot, nicht widerstehen; als dieser zu dem schönen Jagdmesser noch ein Pulverhorn und eine Korallenkette legte, willigte er in den Tausch und vergnügt nahm der Franzose Abschied. Wenn zwei Leute von ganz verschiedenen Anschauungen sich nur unvollkommen durch einen Dolmetscher unterhalten können, sind Mißverständnisse kaum zu vermeiden. Der Indianer war der Sohn jenes Häuptlings, der einst das uns bekannte Dorf überfallen. Nazis Bilderbuch war mit den Zurückweichenden nach Westen gewandert, der Sohn aber wußte, wie dasselbe in des Vaters Wigwam gekommen. Unruhigen Sinnes schaute er dem weiter wandernden Abbé nach und sagte vor sich hin: „Warum habe ich dieses Ding nicht längst weggeschafft, ich konnte es dem weißen Mann nicht länger verweigern, er hatte es einmal gesehen. Warum wollte er die Bilder haben? Ist er ein Sohn oder Nachkomme jener Weißen, die mein Vater damals überfallen, und wird er nun wiederkommen, um die Seinigen zu rächen?"

Der Franzose dachte nicht von fern an so etwas. Des Abends schrieb er vielmehr in sein Reise-Tagebuch: „Heute machte ich einen höchst wichtigen Fund; in der Hütte eines Indianers fiel mir ein Buch in die Hände mit unbehilflichen, aber höchst originellen Zeichnungen, offenbar von Indianerhand stammend. Es gelang mir, mich in den Besitz desselben zu setzen, obschon der Besitzer nur widerwillig sich von demselben trennte. Es mag wohl eine Chronik seines Stammes sein in der naiven Bilderschrift dieser Naturkinder. Es schien, als ob zugleich religiöse Interessen den Besitzer mit diesen Bildern verknüpften, denn mehrmals fragte derselbe besorgt, ob ich dieses Buch auch nicht zu seinem Verderben benützen würde? Erst nach wiederholten Versicherungen, daß dies nicht geschehen würde, kam ich in den Besitz des Buches. Der Preis, den ich dafür zahlen mußte, gab einen Beweis davon, welch hohen Werth der Indianer auf diese Bilderchronik seines Stammes legte."

Wie ein unschätzbares Gut trug der Abbé Nazis Buch davon, und als er nach dem Vaterlande heimgekehrt war, nahm dasselbe in der Sammlung indianischer Merkwürdigkeiten, die er sich angelegt hatte, den vornehmsten Platz ein, als ein interessantes, einziges Document der Bilderschrift der Rothhäute. Er vermachte dasselbe bei seinem Sterben der Arsenalbibliothek in Paris, wo es unter dem Titel „Buch der Wilden" eine vorzügliche Stelle einnahm.

Wieder vergingen lange Jahre. Das Buch der Wilden ward von manchem Gelehrten angestaunt. In Frankreich war nach wilden Stürmen die glorreiche Zeit des zweiten Kaiserreichs aufgegangen. „Das Kaiserreich ist der Friede!" aber nicht allein den Frieden sollte es bringen, auch die Wissenschaft und Alles, was das menschliche Geschlecht fördern und beglücken mag, sollte unter seinen Strahlen wachsen und gedeihen. Jetzt schien es Zeit zu sein, auch jenes wunderbare „Buch der Wilden" zu Nutz und Frommen der Welt der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Der berühmte Bibliothekar machte einen gelehrten Abbé auf jenes Werk aufmerksam, dieser unternahm die Deutung der seltsamen Bilderschrift. Der kaiserliche Hausminister unterstützte auf allerhöchsten Befehl die Herausgabe des unschätzbaren Werkes auf das Freigebigste, und so wurden denn im Jahre 1860, weit über hundert Jahre nach Nazis frühem Tode, von fleißigen Händen des Knaben Zeichnungen genau auf Stein nachgezeichnet und abgedruckt, und der gelehrte Abbé begleitete dies Werk mit sinnreichen Erklärungen. Die erstaunte Welt erhielt unter dem Titel: „Manuscrit pictographique Américain précédé d'une Notice sur l'Idéographie des Peaux-Rouges par l'Abbé Em. Domenech, Missionaire apostolique, Chanoine honoraire de Montpellier, Membre de l'Académie pontificale tibérine, de la Société géographique de Paris et de la Société ethnographique orientale et américaine de France. Ouvrage publié sous l'auspice de Mr. le Ministre d'état et de la Maison de l'Empereur" des Nazi Zeichnenbuch für 40 Francs zum Kauf, und so erfüllte sich doch noch vollständig die Weissagung der Zigeunerin.

Cleveland und Baltimore.

Vom Herausgeber.

Als wir, vor nunmehr fünf Monaten, unsern ersten Artikel über Lincoln schrieben, schien es manchen unserer Freunde gewagt zu sein, die scharfe Sonde der Kritik an die Handlungen eines Mannes zu legen, der damals, anscheinend, im Zenithe seines Ruhmes stand! Die Botschaft an den Congreß, von der Amnestieproclamation begleitet, von welcher so viele die baldige Beendigung des Krieges erwarteten, hatte sogar manche Radicale vorübergehend anders gestimmt; die Scheingründe jener Proclamation appellirten an das immer im Volke vorhandene Gefühl, daß die Integrität des Landes unter allen Bedingungen aufrecht gehalten werden müsse; das Beharren Lincoln's bei der Emancipationspolitik sprach für einen zwar langsam aber sicher vorwärts schreitenden Character. Kein Wunder, daß unsere Kritik zu sehr als eine persönliche angesehen wurde, daß man in der ersten Nummer der „Monatshefte" die Objectivität vermißte, die in einer periodischen Schrift dieser Art nie aus den Augen gesetzt werden sollte. Unsern ehrenwerthen Gegnern in der Presse, welche uns mit Gründen zu bekämpfen suchten, haben wir versucht mit Gründen zu antworten; den maßlosen Schmähungen der „gedungenen" Landsknechte des Herrn Lincoln setzten wir ein verachtendes Stillschweigen entgegen; unser Vertrauen auf den gesunden Sinn des Volkes blieb dadurch unerschüttert und heute, nach fünf Monaten, dürfen wir mit Recht sagen, daß diejenigen, welche schon damals, Schritt für Schritt, die an den Tag tretenden Bestrebungen des Herrn Lincoln, auf dem gewöhnlichen Wege der Regierungsbeeinflussung seine Wiederwahl vorzubereiten, bekämpften, nicht mehr allein stehen. Das Häuflein ist zu einem Heere geworden, die Wolke, die Handgroß war, überschattet bereits den bis dahin so heitern Hoffnungshimmel der Freunde des Herrn Lincoln; man kann uns zwar noch verläumden, aber man kann uns nicht mehr ignoriren.

„Verstummt sind die Harfen, die Saiten entzwei" — die Lincolnhymne ist nicht zum Nationalliede geworden; die Melodie war zu schlecht und das Volk weigerte sich mitzusingen. Hie und da singt noch einer der angestellten Vorsänger, der es für seine Pflicht hält, den ihm gewordenen Auftrag bis zum Ende zu erfüllen mit „vielem (erkünstelten) Gefühl und falscher Stimme" das alte Sirenenlied in die öde ihn angähnende Einsamkeit hinein, ohne eine gläubige Gemeine zu finden, die einfällt in den hohen Chor. Die Herren haben an das Volk appellirt, und das Volk hat geantwortet!

Der siegesgewisse Erlaß des Draper'schen Lincoln-Comite's ersuchte das souveraine Volk, sich am Geburtstage Washington's in Primärversammlungen zusammen zu finden, um den modernen Staatsretter, den wahren Exponenten der Volksstimmung, den Mann, dessen „wahre Größe", wie seine Lobhudler behaupten die Mitwelt leider verkennt, und erst die Nachwelt anerkennen wird, ohne die Förmlichkeit einer Nationalconvention, zu nominiren. — Auf diesen ächten Drahtzieherukas antwortete das Volk mit tiefem Schweigen. In keiner Primärversammlung wurde Abraham Lincoln nominirt; das Volk rührte sich nicht, der directe Appell war gescheitert. Es blieb den Freunden des Herrn Lincoln nichts Anders übrig, als den gewöhnlichen Conventionsweg zu betreten. Das alte Nationalcomite der republikanischen Partei, die schon im Jahre 1861 den Namen gewechselt und, nach den Stimmen der loyalen Demokraten angelnd, sich Unionspartei genannt hatte, berief die Convention nach Baltimore. Der Aufruf erging an alle Freunde der Union; das Thor wurde weit geöffnet; von Principien war keine Rede mehr; auch der amnestirte Rebell, der den Treueid geschworen und sich jetzt für einen Freund der Union ausgiebt, kann in Baltimore, wenn ihn eine rasch zusammengetrommelte Convention in einem „reconstruirten" Sklavenstaate wählt, Sitz und Stimme erhalten. Und die Beamten des Herrn Lincoln sorgten nach Kräften für die „Reconstruction" der Sklavenstaaten. Das Experiment gelang zwar nicht in Florida, wo eine blutige Niederlage der Bundestruppen die Folge der voreiligen Reconstructionsgelüste war, allein es gelang in Louisiana und Arkansas und Gouverneur Hahn, der einst den Rebellen eine Fahne überreichte, kann ebenso gut nach Baltimore gehen, als Wendell Phillips, wenn es dem Letzteren einfiele, an dieser Versammlung Theil zu nehmen. Baltimore liegt nahe bei Washington, fast im Schatten des weißen Hauses; in allen Staaten besteht die alte Organisation der ehemaligen republikanischen Partei; die Maschinerie ist noch in guter Ordnung, die Beamten des Herrn Lincoln sind sehr thätig, eine Verschiebung der Convention könnte, bei seiner täglich wachsenden Unpopularität den Interessen des Herrn Lincoln gefährlich werden — also: depéchons nous! — rasch die Convention gehalten und mit dem gewünschten fait accompli der Nomination Lincolns kann man bald entweder durch Drohungen oder durch eine Appellation an ihre Vaterlandsliebe die „Malcontenten" (die europäischen Regierungsausdrücke werden immer häufiger) in den Schooß der alleinseligmachenden Partei zurücktreiben.

Es entsteht die Frage: Betheiligte sich das Volk so massenhaft an den Vorwahlen zu der Baltimore Convention, daß dieselbe wirklich als der Ausdruck der öffentlichen Meinnng gelten kann? Jeder einigermaßen mit den politischen Verhältnissen Vertraute wird wissen, wie gering gewöhnlich die Theilnahme an diesen Vorwahlen ist. Freilich jeder Bürger hat das Recht, sich an den Primärwahlen zu betheiligen und bei der abgeschwächten Abfassung des Aufrufs zur Convention würde Jeder, der gegen die Anerkennung des Südens ist, zur Abgabe seiner Stimme berechtigt sein. Allein mit welchem Rechte können die Vertheidiger dieser

Convention Jeden, der es wagt, an ihrer Orthodoxie zu zweifeln, für einen Verräther an der Partei, für einen Desorganisateur erklären, gegen welchen kein Anathema kräftig genug ist? Die republikanische Partei von 1860 hat ihre Aufgabe erfüllt und sich bereits beim Ausbruche des Krieges aufgelöst; es giebt kein Erbrecht und keine rechtmäßige Nachfolge in politischen Parteien; eine Partei, die sich selbst für todt erklärt, darf nicht, gestützt auf die alte noch bestehende Maschinerie, einen Glauben an ihre Unfehlbarkeit beanspruchen. Die große und furchtbare Zeit erfordert eine neue Organisation; wenn es je nöthig war, sich an große Grundsätze zu klammern, so ist dies jetzt der Fall und die ernste Lage des Landes erfordert gebieterisch die Bildung einer radikalen Volkspartei.

Die Anhänger des Herrn Lincoln fühlten von jeher und die Weigerung, die Baltimore Convention zu verschieben, beweist es auf's Neue, daß nur ein rasches Handeln Herrn Lincolns Candidatur noch retten könne. Die Baltimore Convention wird nicht verschoben werden, es sei denn, daß, was der Genius des Vaterlandes verhüten möge, Grant vor Richmond unglücklich ist. Die Lincolniten sahen von Anfang an ein, daß nur eine Ueberrumpelung des Volkes ihrem Candidaten zum Siege verhelfen könne und deßhalb wurde es von ihnen für ein Verbrechen angesehen, Herrn Lincoln scharf zu kritisiren, deßhalb wurde sofort der Ruf erhoben: Ihr seid Verräther an der Partei, Ihr arbeitet den Copperheads in die Hände, das Land kann im gegenwärtigen Augenblicke es nicht riskiren, den obersten Beamten zu wechseln und wie die bekannten Phrasen alle lauten. Diese Ueberrumpelung ist mißlungen und Herr Lincoln, den seine Lenker nicht weise genug berathen zu haben scheinen, hat durch seine eigenen Worte, Briefe und Handlungen seitdem selbst den klarsten Beweis von seiner Unfähigkeit gegeben, bis zuletzt seine Wiederernennung Blairs zum Generalmajor die Indignation des Volkes auf die Spitze trieb. — Lincolns Chancen sind selbst in Baltimore nicht mehr die besten.

Sobald die ersten Anzeichen der systematischen Anstrengungen der Lincolnpartei an's Licht traten, sobald dieselben Leute, welche noch wenige Monate vorher Herrn Lincoln den „Mörder der Republik" nannten, Hosianna sangen für den zweiten Washington, begann sich die Opposition zu regen. Wir sind stolz darauf, mit unter den Ersten gewesen zu sein, welche den Warnungsruf erhoben. Und wie glorreich ist die Bewegung fortgeschritten! Heute haben sich, allein im Westen, über dreißig Zeitungen entschieden gegen die Wiedererwählung Lincolns ausgesprochen und die bei Weitem größere Anzahl derselben läßt lustig im Winde den Namen Fremonts, des Pfadfinders, fliegen. Es sind freilich meist deutsche Zeitungen, allein ist das Prinzip weniger groß und erhaben, weil es hauptsächlich von Deutschen vertreten wird? Stallo behauptet: „Wenn während der letzten Jahrtausende ein großer Gedanke die Welt bewegt und beherrscht hat, so hat er gewiß vorher in einsamer Klause einen deutschen Kopf in Flammen gesetzt; wo eine mächtige Begeisterung die Massen ergriffen, hat sie gewiß zuerst eine deutsche Seele durchschauert." Nun, die Begeisterung wird die Massen ergreifen; wenn auch die Menge der Amerikaner noch zaudernd schweift, der Funke der Begeisterung

liegt in ihr und um ihn zur Flamme anzublasen, bedarf es nur, daß die Oppositionsbewegung gegen die herrschende Lahmheit und Corruption Wesen und Gestalt gewinne, daß sie sich organisire, denn nur das Concrete, Greifbare imponirt der Menge; vor Abstractionen hat sie Scheu. Und diese Organisation wird eben jetzt angebahnt.

Eine Anzahl von Männern, welche theils brieflich, theils persönlich mit einander conferirten, hat endlich die Initiative ergriffen und den folgenden Aufruf zu einer Volks-Convention erlassen:

An das Volk der Vereinigten Staaten.

Nachdem wir uns vergeblich nach Kräften bemüht haben, so weit wie möglich den kritischen Moment hinauszuschieben, wo die Aufmerksamkeit des Volkes mit Nothwendigkeit auf die Wahl eines Kandidaten für das höchste Amt des Landes gerichtet werden muß; nachdem wir mit unserm Gewissen zu Rath gegangen und unsere Pflicht als Bürger geprüft haben, fühlen wir uns, dem Gebot einer reifen Ueberzeugung wie einer tiefen Anhänglichkeit an das gemeinsame Vaterland gehorchend, gedrungen, auf unsere eigene Verantwortlichkeit hin uns vor dem Volke dahin zu erklären, daß für alle unabhängige Männer, welche auf ihre Freiheiten und die nationale Größe eifersüchtig sind, die Zeit gekommen ist zur gemeinsamen Berathung und zum vereinigten Widerstand gegen den überhandnehmenden Andrang einer offenen, scham- und schrankenlosen Patronage, welche unter ihrer zerstörenden Wege die Rechte des Volks wie die Freiheit und Würde der Nation zu begraben droht.

Tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß in einer revolutionairen Zeit, wo die öffentliche Aufmerksamkeit ausschließlich den Erfolgen der Armee zugewandt ist und deßhalb weniger wachsam die öffentlichen Freiheiten hütet, eine Patronage, welche aus der Organisirung eines Heeres von einer Million Soldaten hervorgeht, und eine Verwaltung, welche die entferntesten Theile des Landes zu Gunsten ihres Oberhaupts zu beeinflussen sucht, eine Gefahr schaffen, wodurch der Bestand der republikanischen Institutionen bedroht ist, erklären wir es für eine Nothwen.igkeit, an dem „Ein-Termin-Prinzip", welches jetzt durch die Weihe der Zeit beinah die Macht eines Gesetzes erlangt hat, bei den künftigen Wahlen unbeugsam festzuhalten. Ferner erklären wir, daß wir der Baltimore Convention die wesentlichen Bedingungen einer National-Convention absprechen. Die Nähe derselben bei dem Mittelpunkt aller interessirten Einflüsse der Administration, ihre Entfernung von dem Mittelpunkt des Landes, die Art ihrer Zusammenberufung, die korrumpirenden Praktiken, denen sie ausgesetzt war und unvermeidlich noch sein wird, rauben dem Volk alle Aussicht, dort mit voller Freiheit berathen zu können. Ueberzeugt wie wir sind, daß unter den kritischen Umständen, in welche die Nation gebracht worden, das allgemeine Wohl nur durch die Energie und die gute Gesinnung des Volks zu sichern ist; erkennend, daß das einzige Mittel, seine Stimme zu hören, in der Wahl eines centralen Ortes besteht, der Jedem ohne zu große Opfer an Geld und Zeit zugänglich ist und wo das versammelte Volk, fern von den administrativen Einflüssen, frei sich berathen und friedlich besprechen kann in Gegenwart einer möglichst großen Anzahl von Männern, deren bekannte Grundsätze ihre aufrichtige und erleuchtete Hingebung an die Rechte des Volks und die wahren Bürgschaften eines

republikanischen Gouvernements gewährleisten, erlassen wir an unsre Mitbürger die ernstliche Einladung, sich am Dienstag den 31. Mai in Cleveland, Ohio, zur Berathung und zu vereinigtem Handeln in Bezug auf die herannahende Präsidentenwahl zu versammeln.

Das provisorische Volks-Comite:

B. Gratz Brown, Missouri.
Stephen S. Foster, Massachusetts.
A. Van Antwerp, New-York.
Bird B. Chapman, Ohio.
Ezra C. Andrews, Maine.
Henry A. Clover, Missouri.
Peter Engelmann, Wisconsin.
Caspar Butz, Illinois.
George Field, New-York.
Edward Gilbert, New-York.
Peter Gillen, New-York.
Isaac W. Hoff, New-York.
W. Herries, New-York.
James Hill, Maine.
K. Heinzen, Massachusetts.
S. P. Dinsmore, Distrikt Columbia
A. Humbert, Pennsylvanien.
J. W. Alden, New-Jersey.
L. Stibolt, Iowa.
Wm. Morris Davis, Pa.
E. M. Davis Pennsylvanien.
W. F. Johnston, Pa.
Fried. Kapp, New-York.
Charles E. Moß, Missouri.
C. G. Parker, Maine.
Ernst Prüssing, Illinois.
Wm. D. Robinson, Maine.
John S. Savery, New-York.
G. Cluseret, New-York.
Emil Preetorius, Missouri.
Nath. P. Sawyer, Pa.
Ernst Schmidt, Illinois.
James Redpath, Massachusetts.
Walter H. Shupe, Ohio.
Wm. H. Smith, Maine.
P. W. Kenyon, New-York.
James Taussig, Missouri.
Ph. Stoppelbein, New-York.
Wm. H. Dwinelle, New-York.
Samuel Taylor, New-York.
James S. Thomas, Missouri.
F. Münch, Missouri.
J. D. Westbrook, Maine.
J. F. Whipple, New-York.
Theo. Olshausen, Missouri.

Der größere Theil der Administrationspresse hat natürlich diesen Aufruf nicht abgedruckt. Diejenigen Journale, welche die Politik des Todtschweigens für eine verfehlte halten, bemühen sich, entweder den Aufruf lächerlich zu machen oder den alten Unkenruf der „Spaltung der Partei" ertönen zu lassen. Sie behaupten, daß fast keine Namen von nationaler Bedeutung sich unter dem Aufrufe befinden. Wir wollen gerne zugeben, daß außer den Namen des Senators Gratz Brown und des frühern Gouverneurs Johnston von Pennsylvanien die übrigen Unterzeichner ziemlich unbekannte Leute sind. Wendell Phillips, der zwar nicht unterzeichnet, hat übrigens den Aufruf in einem Briefe an Stallo vollständig gebilligt. Doch was beweist denn dies? Wenn die großen ruhmumstrahlten Herren, die sich so gerne als die Leiter der Bewegung geriren, schweigen, so müssen eben Leute aus dem Volke sprechen und vielleicht haben sie den Puls des Volkes besser gefühlt, als unsere parlamentarische Größen, die meist dem Volke ferner stehen. Es ist die Zeit gekommen, wo das Volk für sich selber sprechen und sich nicht mehr an Namen anklammern muß.— Was die „Spaltung der Partei" betrifft, so wird dieser absurde Ruf bald nirgends mehr Eindruck machen. Wo Alles im Schwanken und Bewegen, wo alle früheren Partei-Platformen veraltet, wo alle alte Parteifahnen zerrissen und zum großen Theil nicht mehr rein sind,—da ist ein solcher Ruf einfach lächerlich. Die Journale

des Herrn Lincoln legen einen besondern Nachdruck darauf, daß der Aufruf keine bestimmten Grundsätze aufstellt und sie rufen mit unheilverkündenden Mienen aus, daß die zu gründende neue Partei ihre Hauptunterstützung von den Demokraten erwarte.—Gemach ihr Herren! Wir buhlen nicht um die Unterstützung der Demokraten, wie Ihr es unablässig seit 1861 gethan habt. Wir werfen nicht Grundsätze über Bord, um Stimmen zu fangen, wie Ihr es gethan. Wir heißen nicht Jeden Freund, der sich einen Unionsmann nennt, und öffnen nicht die Arme jedem, den Treueid leistenden, Rebellen. Wir reconstruiren keine Sklavenstaaten, wenn ein Zehntel der Stimmgeber die Farce einer Convention aufführt. Wir amnestiren nicht im Voraus, unter der Bedingung, für einen gewissen Candidaten zu stimmen. Wir werden in Cleveland eine radikale Platform schaffen, die ewigen Grundsätze der Freiheit fest und bestimmt aussprechen und dann werden wir uns an das Volk wenden und wer diese Grundsätze theilt und billigt, der ist unser Mann! Dann freilich fragen wir nicht mehr nach seiner Vergangenheit; wir untersuchen nicht, ob er früher Demokrat, Republikaner, Knownothing oder Temperenzler war, ob er in die Episcopalkirche oder in das Bethaus der Methodisten geht,

„ob er Zion oder Rom
Rufe im Gefechte."

So verstehen die „Monatshefte" die Bedeutung der Cleveland Convention.

Wir glauben, daß die Majorität der Unterzeichner Freunde der Candidatur des Generals Fremont sind. Daraus folgt noch gar nicht, daß die Convention in Cleveland Fremont nominiren wird. Es ist überhaupt eine offene und zu debattirende Frage, ob es zweckmäßig ist, eine Nomination zu machen. Auf Eins mögen die ängstlichen Seelen, welche sich so leicht durch den stereotypen Schmerzensruf der Lincolnblätter, „Spalten der Partei", bange machen lassen, sich verlassen: die Cleveland Convention wird nicht den Copperheads in die Hände arbeiten. Und wenn die Anhänger der Secession im Norden hundertmal ein Freudengeschrei über die Cleveland Convention erheben — das kann nur alte Weiber erschrecken, aber nicht Männer von ihrer Pflicht abbringen. Wenn die Herren in Baltimore weise sind, so beachten sie die Stimme des radicalen Volkes, welche in Cleveland laut werden wird und nominiren auf einer radicalen Platform einen radicalen Candidaten. Das Volk will keinen auf einer radicalen Platform gekreuzigten Präsidenten, dessen Vergangenheit keine Bürgschaft für seinen ehrlichen Radicalismus bietet. Es giebt nur einen Mann, der die Partei „spaltet" und dieser Mann heißt Abraham Lincoln.

An alle unsere Leser und Freunde in allen Staaten, welche dieses Heft noch vor der Cleveland Convention erreicht, möchten auch wir noch die dringende Aufforderung richten, sich, wenn es ihnen möglich, am 31. Mai in Cleveland einzufinden. Laßt uns ein Maifeld halten nach alter fränkischer Sitte; frei und offen spreche Jeder sich aus; die Zeit ist ernst und kritisch, eine freie Berathung thut Noth und nur Gutes kann daraus resultiren. Auf, nach Cleveland!

Der Krieg in Schleswig auf den Brettern. Bei der herrschenden Speculationssucht war es natürlich, daß auch die Bühne sich schleunigst der Ereignisse in Schleswig bemächtigt hat. Sowohl das Meysel'sche, wie das Callenbach'sche Theater in Berlin bringt allabendlich ein solches volksthümliches Spektakelstück zur Aufführung, dort heißt es „die Preußen in Schleswig oder der Sturm auf die Dannewerke," hier benennt es sich „Berliner Kinder in Schleswig." Wien wird dem gegebenen Beispiele folgen, d. h. schon steht O. F. Berg mit einem Schauspiel: „Zwei Mann vom Regiment Belgien" und Anton Langer mit einem Genrebild: „In Schleswig" bereit. Letzteres, von dem man sich einen besonderen Erfolg verspricht, wird im Carltheater gegeben und es erscheinen darin Knaak und die Grobecker in plattdeutschen Rollen, Treumann, Grots, Ascher und Matras aber — also die sämmtlichen Lieblinge des Publikums — als Soldaten der alliirten Armee, die natürlich theils den Wiener, theils den Berliner Dialekt sprechen und damit wirken wollen.

Berichtigungen.

Wir haben leider nicht das Glück gehabt, in unserer Jugend einen sogenannten gelehrten Cursus durchmachen zu können und unsere Kenntniß der lateinischen Sprache hat während eines fünfzehnjährigen Aufenthalts im Westen Amerika's sicher nicht zugenommen. So kam es, daß in unserer freien flüchtigen Uebersetzung des Horazischen Verses im Mai-Heft das Wort "ferient" falsch übersetzt wurde. Jeder gute Lateiner wird sofort eingesehen haben, daß die letzte Zeile jenes Verses heißen muß:

„Den Unerschrockenen erschlagen die Ruinen."

Sollte in allen gelehrten Kreisen, was wir nicht glauben, sich dieses Irrthums wegen eine solche moralische Entrüstung, resp. Schadenfreude kund gegeben haben, wie „inhaltlich" ihres „Journal für höhere Pöbelhaftigkeit" bei einigen hiesigen Ex-Größen badischer und schwäbischer Zunge, so bleibt uns nichts übrig, als, unter den besten Angelöbnissen für die Zukunft, die gesammte lateinische Welt ehrerbietigst um Entschuldigung zu bitten.

Den Druckfehler im Mai-Heft "Rice of the Dutch Republic" statt "Rise of &c." wird in Amerika und England gewiß jeder Leser gleich selbst verbessert haben.

In dem Artikel in dem Juni-Heft: „Die Männer von 1793" sind, während einer kurzen Abwesenheit des Herausgebers, der deßhalb verhindert war, die Correctur selbst zu lesen, mehrere Fehler, besonders in den Namen, stehen geblieben. Wir corrigiren die hauptsächlichsten:

Seite 497 statt „eine Vive Pétion!„ lies „ein &c.
„ 504 „ „zum Zielpfeile" „ „zur Zielscheibe."
„ „ „ „Fauché" lies „Fouché."
„ „ „ „Medo" „ „Meda."
„ „ „ „Amas &c." lies „Amar, Vadier, Jagot, Voulland, Lacoste, Louis (du bas Rhin.)"
„ 507 „ „Durand Mailland" lies „Durand Maillane."
„ „ „ „Herren der Versammlung" lies „Heroen der &c."
„ „ „ „Boissot" lies „Brissot."
„ 509 „ „Hendschoten" lies „Hondschoten."
„ „ „ „richtigste Maßregel" lies „wichtigste &c."



Inhalt des ersten Bandes.

Januar-Heft:

Seite.

Februar-Heft:

März-Heft:

April-Heft:

Mai-Heft.

Juni-Heft.